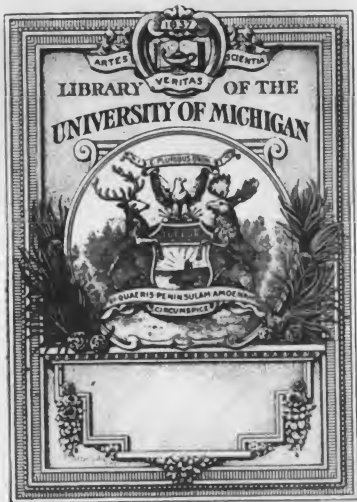


**SITZUNGSBERICHTE
DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN:**

...





AS
182
M966

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1880.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1880.

~
In Commission bei G. Franz.

0

tr.

r.

r.

0

fe.

n

•

Uebersicht des Inhalts.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeier des 121. Stiftungstages am 20. März 1880.

	Seite
*v. Döllinger: Ueber die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte	144
v. Prantl: Nekrologe	144
v. Giesebrecht: Nekrologe	156

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeier des Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs Ludwig II. und zugleich zur festlichen Begehung des siebenhundertjährigen Jubiläums des Wittelsbacher Fürstenhauses am 28. Juli 1880.

*v. Döllinger: Ueber das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte	433
Neuwahlen	433

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1880.

Bursian: Das sogenannte poema ultimum des Paulinus Nolanus	1
*Thomas: De passagiis in terram sanctam	23

Sitzung vom 7. Februar 1880.

v. Christ: Der Gebrauch der griechischen Partikel <i>TE</i> mit besonderer Bezugnahme auf Homer	25
---	----

Sitzung vom 6. März 1880.

*Lauth: Ueber die Phönix-Periode	143
--	-----

Sitzung vom 1. Mai 1880.

	Seite
*Meyer: Die urbinatische Sammlung von Spruchversen des Menander, Euripides und Anderer	166

Sitzung vom 5. Juni 1880.

Brunn: Troische Miscellen. Dritte Abtheilung	167
v. Christ: Die Wiederholungen gleicher und ähnlicher Verse in der Ilias	221
G. F. Unger: Zeitfolge der vier ersten demosthenischen Reden	273

Sitzung vom 3. Juli 1880.

Wölfflin: Ueber die Latinität des Afrikaners Cassius Felix. Ein Beitrag zur Geschichte der lateinischen Sprache . .	381
---	-----

Sitzung vom 6. November 1880.

Brunn: Zur griechischen Künstlergeschichte	435
/ Helbig: Ueber den Pileus der alten Italiker (mit zwei Tafeln)	487
*Maurer: Die Wasserweibe des germanischen Heidenthums . .	555
Alphons Mayer: Waldensia	555
*Thomas: Das Capitolare dei Consoli dei Mercanti	570

Sitzung vom 4. December 1880.

Konrad Hofmann und Wilhelm Meyer: Die Textkritik von Lutwin's Adam und Eva	598
*Trumpp: Grammatische Untersuchungen über die Sprache der Brähüis (s. Supplement-Heft)	616

Historische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1880.

*Moriz Ritter: Politik und Geschichte der Union zur Zeit des Ausganges Rudolfs II und des Anfanges des Kaisers Matthias.	24
--	----

	Seite
Gregorovius: Die beiden bayerischen Residenten am päpstlichen Hof in den Jahren 1607—1659	330

~~~~~

*Sitzung vom 7. Februar 1880.*

|                                                                                   |    |
|-----------------------------------------------------------------------------------|----|
| v. Löhner: Stellung der canarischen Inseln in der Entdeckungsgeschichte . . . . . | 77 |
|-----------------------------------------------------------------------------------|----|

~~~~~

Sitzung vom 6. März 1880.

Friedrich: Ueber Francesco Pucci	111
--	-----

~~~~~

*Sitzung vom 1. Mai 1880.*

|                                                                                                                                   |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| *Würdinger: Beiträge zur Geschichte der Gründung und der ersten Periode des Hausritterordens vom hl. Hubertus 1444—1709 . . . . . | 166 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

~~~~~

Sitzung vom 5. Juni 1880.

*Cornelius: Ueber das Verhältniss von Kirche und Staat zu Genf in den Zeiten Calvin's	381
---	-----

~~~~~

*Sitzung vom 3. Juli 1880.*

|                                                                                 |     |
|---------------------------------------------------------------------------------|-----|
| *Stieve: Ueber den Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland . . . . . | 432 |
|---------------------------------------------------------------------------------|-----|

~~~~~

Sitzung vom 6. November 1880.

v. Druffel: Ueber die Aufnahme der Bulle „Exsurge Domine“ — Leo X. gegen Luther — von Seiten einiger süddeutschen Bischöfe	571
--	-----

~~~~~

*Sitzung vom 4. Dezember 1880.*

|                                                                                                                     |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Wilhelm Heyd: Ueber Funda und Fondaco. Zu Diez' etymol. Wörterbuch der roman. Sprachen. 4. Aufl. 1878. S. 143, 451. | 617 |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|

VI

|                                                                              | Seite               |
|------------------------------------------------------------------------------|---------------------|
| *v. Druffel: Ueber Karl V. und die römische Curie im Jahre<br>1543 . . . . . | 628                 |
| *v. Kluckhohn: Aus Westenrieder's handschriftlichem Nachlasse                | 628                 |
| ~~~~~                                                                        |                     |
| Einsendungen von Druckschriften . . . . .                                    | 106. 217. 377. 629. |

~~~~~

Supplement-Heft.

Trumpp: Grammatische Untersuchungen über die Sprache der
Brähüis.

—————

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1880.

Herr Bursian trug vor:

„Das sogenannte *poema ultimum* des Paulinus Nolanus.“

Das gewöhnlich nach seiner Stellung in den Ausgaben als '*poema ultimum*' bezeichnete Gedicht, in welchem Meropius Paulinus aus Burdigala, der Schüler des Ausonius und spätere Bischof von Nola in Campanien, welchen die katholische Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen hat, einem uns nicht näher bekannten Antonius gegenüber seine um das Jahr 390 erfolgte Bekehrung zu einem strengen christlichen Leben¹⁾ rechtfertigt, gehört zu denjenigen Denkmälern der altchristlichen Litteratur, welche als wichtige Quellen für die Kenntniss der religiösen Vorstellungen des absterbenden Heidenthums in einem künftigen *Corpus mythographorum latinorum* einen Platz verdienen. Im Anschluss an frühere Vorarbeiten zur Herstellung eines solchen

1) Vgl. besonders Ebert Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Grossen S. 283 ff.

Corpus will ich im Folgenden das Gedicht, dessen mit Hilfe einer bisher unbenutzten Handschrift von mir recensirten Text ich vorausschicke, einer eingehenderen Betrachtung vom Standpunkte der mythologischen Forschung aus unterziehen.

Das Gedicht ist zuerst von Ludovico Antonio Muratori, zugleich mit drei früher unbekanntem Gedichten des Paulinus zur Jahresfeier des Todestages des heiligen Felix, im ersten Bande seiner 'Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codicibus nunc primum eruit, notis ac disquisitionibus auget L. A. M.' (Mediolani 1697) p. 113 — 139 aus einem Codex Ambrosianus saec. X¹⁾ veröffentlicht, sodann in der ersten vollständigen Gesamtausgabe der Werke des Paulinus²⁾ und in dem Abdrucke derselben in Migne's Patrologiae cursus completus, series latina t. LXI (col. 689 bis 710) wiederholt, endlich auch mit einigen theils eigenen theils von Valerius Vonk in seinem Specimen criticum in varios auctores (Trajecti ad Rhen. 1744) aufgestellten Verbesserungen von Fr. Oehler in seine Ausgabe des Minucius Felix und Firmicus Maternus (Bibliotheca patrum ecclesiasticorum latinorum selecta—curante E. G. Gersdorf, Vol. XIII, Lips. 1847) p. 121—132 aufgenommen worden. Es findet sich aber auch in dem Cod. Monac. lat. 6412 (Frising. 212) saec. X, auf dessen Bedeutung für die Kritik der Dichtungen des Paulinus zuerst Joseph Zechmeister in seinem

1) Nach Reifferscheid Bibliotheca patr. lat. ital. II, p. 67 s.; Muratori möchte die Handschrift noch dem 9. Jahrhundert zuweisen.

2) S. Pontii Meropii Paulini senatoris et consulis Romani deinde Nolani episcopi opera ad mss. codices Gallicanos, Italicos, Anglicanos, Belgicos atque ad editiones antiquiores emendata et aucta nec non variorum notis ac dissertationibus illustrata; nunc vero primum quatuor integris poematibus quae ex Ambrosiana bibliotheca pridem eruta modo secundis curis recognovit D. L. A. Muratorius auctiora demum atque absoluta. Veronae 1736. Typis Dionysii Ramanzini bibliopolae ad S. Thomam. — Das Poema ultimum steht hier col. 693—714.

Aufsätze 'Kritische Beiträge zu Paulinus von Nola' (Wiener Studien. Zeitschrift für classische Philologie. Supplement der Zeitschrift für österreichische Gymnasien. Verantwortliche Redacteurs: W. Hartel, K. Schenkl. Erster Jahrgang 1879. Erstes Heft, S. 98 ff.) hingewiesen hat. Unser Gedicht beginnt auf Fol. 110 verso der Handschrift ohne Ueberschrift (vorher geht die Subscription: Explicit liber duodecimus) und schliesst auf dem letzten Blatte, Fol. 116 recto, dessen untere Hälfte nach dem letzten Verse des Gedichts abgeschnitten ist, offenbar um das leere Pergament anderweitig zu verwerthen; die Rückseite dieses halben Blattes ist unbeschrieben.

Ich lasse nun den Text des Gedichts nach meiner Recension folgen und bezeichne die Abweichungen der Freisinger Handschrift von demselben mit F, die des Muratorischen Druckes, beziehendlich des codex Ambrosianus, mit M; wo diesen Lesarten ein * vorgesetzt ist, habe ich die Ueberslieferung durch eigene Conjectur verändert. Die vielfach irrige Interpunction der früheren Ausgaben habe ich stillschweigend verbessert.

Discussi, fateor, sectas, Antonius, omnes;
Plurima quaesiti, per singula quaeque cucurri,
Sed nihil inueni melius quam credere Christo.
Haec ego disposui leni describere uersu,

- 5 Et ne displiceat quod talia carmina pango,
Dauid ipse deum modulata uoce rogauit,
Quo nos exemplo pro magnis parua canemus
Dicentes quae sunt fugienda, sequenda, colenda,
Cum tamen in cunctis et res et causa probetur.

4. conscribere M — 5. pando F M, verbessert nach Oehler's Vermutung (carmine pando ci. Vonk). — 6. ipse dñm F ipse chelym M: das Richtige hat schon Vonk vermuthet. Vgl. übrigens Paulin. c. VI, 19 s.

- 10 Iudaicum primo populum nec gratia mouit
 Mira dei; nam tum Faraoni ereptus iniquo
 Et mare transgressus pedibus lucente columna,
 Cum duce qui mergi infestos uidit equestres
 Et cui desertis nihil umquam defuit agris,
- 15 Manna cui e caelo et fons de rupe cucurrit,
 Post haec ipse deum praestantem tanta negauit
 Dumque aliud numen dementi pectore quaerit,
 Ignibus incensis quod misit perdidit aurum.
 Par quoque paganus lapides quos sculpsit adorat
- 20 Et facit ipse sibi quod debeat ipse timere.
 Tum simulacra colit quae sic ex aere figurat
 Ut quando libitum est mittat confracta monetae
 Aut magis in species conuertat saepe pudendas.
 Hinc miseras mactat pecudes mentesque deorum
- 25 Quos putat irasci calido in pulmone requirit
 Atque hominis uitam pecoris de morte precatur.
 Quid petit ignosci ueniam qui sanguine poscit?
 Illud enim quale est, quam stultum quamue notandum!
 Cum deus omnipotens hominem formauerit olim,
- 30 Audet homo formare deum; ne crimina desint,
 Hunc etiam uendit, dominum sibi comparat emptor.
 Philosophos credam quicquam rationis habere,
 Qui ratione carent, quibus est sapientia uana?
 Sunt Cynici canibus similes, quod nomine produunt;
- 35 Sunt et sectantes incerti dogma Platonis
 Quos quaesita diu animae substantia turbat,
 Tractantes semper nec definire uolentes,
 Unde Platonis amant de anima describere librum

11. Pharaoni *M* — 13. mersos *vermuthet Muratori, ohne Grund: Hiatus vor der Caesur findet sich auch V. 15. 36. 44. 54. 201.* — 14. nihilum quoque *M* — 19. sculpsit *M* — 21. ex aera *F* — 22. conficta *M* — 31. dominus *M*; *vgl. Firmic. Mat. de errore prof. rel. c. 15, 2.*
 — 34. cyni: canibus (ci ^{et} von erster Hand) *F* — 37. ualentes *M*.

- Qui praeter titulum nil certi continet intus.
 40 Sunt etiam Fysici naturae nomine dicti
 Quos antiqua iuuat rudis atque incondita uita.
 Namque unus baculum quondam et uas fictile portans,
 Utile quod solum solumque putarat habendum,
 Illud ut auxilii, hoc esset causa bibendi,
 45 Cum stare agricolam manibusque haurire supinis
 Potandas uidisset aquas, uas fictile fregit,
 Quo procul abiecto remouenda superflua dixit.
 Rusticus hunc docuit quod spernere posset et istud.
 Hi neque uina bibunt nec uictu panis aluntur
 50 Nec lecto recubant nec frigora uestibus arcent
 Ingratique deo quae praestitit ille recusant.
 Quid dicam diuersa sacra et dis atque deabus
 Conditata templa loquar, quae sint Capitolia? Primum
 His deus [est] uxorque dei ipsamque sororem
 55 Esse uolunt quam Uergilius notat auctor eorum
 Dicendo 'et soror et coniunx'. Plus de Ioue fertur
 Et natam stuprasse suam fratrique dedisse
 Utque alias caperet propriam uariasse figuram:
 Nunc serpens, nunc taurus erat, nunc cygnus et anser

40. Physici *M* — 42. portans von erster Hand in Rasur *F* —
 43. putaret *F* — 44. auxilii atque hoc *M*: causa ist hier wie auch *V.*
 115 trotz der Kürze der zweiten Silbe als Präposition, beziehungsweise
 Postposition aufzufassen; das a ist verkürzt nach Analogie der Ad-
 uerbia postea, contra, supra u. s. w.: vgl. *L. Müller De re metrica*
poetarum latinorum p. 341. — 45. Cum staret. agricola *F* — 47. re-
 mouendo *F* — 51. quod *M* — illi *F* — 54. Das in *F* und *M* fehlende
 est habe ich nach Muratori's Vermutung eingefügt. Im Vorhergehenden
 ist vielleicht zu lesen loquar? Quae sunt capitalia, primum (*Oehler*
interpungirt Conditata templa? Loquar quae sint capitolia primum; der-
 selbe vermuthet, dass zu lesen sei: Loquar quae sint capitolia. Primus).
 — 56. coniunx *M*. Cf. *Verg. Aen.* I, 47. — 58. Et quae alias *F* — 59.
 *cygnus et abro *F* cignus et arbor *M* (der et aurum vermuthet, et
 ardor ci. *Oehler*); vgl. *Pseudoclement. recogn.* X (p. 54, 26 meiner Aus-

- 60 Seque immutando qualis fuit indicat ipse:
 Plus aliena sibi quam propria forma placebat.
 Turpius his aquilam finxit puerique nefandos
 Uenit in amplexus. Quid dicit turba colentum?
 Ant neget esse Iouem aut fateatur dedecus istud.
- 65 Nomen habet certe quod nec ratione probetur.
 Sacra Ioui faciunt et 'Iuppiter optime' dicunt
 Huncque rogant et 'Iane pater' primo ordine ponunt.
 Rex fuit hic Ianus proprio qui nomine fecit
 Ianiculum, prudens homo, qui cum multa futura
- 70 Posset respicere, duplici hunc pinxere figura
 Et Ianum geminum ueteres dixere Latini.
 Hic quia nauigio Ausonias aduenit ad oras,
 Nummus huic primum tali est excussus honore,
 Ut pars una caput, pars sculperet altera nauem;
- 75 Cuius nunc memores quaecumque nomismata signant,
 Ex ueteri facto 'capita' haec 'et nauia' dicunt.
 De Ioue quid sperant, qui est a rege secundus
 Quique sacrificiis apponitur ore precantum?
 Hic habet et matrem captam pastoris amore;
- 80 Nam prior est pastor quam Iuppiter aut Iouis ipse;
 Sed melius pastor, castum seruare pudorem
 Qui uoluit spreuitque deam, cui saeua uiriles

gabe des Firmicus Mat. de err. prof. rel.) und weitere Belegstellen bei O. Jahn Archäologische Beiträge S. 3, Anm. 6 und S. 443. — 66. Iupiter M — 67. cf. Hor. ep. I. 16, 59. — 70. respicere, hunc duplici M: wahrscheinlich ist durch ein Versehen des Schreibers des Archetypus zwischen posset und respicere ein Vers ausgefallen; die Stelle mag ungefähr so gelautet haben: Posset [prospicere nec non transacta soleret Sollers] respicere etc.: vgl. Macrob. sat. I, 7, 20. Futura und transacta stellt Paulinus auch c. VI, 198 f. einander gegenüber. — 73. excusus M — 74. scalperet M — 77. sper. ant (zwischen r und a ein Buchstabe ausradirt) F — (quique est Oehler nach Vonk's Vermutung). — 78. Quicque, aber das c ausradirt F — sacrificiis, von erster Hand in sacrificiis verbessert, F — praecantum F — 79. haberet et F — 80. Jupiter M — 81. melior vermutet Muratori, ohne Noth.

- Abscidit partes, ne quando tangeret ille
 Alterius thalamum qui noluit eius adire.
- 85 Hoc tamen hoc egit sententia iusta deorum,
 Ne fieret coniunx qui non est factus adulter?
 Nunc quoque semiuiri mysteria turpia plangunt
 Nec desunt homines quos haec contagia uertant,
 Intus et arcanum quiddam quasi maius adorant
- 90 Idque uocant sanctum, quo si uelit ire pudicus,
 Iste profanus erit. Sic castior ipse sacerdos
 Femineos uitat coitus patiturque uiriles.
 O mens caeca uirum! de sacris semper eorum
 Scaena mouet risus, nec ab hoc errore recedunt.
- 95 Saturnum perhibent Iouis esse patrem huncque uorasse
 Natos ante suos et mox e uentre nefandas
 Enomuisse dapes, sed postea coniugis arte
 Pro Ioue suppositum mersisse in uiscera saxum,
 Quod nisi fecisset, consumptus Iuppiter esset.
- 100 Huncque Cronon dicunt fiteque Chronon, quia tempus
 Quae creat absumit rursusque absumpta promittit.
 Cur tamen oblique nomen pro tempore fingunt?
 Hunc etiam, quod saepe sibi de prole timebat,

84. chalamum *F* — 85. Vielleicht Num tamen? — 86. coniunx *M*
 — 91. prophanus *M* — *sic artior *F M*: der Dichter hat, wie ich
 glaube, an die von den Römern castus genannten Fastengebräuche
 beim Feste der Magna Mater am 24. März gedacht; vgl. Arnob. adv.
 nat. V, 16. — 92. Muratori nimmt nach diesem Verse den Ausfall
 eines Verses an, weil die Vollständigkeit des Gedankens verlange:
 patiturque uiriles abscondi partes. Allein zu uiriles ist einfach aus
 dem Vorhergehenden coitus zu ergänzen, wie schon Oehler erkannt
 hat. — 95. hunc quoque *F*, aber das quo ist ausradirt. -- 99. Jupiter
M — 100. Huncque chronon *F M* (die Buchstaben ronon stehen auf
 einer Rasur in *F*): dass Cronon zu schreiben ist, hat schon Muratori
 gesehen; vgl. Macrob. Sat. I, 22, 8; Arnob. adv. nat. III, 29. — ch₂ronon
 quia (zwischen ch und r ist ein Buchstabe ausradirt) *F* — 101. re-
 mittit vermutet Muratori, irrig: promittit ist = in lucem emittit,
 vgl. Plin. n. h. XVI 26, 107.

- Ab Ioue deiectum caelo latuisse per agros
 105 Italiae Latiumque ideo tunc esse uocatum.
 Magnus uterque deus! terris est abditus alter,
 Alter non potuit terrarum scire latebras.
 Hinc Latiare malum prisci statuere Quirites.
 Ut mactatus homo nomen satiaret inane.
 110 Quae nox est animi, quae sunt inprouida corda!
 Quod colitur nihil est et sacra cruenta geruntur.
 Quid quod et Inuictum spelaea sub atra recondunt
 Quemque tegunt tenebris audent hunc dicere solem?
 Quis colat occulte lucem sidusque supernum
 115 Celet in infernis nisi rerum causa malarum?
 Quid quod et Isiaca sistrumque caputque caninum
 Non magis abscondunt sed per loca publica ponunt?
 Nescio quid certe quaerunt gaudentque repertum
 Rursus et amittunt quod rursus quaerere possint.
 120 Quis ferat hoc sapiens illos quasi claudere solem,
 Hos proferre palam propriorum monstra deorum?
 Quid Serapis meruit qui sic laceratur ab ipsis
 Per uarios turpesque locos? Hic denique semper
 Fit fera fitque canis, fit putre cadauer aselli,
 125 Nunc homo cum pannis, nunc corpore languidus aegro.

105. cf. Vergil. Aen. VIII, 322 s. — 108. statuare, von erster Hand in statuere corrigirt, F — vgl. Minuc. Fel. Oct. 30, 4 und weitere Belegstellen bei Marquardt Handbuch der römischen Alterthümer Bd. IV, S. 442. — 109. inanem F — 110. improuida M — 111. et fehlt in F — 112. spelea F: über den Sol Inuictus = Mithras vgl. Preller römische Mythologie S. 754 ff. — 113. Quaeque F M, verbessert von Muratori. — 115. malarum F M, verbessert von Muratori. — 116. * Isiacas istrumque F Isiacum sistrumque M: man könnte auch Isiaci schreiben; doch ist die Verlängerung der Kürze vor der Caesur ja ganz unbedenklich; vgl. V. 70 und L. Müller De re metrica poetarum latinorum p. 331 ss. — 117. ob portant? — 119. admittunt F — 122. Quis F — 124. canis et fit F — fit turpe M. — 125. * homo nunc pannis F homo nunc panis M — languidos aegri F.

- Talia dum faciunt, nihil hunc sentire fatentur.
 Quid loquar et Vestam quam se negat ipse sacerdos,
 Scire quid est, imisque tamen penetralibus intus
 Semper inextinctus seruari fingitur ignis?
 130 Cur dea, non deus est? cur ignis femina fertur?
 Ista quidem mulier, sicut commendat Hyginus,
 Stamine prima nouo uestem contexuit olim
 Nomine de proprio dictam quam tradidit ipsa
 Vulcano qui tunc illi monstrarat opertos
 135 Custodire focos; hic rursum munere laetus
 Obtulit hanc Soli per quem deprehenderat ante
 Martis adulterium: nunc omnis credula turba
 Suspendunt Soli per Vulcanalia uestes;
 Utque notent Venerem tunc et portatur Adonis,
 140 Stercora tunc mittunt, ipsum pro stercore iactant.
 Omnia si quaeras magis et ridenda uidentur.
 Additur his aliud: Vestae quas uirgines aiunt
 Quinquennis epulas audio portare draconi,
 Qui tamen aut non est aut si est diabolus ipse est,
 145 Humano generi contrarius antea suasor,
 Et uenerantur eum qui nunc in nomine Christi
 Et tremit et pendet suaque omnia facta fatetur.
 Quae mens est hominum ut pro ueris falsa loquantur,
 Qui linquenda colunt contraque colenda relinquunt!
 150 Iam sat erit nobis uanos narrare timores.
 Haec ego cuncta prius clarum quam lumen adeptus

127 et de Vesta *F* — 128. imis quae *F* — 130. faemina *M*
 — 131. commentat *vermutet Vonk*, vgl. *Priscian, inst.* VIII, 25 (*Vol.*
 I p. 392 *ed. Hertz*). — 133. Nomen *F* — dicta *F* — 135. hinc *F* —
 136. *Paulinus wird wohl deprehenderat geschrieben haben; vgl. V. 207*
und 209. — 140. ipsum proh! stercore iactant *Oehler, falsch.* — 142.
 * hic *F M* — 143. audis *M* — 145. Humani (o von erster Hand) *F*
 Humani generis *M* — 147. pendit *F* — fatentur *F* — 151. *clarum
 cum lumen *F M*: *Muratori nimmt eine Lücke nach prius an, schwerlich mit Recht; zu Haec ego cuncta prius ist aus dem Zusammenhang*

- Meque diu incertum et tot tempestatibus actum
 Sancta salutari suscepit ecclesia portu
 Postque uagos fluctus tranquilla sede locauit,
 155 Ut mihi iam liceat detersa nube malorum
 Tempore promisso lucem sperare serenam.
 Iam prior illa salus, quam perdidit immemor Adam
 Tunc uento suadente malo, nunc remige Christo
 Eruta de scopulis semper mansura resurget.
 160 Rector enim noster sic undique cuncta gubernat,
 Ut modo qui nobis errorem mentis ademit
 Hic meliore uia paradisi limina pandat.
 Felix nostra fides uni certoque dicata.
 Unus enim deus est, substantia filius una
 165 Unus, in utroque est unus uigor, una potestas.
 Namque dei uerbum patrio de pectore Christus
 Emicuit semperque fuit, qui non quasi natus,
 Ore sed egressus chaos illud inane remouit
 Et tulit informem contextae noctis hiatum
 170 Distribuitque locis mare, terras, aera, caelum
 Hisque dedit geminam pulsa caligine lucem.
 Ast ubi cuncta nouum stupuerunt surgere solem,
 Quattuor haec auxit uariis exordia rebus.

ein Verbum wie timebam zu ergänzen (prius. Clarum sum lumen ad Oehler nach Vonk's Conjectur). — 153. *ceclesia* (aber das erste c ausradirt) F' — 157. *immemorandam* F' — 158. *uentu* von erster Hand in uento corrigirt F' uero M — 164 s. Ich erkläre die dunkeln Verse so: Denn Gott ist Einer, Ein Sohn ein (und dieselbe) Wesenheit (mit ihm), in beiden eine Kraft, eine Macht. Vgl. die ähnlichen Verse in des Paulinus c. XIX (c. XI in S. Felicem) v. 133 ss.: Nam deus unus, | Virtus trina deus: pater unus et unus in ipso | Filius, ex ipso simul unus cum patre uerbi | Spiritus: haec tria sunt deus unus nomina semper. — 166. *pectore* (ein Buchstabe zwischen c und t ausradirt) F' — 167. *fuit* steht über der Zeile in F' — 169. *tulit* ist hier im Sinne von abtulit, sustulit zu fassen, wie unten V. 214 und V. 227. — 173.

Quattuor M — ausit F': hausit M: emendirt von Vonk —.

- Sunt homines terris, sunt addita sidera caelo,
 175 Aere pendet auis, liquido natat aequore piscis.
 Sic elementa suis decorauit singula formis;
 Nexuit haec diuersa licet discretaque iunxit
 Inunctaque discreuit quae nunc diuisa cohaerent.
 Claudit enim Oceanus terram, aere clauditur ipse,
 180 Axe sub aetherio medius concluditur aer.
 Hoc etiam caelum quod nos sublime uidemus
 Sex aliis infra est spatium surgentibus aequo,
 Postque thronos septem, post tot caelestia regna
 Cetera pars omnis quae cunctis eminet ultra,
 185 Quae super excedit, quae passim tendit in altum,
 Quae sine fine patet, quam nec mens colligit ulla,
 Lucis inaccessae domus est sedesque potentis
 Sancta dei, unde procul quae fecit subdita cernit.
 Omnia sic constant dum spiritus omnia cingit.
 190 Haec item quorum nobis conceditur usus,
 Quae polus inferior magno complectitur orbe,
 Cuncta licet distent, una cum pace tenentur,
 Denique nomen habent unum, sunt omnia mundus.
 Hunc etiam Graeci cosmon dixere priores;
 195 Hinc ita compositum distinguens utraque lingua
 Cosmon ab ornatu, mundum de lumine dixit.
 Nam quod sole nitet totum sordebat in umbra,
 Ut manet exemplum, quotiens nox omnia foedat
 Et docet ex tenebris quae sit data gratia lucis.

175. Pendent aues liquido natant aequore pisces *F* — 179.
 *terra mare *F* terram mare *M* — ipso von erster Hand in ipse cor-
 rigirt *F* — 180. aethereo *M* — 186. patent *F* — 187. sedisque *F*
 — 190. *idem *F* eadem *M* — 191. populus *F* — magna *M* —
 Vrbe *M* — 195. Hunc vermutet Muratori. — 197. *Nam quod sol
 nitet hoc tunc totum *F*, Nam quo Sol nitet hoc totum *M*: im Arche-
 typus fand sich wahrscheinlich eine Dittographie: Nam quod sole
 nitet totum. — 198. Et manet *M*.

- 200 Tot bona qui fecit, qui sic operatus ubique est,
 Hic deus [est] de corde dei, hic spiritus oris,
 Sancti sermo patris, tantarum fabrica rerum.
 Nec se paganus laudet si qui idola uitat
 Ac satis esse putat quod numine credat in uno.
- 205 Qui colit ille deum qui uerbum non colit eius,
 Qui non uirtutem simili ueneratur honore?
 Quique inuisibilem incomprehensibilemque fatetur
 Esse deum, hic etiam Christum, si cogitet, idem
 Inueniet, quoniam uerbum comprehendere nemo,
- 210 Nemo uidere potest, opera eius sola uidentur.
 In patre natus enim, in nato pater omnia fecit
 Et quidquid uirtute dedit pietate tuetur.
 Sic fuit, est et erit uerus saluator in aeuum,
 Qui tulit errores, qui fecit uera uideri
- 215 Placatoque patri pereuntem reddidit orbem.
 Nec mirum si cuncta regit qui cuncta creauit,
 Qui dedit ex nihilo totum, qui luce tenebras
 Reppulit atque diem iussit succedere nocti
 Quodque in carne fuit carnis peccata remittit;
- 220 Cernit enim fragilem faciles incurrere lapsus
 Corripiensque tamen ueniam dabit omnibus unam;

201. est *fehlt in F M, eingefügt von Muratori* — *di** hic *F* (*di in Rasur*) — 203. laudet si uitat idola *Muratori gegen die Codd., unrichtig: vgl. die Messung* *člesia* v. 153 u. ö.; *äbÿsus* c. XXX, 92; *Bētis (Baetis)* c. X, 236; *Sërāpis* v. 122 und c. XIX, 100 u. ä. *Analoge Beispiele aus Prudentius giebt A. Dressel in seiner Ausgabe* (Lips. 1860) p. XVIII. — 204. nomine *F M, verbessert von Muratori* — 205. * *Quid F M* — *colet ille M* — 207. *incomprehensibilique F* *incomprehensibilemque M, verbessert von Oehler.* — 208. *Esse dūm F* — *si cogit et idem F* — 209. *comprehendere F M, verb. von Oehler* — 210. *uidetur F* — 211. *patre omnia F* — 212. *quidquid F* — 213. *fuit et steterit uersus M* — 215. *reddit F* — 217. * *totum lucemque F M* — *tenebris M* — 218. *Praetulit M*

- Remque nouam dicam nec me dixisse pigebit:
Plusque pius quam iustus erit. Si denique iustus
Esse uelit, nullus fugiet sine crimine poenam:
225 Iustus enim mala condemnat, pius omnia donat.
Hoc facit ut rata sint uenturae munera uitae
Et quod culpa tulit rursus indulgentia reddat;
Quae si non fuerit plebi concessa roganti,
Tunc prope nullus erit delicto liber ab omni.
230 Quis poterit meritis promissa luce potiri?
Tangere tunc laetis caelorum regna licebit,
Tunc poterit mors ipsa mori, cum tempore toto
Vita perennis erit, quia tunc in sede beata
Nullus peccandi locus est, ubi nulla cupido est.
235 Gloria tanta manet populo seruata fidei.
Amplius hoc tribuit, maius dedit hoc quoque munus,
Quod peccatorem quem paenitet antea lapsum
Non facit in numero turbae peccantis haberi.
Quippe satis poena est cum sit sua culpa dolori;
240 Supplicium proprium timor est; tormenta reatus
Iam ueluti patitur qui se meruisse fatetur.
Quid poterit melius uel quid moderatius esse?
Iudicat, inquit, castigat, parcat, honorat
Omnia qui uincit nec ab ipsa uincitur ira.
245 Quod de praesenti iam cernimus esse futurum:
Nam cum saepe minax horrentia nubila cogit
Et terrore pio rutilo nimis igne coruscat

222. Ebert *Geschichte der christlich-lateinischen Literatur* S. 297 f. *Ann. 3* hält diesen Vers für interpolirt; wie ich glaube mit Unrecht.
224. Von fugiet stehen die Buchstaben ugiat auf einer Rasur in F — paenam M — 227. reddat in Rasur in F' — 228. * fuerint F' M — 230. Qui possit M — 233. qua tunc F' — 237. paeniteat F' — 239. paena M: wahrscheinlich ist poenae est cui sit zu schreiben. — 240. est fehlt in F' — 241. * Tam F' Tum M — 244. uin, dann Loch im Pergament F.

Tristibus et pluuiis et nubibus insonat atris,
 Omne genus timet interitum; sed uia potestas
 250 Desinet et pariter caelum mentesque serenat.
 Hoc quoque tunc sperare iubet qui se modo cuncta
 Perdere posse probat sed perdere uelle recusat.
 Sic iteranda salus uenturo ostenditur aeuo
 Aeternique dei pietas aeterna manebit.

Die in mythographischer Hinsicht interessanteste Stelle des ganzen Gedichts ist die Erzählung von der Vesta als der Erfinderin der Kunst Kleider zu weben (V. 131 ff.), für welche Paulinus ausdrücklich den Hyginus als Gewährsmann citirt. Man denkt dabei zunächst an das im späteren Alterthum als Schulbuch benutzte Werk, welches Dositheus im Jahre 207 n. Chr. als 'Hygini genealogiam omnibus notam' bezeichnet (Dosithei Magistri interpretamentorum liber III ed. E. Böcking p. 65) und welches auch uns, freilich in vielfach entstellter Form, durch einen jetzt bis auf wenige Bruchstücke verlornen Codex Frisingensis erhalten worden ist, aus welchem es Micyllus unter dem Titel 'Hygini fabulae' zuerst im Druck veröffentlicht hat. Das dem Dositheus vorliegende Werk enthielt, wie wir aus dessen ausdrücklicher Angabe (p. 67 ed. Böcking) wissen, einen Abschnitt 'de artium inuentione', und in dem uns erhaltenen Werke finden sich gegen den Schluss sogar zwei unter diese Rubrik gehörige Abschnitte: c. CCLXXIV 'Quis quid inuenerit' und c. CCLXXVII 'Rerum inuectores primi', von denen der erstere am Anfang, der zweite am Schluss lückenhaft ist, so dass die von Paulinus angeführte Notiz recht wohl in einem der beiden gestanden haben könnte. Allein eine nähere Prüfung der sonstigen in dem Gedichte des Paulinus enthaltenen

249. uita potestas *M* (diua pot. *ci. Oehler*) — 250. • Desinet *F M* — 252. si perdere *M*.

mythologischen Notizen lässt nirgends eine Berührung derselben mit den Schriften des Hyginus, welcher die *Genealogiarum libri* (die sogenannten *Fabulae*) und das sogenannte *Poeticon astronomicon* verfasst hat¹⁾, erkennen; dagegen zeigt wenigstens eine Stelle des Gedichts eine entschiedene, zum Theil wörtliche Uebereinstimmung mit einem Fragmente aus einem Werke des älteren C. Julius Hyginus, des Freigelassenen und Bibliothekars des Kaisers Augustus, das uns durch Macrobius erhalten ist. Dieser berichtet nämlich *Saturn. I, 7, 19 ss.* Folgendes: 'Regionem istam, quae nunc uocatur Italia, regno Ianus optinuit qui, ut Hyginus Pro-tarchum Trallianum²⁾ secutus tradit, cum Camese aequae indigena terram hanc ita participata potentia possidebant (*lies* possidebat), ut regio Camesene, oppidum Ianiculum uocitaretur. Post ad Ianum solum regnum redactum est, qui creditur geminam faciem praetulisse, ut quae ante quaeque post tergum essent intueretur; quod procul dubio ad prudentiam regis sollertiamque referendum est, qui et praeterita nosset et futura prospiceret, sicut Antenorta et Post-

1) Vgl. über diesen meinen Aufsatz 'Zu Hyginus' in den *Jahrbüchern für class. Philologie* 1866, S. 761 ff. Der von C. Robert (*Eratosthenis catasterismorum reliquiae*, Berlin 1878) am Schlusse seiner trefflichen Untersuchung über die von Hygin für sein astrologisches Werk benutzten Quellen (p. 236) aufgestellten Ansicht, dass dieser Hygin ausser den Genealogien und der Astrologie noch ein drittes Werk, ein mythologisches Handbuch, das vielleicht den Titel 'fabulae' geführt, verfasst habe, kann ich nicht beistimmen; nicht aus Rechthaberei, sondern weil es mir allzu unwahrscheinlich vorkommt, dass derselbe Schriftsteller wesentlich den gleichen Stoff nochmals in einem besonderen Werke behandelt und dass dieses Werk schon am Anfang des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verschollen, beziehentlich von dem ersten gewissermassen absorbirt worden sei.

2) Vgl. über diesen von Steph. Byz. u. d. W. 'Υπερβόραιοι für die Wohnsitze der Hyperboräer citirten Schriftsteller C Müller *Fragmenta hist. gr.* IV, p. 485.

uorta, diuinitatis scilicet aptissimae comites, apud Romanos coluntur. Hic igitur Ianus, cum Saturnum classe peruectum excepisset hospitio et ab eo edoctus peritiam ruris ferum illum et rudem ante fruges cognitas uictum in melius redegisset, regni eum societate muneravit. Cum primus quoque aera signaret, seruauit et in hoc Saturni reuerentiam ut, quoniam ille naui fuerat adnectus, ex una quidem parte sui capitis effigies, ex altera uero nauis exprimeretur, quo Saturni memoriam in posteros propagaret. Aes ita fuisse signatum hodieque intellegitur in aleae lusum (lies lusu), cum pueri denarios in sublime iactantes capita aut nauia lusu teste uetustatis exclamant.'¹⁾ Vergleichen wir damit die Stelle unseres Gedichts V. 68—76, so finden wir allerdings die eine Differenz, dass Paulinus den Saturnus ganz aus dem Spiele lässt und daher den Typus des Schiffes auf den ältesten Münzen auf den Ianus statt auf den Saturnus bezieht; allein diese Abweichung erklärt sich leicht daraus, dass Paulinus über Saturnus an einer späteren Stelle handelt (V. 95 ff.) und dass es hier für seinen polemischen Zweck besser passte, dem Ianus, einem sterblichen Könige, möglichst viele Ehren erweisen zu lassen. Sehen wir also von dieser einen Differenz ab, so ist die Uebereinstimmung beider Stellen eine so grosse²⁾, dass mir die Annahme unabweisbar scheint, dass beide aus der gleichen Quelle geflossen sind, einer Schrift des C. Julius Hyginus, sei es der von Macrobius auch Sat. V, 18, 16 citirten, von Servius in seinem Commentar zur Aeneide vielfach benutzten über den Ursprung der italischen Städte³⁾, sei es der von

1) Aus dieser Stelle des Macrobius hat wahrscheinlich der Verfasser der *Origo gentis Romanae* seinen Bericht in c. 3 geschöpft.

2) Sie wird noch vollständiger, wenn man die von mir zu V. 70 vorgeschlagene Ergänzung annimmt.

3) Der Titel dieses Werkes scheint nach Macrobi. l. l. und nach Serv. ad Aen. VII, 412 und 678 und ad VIII, 597 'Italicæ urbes' ge-

Macrobius Sat. III, 8, 4 angeführten 'de proprietatibus deorum'.

Hat aber Paulinus überhaupt die Schriften des alten C. Julius Hyginus gekannt und benutzt, so müssen wir auch die V. 131 ff. gegebenen Notizen, für welche er ausdrücklich den Hyginus als Gewährsmann nennt, auf eine Schrift dieses Gelehrten — wahrscheinlich die eben erwähnte 'de proprietatibus deorum' ¹⁾ — zurückführen.

Sehen wir uns nun diese Notizen selbst etwas näher an, so ist es klar, dass die Bezeichnung der Vesta als der Erfinderin der Kunst, Kleider zu weben, zunächst auf einer etymologischen Spielerei — einer Verbindung des Namens der Vesta mit dem Worte uestis ²⁾ — beruht; allein diese Spielerei wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht in dem Wesen der Göttin selbst eine Veranlassung dazu gegeben wäre. Diese Veranlassung gab die Verbindung der Vesta mit dem Feuergott Vulcanus, dem sie im römischen Cultus in ähnlicher Weise gesellt ist, wie in Athen die Ἐργάνη dem Hephästos. Vom Vulcan hat Vesta gelernt, das Feuer des Heerdes unter der Asche glimmend zu erhalten (opertos custodire focus V. 134 s.); zum Dank dafür schenkt sie ihm ein Product ihrer Kunstfertigkeit, das von ihr gewebte Gewand. Was dann weiter berichtet wird, dass Vulcan dieses Gewand dem Sonnengotte zum

wesen zu sein; Citate wie 'ut Hyginus ait de origine urbium Italicarum' (Serv. ad Aen. VIII, 638) und 'secundum Hyginum qui scripsit de situ urbium Italicarum' (Serv. ad Aen. III, 553) sind wohl blosse Umschreibungen dieses Titels.

1) Bei den engen Beziehungen, welche zwischen Vesta und den Penaten bestehen, könnte man auch an die von Macrob. Sat. III, 4, 13 angeführte Schrift des Hyginus 'De dis penatibus' denken; aber dagegen spricht, dass in unserer Stelle von den Penaten mit keinem Worte die Rede ist.

2) Auch sonst wird der Name Vesta mit uestire in Zusammenhang gebracht; vgl. Preuner Hestia-Vesta S. 145.

Lohn für dessen Mithülfe bei der Entdeckung des Ehebruchs des Mars und der Venus übergeben habe, das scheint eine blosse explicative Legende zu sein, erfunden zur Erklärung der Sitte, die gewalkten und gewaschenen Gewänder auf dem alten Volcanal oder der area Volcani oberhalb des Comitium und auf anderen an verschiedenen Stellen der Stadt Rom befindlichen dem Volcan geweihten Plätzen in der Sonne zum Trocknen aufzuhängen. So nämlich, nicht 'während des Vulcanfestes', glaube ich die Worte 'per Vulcanalia' (V. 138) deuten zu müssen, weil das Fest der Vulcanalia nach dem Zeugniß der Kalendarien¹⁾ am 23. August (a. d. X Kal. Sept.) gefeiert wurde, während die Vestalia auf den 9. Juni, die Reinigung des Vestatempels, d. h. der in den Kalendarien mit 'Quando stercus delatum fas' bezeichnete Tag, auf welchen offenbar die Worte des Paulinus in V. 140 'Stercora tunc mittunt' zu beziehen sind, auf den 15. Juni fallen²⁾.

Aus der Stelle des Paulinus erfahren wir nun ferner, dass nach Einführung des Adonis cultus in Rom die Trauerfeier für den getödteten Adonis, die auch in Griechenland um den Beginn der heissen Jahreszeit abgehalten zu werden pflegte,³⁾ mit dem alten Reinigungsfeste des Vestatempels verbunden worden ist. Die von Oehler missverstandenen Worte 'ipsum pro stercore iactant' (V. 140) bedeuten: man wirft ihn (den Adonis, d. h. sein Bild) anstatt des Unrathes, d. h. in gleicher Weise wie den Unrath, weg: wahrscheinlich ins Meer, wie dies beim Adonifeste in Alexandria geschah (vgl. Theocrit. id. XV 133 c. schol.).

Nichts bestimmteres wissen wir über die quinquennes

1) Vgl. J. Marquardt Handbuch der römischen Alterthümer Bd. IV S. 456.

2) Vgl. Marquardt a. a. O. S. 290 f.

3) Vgl. Preller Griechische Mythologie I, S. 273 der 2. Aufl.

epulae, welche nach V. 142 f. die Vestalischen Jungfrauen einem draco zubringen. Der Ausdruck lehrt, dass es sich um ein aller vier Jahre dargebrachtes Opfer, *sacra quinquennalia*, handelt, wie die jedesmal nach Beendigung des Census stattfindende *lustratio populi Romani*, wie das *'ieiunium Cereri quinto quoque anno seruandum'*, welches nach Livius XXXVI, 37 im Jahre 191 v. Chr. eingesetzt worden ist, und wie der von Domitian eingeführte Agon Capitolinus¹⁾: aber von einer Betheiligung der Vestalischen Jungfrauen bei derartigen Quinquennalfiern ist uns durchaus nichts überliefert. Ueber den draco, welchem dieses — doch wohl aus der dreimal im Jahre von den Vestalinnen bereiteten *mola salsa*²⁾ bestehende — Speiseopfer dargebracht wurde, weiss ich nichts weiteres beizubringen als die zwei schon von J. Lipsius (*de Vesta et Vestalibus syntagma* c. X extr.) und darnach von Muratori und von Oehler zu dieser Stelle des Paulinus und von A. Preuner in seinem Werke über Hestia — Vesta (S. 337, Anm. 1) angeführten Stellen aus Tertullian (*I ad uxor.* c. 6) und den *Acta Silvestri pontificis*, in welchen von der Pflege und Fütterung eines draco durch die Vestalinnen die Rede ist, und das schon von Preuner beigezogene Relief, welches die thronende Vesta aus einer Patera in der Rechten eine grosse Schlange tränkend darstellt (Fabretti *Columna Trajana* p. 339; vgl. H. Jordan *Vesta und die Laren auf einem pompejanischen Wandgemälde*, Berlin 1865, S. 6, Anm. 8)³⁾.

1) Die ähnlichen schon von früheren Kaisern in Rom eingerichteten Agonen (vgl. L. Friedländer *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms* Bd. II, S. 343 ff. d. 2. Aufl.) übergehe ich, weil dieselben durchgängig nur kurze Zeit bestanden haben.

2) Vgl. Serv. ad Verg. ecl. VIII, 82.

3) Altäre mit Schlangen sind öfter neben der Vesta auf pompejanischen Wandgemälden dargestellt; s. W. Helbig *Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens* S. 19 ff.

Weitere interessante Notizen über Cultbräuche enthält die auf den Cult der Isis und des Serapis bezügliche Stelle V. 116 ff., welche besonders mit der des Minucius Felix c. 22 grosse Aehnlichkeit hat: wie es dort von der Isis heisst, dass sie ihren verlorenen Sohn (Horus, nach anderen ihren Bruder-Gatten Osiris) 'cum Cynocephalo suo' suche,¹⁾ so ist auch das *caput caninum* in unserer Stelle auf den Anubis, den *γύλαξ καὶ ὀραδός* der Isis, wie ihn Plutarch de Isid. et Osir. c. 14 nennt, zu beziehen, der auf den ägyptischen Denkmälern als Schakal oder mit einem Schakalkopfe, von den Griechen und Römern mit einem Hundskopfe dargestellt wird. Völlig übereinstimmend sind in beiden Stellen die auf das jedes Jahr (in den letzten Tagen des October und Anfang November nach den römischen Calendarien) sich wiederholende Suchen und Finden bezüglichen Worte: 'nec desinunt annis omnibus uel perdere quod inueniunt uel inuenire quod perdunt' (Oct. c. 22, 1) und 'Nescio quid certe quaerunt gaudentque repertum | Rursus et amittunt quod rursus quaerere possint' (V. 118 f.). Wie endlich Minucius Felix den getödteten und zerrissenen Osiris, dessen Glieder nach allen Richtungen hin zerstreut werden, mit dem Serapis identificirt ('et ad sparsis membris inanem tui Serapidis siue Osiris tumulum' Oct. c. 21, 12) — eine Identificirung die schon von dem Ausgangspunkte des hellenistischen Serapiscultes, von Alexandria her datirt²⁾ — so lässt Paulinus V. 122 f. den Serapis von seinen Verehrern zerreißen und die Theile an verschiedenen unanständigen Orten umherstreuen; denn das ist offenbar der

1) Vgl. auch die ähnliche Stelle des Firmicus Mat. de err. prof. rel. c. 2, wo Isis beim Suchen nach dem Leichnam des Osiris als Begleiter nimmt 'Nepthum sororem et Anubim uenatorem cui ideo caninum caput inpositum est quia lacerati corporis partes artificio canis uestigantis inuenit'.

2) Vgl. E. Plew De Sarapide (Königsberg 1868) p. 21 s.

Sinn der Worte 'laceratur ab ipsis per varios turpesque locos'¹⁾. Paulinus weiss aber noch weiter von Verwandlungen des Serapis, der als wildes Thier, als Hund, als faulender Leichnam eines Esels, als Mensch in Lumpen oder mit krankem Körper erscheine (V. 123 ss.), zu berichten. Nun ist es aber bekannt, dass der Esel bei den Aegyptern als das Thier des Seth-Typhon, des Feindes des Osiris-Serapis, galt, daher den Verehrern des Serapis verhasst war (Plut. de Is. et Osir. c. 30 und c. 50; Aelian. de nat. an. X, 28; vgl. Parthey in seiner Ausgabe der Plutarchischen Schrift über Isis und Osiris S. 219). Da nun von Verwandlungen des Osiris-Serapis nirgends sonst die Rede ist, wohl aber von Verwandlungen des Seth-Typhon, durch welche dieser sich der Rache des Horus zu entziehen suchte (nach Plutarch de Iside et Os. c. 50 verwandelte er sich zu diesem Zwecke in ein Krokodil und zeigte man in Hermupolis ein Flusspferd, das Symbol der Unverschämtheit nach ebds. c. 32, als Bild des Typhon), da ferner die Aegypter alles Hässliche und Schädliche in der Natur auf den Typhon zurückführten (Plut. a. a. O. c. 50: πάντα καὶ ζῶα καὶ φυτόα καὶ πάθη τὰ φαῦλα καὶ βλαβερά Τυφῶνος ἔργα καὶ μέρη καὶ κινήματα ποιοῦμενοι), so scheint es mir unzweifelhaft, dass Paulinus hier den Osiris-Serapis mit seinem Gegner Seth-Typhon verwechselt²⁾, d. h. die auf den letzteren bezüglichen Cultbräuche irriger Weise auf den ersteren bezogen hat. Wahrscheinlich folgte bei der mehrere Tage in Anspruch nehmenden Festfeier des Osiris-Serapis auf die Zerreissung des Gottes und die Auffindung seiner Glieder die Darstellung der Bestrafung des Typhon durch Horus; bei

1) Vgl. über den diesem Cultbrauch zu Grunde liegenden Mythos Plutarch de Is. et Osir. c. 18.

2) Schon Oehler hat in seiner Anmerkung zu V. 124 f. die Vermutung geäussert 'plurium Aegyptiorum deorum fabulas a Paulino confundi et ad unum Osirim uel Serapim referri'.

welcher Verwandlungen des Typhon in verschiedene Gestalten vorkamen.

Da die übrigen auf Mythologie und Cultus bezüglichen Partien unseres Gedichtes einer besonderen Erläuterung nicht bedürfen, so bleibt nur eine Schwierigkeit zu erörtern übrig, welche in der gegen die Philosophen gerichteten Stelle (V. 32 — 51) vorliegt. Paulinus nennt hier zuerst die 'den Hunden ähnlichen' Kyniker, dann die Anhänger des Platon d. h. die neueren Akademiker, die, weil sie überhaupt kein Kriterion der Wahrheit anerkennen, über alle Dinge hin- und herdisputiren, aber sich jeder bestimmten Behauptung enthalten ¹⁾, endlich V. 40 die Fysici, eine Bezeichnung die jedenfalls auf die Stoiker als die Vertreter des Principis des naturae convenienter uiuere = *ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν* ²⁾ zu beziehen ist; aber was er von denselben berichtet, das passt nicht auf die Stoiker, sondern auf die Kyniker, wie ja auch die V. 42 ff. erzählte Anekdote von allen sonstigen Gewährsmännern von Diogenes von Sinope berichtet wird. Wir müssen also annehmen, dass Paulinus, wahrscheinlich durch eine falsche Auffassung des 'naturae convenienter uiuere' irregeleitet, die Grundsätze und Lehren der Kyniker den Stoikern zugeschrieben hat, ein Irrthum der um so leichter zu entschuldigen ist, als ja in der römischen Kaiserzeit ein principieller Unterschied zwischen den Kynikern und Stoikern (die in Bezug auf ihre ethischen Lehren von Haus aus nahe mit einander verwandt waren) kaum bestand, sondern die letzteren sich wesentlich nur durch die grössere Rücksicht auf äusseren An-

1) Dass der V. 38 erwähnte liber Platonis de anima der Dialog Phaedon (der ja auch den Nebentitel *ἡ περὶ ψυχῆς* trägt) ist, hat schon Muratori richtig bemerkt.

2) Vgl. besonders Ioan Stobaeus ecl. II, 6, 6 (t. II p. 38 s. ed. Meineke); Cic. de fin. IV, 6, 14.

stand und Schamgefühl von den Kynikern unterschieden. 1) Wenn also Paulinus neben seinen Fysici als von diesen verschieden noch die 'Cynici' nennt, so denkt er dabei an jene rohen, allem Anstandsgefühl ins Gesicht schlagenden Gesellen, wie sie Lukian mit so abschreckenden Farben in verschiedenen seiner Dialoge geschildert hat, um J. Bernays' Worte²⁾ zu gebrauchen, 'die frechen Marktschreier, die im Kynismus nur ein Privilegium sahen, sich öffentlich ihrer Ungezogenheit überlassen zu können', während er die besseren und edleren Elemente des Kynismus mit dem Titel 'Fysici' belegt.

1) Vgl. Iuven. sat. XIII, 121 s.: 'et qui nec cynicos nec stoica dogmata legit | a cynicis tunica distantia'.

2) J. Bernays, Lucian und die Kyniker. Berlin 1879, S. 38.

Herr Thomas legte ein Exemplar der aus einem Venetianer Codex heliotypisch vervielfältigten Schrift

„De passagiis in terram sanctam“

vor, welche einen Abschnitt der venetianischen „Chronologia magna“ bildet.

Historische Classe.

Sitzung vom 3. Januar 1880.

Herr Cornelius legte eine Abhandlung des Herrn Moriz Ritter vor:

„Politik und Geschichte der Union zur Zeit des Ausgangs Rudolf's II und des Anfanges des Kaisers Matthias“.

Dieselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht werden.

Herr Gregorovius hielt einen Vortrag über:

„Die beiden bayerischen Residenten am päpstlichen Hofe in den Jahren 1607 bis 1609“.

Derselbe wird später in den Sitzungsberichten zum Drucke kommen.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 7. Februar 1880.

Herr v. Christ hielt einen Vortrag:

„Der Gebrauch der griechischen Partikel
TE mit besonderer Bezugnahme auf
Homer.“

1. Niemand wird heutzutage noch daran zweifeln, dass nur mit Hilfe der von der Sprachvergleichung eingeführten Methode ein volles Verständnis der Laute und Formen der klassischen Sprachen erreicht werden kann. Aber auch die Einsicht beginnt allmählich Boden zu gewinnen, dass der Satzbau und die Syntax der alten Sprachen nicht minder von den vergleichenden Sprachforschung neues Licht und tiefere Begründung zu erwarten hat. Denn einerseits hängt der Gebrauch eines Wortes im Satz und die Gestaltung der Sätze selbst in letzter Linie von der ursprünglichen Bedeutung der Beziehungswörter und Flexionselemente ab, und andererseits liegen die Ansätze des Satzbaus, aus denen der vollendete Bau der griechischen Periode hervorgegangen ist, jenseits der speciellen Entwicklung des Griechischen, so dass dieselben nur mit Hilfe der in den verwandten Sprachen zutagetretenden Analogien verstanden werden können. Freilich muss hier die Forschung noch weit mehr, als dieses

schon bei der Laut- und Formenlehre der Fall sein sollte, auf die in den literarischen Denkmälern ausgeprägte Sprachform und auf die sprachliche Individualität der einzelnen Schriftsteller Rücksicht nehmen. Der Grammatiker wird allerdings zunächst aus der ursprünglichen Bedeutung der einzelnen Aussageformen zu ermitteln haben, welche logische Funktion ein mit einem Infinitiv oder einem Participium ausgedrücktes oder mit *ὡς* oder *εἰ* eingeleitetes Satzglied auszufüllen berufen war; aber dabei wird er nicht stehen bleiben dürfen, er wird weiter untersuchen müssen, ob der einzelne Schriftsteller bei jener vagen, ich möchte sagen, etymologischen Auffassung stehen geblieben ist und nicht vielmehr schon die Beugungsformen und Partikeln zu ganz speciellen, von dem ursprünglichen Gebrauch mehr oder minder abweichenden Funktionen verwendet hat. Bei dieser Art von Untersuchungen kommen natürlich die Sprachen am meisten in Betracht, welche eine früh entwickelte Literatur aufzuweisen haben. Denn wenn sich auch einige Mal in Sprachen, welche erst verhältnismässig spät in den Kreis der Literatursprachen eingetreten sind, merkwürdige Reste ursprünglichen Sprachgutes erhalten haben, so werden doch im allgemeinen die ältesten Werke der Literatur am getreuesten den anfänglichen Sinn der syntaktischen Formen widerspiegeln. Also auch in der vergleichenden Syntax der arischen Sprachen sind die Veden und Homer die erste Rolle zu spielen berufen. Während aber bezüglich der Wortformen die ältere und bildungsreichere Sprache der Veden ungleich wichtigere Aufschlüsse bietet, dürfte im Gebiete der Syntax leicht den Homerischen Gedichten der Vorzug gebühren. Denn bei dem grösseren Reichtum ihres Inhaltes und bei dem grösseren Wechsel ihrer Darstellungsformen bieten sie uns eine ungleich grössere Fülle syntaktischer Wendungen als die im engen Gedankenkreis sich bewegenden Lieder des Veda. In den angedeuteten

Bahnen bewegen sich denn auch die Forschungen derjenigen Männer, welche sich am meisten um die Ausbildung dieses Zweiges der vergleichenden Sprachwissenschaft verdient gemacht haben, die Forschungen Delbrück's und Windisch's. Ich selbst gedenke auf den folgenden Blättern nur einen einzelnen kleinen Punkt mit specieller Beziehung auf Homer zu beleuchten. Wie nämlich L. Lange in den bekannten Abhandlungen vom Homerischen Gebrauch der Partikel *EI* (Abhdl. d. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. Bd. VI) die *Ei*-sätze bei Homer einer speciellen Untersuchung unterzogen hat, so will ich, freilich in viel engerem Rahmen und in kürzerer Fassung, den Gebrauch eines anderen nicht minder wichtigen Wörtchens, der Partikel *TE*, behandeln. Ich bin auf dieses Thema zunächst durch Untersuchungen gekommen, welche sich auf die Scheidung des Sprachgebrauchs der einzelnen Gesänge Homers bezogen. Unter der Hand aber wuchs mir der linguistische Stoff so sehr an, dass es mir geraten schien den Ausgangspunkt der Untersuchung zurückzudrängen und statt der literarischen Seite die sprachwissenschaftliche in den Vordergrund treten zu lassen. Der Gebrauch der besagten Partikel ist zwar schon wiederholt untersucht worden, teils in Commentaren zu Homer, teils in besonderen grammatischen Werken, aus welch' letzterer Klasse besonders Hartung's Lehre von den Partikeln der griech. Sprache I, 58—118 und Bäumlein's Untersuchungen über griech. Partikeln S. 206—35 hervorgehoben zu werden verdienen.¹⁾ Dass aber der Gegenstand noch nicht erschöpft sei, und dass der Gebrauch der Partikel *τε* mit schwer entwirrbaren Fragen der Etymologie zusammenhänge, dafür wird die nachfolgende Abhandlung selbst Zeugnis ablegen.

1) Das Glogauer, von Bäumlein citierte Programm von Dir. Wentzel, über den Gebrauch der Partikel *τε* bei Homer, ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

Das verbindende $\tau\epsilon$ im einfachen Satze.

2. Ausgehen werden wir passend von derjenigen Bedeutung der Partikel $\tau\epsilon$, welche sich dieselbe in dem Verlauf der ganzen Gräicität bewahrt hat. Es gebrauchen aber die griechischen Schriftsteller aller Zeiten unser $\tau\epsilon$ zur Verbindung und Anknüpfung zusammengehöriger Dinge, welches Verhältnis wir mit 'und' wiederzugeben pflegen, ohne dass sich deshalb der Gebrauch der griechischen und deutschen Partikel vollständig deckt. Dass diese Bedeutung des Wortes nicht die ursprüngliche ist, wenn sie auch schon vor der Trennung der arischen Sprachfamilie unserem Wörtchen zukam, bedarf für den Sprachkundigen keiner weiteren Begründung; von so abstrakten Begriffen, wie Verbindung des Gleichartigen, geht die Sprache nicht aus, und schon die Stellung der Partikel, welche immer dem verbundenen Worte nachfolgt, weist uns auf eine andere Grundbedeutung hin. Um dieselbe zu finden, müssen wir etwas weiter ausholen.

Jedermann weiss schon aus seinen ersten Uebersetzungsübungen, dass wir das lat. *et . . . et* ganz gewöhnlich im Deutschen mit einem einfachen 'und' wiederzugeben genötigt sind, weil ein wiederholtes 'sowohl . . . als auch' unsere Rede zu schleppend machen würde. Das hat aber einen tieferen Grund, der mit unserer ganzen Denk- und Sprechweise zusammenhängt. Das lat. *et . . . et* bezeichnet eine Korrelation, eine Wechselbeziehung der verbundenen Wörter und Sätze, unser 'und' knüpft einfach eine Sache oder einen Gedanken an das Vorausgehende an. Die Lateiner und Griechen liebten es nun das korrelative Verhältnis überall, wo es thatsächlich bestand, auch im Geiste festzuhalten und in der Sprache auszudrücken, während wir uns meistens mit dem blossen Ausdruck der Kopulation oder Zugehörigkeit begnügen. Jene Neigung, die Korrelation in der

Sprache zu bezeichnen, ist aber schon im Altertum in unterschiedener Abnahme begriffen gewesen; sie tritt weniger bei den späteren als bei den älteren Schriftstellern hervor, sie findet sich nicht so häufig in den prosaischen als in den poetischen Schöpfungen der Griechen; ganz besonders aber ist es Homer, bei dem unendlich öfter die Korrelation als die einfache Kopulation ausgedrückt wird. Ich habe mir die langweilige Mühe des Zählens nicht genommen, aber es vergleiche einer nur einige Seiten des Sophokles oder Plato mit Homer, und er wird sehen, wie sehr sich Homer vor andern Autoren in der Bezeichnung des Verhältnisses der Zusammengehörigkeit gefällt; er wird aber auch finden, dass Homer nur ganz selten ein einfaches $\tau\epsilon$ gebraucht, dass bei ihm fast regelmässig ein $\tau\epsilon$ einem andern $\tau\epsilon$ oder $\kappa\alpha\iota$ entspricht. Das legt uns den Gedanken nahe, dass die kopulative Bedeutung von $\tau\epsilon$ erst aus dem korrelativen Gebrauch von $\tau\epsilon \dots \tau\epsilon$ hervorgegangen ist, dass mit andern Worten $\tau\epsilon$ die einfache Bedeutung 'und' erst dadurch erhalten hat, dass man anfangs nur ausnahmsweise, allmählich aber in immer weiterem Umfang von den beiden $\tau\epsilon$ das erste wegliess und nur das zweite beibehielt, sei es nun weil auch ein einzelnes $\tau\epsilon$ 'da' einen leidlichen Sinn gab, sei es weil sich im Geiste des Sprechenden schon die abstrakte Vorstellung einer verbindenden Partikel herausgebildet hatte. Bezeichnend hiefür ist zu allen Zeiten der Sprachgebrauch in negativen Satzverbindungen gewesen; denn hier haben bekanntlich die Griechen sich nicht erlaubt das erste $\tau\epsilon$ einfach auszulassen, sondern haben vielmehr in der Regel das deutsche 'und nicht' nach vorausgehendem einfachen $\omicron\upsilon$ mit $\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}$, nicht $\omicron\upsilon\tau\epsilon$ wiedergegeben.¹⁾

Ist aber der kopulative Gebrauch der Partikel $\tau\epsilon$ aus

1) Ein einziges $\omicron\upsilon\tau'$ $\omicron\upsilon\tau'$ steht nach vorausgegangenem einfachen $\tau\epsilon$ in Homer Od. ι 147.

dem korrelativen hervorgegangen, so ist damit auch die ursprüngliche Bedeutung der Partikel gefunden; *τε* war von Hause aus ein Beziehungswort mit schwacher deiktischer Kraft, *τε . . . τε* bedeutete 'da . . . da', und der Sprechende wird ursprünglich noch mit einer Handbewegung oder Wendung des Kopfes nach rechts und links die Bedeutung der Sprachlaute begleitet und unterstützt haben. Es dachte sich bei *τε . . . τε* der Sprechende gleichsam in die Mitte gestellt, so dass er durch Wiederholung der gleichen Partikel die gleichmässige Entfernung der beiden Punkte von der gemeinsamen Mitte bezeichnete. Ein ähnliches Verhältnis drückte die Sprache auch mit *τε . . . καί* 'da . . . dort' aus, nur gab sie dabei die gemeinsame Beziehung auf ein Drittes auf und drückte nur die Entfernung des zweiten Punktes vom ersten aus. Wie geeignet aber das *καί* im Gegensatz von *τε* zur Bezeichnung dieses zweiten Verhältnisses war, ersieht man namentlich aus dem Gebrauch des verwandten *κεῖνος* in Stellen, wie

*κεῖνος δὲ αὐτ' αἰδηλος ἀνὴρ ὃν οἴομεθ' αὐτοὶ
ἔρχεται εἰς Θάλαμον* (χ 165)

*κεῖνος ὃ γε προπάροιθε νεῶν ὀρθοκραιράων
ἦσται ὀδυρόμενος ἕταρον φίλον* (T 344, vgl. Γ 39, Ω 412)

wo wir *κεῖνος* geradezu mit 'dort, dortbefindlich' übersetzen können. Auf der anderen Seite ist für die Uebersetzung von *τε . . . τε* mit 'da . . . da' von besonderem Interesse der Vergleich des ähnlichen Gebrauches von *τῆ . . . τῆ* in dem Verse des Hesiod Scut. 210.

δελγῖνες τῆ καὶ τῆ ἐθύνεον ἰχθυόεντες

und von qua . . . qua bei Plautus Trin. IV. 3, 37: *mores autem rapere properant qua sacrum qua publicum.*

Wenn ich nun auch weit davon entfernt bin, die durchgängige Uebersetzung des Homerischen *τε . . . τε* und

τε . . . καί mit 'da . . . da' und 'da . . . dort' zu empfehlen, weil eben unserer Sprache die Bezeichnung des korrelativen Verhältnisses nicht geläufig ist, so wird es doch der Klarstellung des aufgestellten Satzes dienen, wenn ich einige Beispiele aus Homer und Hesiod anführe, an denen jeder leicht herausfühlt, wie passend mit jenem *τε . . . τε* die verbundenen Begriffe zugleich auseinandergehalten und zusammengeführt werden. Es sind in der Regel zwei einzelne Wörter und zumeist zwei einzelne Nomina, die durch *τε . . . τε* oder *τε . . . καί* derart verbunden sind, dass wir gewissermassen unser körperliches oder geistiges Auge hierher und dorthin zu wenden gemahnt werden, wie in

κλήϊς ἀπόεργει | ἀνχένα τε σιτῆθός τε (Θ 326)

ἄπτηται κατόπισθε ποσὶν ταχέεσσι διώζων

ἰσγία τε γλοντούς τε (Θ 340)

εἰσορόων Τρώων τε πόλιν καὶ νῆας Ἀχαιῶν

χαλκοῦ τε στεροπῆν, ὀλλύντας τ' ὀλλυμένους τε (Α 82 f.)

μύθων τε ῥητῆρ' ἔμειναι πρηκτῆρα τε φέρον (I 443)

φειδός τε μέγεθός τε φνὴν τ' ἄγχιστα φεφοίξειν (B 58)

αἶ δ' οἶαι Διὸς ἀμφὶς Ἀθηναίῃ τε καὶ Ἥρῃ ἥσθην (Θ 444)

θῆε δ' ἄρ' ἀμφ' ἀκτὰς περὶ τ' ἀμφὶ τε κύματα μακρὰ
(Hes. theog. 848)

αἰτᾶρ ἐπεὶ σπεισάν τε πῖον θ' ὕσον ἤθελε θυμός (I 177)

3. Von der Verbindung zweier Verba, wie wir sie in dem letzten Beispiele sahen, war es nur ein kleiner Weg zur Gegenüberstellung zweier kleiner Sätze, in denen mit dem Verbum noch ein besonderes Objekt oder Adverbium oder selbst Subjekt verbunden war, wie in

παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαι τε γίλῃν τά τ' ἄποινα δέχεσθαι
(Α 20)

'mit der einen Hand gib mir zurück die Tochter, mit der andern empfang das Lösegeld'.

δύσετό τ' ἥλιος σκιάωντό τε πᾶσαι ἀγνυαί (ο 471)

'dort am Himmel ging die Sonne unter, hier auf Erden wurden schattig die Wege'.

Hingegen eignet sich unser τε wenig zur Verbindung langer Sätze. Homer liebte es ebensowenig mit dem einfachen τε einen längeren Satz an einen vorausgehenden anzuknüpfen, wie mit dem doppelten τε . . . τε zwei längere Sätze zu einander in Korrelation zu setzen; die Verbindung aber eines kurzen Satzes mit einem langen mittels unsers τε war ohnehin ausgeschlossen, da mit τε und τε . . . τε nur Gleichartiges verbunden werden sollte. Zwar kommt τε auch in längeren Sätzen vor, aber dann tritt es entweder nur in accessorischer, fast bedeutungsloser Weise zu einer anderen Partikel hinzu, wie in καί τε, δέ τε, γάρ τε, ἦ τε oder schliesst sich mit korrelativer Bedeutung an ein Pronomen oder eine Konjunktion an, wie in εἴ τε . . . εἴ τε, ἦ τε . . . ἦ τε, ὅς τε . . . ὅς τε, οὔτε . . . οὔτε. Auf die erste Art von Satzverbindung werde ich im nächsten Abschnitt noch ausführlicher zu sprechen kommen, die zweite will ich gleich hier durch Anführung einiger belehrender Beispiele erledigen:

εἴ τ' ἐπὶ δέξι' ἴωσι πρὸς ἡῶ τ' ἥλιόν τε,
 εἴ τ' ἐπ' ἀριστερὰ τοί γε ποτὶ ζόφον ἡερόεντα (M 239 f.)
 ἐστιάμεναι κρατερῶς, ἦ τ' ἐβλητ', ἦ τ' ἐβαλ' ἄλλον (A 410)
 γνώσκειν ἐπειθ', ὅς θ' ἰγεμόνων κακός, ὅς τέ νυ λαῶν (B 365)
 ὧ φίλοι Ἀργείων ὅς τ' ἔξοχος, ὅς τε μεσήεις
 ὅς τε χειρότερος (M 269)

In allen diesen Sätzen dient τε . . . τε nicht schlechthin zur Verbindung der Sätze, sondern lehnt sich zunächst an die vorausgehenden Beziehungswörter, ἀρθρα λόγου, wie so passend die alten Grammatiker sagten, an, um mittels ihrer die Sätze in disjunktive Beziehung zu einander zu setzen. Am deutlichsten kann man dieses bei den Sätzen mit

ὅς τε . . . ὅς τε erkennen, zumal wenn man sich gegenwärtig hält, dass ὅς ehemals auch demonstrative Bedeutung hatte, so dass der Vers *M* 269 wörtlich bedeutete: 'ihr Freunde alle zumal, der da eine hervorragende, der da eine mittlere, der da eine geringere Stellung unter den Argivern einnimmt'.

Wo aber ausserdem in Homer längere Sätze mit einfachem *τε* sich angeknüpft finden, haben sie ihre besondere Entschuldigung. Denn entweder steht dann *τε* nicht allein, sondern in Verbindung mit nachfolgendem ἄρα, wie in *A* 251—4 (vgl. *Γ* 398, *O* 397, *Ω* 591, 703)

στῆ δ' εὐράς σὺν δουρὶ λαθῶν Ἀγαμέμνονα δῖον,
 νύξε δέ μιν κατὰ χεῖρα μέσσην ἄγκωνος ἔνερθεν,
 ἀντικρὺς δὲ δίσχε φαινοῦ δουρὸς ἀκωκῆ·
 ῥίγησέν τ' ἄρ' ἔπειτα φάναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων¹⁾,

oder es dient in einem lang ausgesponnenen Vergleiche dazu die Teile des Vergleiches zu einem Gesamtbild zusammenzufassen, wie in *M* 41—47

ὥς δ' ὅτ' ἂν ἔν τε κύνεσσι καὶ ἀνδράσι θηριετῆρσι
 κάπριος ἢ λέων στρέφεται σθένει βλεμεαίνων·
 οὐδὲ τε πυργηδὸν σφέας αὐτοὺς ἀρτύναντες
 ἀντίον ἴστανται καὶ ἀκοντίζουσι θαμείας
 αἰχμὰς ἐκ χειρῶν τοῦ δ' οὐ ποτε κεδάλμιον κῆρ
 ταρβεῖ οὐδὲ φοβεῖται, ἀγνηροῖη δέ μιν ἔκτα·
 ταρφέα τε στρέφεται στίχας ἀνδρῶν πειρητιζῶν·
 ὅππῃ τ' ἰθύση, τῆ φείκουσι στίχας ἀνδρῶν,
 ὥς Ἐκτωρ ἂν ὄμιλον ἰὼν ἐλλίσσεθ' ἑταίρων.

Das accessorische *τε* im parataktischen Satzgefüge.

4. Im vorausgehenden Kapitel haben wir *τε . . . τε* als ἄρα oder verbindende Partikel kennen gelernt, geeignet

1) Zu beachten ist indes, dass hier im cod. Ven. δ' ἄρ, nicht [1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 1.]

nebeneinanderstehende und zusammengehörige Satztheile oder Sätze miteinander zu verbinden. In dieser Stellung hat $\tau\epsilon$, das einfache und das doppelt gesetzte, die volle Funktion einer Konjunktion (*συνδεσμός*), indem es allein für sich das Verhältnis zweier Wörter oder Sätze zu einander ausdrückt. Nun kommt aber $\tau\epsilon$ und $\tau\epsilon \dots \tau\epsilon$ bei Homer auch in Satzgefügen vor, in denen das Verhältnis der Satzglieder zu einander oder des einen Satzgliedes zu dem andern schon durch andere Sprachmittel ausgedrückt war. In dieser Stellung macht das $\tau\epsilon$ den Eindruck einer überflüssigen Partikel (*συνδεσμός παραπληρωματικός*).¹⁾ Reines Füllsel, bestimmt den Vers auszufüllen, ist es nun natürlich nicht; sonst könnte es überall und in allen Satzarten stehen; aber es hat doch nicht mehr die volle Kraft einer Konjunktion, sondern nur noch die Bedeutung einer accessorischen Partikel. Unsere Aufgabe wird es nun sein, die verschiedenen Arten dieses accessorischen $\tau\epsilon$ festzustellen, und die Bedeutung desselben im einzelnen zu eruieren. Im voraus sei nur noch bemerkt, dass die griechische Sprache in ihrer fortschreitenden Entwicklung ebenso wie andere Sprachen die Neigung zeigt, mit den Konjunktionen sparsamer zu Rat zu gehen und sich immer mehr auf den einfachen Ausdruck des Satzverhältnisses durch einfache Mittel zu beschränken. In Folge dessen ist auch das accessorische $\tau\epsilon$ am meisten in der Sprache der alten Epiker vertreten und verschwindet in der Prosa bis auf wenige Fälle, wie *ὥστε*, *ἄτε*, *οἷός τε*, in denen das $\tau\epsilon$ seine selbständige Stellung ganz aufgegeben hatte und mit der vorausgegangenen Haupt-

τ' ἄρ steht; aber zu den andern Stellen finde ich eine solche Variante nicht verzeichnet.

1) Dionysius Thrax c. 25 stellt allerdings das $\tau\epsilon$ nicht zu den *συνδεσμοὶ παραπληρωματικοί*, sondern zu den *συνδ. συμπλεκτικοί*, aber nur weil $\tau\epsilon$ in der späteren Sprache fast ausschliesslich nur noch in der kopulativen Bedeutung gebräuchlich war.

partikel zu einem Wort zusammengewachsen war. Ja vielfach steht schon die Homerische Sprache auf jener jüngeren Entwicklungsstufe, indem ja auch in *ὅτε ποτέ ἄλλοτε αὐτε ἤϊτε* u. a. das *τε* mit dem Element, an das es ursprünglich bloss enklitisch angefügt war, zu einem Worte verschmolzen ist.

5. Dem im vorausgehenden Kapitel erörterten Gebrauch des korrelativen *τε . . . τε* schliesst sich zunächst der Gebrauch von *τε . . . τε* hinter *μέν . . . δέ* in disjunktiven Sätzen an. Es liegen uns im Ganzen 9 Fälle eines derartigen Gebrauches vor:

αὐτὸ μὲν τ' ἐνθα φάλις πεποιθήσεται, αὐτὸ δέ τε ἐνθα (B 90).

φύλλα τὰ μὲν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ἔλη τηλεθώσασα φύει (Z 147)

ταὶ μὲν τ' ἐν πεδίῳ νέφεα πτώσσουσαι ἴενται,

οὐδ' δέ τε τὰς ὀλέκουσιν ἐπάλμενοι (χ 304)

ferner E 139, N 706, Φ 260, Ψ 519, η 123, Hes. opp. 281.

Die Erklärung dieses Gebrauches von *μέν τε . . . δέ τε* lässt sich nicht losreissen von den zweigliederigen Sätzen, in denen nur die eine der beiden disjunktiven Konjunktionen, entweder nur *μέν* oder nur *δέ* ein *τε* bei sich hat. Es steht aber *μέν τε* im Vorderglied mit nachfolgendem einfachen *δέ* oder *δ' αὐ* oder *αὐταρ* an folgenden Stellen:

τοὺς μὲν τ' ἱπποὶ πολυφάρμακοι ἀμφιπέπονται

ἔλκε' ἀκειόμενοι, σὺ δ' ἀμήχανος ἔπλεν Ἀχιλλεῦ (Π 28 f.)

ebenso E 138, I 508, A 64, 393, Φ 464, X 495, Ω 530, ε 331, η 129, λ 220, μ 62, 93.¹⁾

1) Auch die Stelle τ 333

τοῦ μὲν τε κλέος εὐρὺ διὰ ξεῖνοι φορέουσιν

πάντας ἐπ' ἀνθρώπους, πολλοὶ δέ μιν ἐσθλὸν ἔφειπον

gehört hieher, wenn man mit Bekker *πολλοὶ δέ* statt des überlieferten *πολλοὶ τε* liest.

ἄλλοτε μὲν τε γόφ φρένα τέρτομαι, ἄλλοτέ τ' αἶτε
παύομαι (δ 102)

ebenso hymn. I 141,

Θῶες μὲν τε διέτρεσαν, αὐτὰρ ὁ δάπτει (A 481)

ebenso A 424, E 141, A 476, N 799, α 215, hymn. II 11,
Hes. theog. 596, opp. 233, 552.

Dazu kommen dann noch diejenigen Stellen, in denen
μὲν τε in Hauptsätzen und Relativsätzen steht, ohne dass
überhaupt ein Satz mit δέ oder einer anderen Adversativ-
partikel nachfolgt, in Hauptsätzen, wie in

τίπτε καταπιώσσοντες ἀφέστατε, μίμνετε δ' ἄλλους;
σφῶιν μὲν τ' ἐπέοικε μετὰ πρώτοιισιν ἔοντας
ἔστόμεν ἠδὲ μάχης καυστεριῆς ἀντιβολῆσαι (A 340 ff.)

Αἴαντε, σφῶ μὲν τε σαώσετε λαὸν Ἀχαιῶν

ἀλκῆς μνησαμένω μηδὲ κρευροῖο φόβοιο (N 47 f.)

ἦ τι μειαστρέψεις; στρεπταὶ μὲν τε φρένες ἐσθλῶν (O 203)¹⁾

ebenso ε 447, μ 62, τ 333,

in Relativsätzen, wie in

κινήθη δ' ἀγορῆ φῆ κύματα μακρὰ θαλάσσης
πόντου Ἰκαρίοιο, τὰ μὲν τ' Εὐρώς τε Νότος τε
ὄρορ' ἐπάξας πατρὸς Διὸς ἐκ νεφελῶν (B 144 ff.)

πρέσβα Διὸς θυγάτηρ Ἀάτη, ἣ πάντας αἶται
οἴλομένη, τῆ μὲν θ' ἀπαλοὶ πόδες (T 91 f.)

ebenso A 485, 487, χ 388, 422.

Unter diesen zuletzt angeführten Beispielen müssen die
Relativsätze von den Hauptsätzen geschieden werden; denn
bei den ersten besteht wenigstens die Möglichkeit, das τε
von μὲν zu trennen und zum Relativpronomen zu ziehen,
bei den zweiten aber muss jede Erklärung davon ausgehen,

1) Bekker schreibt μὲν τε, so weit ich überblicken kann, ohne
handschriftliche Grundlage; hingegen steht nach La-Roche in L u. S
τοι statt τε.

dass *τε* nicht der Satzverbindung dient, sondern lediglich zu *μέν* gehört. Es ist aber an allen Stellen das Wort, auf welches *μέν τε* folgt, mit entschiedenem Nachdruck gesprochen, so dass sich das zusammengesetzte *μέν τε* nicht viel von dem einfachen hervorhebenden *μέν* unterscheidet, wie dasselbe z. B. in *ἐπεὶ ἄρ' σέ γε θυμὸς ὀτρύνει ἐπὶ νῆας ἐμεῖο μὲν οὐκ ἐθελούσης* (*Ω* 289) und an unzähligen anderen Stellen vorliegt. Das *τε* dient dann dazu die hervorhebende Kraft des *μέν* zu bestätigen und berührt sich nahe mit der betuernden Partikel *τοι*, die ganz ähnlich, wie z. B. in *ἀλλ' ἀκρωμέθα θᾶσσον· ἀλεσται τοι φρένες ἐσθλῶν* (*N* 115) gebraucht wird und sich auch gerade so wie *τε* mit dem hervorhebenden *μέν* verbunden findet, wie in *δ* 157 *κείνου μὲν τοι ὄδ' υἱὸς ἐτήτυμον, ὡς ἀγορεύεις*.

Es ist aber gewiss dieses hervorhebende *μέν* ursprünglich identisch gewesen mit dem disjunktiven *μέν*; denn wenn auch das erstere öfters mit langem *η* geschrieben wird, so darf uns doch dieser Umstand nicht bestimmen, die beiden Arten von *μέν* auf verschiedene Grundformen zurückzuführen; wie hätte sonst das hervorhebende *men* bald mit langem *η*, bald geradeso wie das disjunktive mit kurzem *ε* geschrieben werden können? Es kann sich daher nur darum handeln, welche von den beiden Bedeutungen die ursprüngliche und welche die abgeleitete sei, mit anderen Worten, ob *men* ursprünglich hervorhebende und versichernde Bedeutung gehabt habe, und erst in der weiteren Entwicklung der Sprache dem 'zwar' d. i. 'zu wahr' ein 'aber' gegenübergetreten sei, oder ob umgekehrt *μέν* von vornherein mit Bezug auf ein nachfolgendes *δέ* gedacht war und die bestärkende Bedeutung von *μέν* sich erst daraus entwickelte, dass zuerst auf das erste Glied derartiger disjunktiver Sätze, ähnlich wie in den Sätzen mit *ἢ τοι . . . ἢ*, der Hauptnachdruck gelegt und dann der mit *δέ* einzuführende Gegensatz bloss im Geiste gedacht, in der Rede aber unausgedrückt

blieb. Von dieser Alternative hängt natürlich auch die Entscheidung darüber ab, ob das beigefügte $\tau\epsilon$ verbindende oder bekräftigende Bedeutung gehabt habe. Die verbindende oder korrelative Bedeutung erscheint in den vollständigen disjunktiven Sätzen mit $\mu\acute{\epsilon}\nu \tau\epsilon \dots \delta\acute{\epsilon} \tau\epsilon$ sehr plausibel. In dem Satz z. B. $\phi\acute{\upsilon}\lambda\lambda\alpha \tau\grave{\alpha} \mu\acute{\epsilon}\nu \tau' \acute{\alpha}\nu\epsilon\mu\omicron\varsigma \chi\alpha\mu\acute{\alpha}\delta\iota\varsigma \chi\acute{\epsilon}\epsilon\iota$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\alpha \delta\acute{\epsilon} \theta' \acute{\epsilon}\lambda\eta \tau\eta\lambda\epsilon\theta\acute{\omicron}\omega\sigma\alpha \phi\acute{\upsilon}\epsilon\iota$ werden mit $\mu\acute{\epsilon}\nu \dots \delta\acute{\epsilon}$ die Blätter, welche im Herbst zur Erde fallen, denjenigen entgegengesetzt, welche die laue Luft des Lenzes hervortreibt, mit $\tau\epsilon \dots \tau\epsilon$ werden die beiden Arten von Blättern als Blätter desselben Waldes bezeichnet, wie die alte und neue Generation von Menschen der Zeit nach auseinanderliegen, dem Wesen nach aber gleich sind. Aber in den einfachen Sätzen mit $\mu\acute{\epsilon}\nu \tau\epsilon$ empfiehlt sich die Annahme eines bekräftigenden oder betuernden $\tau\epsilon$; zur Aufhellung dieses Verhältnisses aber wird es von Bedeutung sein, die anderen Wendungen zusammenzustellen, in denen ein ähnlicher Gebrauch der Partikel $\tau\epsilon$ vorzuliegen scheint.

6. Mit $\mu\acute{\epsilon}\nu \tau\epsilon$ berührt sich am nächsten in der Bedeutung $\eta^3 \tau\epsilon$, wie sich beide Partikeln auch darin begegnen, dass ihnen eine verwandte Form mit $\tau\omicron\iota$, $\mu\acute{\epsilon}\nu \tau\omicron\iota$ und $\tau^3 \tau\omicron\iota$ zur Seite steht. Es kommt aber jenes $\eta^3 \tau\epsilon$ teils im Eingang eines selbständigen Satzes, teils in der Apodosis einer Periode vor; in erster Stellung in

$\acute{\alpha}\lambda\lambda' \acute{\epsilon}\gamma\omega \omicron\upsilon \pi\iota\theta\acute{\omicron}\mu\eta\eta\eta \eta^3 \tau' \acute{\alpha}\nu \pi\omicron\lambda\upsilon \kappa\acute{\epsilon}\rho\delta\iota\omicron\nu \eta^3 \epsilon\upsilon\eta$ (X 103)
 $\acute{\alpha}\lambda\lambda\grave{\alpha} \mu\acute{\alpha}\lambda\alpha \tau\rho\omega\epsilon\varsigma \delta\epsilon\iota\delta\acute{\eta}\mu\omicron\nu\epsilon\varsigma \cdot \eta^3 \tau\acute{\epsilon} \kappa\epsilon\upsilon \eta^3 \delta\eta$
 $\lambda\acute{\alpha}\iota\omicron\nu\omicron \acute{\epsilon}\sigma\sigma\omicron \chi\iota\tau\omega\eta\alpha \kappa\alpha\chi\acute{\omega}\nu \acute{\epsilon}\nu\epsilon\chi' \acute{\omicron}\sigma\sigma\alpha \phi\acute{\epsilon}\phi\omicron\rho\gamma\alpha\varsigma$ (A 56 f.)
 $\acute{\epsilon}\xi \alpha\upsilon \nu\eta\eta \acute{\epsilon}\phi\upsilon\gamma\epsilon\varsigma \theta\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\omicron\nu, \kappa\acute{\upsilon}\omicron\nu \cdot \eta^3 \tau\acute{\epsilon} \tau\omicron\iota \acute{\alpha}\gamma\chi\iota$
 $\eta^3 \lambda\theta\epsilon \kappa\alpha\chi\acute{\omicron}\nu \cdot \nu\eta\eta \alpha\upsilon\tau\acute{\epsilon} \sigma' \acute{\epsilon}\rho\acute{\upsilon}\sigma\alpha\tau\omicron \Phi\omicron\upsilon\beta\omicron\varsigma \acute{\Lambda}\pi\acute{\omicron}\lambda\lambda\omicron\nu$ (A 362 f.)
 ebenso in Γ 365, E 885, A 391. 763, N 631, P 171. 236, Σ 13, T 205, Y 449, Φ 585, ι 228, ν 211, υ 194, ω 311,
 in der zweiten Stellung in

$\epsilon\iota \delta\acute{\epsilon} \sigma\acute{\upsilon} \gamma' \acute{\epsilon}\varsigma \pi\acute{\omicron}\lambda\epsilon\mu\omicron\nu \pi\omega\lambda\acute{\iota}\sigma\epsilon\alpha\iota, \eta^3 \tau\acute{\epsilon} \sigma' \acute{\omicron}\iota\upsilon$

βιγήσειν πόλεμόν γε (E 350 f.)

εἰ μὲν γάρ κέ σε νῦν ἀπολύσομεν ἢ ἐμεθῶμεν,

ἢ τε καὶ ἕστερον εἶσα θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν (K 449 f)

ebenso in M 69, Π 687, X 49, Ψ 275, α 288, β 219.

Die Annahme, dass *τε* hier satzverbindende Konjunktion sei und ἢ *τε* soviel als 'und fürwahr' bedeute, werden wir schon deshalb bedenklich finden, weil sie nur für die erste Klasse von Beispielen passte; es spricht aber auch gegen sie der sonstige Gebrauch des kopulativen *τε*, das, wie wir oben sahen, nur selten einen längeren selbständigen Satz einleitet. Mit mehr Recht wird man in ἢ die satzverbindende Partikel erkennen, so dass *τε* ähnlich, wie in γάρ *τε* und δέ *τε* bloss accessorische Bedeutung hat; aber auch dann bleibt das ἢ *τε* in der Apodosis hypothetischer Sätze unerklärt, wenn man nicht zu dem *τε* ἀποδοτικόν seine Zuflucht nimmt. Es ist daher am geratensten anzunehmen, dass *τε* zur Hervorhebung des ἢ dient und ἢ *τε* an allen Stellen 'verum enim vero' bedeutet.

Ebenso scheint *τε* die betuernde Bedeutung *τοι* in Verbindung mit *ν* an der einen Stelle α 60 zu haben:

οὐδέ ν σοί περ

ἐντρέπεται φίλον ἦτορ, Ὀλύμπιε; οὐ νύ τ' Ὀδυσσεὺς

Ἀργείων παρὰ νηυσὶν χαρίζετο ἱερὰ ῥέζων;

Wenigstens spricht ebenso der Sinn wie das Vorkommen von νῦν *τοι* an anderen Stellen des Homer (s. Ω 205. 521) für jene Auffassung von νύ τ'. Dasselbe aber zu νύ *τοι* zu ergänzen und die Elision des Diphthongen *οι* anzunehmen, verbieten schon die anderen Stellen, an denen das *τε* von μέν *τε* und ἢ *τε* unelidiert vorkommt.

Häufiger kommt das bestätigende *τε* bei dem verstärkenden *περ* vor. Wir lassen hier alle Stellen bei Seite, wo πέρ *τε* nach einem Relativum steht, wie ὅτε πέρ *τε* (Δ 259, K 7) ἔθεν πέρ *τε* (γ 321, φ 124) οἷός πέρ *τε* (E

340), da hier *τε* trotz seiner Stellung hinter *περ* zum Relativum gezogen werden kann. Aber eine solche Erklärung ist ausgeschlossen, wenn *τε* in Bedingungssätzen hinter *εἰ περ* steht, wie in

ὡς ἡμεῖς, εἴ περ τε πύλας καὶ τεῖχος Ἀχαιῶν
 ῥηξόμεθα σθένει μεγάλῳ, εἴξωσι δ' Ἀχαιοί,
 οὐ κόσμῳ παρὰ ναῦσιν ἔλευσόμεθ' ἀτὰ κέλευθα (M 233 f.)
 ἢ δ' εἴ περ τε τύχησι μάλα σχεδόν, οὐ δύναται σφιν
 χραισμεῖν (A 116)

οὗτοι ἐτι δηρὸν γε φίλης ἀπὸ πατρίδος αἴης
 ἔσσεται, οὐδ' εἴ περ τε σιδήρεα δέσματ' ἔχησιν (α 203 f.)¹⁾
 ferner in A 81, A 160, 261, K 225, N 288, X 191, α
 188. 204.

Auch hier scheint *τε* die Bedeutung einer bestärkenden Partikel gehabt und in Verbindung mit *περ* soviel als 'gar sehr', 'noch so sehr' bedeutet zu haben. Doch bietet sich hier auch die Annahme, dass *τε* in altertümlicher Weise zur Verbindung der Sätze diene, eine Annahme, welche an einigen Stellen (A 81, K 225, X 191) durch ein entsprechendes *τε* im Nachsatz unterstützt wird, weshalb wir auf diese Stellen nochmals im folgenden Abschnitt zurückkommen werden.

Nicht so notwendig ist es das *τε* hinter *αἴψα* in

οὐ μὴν γάρ τι κακὸν βασιλευμένῳ αἰψὰ τέ φοι δῶ
 ἀφνειὸν πέλεται καὶ τιμηέστερος αὐτός (α 392 f.)
 τῷ τοι ἐπιτήτῳ κραδίη μύθοισιν ἔμοισιν
 αἰψὰ τε φελόπιδος πέλεται κόρος ἀνθρώποισιν (T 220 f.)²⁾

1) An letzter Stelle vermutet Nauck *φε* statt *τε*, ohne selbst die unnütze Conjectur in den Text aufzunehmen. In N 464 *εἰ περ τί τε κῆδος ἰκάνοι* steht passend *τι*, wo auch ein *τε* stehen könnte.

2) Nauck schreibt mit dem syrischen Palimpsest *αἴψα δέ*. In Hesiod theog. 86 f.

in bestärkendem Sinne zu nehmen, da hier zur Not auch ein kopulatives *τε* 'und' angenommen werden kann.

7. Wir kehren zu dem Punkt, von dem wir ausgegangen sind, zurück. Wie nämlich statt des vollständigen *μέν τε . . . δέ τε* auch ein vereinzelt *μέν τε* vorkommt, so findet sich auch ein *δέ τε* nach einfachem *μέν*, wie *ἄνδρας μὲν κτείνουσι, πόλιν δέ τε πῦρ ἀμαθύνει* (I 593), und noch viel häufiger ohne dass überhaupt ein Satz mit *μέν* vorangeht. In letzterem Fall ist es nicht das disjunktive *δέ*, an welches sich unser *τε* anschliesst, sondern das einfache fortführende *δέ*. Es steht aber das *τε* ebensogut bei dem einfachen fortführendem *δέ* wie bei dem negativen *οὐδέ μηδέ* und *μήτε*. Als Beispiele mögen dienen

πολλὰς δὲ δρυὸς ἀΐαλέας, πολλὰς δέ τε πεύκας ἐσφέρεται, πολλὸν δέ τ' ἀρύσγετον εἰς ἅλα βάλλει (A 494 f.)
τὸν καὶ ἐπέδδισαν μάκαρες θεοὶ οὐδέ τ' ἔδρασαν (A 406)
ἀλλ' ἴθι νῦν κατὰ λαὸν Ἀχαιῶν μηδέ τ' ἐρώει (B 179)
ὡς ἄγαγ', ὡς μήτ' ἄρ τις ἴδῃ μήτ' ἄρ τε νοήσῃ (Ω 337)

Das *τε* hat an allen diesen Stellen kopulative Bedeutung. Nach unserer Anschauung zwar war eine solche verbindende Partikel unnötig, nachdem bereits mit dem adversativen *δέ* das Verhältnis der verbundenen Sätze zu einander ausgedrückt war; aber wir können uns doch leicht in die Denkweise der alten Griechen hineinversetzen, die hier eine doppelte Verbindung anbrachten. Denn ein Satz, welcher mit *τε* angereicht werden soll, kann zugleich ein Wort enthalten, das zu einem Worte des vorausgehenden Satzes im Gegensatze steht, wie wenn A 403 dem hundertarmigen Riesen zwei Namen, *Βριάρεως* und *Αἰγαίῳ* in der

ὁ δ' ἀσφαλῆως ἀγορεύων

αἰψά τε καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαισε

hat Götting wohl mit Recht *αἰψα* mit *ἐπισταμένως* korrespondieren lassen.

Art beigelegt werden, dass die Götter ihn mit dem einen, die Menschen aber mit dem andern benennen: ὃν Βριάρειον καλέουσι θεοί, ἄνδρες δέ τε πάντες Αἰγαίωνα. Indes ist nicht überall in gleicher Weise die Verbindung von δέ und τε durch die Logik des Satzverhältnisses gerechtfertigt, vielfach, namentlich in den jüngeren Partien des Epos, dient das τε lediglich der metrischen Bequemlichkeit, und ist in der Bedeutung δέ τε vom einfachen δέ kaum verschieden.

Wie zu δέ tritt nun aber ein solches mitbestimmende oder pleonastische τε auch noch zu anderen Verbindungspartikeln hinzu, die ich in Kürze aufzählen will:

ἀλλά τε

τῇ μὲν τ' οὐδὲ ποτιτὰ παρέρχεται οὐδὲ πέλειαι,
ἀλλά τε καὶ τῶν αἰεὶ ἀφαιρεῖται λῖς πέτρῃ (μ 62 f.)

ἀτάρ τε

ἢ ῥά τ' ἐν εἰαμενῇ ἔλεος μέγαλοιο πεφύκη
λείη, ἀτάρ τέ φοι ὄσοι ἐπ' ἀκροτάτῃ πεφύασιν (Α 483 f.)
καί τε

ἦ δὲ καὶ αὐτως μ' αἰὲν ἐν ἀθανάτοισι θεοῖσιν
νεικεῖ καὶ τέ μέ φησι μάχῃ Τρώεσσιν ἀρήγειν (Α 520 f.)

γάρ τε

ἦν τε βοῦς ἀγέλημι μέγ' ἔξοχος ἐπλετο πάντων
ταῦρος· ὁ γάρ τε βόεσσι μεταπρέπει ἀγρομένησιν (Β 480 f.)

Der Gebrauch des τε bei diesen Konjunktionen, zu denen man noch das zusammengewachsene αὐτε, aus αὐ τε, und αὐτάρ, aus αὐ τ' ἄρ, fügen kann, hat über Homer hinaus eine sehr verbreitete Anwendung gefunden. Noch Theognis gebraucht δέ τε (v. 148) μηδέ τε (v. 735) καί τε (139. 662) γάρ τε (660. 881), und der Dichter des Hymnus auf Aphrodite hat geradezu καί τε zu seiner Lieblingspartikel erkoren (s. hymn. IV, 3. 30. 36. 38. 51 ff.) Es fügte sich eben jenes τε gar zu bequem den Gesetzen des daktylischen Versmasses, namentlich dem 5. Fuss des Hexameters, wes-

halb gerade die talentloseren unter den alten epischen Dichtern ihre Verse mit jenem überschüssigen *τε* überluden. Dass aber das *τε* jener Verbindungspartikeln kopulative Bedeutung hat, macht einerseits die Verbindung des lat. *que* mit den verwandten Konjunktionen *nam* und *at* in *namque* und *atque* (zend. *atca*), anderseits der ähnliche Gebrauch von *καί* bei Homer selbst wahrscheinlich, wie

τὸν δὲ καὶ Ἀργεῖοι μὲν ἐγῆθεον εἰσορόοντες (H 214)
 τῷ δὲ καὶ ἵππου μὲν λῦσεν κλυτὸς εἰνοσίγαιος (Θ 440)
 τοῖσι δὲ καὶ μετέφειπε Γερῆνιος ἱππότα Νέστορ (B 336).

Auch ist ganz wie im Lateinischen das *τε* so sehr mit der vorausgehenden Konjunktion zu einem Begriffe zusammengewachsen, dass das zusammengesetzte *γάρ τε, δέ τε, καί τε*, sowie das jüngere *τε γάρ* vielfach von dem einfachen *γάρ, δέ, καί* in der Bedeutung nicht unterschieden werden kann, so wenn *γάρ τε* nach einem Vokativ steht, wie in Ψ 156
*Ἀτρεΐδη, σοὶ γάρ τε μάλιστα γε λαὸς Ἀχαιῶν
 πείσονται μύθοισιν,*

oder wenn das einfache *οὐδέ* neben dem zusammengesetzten *οὐδέ τε* steht, wie in Ψ 621 f.

οὐ γὰρ πῦξ γε μαγήσει οὐδὲ παλαίσεις
 οὐδέ τ' ἀκοντιστὴν ἐσδύσει οὐδὲ πόδεσσιν | θείσει.

Auch *καί τε*, was ursprünglich 'und auch' bedeutete, ist allmählich zur Bedeutung eines einfachen *καί* herabgesunken und findet sich in dieser geschwächten Bedeutung schon in der angeführten Stelle des 1. Gesanges der Ilias, wo alle Erklärungsversuche eines steigernden *καί* an der Gleichartigkeit der verbundenen Sätze scheitern. Es ist aber nicht *τε* allein, welches in dieser accessorischen Eigenschaft bei Homer vorkommt, es ist in ähnlich abgeschwächter Bedeutung auch *ἄρ* und selbst *δή* zu anderen Konjunktionen gesetzt. Auch schwindet bei einigen Partikeln der Anstoss,

den wir an der Häufung der Verbindungswörter nehmen, wenn wir von der ursprünglichen Bedeutung derselben ausgehen, wenn wir z. B. erwägen, dass *ἀλλά* ursprünglich acc. pl. neutr. ist und *ἀλλά τε* demnach 'und anderseits' bedeutet.

Ich reihe schliesslich hier noch den Gebrauch von *τε* . . . *τε* in einem participialen Satz *K* 224 an:

σύν τε δὴ ἐρχομένω καὶ τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν.

Das *τε* ist hier doppelt gesetzt, gleichsam als ob nicht ein Participium mit einem Verbum finitum, sondern zwei Verba finita mit einander verbunden wären. Der auffällige Sprachgebrauch erhält eine teilweise Beleuchtung durch den ähnlichen Gebrauch von *καί* in *ὡς φασμένη καὶ κερδοσύνη ἡγήσασ' Ἀθήνη* (*X* 247). Vergleiche überdies Classen, Beobachtungen über den hom. Sprachgebrauch S. 136, und die von Sonne in Kuhn's Ztsch. XII, 282 angeführten Stellen aus Ulfilas Math. VIII, 14 *jah kvimands . . . jah gasahv = καὶ ἐλθὼν . . . εἶδεν*, Marc. XIV, 66 *jah visandin Paitrau . . . jah atiddja aina = ὄντος τοῦ Πέτρος . . . ἐρχεται μία*.

Das *τε* im hypotaktischen Satzgefüge.

8. Wir haben bis jetzt den Gebrauch des *τε* in einfachen und parataktisch verbundenen Sätzen verfolgt. Nun kommt aber ein *τε* auch in hypotaktischen Satzgefügen vor, zwar nur an wenigen Stellen, aber an solchen, die zu weitgehenden Hypothesen in unserer Zeit Anlass gaben. Von vornherein sollte man in solchen Sätzen ein *τε* nicht erwarten, da ein kopulatives *τε* geradezu dem Begriff der Hypotaxis widerstrebt. Findet sich nichts desto weniger in hypotaktischen Sätzen ein verbindendes *τε*, so kann dieses nur als Rest der ehemaligen parataktischen Konstruktion erklärt werden. Es kommt aber ein *τε* vor in korrelativen Sätzen, in Konditionalsätzen und in Perioden mit relativem

Vordersatz. Wir wollen zunächst die 3 Arten von Beispielen kennen lernen.

Korrelative Sätze mit τε . . . τε:

M 48

ὅππῃ τ' ἰθύσῃ, τῇ τ'εἴκουσιν στίχες ἀνδρῶν.

Die Gültigkeit des Beispiels ist zweifelhaft, da das erste τε auch kopulative Bedeutung haben oder zum Relativum gezogen werden kann, das zweite τ aber von Bekker mit grosser Wahrscheinlichkeit in *τ* verbessert wurde, da das Verbum εἴκω ehemals mit einem Digamma anlautete.

Γ 12

τόσσον τίς τ' ἐπὶ λείσσει, ὅσον τ' ἐπὶ λᾶαν ἔγισιν.

Die Richtigkeit der Ueberlieferung ist hier nicht anzuzweifeln, auch wird kein Kundiger daran denken, das erste τε kopulativ zu fassen; aber schwer wäre der zu widerlegen, der hier kein korrelatives τε . . . τε annähme, sondern das erste τε mit dem Indefinitum τίς ähnlich wie in *Ψ* 845 und *ε* 249 verbände und das zweite mit dem Gebrauch des τε beim Relativpronomen in Zusammenhang brächte.

Ausserdem kommt noch öfter ein τε in Korrelativsätzen vor, wie in *Ξ* 148, *Θ* 124, *ι* 322, Hes. opp. 679, aber immer nur ein einfaches τε und immer nur nach der relativen Konjunktion, so dass dasselbe zur Klasse der im folgenden Kapitel zu erörternden τε gehört.

Konditionalsätze mit τε . . . τε:

A 81 f.

εἴ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ καταπέψῃ,
ἀλλά τε καὶ μετόπισθεν ἔχει κότιον, ὄφρα τελέσῃ.

K 225 f.

μοῦνος δ' εἴ περ τε νοήσῃ,
ἀλλά τέ φοι βράσων τε νόος λεπτή δέ τε μῆτις.

X 191 f.

τὸν δ' εἴ περ τε λάθῃσι καταπτήξας ἐπὶ θάμνῳ,
ἀλλὰ τ' ἀνιχνεύων θεεὶ ἔμπεδον, ὄφρα κεν εὔρη.

A 160 f.

εἴ περ γάρ τε καὶ ἀντίχ' Ὀλύμπιος οὐκ ἐτέλεσσεν,
ἔκ τε καὶ ὀψὲ τελεῖ, σὺν τε μεγάλῳ ἀπέτισαν.¹⁾

An den drei ersten Stellen ist die Ueberlieferung unzweifelhaft, aber auch an allen dreien steht im Nachsatz nicht ein einfaches *τε*, sondern ein verbundenes *ἀλλὰ τε*, und da nun, wie wir oben sahen, *ἀλλὰ τε*, *γάρ τε*, *δέ τε*, *καί τε* ganz wie einfaches *ἀλλὰ*, *γάρ*, *δέ*, *καί* gebraucht wird, so bieten die drei Beispiele keinen unanfechtbaren Beleg für den Gebrauch des *τε* im hypothetischen Nachsatz. An der vierten Stelle hat Bekker mit Zustimmung von Nauck und Ameis-Hentze *ἔκ δέ* vermutet; es lässt sich aber auch *ἔκ τε* mit dem nachfolgenden *σὺν τε* in Korrelation setzen. Auch im Vordersatz steht nie ein *τε* bei dem einfachen *εἰ*, sondern immer nur nach dem verbundenen *εἴ περ*, so dass es geratener ist das *τε* zu *περ* zu ziehen und nicht als satzverknüpfende Konjunktion, sondern als bekräftigende Partikel zu fassen. Ueberdies steht im ersten Beispiel, ebenso wie in A 261, *τε* zunächst bei *γάρ* und braucht nach der im vorigen Paragraph gegebenen Darlegung nicht von demselben losgerissen zu werden.

Ausserdem haben wir noch mehrere Konditionalsätze, in denen ein einfaches *τε* steht, ein *ἢ τε* in der Apodosis oder ein *εἴ περ τε* in der Protasis, aber in diesen wird

1) Vielleicht ist auch M 302 ff. *εἴ περ γάρ χ' εὔρησι . . . οὐ δά τ' ἀπειροῦς μέμονε* statt *γάρ χ'*, *γάρ θ'* zu schreiben. Zum Vergleich bieten sich ausserdem noch die Konditionalsätze mit *τε . . . δέ*, nämlich A 261 (M 245, II 263, vgl. A 137, v 143)

*εἴ περ γάρ τ' ἄλλοι γε κάρη κομόωντες Ἀχαιοὶ
δαιτρὸν πίνωσι, σὸν δὲ πλέον δέπας αἰεὶ ἔστηκε*

so wie ein Nachsatz mit *ἀλλὰ τε* nach einfachem *εἴ περ* in Φ 576.

richtiger wie wir oben S. 40 darlegten, *τε* in bestärkender Bedeutung zu der vorausgehenden Konjunktion *ἦ* und *περ* gezogen.

τε im Nachsatz:

A 216 ff.

χρῆ μὲν σφωίτερόν γε, θεά, φίπος εἰρύσασθαι
καὶ μάλα περ θυμῷ κεχολωμένον ὡς γὰρ ἄμεινον
ὅς κε θεοῖς ἐπιπέθῃται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ.

Zur leichteren Erklärung des *τε* im letzten Vers scheinen nach den Scholien schon im Altertum einige Grammatiker auf den Einfall geraten zu sein, den letzten Vers mit den beiden vorausgehenden zu verbinden. Das war jedenfalls verkehrt; der letzte Vers enthält eine Sentenz für sich, und das *τε*, wenn es die Bedeutung einer Konjunktion hat, dient zur Verbindung des Nachsatzes mit dem Vordersatz, indem es die völlige Gleichstellung der beiden nebeneinander gestellten Sätze ausdrückt: 'es gehorcht einer den Göttern, ihn erhören sie gewiss'. Doch verdient es immerhin Beachtung, dass *τε* nach *μάλα*, also einem hervorhebenden Adverbium steht und demnach sich dem bestärkenden *τε* nach *ἦ* und *περ* zur Seite stellen lässt.

K 520 ff.

ὡς φῖδε χῶρον ἐρῆμον, ὅθ' ἔστασαν ἰσκέες ἕπιροι,
ἄνδρας τ' ἀσπείροντας ἐν ἀργαλέῃσι φονῆσιν,
ῥῆμωξέν τ' ἄρ' ἔπειτα φίλον τ' ὀνόμηνεν ἔταιρον.

O 395 ff. (vgl. v. 198)

αὐτὰρ ἐπεὶ δὴ τεῖχος ἐπεσσυμένους ἐνόησεν
Τρῶας, αὐτὰρ Δαναῶν γένετο φισταχὴ τε φόβος τε,
ῥῆμωξέν τ' ἄρ' ἔπειτα καὶ ὦ πεπλήγετο μηρῷ.

A 404 f.

αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ μῆρα κάη καὶ σπλάγγνα πάσαντο,
μίστυλλον τ' ἄρα τάλλα καὶ ἄμφ' ὀβελοῖσιν ἐπειρον.

An allen drei Stellen hat die Annahme, dass mit τ' ἄρα der Nachsatz eingeleitet werde, am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, wiewohl sich auch die Erklärung, dass das τε mit dem nachfolgenden καί korrespondiere, nicht unbedingt abweisen lässt. Ich spreche mich aber namentlich deshalb mehr für die erste Annahme aus, weil auch καί in ganz ähnlicher Stellung sich gebraucht findet, wie in

ἦμος δ' ἠριγένεια γάνη ῥοδοδάκτυλος Ἥως,
καὶ τότε ἔπειτ' ἀνάγοντο μετὰ στρατὸν εὐρὺν Ἀχαιῶν (A 477 f.)

ferner in A 494, Θ 69, I 475, X 209, β 108, γ 131, δ 256. 415. 422. 461. Denn an allen diesen Stellen gehört nicht καί zu τότε im Sinne von 'auch dann', sondern zum ganzen Satz im Sinne 'zur selben Zeit, wo jenes geschah, trat auch dieses ein', weshalb dasselbe auch in gleicher Stellung ohne nachfolgendes τότε gebraucht werden konnte in λ 110

τὰς εἰ μὲν κ' ἀσινείας ἕαας νόστου τε μέδηναι,
καὶ κεν ἔτ' εἰς Ἰθάκην κακὰ περ πάσχοντες ἵκοισθε.²⁾

Ich fasse zum Schluss die besprochenen Fälle zusammen, indem ich zugleich verwandte Erscheinungen zur Aufhellung der Sache heranziehe.

Es haben die Griechen in der älteren Zeit, als sich die hypotaktische Satzordnung erst aus der parataktischen zu entwickeln begann, zur Verbindung des Nachsatzes mit dem Vordersatz drei Partikeln angewandt:

1) Das καὶ τότε scheint eine Lieblingspartikel des Verfassers der Telemachie gewesen zu sein, wie καὶ τε des Verfassers des Hymnus auf Aphrodite.

2) Vergleiche auch E 622; auch noch in der Prosa knüpft in der bezeichneten Weise ein καὶ den Nachsatz an den Vordersatz an in dem oft citierten Beispiel des Thucyd. III 94, 3: ὡς δὲ ἔδοξεν αὐτοῖς, καὶ ἐχώρουν εὐθὺς.

δέ oder αὐτάρ, wenn der ganze Satz oder ein einzelnes Wort im Gegensatz stand, wie

αὶ δέ κε μὴ δώσωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἔλωμαι (A 324)

ῥα, wenn der Nachsatz einen nach dem Zusammenhang zu erwartenden Fortschritt der Handlung enthielt, wie

τὸν δ' ὡς οὖν ἐνόησε Κόων ἀριδείκετος υἱὸς
 πρεσβυγενῆς Ἀντιγορίδης, κρατερόν ῥα φε πένθος
 ὄφθαλμοὺς ἐκάλυψε κασιγνήτοιο πεσόντος (A 248 ff.)

τε oder καί, wenn die beiden Sätze gleichgestellt werden sollten, wie

ὅς κε θεοῖς ἐπιπέδηται, μάλα τ' ἔκλονον αὐτοῦ (A 218).

Es war aber jener altertümliche Gebrauch einer verbindenden Partikel im Nachsatz schon zu Homers Zeit im Erlöschen; nur war der Absterbeprozess nicht ein gleich rascher bei jeder der drei Arten von Verbindung. Noch am häufigsten findet sich bei Homer ein ῥα im Nachsatz; das δέ ἀποδοτικόν begegnet zwar schon seltener, hat sich dafür aber länger bis in die Prosa des Xenophon¹⁾ hinein erhalten; das τε war schon zu Homers Zeiten ganz im Absterben und findet sich nur noch an einigen wenigen Stellen, und da nicht allein, sondern in Verbindung mit einer anderen Partikel τ' ἄρα, ἀλλά τε, vielleicht auch μάλα τε, ἢ τε.

Ob sich aber bei Homer auch noch Reste der korrelativen Verbindung des Vorder- und Nachsatzes mittels des doppelten τε . . . τε finden, ja ob eine solche überhaupt jemals bestanden hat, steht nicht ganz sicher. Die 2 Beispiele von Korrelativsätzen sind hinfällig, die Beispiele von Konditionalsätzen lassen eine andere, freilich nicht völlig gesicherte Erklärung zu. Jedenfalls werden wir zugeben

1) Siehe Kühner, Ausführl. Gramm. 2. A. § 533.

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 1.]

müssen, dass Homer ein korrelatives $\tau\epsilon \dots \tau\epsilon$ im Vorder- und Nachsatz nur dann noch zu gebrauchen sich erlaubte, wenn dasselbe sich an eine andere Partikel anlehnen konnte, also insbesondere in Sätzen mit $\epsilon\acute{\iota}\prime \pi\acute{\epsilon}\rho \tau\epsilon \dots \acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\alpha} \tau\epsilon$.

Zum Schluss mache ich noch darauf aufmerksam, dass es das ältere Epos, die Ilias, ist, welche uns die Beispiele für jenen bereits zu Homers Zeiten im Absterben begriffenen Sprachgebrauch bietet. Von Wichtigkeit für die sogenannte Homerische Frage ist dabei der Umstand, dass die von Köchly aus den alten Iliasliedern ausgeschlossene *Δολώνεια* noch mehrere Fälle jenes altertümlichen Gebrauchs der Partikel $\tau\epsilon$ aufweist.

Das $\tau\epsilon$ hinter dem Relativum.

10. Die Relativsätze nehmen eine Mittelstellung zwischen parataktischem und hypotaktischem Satzgefüge ein. Im Griechischen und speziell in der Sprache der älteren epischen Poesie und des jonischen Dialektes ist jene Mittelstellung schon äusserlich dadurch ausgedrückt, dass auch Formen des schwachen deiktischen Pronomens $\acute{\omicron} \tau\acute{\omicron}\iota \tau\acute{\alpha}\iota \tau\acute{\omicron} \tau\acute{\alpha}$ im Sinne von Relativen verwendet werden, und dass in Folge des gleichmässigen Uebergangs der schwachen Sibilans und des Halbvokals y in einen Spiritus asper mehrere Formen des Relativums und des Artikels oder schwachen Demonstrativums zusammengefallen sind, wie $\iota\acute{\iota} = s\acute{a}$ und $\eta\acute{\iota} = y\acute{a}$, $\omicron\acute{\iota} = s\omicron\iota$ und $\omicron\acute{\iota}\prime = y\omicron\iota$, $\acute{\alpha}\acute{\iota} = s\acute{\alpha}\iota$ und $\acute{\alpha}\acute{\iota}\prime = y\acute{\alpha}\iota$, $\acute{\omega}\varsigma = s\omicron\varsigma$ und $\acute{\omega}\varsigma\prime = y\omicron\varsigma$.) Man könnte sogar noch weiter gehen und sämtliche Formen des griech. Pron. rel. auf ursprüngliche Demonstrativa mit anlautendem s oder sy zurückführen,

1) Die entschieden demonstrative Form der Vergleichungspartikel $\tau\acute{\omega}\varsigma$ war schon zu Homers Zeiten im Aussterben. Sie steht noch in $\tau\acute{\omega}\varsigma \delta\acute{\epsilon} \sigma\prime \acute{\alpha}\pi\epsilon\chi\theta\alpha\acute{\iota}\rho\omega$, $\acute{\omega}\varsigma \nu\acute{\upsilon}\nu \acute{\epsilon}\kappa\pi\alpha\gamma\lambda\alpha \phi\acute{\iota}\lambda\eta\sigma\alpha$ (Γ 415), $\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu\omicron\varsigma \tau\acute{\omega}\varsigma \acute{\alpha}\gamma\acute{\omicron}\rho\epsilon\iota\tau\epsilon$ (B 373 = E 48 = σ 271) und $\tau\acute{\omega}\varsigma \mu\acute{\iota}\nu \acute{\epsilon}\eta\eta \mu\alpha\lambda\alpha\kappa\acute{\omicron}\varsigma$, $\lambda\alpha\mu\pi\rho\acute{\omicron}\nu \delta\prime \eta\acute{\iota}\nu \eta\acute{\epsilon}\lambda\iota\omicron\varsigma \acute{\omega}\varsigma$ (τ 234).

da anlautendes *s* ganz gewöhnlich auf griechischem Boden in einen Spir. asp. übergeht, der gleiche Uebergang des *y* aber nur durch wenige Wörter, wie ἦπαρ, ἄγιος, ἑμεῖς, ἐσμίν, belegbar ist. Doch halte ich an der auch von Windisch in seiner berühmten Abhandlung vom Ursprung des Relativpronomens (in Curtius Stud. Bd. II) vertretenen Gleichstellung des griechischen und indischen Relativpronomens um so mehr fest, als die Uebereinstimmung der griech. und ind. Correlativa (τιός ἴος = tāvat yāvat, τηλίος ἰλίος = tādr̥ṣas yādr̥ṣas) uns bestimmt zeigen, dass die Ausbildung des Relativpronomens schon der Trennung des Arischen und Griechischen voranging. Indes wird doch der Umstand, dass im Griechischen die Formen des alten Relativums mit anlautendem *y* und des alten Demonstrativums mit anlautendem *s* in einer Form zusammenfielen, dazu beigetragen haben, den ohnehin noch nicht recht befestigten Unterschied zwischen Relativum und schwachem Demonstrativum von neuem zu verwischen und eine ähnliche Zwitterstellung des Pronomens herbeizuführen, wie sie uns im gotischen *sa-h* vorliegt, das zugleich 'welcher' und 'dieser' bedeutet.

In Bezug auf die Formen des Relativpronomens und die demselben angehängten Partikeln ist es von entscheidender Bedeutung die verschiedenen Arten der Relativsätze zu unterscheiden. Es unterscheiden sich aber die Relativsätze zunächst durch ihre Stellung im Satze, indem sie entweder die erste oder die zweite Stelle einnehmen können. Sätze, in denen der Relativsatz vorangeht, gehören der reinen Hypotaxis an, diejenigen hingegen, in denen der Relativsatz dem vorausgehenden Satzglied angefügt ist, schwanken zwischen der Geltung von hypotaktischen und parataktischen Sätzen. Auch ist die Stellung des Relativsatzes von Einfluss auf die Form des relativen Verbindungswortes; denn es kommen zwar die meisten Relativa in gleicher Weise im

Vorder- wie im Nachsatz vor, aber einige, wie *τοί ται τό τά ἴνα*, haben ihre Stellung nur im zweiten Glied, während andere wie *ὅππῃ ἄσσα* häufiger im Vorderglied vorkommen.

Ein zweiter Unterschied der Relativsätze, der sich vielfach mit dem ersten deckt, besteht darin, dass die einen allgemeiner Natur sind, die andern sich auf einen speziellen einzelnen Fall beziehen. Die ersteren bilden meistens das Vorderglied der Periode, die letzteren können, da sie sich auf ein bestimmtes Wort zurückbeziehen, nur die zweite Stelle im Satzgefüge einnehmen. Auch dieser Unterschied hat Einfluss auf die Wahl der Relativa und der denselben angefügten Partikeln; denn z. B. nur in einem allgemeinen Relativsatz kann im Lat. *quicumque*, im Griech. *ὅστις* stehen.

Von minder grosser Bedeutung sind sonstige Unterschiede der Relativsätze. Es kann aber mit dem Relativsatz theils eine beiläufige Beschreibung gegeben, theils im Verlauf der Handlung fortgefahren werden; es kann in demselben einfach eine Eigenschaft angegeben, es kann in demselben aber zugleich auch theils ein Grund, theils eine Absicht, theils eine Concession enthalten sein; es kann endlich die Aussage entweder schlechthin auf das Subjekt bezogen, oder ausdrücklich auf das im Relativum enthaltene Subjekt beschränkt werden.

Da auf solche Weise der Relativsatz eine so mannigfache Stellung und Geltung haben konnte, so darf es uns nicht wundern, wenn nun auch die Sprache die Verschiedenheit des Sinnes durch verschiedene sprachliche Mittel auseinanderhielt. Eine besondere Unterscheidungskraft bekundeten aber in dieser Beziehung die Griechen, und unter ihnen zumeist Homer, was offenbar damit zusammenhängt, dass in jener Zeit die Relativsätze noch halbwegs parataktischer Natur waren, so dass neben dem anaphorischen Pronomen noch passend andere das Satzverhältnis genauer bezeichnende Partikeln Platz haben konnten. Die Mittel

nämlich, deren sich die Sprache zur Unterscheidung jener Sätze bediente, bestanden teils in den verschiedenen Formen des Relativpronomens (*ὃς ὅστις οἷος ὅσος ὅπως*), teils in der Wahl der Modi und Tempora (Indikativ und Konjunktiv, Imperfekt und Aorist), teils endlich in dem Zusatz besonderer Partikeln wie *ἅ περ καί γε δή τε*. Damit ist uns der Weg vorgezeichnet, auf dem wir zur Feststellung des Gebrauchs von *τε* hinter dem Relativum gelangen können. Ehe wir aber zur Lösung dieses Teiles unserer Aufgabe schreiten, wollen wir zuerst ein Verzeichnis jener Relativa geben, denen sich ein *τε* angehängt findet.

Es steht aber bei Homer und den Epikern ein *τε* hinter

- 1) dem relativen Pronomen *ὃς ἢ ὅ* und *ὅ ἢ τό*,
- 2) den relativen Konjunktionen *ὅθεν ὅθι ὅτε ἵνα ἐνθα ἐπεί*,
- 3) den Korrelativis *οἷος ὅσος*.

Kein *τε* findet sich hinter *ἤμος ἤνικα ἕως ὅπη ὅπως*, wesentlich wohl deshalb, weil diese Konjunktionen fast nur in Vordersätzen vorkommen. Am häufigsten steht *τε* hinter den Korrelativen, namentlich hinter dem adverbiellen *ὡς οἷα ὅσον*. Hinter *ἐπεί*, das aus der Reihe der eigentlichen Relativen heraustritt, sollte man weniger ein *τε* erwarten; auch kommt in den meisten Gesängen *ἐπεί* nur mit *ἅ* verbunden vor, doch ist *ἐπεί τε* an 3 Stellen gesichert, *A* 87. 562, *M* 393¹⁾ und findet sich ausserdem öfter bei Herodot, I 42, VI, 43. 91. 102, VII 56. 59. Gar nie ist das finale *ἵνα* oder eine andere Finalpartikel mit *τε* verbunden worden.²⁾

1) Auch in *γ* 62 *ὡς ἄρ' ἐπει' ἤρᾱτο καὶ αὐτῇ πάντα τελέυτα* hat Classen, Beobacht. z. Hom. Sprachgebr. S. 31 *ἐπεί τε* zu lesen vorgeschlagen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit.

2) Das *τε* hinter *πρὶν* in Theognis 281, 1015, 977, 1128, 1146 lässt eine andere Erklärung zu.

11. Gehen wir nun auf den Gebrauch des $\tau\epsilon$ hinter dem Relativum näher ein, so muss vor allem die Annahme, als ob das $\tau\epsilon$ erst das vorausgehende Pronomen zum Relativum erhebe, abgelehnt werden. Denn auch die doppeldeutigen Formen $\tau\omicron\iota\ \tau\alpha\iota\ \tau\acute{o}\ \tau\acute{\alpha}$ werden im relativen Sinne eben so gut ohne nachfolgendes $\tau\epsilon$ wie mit nachfolgendem $\tau\epsilon$ gebraucht, und vollends die eigentlichen Relativa $\acute{\omicron}\varsigma\ \acute{\omicron}\nu$ etc. bedürfen zur Ausfüllung ihrer relativen Funktion keines weiteren Zusatzes. Trotz einiger Aehnlichkeit ist daher das griechische $\tau\epsilon$ nicht dem gotischen *ei* und *h* oder dem altbulgarischen *že* ¹⁾ gleichzustellen, welche zum demonstrativen Pronomen gesetzt der verbundenen Konjunktion relative Bedeutung geben.

Noch weniger genügt es, wenn einer, wie das Aneis zu thun liebt, den Sinn des $\tau\epsilon$ beim Relativum durch die Uebersetzung 'da' bezeichnen zu können glaubt. Denn unser 'der da' hat zwar eine grosse Aehnlichkeit mit dem griech. $\acute{\omicron}\varsigma\ \tau\epsilon$ ²⁾, aber nicht bloss ist der etymologische Ursprung der deutschen und griechischen Partikel verschieden, sondern weichen auch im Gebrauch derselben die beiden Sprachen erheblich von einander ab. Wenn wir z. B. sagen 'die da glauben' so legen wir dem Relativum eine generalisierende

1) Im Uebrigen hat das altbulgarische *že* auch darin Aehnlichkeit mit dem griech. $\tau\epsilon$, dass es wie das griech. $\acute{\omicron}\epsilon\ \tau\epsilon$ auch zur Satzverbindung gebraucht wird. S. Schleicher im Glossar der Indogermanischen Chrestomathie und Miklosich, Vergl. Gramm. der slav. Sprach. IV, 117.

2) Auch das Angelsächsische kennt, wie mich Dr. Brenner belehrt, eine Partikel *the*, welche dem vorausgehenden Demonstrativum relative Bedeutung verleiht, wie *se-the* = *qui*, *thane-the* = *quando*. Ebenso gebraucht das Altsächsische die angehängte Partikel *thār*, welcher im Hochdeutschen das entspricht, zur Verstärkung des Pron. relat. Vergl. Tobler in *German*. 18, 244 und in *Paul-Braune Beitr.* V, 375.

Bedeutung bei, aber gerade diese ist dem griechischen *ὡς τε* fast ganz fremd.

Verlassen wir also den trügerischen Weg der Analogie fremder Sprachen und halten wir uns an die zuvor erörterten Unterschiede der Relativsätze, so lassen sich folgende Bestimmungen über den Gebrauch des *τε* nach dem Relativum aufstellen:

- 1) *ὡς τε* hat seine Stellung in posteriorischen Relativsätzen,
- 2) demselben geht in der Regel ein Nomen voraus, auf das es sich zurückbezieht,
- 3) die Sätze, in denen es steht, bezeichnen keinen Fortschritt in der Handlung, sondern enthalten einen beschreibenden oder begründenden Zusatz,
- 4) in Relativsätzen dieser Art steht das Verbum regelmässig im Indikativ, meistens des Präsens oder Imperfekts.

Von dem ersten Satz gibt es bei dem eigentlichen Pron. rel. und den damit zusammenhängenden Konjunktionen gar keine Ausnahmen, nur einige wenige bei dem verallgemeinernden *ὅσσον*, nämlich *ϑ* 124, *Ξ* 148 (Bekker schreibt *ὅσσον δέ*) Hes. opp. 679 ¹⁾, und bei der fast zu einem Wort gewordenen Vergleichspartikel *ὡς τε*, wie *B* 474, *A* 67, *M* 278 u. a.

Bezüglich Nr. 2 füge ich erläuternd hinzu, dass nicht nur dem Pron. rel. in der Regel ein Nomen vorausgeht, auf welches es sich zurückbezieht, sondern auch den relativen Konjunktionen *ὅτε ὅθεν ὅθι ἵνα ἐνθα*, wiewohl dieselben an und für sich mehr allgemeiner Natur sind, z. B. *νῆα δὲ ὀργναίαν, ὅτε ϑ' εἶδουσιν βροτοὶ ἄλλοι* (*K* 83)

1) Nicht ganz lassen sich hieherstellen *ι* 322, wo das korrelative *ὡσσον* erst nachfolgt, aber ein einleitender Satz vorausgeht, und *ψ* 845, *ε* 249, wo *τε* zu *τες* bezogen werden kann.

ἐν ποταμῷ, ὅθι τ' ἀρδμὸς ἐεν πάντεσσι βροτοῖσι (Σ 521)
 λευκανίην, ἵνα τε ψυχῆς ὠκιστος ὄλεθρος (X 325)

In eine verschiedene Kategorie von Sätzen gehören diejenigen, in denen statt eines Nomen ein Pron. dem. vorausgeht, ein τοί vor οἱ τε, ein τόσσον oder τοῖον vor ὅσος oder οἷος, wie in

ἤπια δήνεα φοῖδε· τὰ γὰρ φρονέεις ἅ τ' ἐγὼ περ (Α 361)
 ἀλλ' ὅτε τόσσον ἀπῆν, ὅσσον τε γέγωνε βοήσας (ι 473)
 τοῖον ἄηθ', οἷόν τε πολυχρύσου Ἀφροδίτης (Hes. scut. 8)

ferner I 380, T 105, Ω 758, η 311, ϑ 161, υ 333, Hes. theog. 395, oder in denen sich das Relativum auf ein indefinites ἀνήρ bezieht, wie in

ὡς δ' ὅτ' ἂν ἄνδρ' ἄτη πυκινὴ λάβῃ, ὅς τ' ἐνὶ πότρη
 φῶτα κατακτείνας ἄλλων ἐξίκετο δῆμον (Ω 480)

vgl. I 117. 521, Θ 391, τ 79. 160, hymn. III 44, IV 190. Noch weiter ab liegen die wenigen Relativsätze mit ὅς τε¹⁾, vor denen das Demonstrativum bloss im Geiste zu ergänzen ist, wie

ἔσθιε νῦν, ὦ ξείνε, τά τε δμῶεσσι πάρεσιν (ξ 80)

ähnlich O 130, hymn. V 218, Hes. opp. 347, Aeschylus Prom. 1070, Theokrit XXII, 54²⁾.

Was endlich den dritten und vierten Punkt anbelangt, so ist von Interesse der Vers Ω 154

τοῖον γὰρ τοι πομπὸν ὀπάσομεν ἀργειφόντην,
 ὃς ἄξει ἤος κεν ἄγων Ἀχιλῆι πελάσση.

1) Häufiger wird so gebraucht ἐνθα τε, ὅτε τε, οἷός τε z. B. Π 481, Θ 556, κ 286, Π 365, Η 288, μ 22.

2) Unter solchen Umständen missbillige ich Bekkers Vorgang an Stellen wie χωόμενος ὅτ' ἄριστον Ἀχαιῶν οὐδὲν ἔτισας (Α 244), ferner Α 32, Ε 331, Θ 251, Α 543, Π 509, Ρ 623, ξ 90, 366, υ 333 ὅ τ' statt ὅτ' zu schreiben. Der Gebrauch von τε an jenen Stellen ist mindestens ebenso bedenklich wie die Elision des Schlussvokals von ὅτε, oder die Annahme eines zweiten ὅτε mit der Bedeutung 'dass'.

Denn da hier das Metrum eine lange Silbe im Versanfang verlangt, so sollte man erwarten, der Dichter habe *ὅς τ' ἄξει* statt *ὄς ἄξει* geschrieben. Das überlieferte *ὄς ἄξει* oder das von Nauck vermutete *ὄς ς' ἄξει* ist aber allein richtig, da *τε* in keinem Absichtssatz und nicht bei nachfolgendem Futurum steht. Auch ein Konjunktiv wird, von den Vergleichssätzen abgesehen, auf deren Sonderstellung ich im folgenden Kapitel zurückkommen werde, nie nach dem erläuternden *ὄς τε* gefunden. In *T* 265

ὄσσα διδοῦσιν ὃ τέ σφ' ἄλιπται ὁμόσσας

und ebenso in *μ* 40, *π* 228, *ν* 188, *χ* 415, *ψ* 68 beruht der Konjunktiv auf La-Roche's falscher Lesung; Bekker und Nauck schreiben richtig im engeren Anschluss an die handschriftliche Ueberlieferung *ὃ τις σφ' ἄλιπται*.¹⁾ Die Sätze aber, in denen *ὄς τε* mit dem Konjunktiv wirklich vorkommt, wie *I* 117 und *ξ* 85

ἀντί νυ πολλῶν

*λαῶν ἐστὶν ἀνὴρ, ὃν τε Ζεὺς κῆρι φιλήσῃ.
καὶ μὴν δυσμενέες καὶ ἀνόρσοι, οἳ τ' ἐπὶ γαίης
ἄλλοτρὴς βῶσιν καὶ σφι Ζεὺς ληΐδα δῶη*

sowie *Ξ* 522, *E* 747, *Θ* 391, *ϑ* 546 gehören in eine andere Klasse von Relativsätzen, auf die ich im nächsten Abschnitt (siehe S. 64) zu sprechen kommen werde; die Bedeutung des Konjunktivs in ihnen ist richtig gedeutet von Delbrück Forsch. I 45.

Die den mit *τε* eingeleiteten Relativsätzen zukommende Bedeutung eines begründenden Eigenschaftssatzes findet sich besonders in den Vergleichen und nach einem Vokativ, wie in

*ἦ' τε μυιάων ἀδινάων φέθνεα πολλά,
αἶ τε κατὰ σταθμὸν ποιμνήϊον ἡλάσκουσιν*

1) Auch in *λ* 218

ἀλλ' αὕτη δίκη ἐστὶ βροτῶν, ὅτε κέν τε θάνησιν
verdient die Variante *ὅτε τίς κε θάνησιν* den entschiedenen Vorzug.

ὄρη ἐν εἰαρινῇ, ὅτε τε γλάγος ἄγγεα δέει (B 469 ff.)
 Ζεῦ πάτερ, ὅς τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι φανάσσεις,
 ἧ μεγάλη βρόντισας ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος (v 112 f.)¹⁾

Ganz besonders häufig steht das *τε* in den adverbialen Ausdrücken *ὡς τε*, *ὡς ὅτε τε*, *ὡς εἴ τε*, *οἷά τε* und *ὅσον τε*, doch ist hier das *τε* wahrscheinlich indefiniter Natur und steht auf einer Stufe mit dem *τέ* von *ὅτε*. Aus der Sprache der Prosa ist das *τε* hinter dem Relativum so gut wie ganz geschwunden, so dass sich selbst bei Herodot nur ein sicheres Beispiel für das adverbiale *ὅσον τε* (VII, 100) findet.²⁾

Da auf solche Weise *τε* nur in einer bestimmten Klasse von Sätzen dem Relativum zugefügt zu werden pflegt, so tritt es in Gegensatz zu andern Partikeln, die in anderen Arten von Relativsätzen ihre Stellung haben. Den stärksten Gegensatz bildet *κεν*, das dem Relativsatz eine verallgemeinernde Färbung gibt. Auch *ῥα*, das die Erzählung fortführt und besonders gern mit dem Indikativ des Aoristes verbunden vorkommt, sowie *περ*, das die Gültigkeit der Aussage auf das durch das Relativum vertretene Nomen beschränkt und daher leicht den Satz in ein concessives Verhältnis bringt, bilden in gewissem Sinne Gegensätze zu *τε*, doch ist der Gegensatz kein so ausgeprägter, dass nicht Homer und die Epiker *ῥα* und *τε*, sowie *περ* und *τε* verbunden dem Relativum angefügt hätten. Namentlich kommt *ὅς ῥά τε* sehr häufig in Vergleichsätzen vor, so dass *τε* den Relativsatz

1) Noch bei Pindar steht nach einem Vokativ häufig *ὅς τε*, Ol. XII 2, XIV 1, Nem. VIII 2, XI 1, fr. 87 u. 112.

2) Siehe darüber Rieckher in seiner kenntnisreichen Recension des Bäumleinischen Buches in Jahrb. f. Phil. Bd. 85 (a. 1862) S. 481. Indes findet sich *οἷ τε παραγεγόμενοι ἐποίησαντο* noch in einer von Kenner Stzb. d. Wien. Ak. Bd. 71 S. 335 ff. herausgegebenen äolischen Inschrift aus dem 2. Jahrh. v. Chr.

mit dem angefangenen Vergleichssatz verbindet, *ἕα* die Fortführung des Vergleiches ausdrückt, wie in *P* 674 ff.

παντόσε παπταίνων, ὡς τ' αἰετός, ὅν ῥά τέ φασιν
 ὀξύτατον δέρεσθαι ὑπουρανίων πειτηγῶν,
 ὅν τε καὶ ἐνθόθ' ἔόντα πόδας ταχὺς οὐκ ἔλαθε πτώξ
 θάμνω ἐπ' ἀμφικόμῳ κατακείμενος, ἀλλὰ τ' ἐπ' αὐτῇ
 ἔσσυτο καὶ τέ μιν ὅκα λαβῶν ἐξείλετο θυμόν.

Vgl. *A* 483, *E* 137, *I* 504, *N* 63. 796, *O* 411. 631, *II* 481. 590, *P* 134. 549, *Σ* 319, *Φ* 283. 494, *X* 27, *δ* 361, *λ* 414, *ο* 319, *χ* 403, Hes. scut. 316, hymn. II 218.

12. Fragen wir schliesslich nach der Bedeutung unseres *τε*, so liegt es am nächsten dieselbe mit dem kopulativen *τε* in Verbindung zu bringen. Wir legen dabei kein Gewicht auf Stellen, wo dem Relativsatz ein zum selben Nomen gehöriges Adjektiv vorausgeht, wie

ἵππος ἐτείρετο, τὸν βάλεν ἰϋ̄
 ἄκρη καὶ κορυφῆν, ὅθι τε πρῶται τρίχες ἵππων
 κρῆνίῳ ἐμπεφίασι (Θ 83 f.)
 ὄσσον θ' ἰστόν νηὸς εἰκοσόροιο μελαίνης
 φορτίδος εὐρείης, ἣ' τ' ἐκπεράα μέγα λαῖτμα (ι 322 f.).

Denn thatsächlich steht ja doch der Relativsatz mit dem Adjektiv nicht auf gleicher Stufe, sondern knüpft an den ganzen Begriff *ἄκρη κορυφῆ, φορτὶς εὐρεῖα* an. Aber von entscheidender Bedeutung ist die Stellung des *ὅς τε*, das, wie wir gesehen, nie in priorischen, sondern nur in posteriorischen Relativsätzen steht, also in solchen Sätzen, die an das Vorausgehende etwas Neues anknüpfen. Begünstigt wird die Annahme der kopulativen Kraft des *τε* auch dadurch, dass dasselbe weitaus am häufigsten in Vergleichen vorkommt, wo eben durch* das *τε* die einzelnen Teile des Vergleichs an einander gereiht und zu einem Ganzen verbunden werden, wie in *A* 473 ff.

εὔρον ἔπειτ' Ὀδυσῆα δίφιλον, ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτόν
 Τρωῆες ἔπονθ' ὡς εἴ τε δαφνοιοὶ θῶες ὄρεσφιν
 ἀμφ' ἔλαφον κεραὸν βεβλημένον, ὃν τ' ἔβαλ' ἀνήρ
 ἰὼ ἀπὸ νευρῆς· τὸν μὲν τ' ἤλυξε πόδεσσιν κ. τ. λ.

Besonders belehrend sind im gleichen Sinne auch diejenigen Sätze, wo neben dem *τε* andere verbindende Konjunktionen stehen, wie *ν* 105 ff.

ἐνθα δὲ χρητῆρές τε καὶ ἀμφιφορῆες ἔασιν
 λάϊνοι, ἐνθα δ' ἔπειτα τιθαιβώσσοσι μέλισσαι,
 ἐν δ' ἴστοι λίθιοι περιμήκεες, ἐνθα τε νύμφαι
 φάρε' ὑφαίνουσιν ἀλιπόρφυρα θαῦμα φιδέσθαι ·

oder wo nach dem Relativ in gleicher Bedeutung ein *καὶ* steht, wie

ἠδυεπῆς ἀνόρουσε λιγὺς Πυλίων ἀγορητής,
 τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή (A 248 f.)

Vgl. B 827. 866. 872.

Geben wir daher auch zu, dass das *τε* nach dem Relativ zugleich auf das vorausgehende Nomen im Sinne unseres 'da' zurückweise, so werden wir doch dasselbe von dem kopulativen *τε* nicht trennen dürfen, und dieses um so weniger, als ja auch das kopulative *τε*, wie wir oben sahen, ursprünglich hinweisende Kraft hatte. Jedenfalls aber weist das *τε* nach dem Relativpronomen auf eine Epoche der Sprachentwicklung hin, wo das Pronomen ὅς ἢ ὄ noch nicht in ausgesprochener Weise der relativen Satzverbindung diente, sondern noch die ehemalige demonstrative Geltung durchblicken liess.

Das indefinite *τε*.

13. Das indefinite Pronomen *τις* steht, wie man deutlich noch aus den homerisch-jonischen Formen *τέο*, *τέφ* sieht, mit unserer Partikel *τε* in etymologischem Zusammen-

hang. Wie nun so ganz gewöhnlich zur Verstärkung und Verallgemeinerung der Bedeutung ein Pronomen mit sich selbst verbunden wird, so steht bei Homer auch ein τε hinter τις. Da aber gerade dieses indefinite τε bestritten worden ist,¹⁾ so wird es vor allem notwendig sein, eine vollständige Zusammenstellung der Beispiele zu geben:

τις τε nach γάρ:

καὶ γὰρ τις θ' ἔνα μῆνα μένων ἀπὸ φῆς ἀλόχοιο
ἀσχαλαὰ σὺν νηὶ πολυζύγῳ (B 292),
ähnlich τ 265, ψ 118, Hes. opp. 21,

τις τε nach τόσον:

τόσον τις τ' ἐπὶ λείσσει ὅσον τ' ἐπὶ λᾶαν ἴησιν (Γ 12)
ähnlich Ψ 845, ε 249; vgl. S. 45

τις τε nach εἴ περ:

τούς δ' εἴ περ παρά τις τε κιὼν ἄνθρωπος ὀδίτης
κινήσῃ ἀέκων (Π 262 f.)

τις τε nach ὡς ὅτε:

ὡς δ' ὅτε τις τε δράκοντα φιδὼν παλίνορσος ἀπέστη (Γ 33)
ähnlich Δ 141, P 61, Ψ 760,

τις τε nach ὡς:

καὶ κατέπεφνε
δειπνίσσας ὡς τις τε κατέκτανε βοῶν ἐπὶ φάτῃ (δ 534 f.)
ähnlich P 133. 542. 657, λ 411,

τις τε nach καὶ μὴν:

νηλῆς· καὶ μὴν τις τε κασιγνήτοιο φονῆος
ποινήν ἢ φοῦ παιδὸς ἐδέξατο τεθνηῶτος (I 632 f.)
ähnlich υ 45,

τις τε nach εἰσόκε:

ὑπαὶ δέ τε κόμπος ὀδόντων
γίγνεται, εἰς ὃ κέ τις τε βαλὼν ἐκ θυμὸν ἔλῃται (M 149 f.)

1) So von Rieckher in Jahrb. f. Phil. Bd. 85 (a. 1862) S. 482.

τίς τε nach μή:

σίγα, μή τίς τ' ἄλλος Ἀχαιῶν τοῦτον ἀκοίση μῦθον (Ξ 90)
ähnlich τ 486,

τίς τε nach ἦν:

οἳ τε θεοῖς ἀγάσθε παρ' ἀνδράσιν εὐνάζεσθαι
ἀμφαδίην, ἦν τίς τε φίλον ποιήσεται ἀκοίτην (ε 119 f.)

ὅστις τε:

ἀνωχθε δέ μιν γαμέεσθαι
τῷ, ὅτεφ' τε πατήρ κέλεται καὶ φανδάνει αὐτῷ (β 113 f.)
πᾶσι φίλος καὶ τίμιός ἐστιν
ἀνθρώποις, ὅτεών τε πόλιν καὶ γαῖαν ἔκχεται (κ 39 f.)
οὐ μὰ Ζῆν', ὅς τίς τε θεῶν ὑπατος καὶ ἄριστος (ψ 43).

Zur Erklärung jenes τε nehmen Nägelsbach, Rieckher u. a. eine Umstellung des τε an, das von dem Worte, zu dem es eigentlich gehöre, weggedrängt worden sei. Eine solche freie Stellung von τε ist nun allerdings nicht abzuweisen, sie wird bewiesen durch Verbindungen, wie

παρὰ δ' οἳ τ' ἀγοὶ ἄμμι μερόντων (ψ 160)
ἀλλ' αἰεὶ τε Διὸς κρείσσων νόος ἢ ἐπερ ἀνδρῶν (II 688)
θῆκεν ἀνὰ μυρικήν, δέελον δ' ἐπὶ σῆμά τ' ἔθιγεν (K 466)

wo doch das τε nicht zu οἳ oder αἰεὶ, sondern zu δέ oder ἀλλά gehört; vgl. A 259, A 457. Auch würden wir uns vielleicht hier für eine solche erklären, wenn es sich bloss um die ersten Stellen handelte, in denen das τίς τε nach γάρ ὅσον ὡς ὅτε steht. Nun findet sich aber, wie die Zusammenstellung zeigt, das τίς τε nach Konjunktionen, welche nie ein τε zu sich nehmen, bei denen also mit der Ausnahme einer Umstellung nichts geholfen wird. Es bleibt also hier nichts anders übrig, als das τε zu dem Worte zu beziehen, hinter dem es steht; dann werden wir aber auch an den anderen Stellen wenigstens die Möglichkeit aufrecht erhalten, dass τε zu τις und nicht zu γάρ πέρ τόσος etc.

gehöre. Wir werden uns aber gegen diese Annahme um so weniger sträuben dürfen, als auch im Lateinischen *que* in indefiniter und verallgemeinernder Bedeutung sich einem Pronomen oder einer Konjunktion angeschlossen findet in *quandoque*, *ubique*, *cunque*, *quisque*, und ganz ähnlich im Sanskrit und Gotischen das zusammengesetzte *ca-na* gebraucht wird, wie in *skt. kim-cana* = *aliquid*, *got. hvas-hun* = *aliquis*¹⁾ Es hat aber jenes *τε* bei *τις* offenbar indefinite Bedeutung, wie man z. B. auch recht hübsch aus der Vergleichung von Homer *Ψ* 43 und Aeschylus *Agam.* 160

*οὐ μὰ Ζῆν', ὅστις τε θεῶν ἵπματος καὶ ἄριστος,
Ζεύς, ὅστις ποτ' ἐστίν*

ersehen kann.

14. Die indefinite und fragende Bedeutung sind in unserem Sprachstamm meistens durch die gleiche Pronominalform vertreten, und zwar so, dass die Bedeutung der nach Aufklärung verlangenden Frage aus der Unentschiedenheit des Indefinitums hervorgegangen ist. Es ist daher selbstverständlich, dass wir auch das *τε* nach *τις* und den verwandten Fragewörtern in gleichem Sinne fassen wie nach dem indefiniten *τις*, z. B. in

τις τ' ἄρ σφραε θεῶν ἐριδι ξυνέηκε μάχεσθαι; (A 8)
τις τ' ἄρ' ὄδ' ἄλλος Ἀχαιοὺς ἀνὴρ ἧὺς τε μέγας τε (Γ 226)
τίπτε τ' ἄρ' ὦδ' Ἀχιλεὺς ὀλοφύρεται νῆας Ἀχαιῶν; (A 656)
πῶς τ' ἄρ' ἴω μετὰ μῶλον; ἔχουσι δὲ τεύχε' ἐκεῖνοι (Σ 188)
Λευκαλίδη, πῆ τ' ἄρ μέμονας καταδῦναι ὄμιλον; (N 307)

ebenso in *B* 761, *K* 208, *M* 409, *α* 346, *γ* 22, *ψ* 264, *ν* 417. Vielleicht ist so auch unsere Partikel in *α* 60

1) Vgl. Bopp, *Vergl. Gram.* 2. Aufl. II, 399, Curtius *Grundz. d. Et.* 5. Aufl. S. 487, wo auch verwandte Formen aus dem keltischen Sprachstamm beigebracht sind, Ueber das relative *quisque* siehe A. Spengel *Plauti Trin. praef. XI*.

οὐ νύ τ' Ὀδυσσεύς
 Ἀργείων παρὰ νηυσὶ χαρίζετο ἱερὰ ῥέζων;

zu erklären, von der wir oben S. 39 eine andere Deutung versucht haben. Beachtenswert ist auch hier der gleiche Gebrauch von καί in Hymn. II 350 πῶς καὶ νῦν βιόμεσθα;

15. Viel deutlicher aber noch tritt die indefinite und verallgemeinernde Bedeutung des τε hervor in den Konjunktionen ὄ-τε, ἦ-ύ-τε, εὐ-τε, in welchen nur das τε mit dem Pronomen zu einem Worte eng verbunden ist. Das gleiche τε hat noch eine unabhängigere Stellung in den wenigen Fällen, wo es in priorischen Sätzen hinter dem relativen ὅσον steht (Ξ 148, Ϛ 124, Hes. opp. 679; vgl. S. 55 und ὄππη M 58, ὄκως Herod. I, 108), und wo es mit dem Relativpronomen verbunden den Konjunktiv nach sich hat (Γ 66, E 747, I 117, Ξ 522, ξ 85; s. S. 57). Ebendahin gehört das ὡς τε nebst ὡς ὅτε τε und ὡς εἴ τε der Vergleichssätze, da dieses ὡς τε nicht bloss ganz gewöhnlich dem demonstrativen Nachsatz mit ὡς vorangeht, sondern auch in der Regel mit dem Konjunktiv, dem Modus der verallgemeinernden Aussage, verbunden wird, wie in

τοὺς δ' ὡς τ' αἰπόλια πλατέ' αἰγῶν αἰπόλοι ἄνδρες
 ῥεῖα διακρίνωσιν (B 474 f., vgl. A 67, M 167. 278, P 434),
 und selbst in dem verbundenen Relativsatz den Konjunktiv hervorrufft, wie in

ἀλλ' ὡς τε στήλη μένει ἔμπεδον, ἦ τ' ἐπὶ τύμβῳ
 ἀνέρος ἐστὶ κη τεθνηότος ἢ ἐ γυναικός (P 434 f.).

Mit dem ὡς τε der homerischen Vergleichssätze ist das konsekutive ὡς τε, das sich bekanntlich bei Homer nur selten, um so häufiger aber in der späteren Sprache findet, etymologisch nahe verwandt. Denn dass der erste Teil jener Partikeln ein alter Ablativ im Sinne von qui oder quo modo ist, liegt auf platter Hand; dass aber auch der

zweite Bestandteil des konsekutiven *ὥστε* nicht mit dem kopulativen *τε* nach dem Relativum, sondern mit dem indefiniten *τε* in *ὅτε* *ὁπότε* u. ä. zu verbinden ist, macht die zuerst von Kenner, Stzb. d. Wien. Ak. Bd. 72 S. 335 ff. publicierte und unlängst von Bechtel, die inschr. Denkm. d. äol. Dial. in Bezenbergers Beitr. V, 112 f. wiederholte Inschrift von Erythrä wahrscheinlich, in der das *ΩΣΚΕ* des äolischen Originals zweimal mit jonischem *ΩΣΤΕ* wiedergegeben ist. Indes wird man in der Umschreibung richtiger *ΩΣΤΕ* in 2 Wörter zerlegen, *ὥς τε ἐπαινεθείη*, *ὥς τε γένηται*, und Stellen des Homer, wie η 223 *ὥς κέ με τὸν δύστηνον ἀμῆς ἐπιβήσετε πάτρης*, zum Vergleiche heranziehen. Wenn aber auch das konsekutive *ὥστε* schon wegen seiner Konstruktion mit dem Infinitiv sich am meisten dem zusammengesetzten *οἷός τε* vergleicht, so wird doch in *ὥστε* so gut wie in *οἷός τε*, *οἰά τε*, *ὅσον τε* das *τε* indefiniter Natur sein.¹⁾

Dasselbe indefinite *τε* hat sich nun aber auch noch in *ποῖτε*, *ποιέ*, *τοῖέ*, *ἄλλοτε* mit dem vorausgehenden Pronomen zu einem Worte vereinigt. Denn dass das *τε* dieser Adverbien mit dem indefiniten *que* zusammenhänge, lehren uns die dorischen Formen *πόκα ποκά ὄκα ἄλλοκα*²⁾ und

1) In der kyprischen Inschrift von Idalion bei Deecke und Siegemund in Curtius Stud. VII, 256 steht *opi sis ke* ganz im Sinne von *ὅταν τις*, so dass das *τε* von *ὄ-τε* im Kyprischen *pi* gelautet zu haben scheint. Eine solche Vertretung des *τ* von *τε* durch *p* ist nach den Erläuterungen, die wir im letzten Kapitel geben werden, gar nicht unwahrscheinlich. Doch muss ich bemerken, dass G. Curtius a. a. S. in den beigegebenen Randglossen die Lesung *ὄ-φι* vorgeschlagen und sich dafür auf lateinisches *ubi* bezogen hat.

2) Siehe Apollonius de adverb. in Bekk. Anecd. gr. p. 606 und Ahrens de dial. dor. p. 376. Zwar führen die Grammatiker nur *πόκα ὄκα ἄλλοκα* an, nicht auch *τόκα*; aber nicht bloss gehört das indefinite *τοῖέ*, wie wir es bei Homer A 63, Ω 11, ω 447 haben, in die gleiche Kategorie, sondern es liegt auch für das demonstrative *τότε* ein dorisches *τοκα* vor bei Theokrit und in dorischen Inschriften Nr. 38 C 15 und Nr. 55,

die davon untrennbaren Formen des gemeingriechischen ἡρί-κα, ὀπηνί-κα, τρηί-κα, sowie des jonischen πρόκα. Möglicher Weise sind hieher auch noch die Adverbien εἶ-τα, ἔπει-τα, δῆ-τα vielleicht selbst κάρ-τα zu stellen. Das τα müsste dann auf eine Linie mit dem τα des äolischen ὅτα πότα ἄλλοτα ἐτέρωτα (s. Ahrens de dial. I 74) gestellt und auf die ehemalige nasale Aussprache des Schlussvokals zurückgeführt werden.¹⁾

Der anomale Gebrauch der Partikel τε.

10. Ich berühre schliesslich noch diejenigen Stellen Homers, wo τε in ungewöhnlicher Weise gebraucht ist oder gebraucht zu sein scheint.

Hinter ἐγγύθι scheint ein τε zu stehen in Z 317

ἐποίησαν θάλαμον καὶ δῶμα καὶ αὐλήν
ἐγγύθι τε Πριάμοιο καὶ Ἔκτορος·

Aber hier nehmen mit Recht die Herausgeber eine freie Stellung des τε an und beziehen τε zu Πριάμοιο.

Nach dem vergleichenden ἦ und dem verstärkenden καὶ 'auch' steht ein τε in

κλαῖον δὲ λιγέως, ἀδινώτερον ἢ τ' οἰωνοί (π 216; vgl. A 277)
τοῦνεκα καὶ τε βροτοῖσι θεῶν ἔχθιστος ἀπάντων (I 159)

Hinter dem Artikel nach vorausgehendem ἕως steht ein τε ρ 358

39 bei Cauer, del. insc. graec., so dass, wenn daneben τότε auf einer kretischen Inschrift, Nr. 43, 50 Ca. vorkommt, dieses auf den immer mehr um sich greifenden Einfluss des Attischen zurückgeführt werden muss. Es scheint aber das τε des demonstrativen τότε aus dem τε des indefiniten τοτέ entstanden, und durch das korrelative Verhältnis zu ὅτε, ähnlich wie das κα in τρηίκα gegenüber ἡρίκα, gestützt worden zu sein.

1) Für ein nasaliertes α jener Adverbien spricht die von Hugo Weber, die Partikel κα S. 21, aus den Fragmenten der Sappho 3, 3 nachgewiesene Form ὄπιταν.

ἴσθε δ' ἕως ὅ τ' αἰδοῦς ἐνὶ μεγάροισιν ἄειδεν.

Aber hier hat Lachmann richtig die verderbte Lesart in εἶος αἰδοῦς emendiert; vgl. Nauck, Bull. de Pet. VI, 20.

In ν 238 und ο 484

νήπιος εἷς, ὃ ξεῖν', ἣ τηλόθεν εἰλήλουθας,
εἰ δὴ τήνδε τε γαῖαν ἀνείρεαι.
οὔτω τήνδε τε γαῖαν ἐγὼ φιδὸν ὀφθαλμοῖσιν.

scheint die anstössige Lesart aus der Verwechslung von τήνδε τε mit τὴν δέ τε entstanden zu sein; Bekker und Nauck wagen die allerdings paläographisch leicht zu rechtfertigende Verbesserung τήνδε γε γαῖαν.

In den drei Stellen ε 29, ρ 273, Ψ 483

Ἐρμεία, σὺ γὰρ ἀντε τά τ' ἄλλα περ ἄγγελος ἔσει.
ῥεῖ ἔγνως, ἐπεὶ οὐδὲ τά τ' ἄλλα πέρ ἐσσ' ἀνοήμων.
Λίαν, νεῖκος ἀριστε, κακοφραδές, ἄλλα τε πάντα
δεύεται Ἀργείων, ὅτι τοι νόος ἐστὶν ἀπηγής·

hat das τε in τά τ' ἄλλα nichts, was es verbindet oder worauf es sich beziehen könnte. Wir haben hier offenbar eine formelhafte Phrase, hervorgegangen aus der vollen Wendung τά τ' ἄλλα καί. Zu einer ähnlichen Erklärung wird man auch, die Richtigkeit der Ueberlieferung vorausgesetzt, in B 280

σιωπᾶν λαὸν ἀνώγει

ὡς ἅμα θ' οἱ πρῶτοί τε καὶ ὕστατοι νῆες Ἀχαιῶν
μῦθον ἀκούσειαν

seine Zuflucht nehmen müssen. Doch hat hier Nauck nach einem bereits von Nügelbach gemachten Vorschlag ἅμα φοι mit Tilgung von θ' geschrieben. Nügelbach selbst hat freilich später jene Vermutung wieder zurückgenommen unter Berufung auf die freie Stellung des τε nach ἅμα in § 403, I 519, A 417, N 85, in Folge deren ἅμα τε den Sinn des einfachen ἅμα angenommen haben soll.

Hesiod theog. 86 f.

ὁ δ' ἀσφαλῆως ἀγορεύων
αἰψά τε καὶ μέγα νεῖκος ἐπισταμένως κατέπαυσε.

Hier möchte man beim ersten Lesen καὶ im Sinne von 'auch' zu μέγα ziehen; dann hätte τε in αἰψα τε verstärkende Bedeutung, wie in ἦ τε, μὲν τε; doch lässt sich auch mit Göttling αἰψα τε καὶ ἐπισταμένως verbinden.

Sprachwissenschaftlicher Rundblick.

17. Nachdem wir so den Gebrauch der Partikel τε im einzelnen verfolgt haben, drängt sich uns die Frage auf, ob sich die verschiedenen Bedeutungen des τε unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt vereinigen lassen, oder mit anderen Worten ob den verschiedenen τε ein und dieselbe Wurzel zu Grunde liege. Dass eine solche Frage nicht mit bloss logischen Deduktionen beantwortet werden dürfe, und dass ihre Lösung die Heranziehung der verwandten Sprachen erheische, das gilt jetzt als feststehender Satz der Sprachwissenschaft. Gleichwohl wird es gut sein nochmals zuvor speziell im Griechischen Umschau zu halten und die abweichenden wie die gemeinsamen Punkte im Gebrauche des τε hervorzuheben.

Das Gemeinsame im Gebrauche des τε besteht darin, dass dasselbe

1) stets als Enklitikon gebraucht und seinem Worte nachgesetzt wird,

2) immer entweder selbst Konjunktion ist oder als Supplement zu einem satzverbindenden Worte hinzutritt.

In letzter Beziehung macht nur der Gebrauch des indefiniten τε eine teilweise Ausnahme; aber in ποτέ ἄλλοτε wurde τε nicht mehr als selbständiges Element empfunden, und das indefinite τίς τε lehnt sich, ebenso wie πέρ τε, stets an eine vorausgehende Konjunktion derart an, dass man sogar

gezweifelt hat, ob das *τε* zu *τις* und *περ* oder nicht vielmehr zur Konjunktion, sei sie nun *εἰ* oder *ὅσος* oder *ἤν*, gehöre. Wichtig ist dabei namentlich, dass wohl *γε* und *περ* häufig in hervorhebender Bedeutung hinter einem Nomen stehen, das bekräftigende *τε* sich aber nur hinter einer Satzverbindenden Partikel, wie *ἢ τε, μέν τε, καί τε*, findet.

In Bezug auf die Bedeutung haben wir vier verschiedene *τε* kennen gelernt:

- das kopulative und korrelative *τε*,
- das indefinite *τε*,
- das hinweisende oder bestärkende *τε*,
- das *τε* hinter dem Relativum.

Von diesen vier Arten kann die letzte insofern weggelassen werden, als das *τε* hinter dem Relativum doch aller Wahrscheinlichkeit nach in posteriorischen Sätzen aus dem kopulativen, in priorischen aus dem indefiniten *τε* hervorgegangen ist. Am schärfsten tritt der Unterschied zwischen dem kopulativen und indefiniten *τε* hervor, ja es hat sogar derselbe im Griechischen selbst einen äusseren Ausdruck gefunden. Denn während das *τε* 'und' in allen Dialekten dieselbe unveränderliche Gestalt hat, steht dem jonischen *ποτέ ὅτε ἄλλοτε* im Aeolischen *ποτα ὅτα ἄλλοτα*, im dorischen *ποκά ὅκα ἄλλοκα*, im Kypri- schen *ὄπι*¹⁾ gegenüber. Ueber die Verschiedenheit des Vokals hätte man sich früher unter Berufung auf den gleichen Grundvokal *a* leicht hinweggesetzt; jetzt, wo man gelernt hat, dass sich schon vor der Trennung der europäischen Glieder unseres Sprachstammes, ja wahrscheinlich

1) Siehe S. 65 Anm. 1. Wie hier einem indischen *k'a* auf griechischem Boden ein *r* in *τε*, ein *k* in *ὄκα*, und ein aus *kv* entwickeltes *π* in dem kypri- schen *ὄπι* gegenüber steht, so steht in derselben Inschrift von Idalion *πίσαι = τίσαι* von der Wurzel *k'i* und geht das äolische *πίσαι* und gemeingriechische *τίσσαι* auf skt. *k'atvaras* zurück.

schon vor der Scheidung der arischen und europäischen Glieder das a zu drei Lauten, dem reinen a, dem zu e und dem zu o sich hinneigenden a, differenzierte, nimmt man es auch mit dem Wechsel von α und ε nicht so leicht; aber doch noch erheblicher ist der Unterschied im Konsonantismus zwischen $\acute{\omicron}\tau\epsilon$ und $\acute{\iota}\chi\alpha$. Wiewohl daher bei Homer die kopulative und indefinite Partikel in der einen Form $\tau\epsilon$ zusammengefallen ist, so muss man doch annehmen, dass noch auf griechischem Boden vor der Trennung der Dialekte das kopulative $\tau\epsilon$ und das indefinite $\chi\alpha$ als verschiedene Wörtchen nebeneinander bestanden haben.

18. Wenden wir uns hiernach zu den verwandten Sprachen, so ist das kopulative $\tau\epsilon$ ein griechisches Gebilde nur insofern, als auf griechischem Boden das τ sich aus dem palatalen k' herausgebildet hat. Im übrigen existierte bereits in der arischen Grundsprache eine völlig ausgebildete Partikel $k'ä$ mit der Bedeutung 'und', aus der skt. $k'ä$, zend. ca , gr. $\tau\epsilon$, lat. que got. h in $nih = neque$ hervorgegangen ist. Dass das a dieser Partikel schon in der Grundsprache nicht mehr voll lautete, sondern schon eine Hinneigung zu dem schwächeren e hatte, zeigt das palatale k' , da nach den Nachweisungen J. Schmidts in Kuhn's Ztsch. XXV, 136 ff. der Uebergang einer ursprünglichen Gutturalis in eine Palatalis durch den lautlichen Einfluss eines nachfolgenden ä-Vokals hervorgerufen wurde. Der weitere Uebergang der Palatalis in ein τ auf griechischem Boden hat nichts Befremdendes, da derselbe durch die Analogie von $\tau\acute{\epsilon}\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$ skt. $k'atvaras$, $\pi\acute{\epsilon}\nu\tau\epsilon$ skt. $pank'ä$, $\tau\acute{\iota}\varsigma$ zend. cis , $\tau\acute{\iota}\epsilon\iota$ skt. $k'ayatä$ hinlänglich geschützt wird.

Wenn nun aber auch unsere Partikel schon in der Grundsprache $k'ä$ lautete, so ist sie doch aus der Wurzel ka hervorgegangen. Das beweist schon die Sprachentwicklung im Allgemeinen, da es einerseits ursprünglich im

Arischen nur ein a gab¹⁾, andererseits alle palatalen Laute aus ursprünglichen gutturalen sich abgezweigt haben. Man hat dafür aber auch einen Beweis an dem mit $\tau\epsilon$ gleichbedeutenden griechischen $\kappa\alpha\acute{\iota}$, das die deklinierte Form und zwar speziell der Lokativ der Wurzel ka ist.

Auch im Gebrauch stimmt das indische k'a mit dem griechischen $\tau\epsilon$ in bemerkenswerter Weise überein. Denn wie bei Homer in der Regel zwei $\tau\epsilon$ mit einander korrespondieren, so pflegt auch — ich gebrauche die Worte des Petersburger Lexikons — k'a im Sanskrit beiden zu verbindenden Wörtern oder Satzgliedern nachgestellt zu werden, so dass sich im Rig-Veda das doppelt gesetzte k'a häufiger als das einfache findet.

Das indefinite $\tau\epsilon$ hatte sich nicht schon in gleich bestimmter Weise vor der Trennung der arischen Sprachen ausgebildet, doch bestanden auch zu einem indefiniten k'ä neben indefinitem kam oder ka schon in jener alten Zeit bestimmte Ansätze. Das erkennt man daraus, dass zwar kein selbständiges indefinites k'ä in ähnlicher Weise wie ein kopulatives k'ü, in sämtlichen arischen Sprachen Asiens und Europas wiederkehrt, dass aber dem indefiniten $\tau\epsilon$ und $\kappa\alpha$ des Griechischen ein verwandtes lateinisches que und quam in quisque quandoque usque cunque uterque, quisquam usquam unquam, altirisches ch in ca-ch = quisque, gotisches h u. hun in hvo-h = quisquis, hvas-hun = quisquam²⁾, indisches k'ana in kin-k'ana = aliquid, kadā-k'ana = quandoque, ved. kam in mannigfachen Verbindungen, wie nu-kam = $\nu\acute{\iota}\ \tau\epsilon$, hi-kam = $\gamma\acute{\iota}\rho\ \tau\epsilon$ ³⁾, gegenübersteht. Ja für $\tau\acute{\iota}\varsigma\ \tau\epsilon$

1) Zu diesem Grundsatz bekenne ich mich auch heute noch, wenngleich es nach Fick mit dem Grundvokal a aus sein soll.

2) Siehe Bopp, Vergl. Gramm. II² 213, Curtius. Grundz. 5. Auf. S. 487.

3) Das vedische kam, neben dem kim und k'id in verwandter Bedeutung vorkommen, hängt jedenfalls mit den verglichenen Formen

lässt sich sogar eine gemeinsame indogermanische Grundform *kask'ä* mit grosser Wahrscheinlichkeit aufstellen. Denn nicht bloss stimmen das griech. *τίς τε*, lat. *quisque*, zend. *cis-ca* = *quis*, ind. *kas-k'a* = *aliquis* in der Form völlig mit einander überein und weichen nur durch unbedeutende Bedeutungsmodifikationen von einander ab, sondern stellt sich auch zum homerischen *ὄστις τε* (s. S. 62) das völlig entsprechende *yas kask'a* im Sanskrit. Ausserdem treffen auch die einzelnen Sprachen, namentlich das Lateinische und Griechische im Gebrauche unserer indefiniten Partikel genau mit einander zusammen, indem sie dieselbe theils an Pronominalstämme hängen zur Bildung von Indefiniten, wie *πο-τέ* *quando-que*, *το-τέ* *denique*, theils zur Bildung von Relativen mit verallgemeinernder Bedeutung verwenden, wie *ὄ-τε* *donec* (altlat. *doni-cum*), theils an Präpositionen und Adverbia anschliessen, wie *πρό-κα* *ἐνε-κα*, *abs-que us-que*, skt. *tiras-k'a* 'quer', *uk'k'a* aus *ut-k'a* 'aufwärts', *παρ-k'a* aus *apas-k'a* 'hinter'.¹⁾ Im Uebrigen gingen die einzelnen Sprachen in Entwicklung des gemeinsamen Keims ihre besonderen Wege. Das Griechische hat dabei in den Adverbien *ποτέ ὅτε ἄλλοτε*, dor. *ποκά ὅκα ἄλλοκα* die beiden Partikeln *k'ä* und *ka* zusammenfallen lassen. Es darf uns dieses um so weniger befremden, als ja beide Formen aus gleicher Wurzel entstanden sind und *ka* nur die flexionslose, *ka* hingegen die neutrale Form desselben Grundelements repräsentiert.²⁾ Sonst aber hat das Griechische *k'ä*

des Lat. und Griech. zusammen, hat jedoch nicht indefinite, sondern hervorhebende Bedeutung; s. *Benfey* im Glossar zum *Sama-Veda*, und *Roth-Böhtlingk* im *Petersb. Wörterbuch*. Wir werden daher auf dasselbe bei dem dritten *τε* noch einmal zurückkommen müssen.

1) Auch in *οὐκ* und *μηκ*, das letztere erhalten im zusammengesetzten *μηκ-έτι*, steckt die gleiche Partikel *κε*. Dieses zeigt das altir. *na-ch* = *non* und das ved. *mā-kim* = *μη*.

2) Noch näher rücken sich die beiden Formen für *H. D. Müller*,

und kam streng geschieden, das aus *k'ä* entwickelte *τε* nur in Verbindung mit dem indefiniten und fragenden Pronomen in ganz abgeschwächter Bedeutung gebraucht, dem aus kam entwickelten *τεν τε* dor. *ταν*¹⁾ *τα* hingegen die bestimmt und scharf ausgeprägte Bedeutung einer generalisierenden Partikel gegeben. Auch das Lateinische hat, wie man namentlich aus der Gegenüberstellung von *usque usquam*, *quisque quisquam*, *denique donicum* ersieht, die beiden Partikeln differenziert, dabei aber seinen eigenen, vielfach vom griechischen abweichenden Weg eingeschlagen.²⁾

In solchem Zusammenhang wird hoffentlich auch die Meinung durchdringen, dass das angeblich grundverschiedene *ἄν*³⁾ nichts anderes ist als eine dialektische Varietät des

der in seinem hypotesenreichen Buch, der indogermanische Sprachbau in seiner Entwicklung S. 336 f. in dem m kein Bedeutungselement, sondern nur ein epithetisches Mittel des Silbenschlusses findet, wie neuerdings auch Gädike, der Accusativ im Veda S. 18.

1) Jenes *ταν* ist jetzt urkundlich bestätigt durch eine arkadische Inschrift bei Cauer, del. inscr. graec. 117.

2) Damit erledigt sich auch das Hauptbedenken, das Corssen, Krit. Beitr. S. 85 der Zusammenstellung von griech. *τηνίκα* und lat. *donec* entgegenhält. Denn so gut im Griechischen selbst *ἄκα* neben *ἄτε* steht, ebensogut kann griech. *τα* und lat. *que* gegenüberstehen.

3) So drückt sich Pott, Etym. Forsch. I² 424 und Benfey Griech. Wurzellexikon II, 48 aus. Ob, wenn unsere Meinung sich als richtig bewährt, das lat. *an* von griech. *ἄν* getrennt werden müsse, ist eine andere Frage, die ich hier zur Seite liegen lasse. Der Umstand, dass *ἄν* betont, *τε* enklitisch ist, den Freund Bursian meiner Zusammenstellung von *ἄν* und *ταν* entgegenstellte, dürfte von keiner grossen Bedeutung sein, da ja auch *ἄν* fast ausnahmslos in solcher Stellung vorkommt, dass es den Gravis statt des Acutus hat, also seiner selbständigen Betonung beraubt ist. Denn auch wenn die Grammatiker den Nominativ *πόδες*, den Genetiv *ποδός* betonten, so wollte das nur bedeuten, dass der Nominativ mit seiner hervorragenden selbständigen Stellung den vollen Accent auf der Stammsilbe behielt, der Genetiv hingegen, der sich in den meisten Verbindungen, wie *κυνός κεφαλή, διός*

dorischen *zav* und jonischen *zav*, mit welchen Wörtchen es in dem Gebrauch und der Bedeutung so durchgehends übereinstimmt. Der Abfall des *k* von *kan* kann keine schweren Bedenken erregen, wenn wir denselben durch ein älteres *kvam*, worauf uns das lat. *quam* in *usquam quisquam* führt, vermitteln lassen. Es sind dann die Uebergangsstufen *kam kvam van an* anzusetzen, zu denen uns analoge Erscheinungen in den europäischen Gliedern unseres Sprachstammes vollauf berechtigen.¹⁾ Im Griechischen steht der durch jene Uebergangsstufen vermittelte Abfall der anlautenden Gutturals sicher in

ἐγείρει aus *γφεγείρει*, skt. *g'agarti*,

ἐλμινς, lat. *vermis*, skr. *kṛmis*, lit. *kirmis*, aus *kvermins*, und ist wahrscheinlich in

ἐρίει lat. *verrit*, skt. *karsati*, aus *kvarsati*, (vgl. Curtius, Stud. VI, 275,

ἔνεκα aus *kvene-ka*, verwandt mit lat. *venia* Venus, zend. *qanvant* 'glänzend'.

Aus dem Lat. bietet sich zum Vergleiche

amare amor, verwandt mit skt. *kama* 'Liebe',

ubi neben *ne-cubi*, unde neben *ali-cunde*,

aper neben gr. *κάπρος*,

uterus neben skt. *g'atharas*, got. *quithus*; s. L. Meyer, Vergl. Gramm. I 38.¹⁾

Auch dem hinweisenden und bekräftigenden *τε* in *ἵ τε, μὲν τε, νύ τε* steht im Lateinischen mit ähnlicher Bedeutung *ce* in *hic* aus *hi-ce*, *nunc* aus *nun-ce*, *sic* aus *si-ce*, und im Gotischen *h* in *sva-h* = *sic*, *sô-h* = *hic* zur Seite.

χοῦροι, an einen anderen Begriff anlehnt, seines selbständigen Accentus verlustig ging.

1) Siehe Grassmann in Kuhns Ztsch. IX, 11 ff., Ascoli, Vorlesungen über vergl. Lautlehre S. 49 ff., Corssen Krit. Beitr. zur lat. Formenlehre S. 1 ff.

Die hinweisende Kraft des lat. *ce* gibt uns denn auch ein volles Anrecht, die kopulative Bedeutung des *τε* aus der korrelativen *τε . . . τε* 'da . . . da' in der Weise abzuleiten, wie wir oben S. 30 gethan haben. In der bekräftigenden Bedeutung, die aber selbstverständlich aus der demonstrativen hervorgegangen ist, steht dem griech. *τε* das vedische *kam* (s. S. 71 Anm. 3) gegenüber. Besonders evident ist die Uebereinstimmung beider Partikeln in ved. *nu kam*, gr. *νυ τε*, lat. *nun-c*. Zugleich aber ersieht man auch aus dieser Zusammenstellung, wie nahe sich die indefinite und die schwach hinweisende Bedeutung unserer Partikel mit einander berühren.

Wir könnten damit abschliessen und mit dem Resultat unseres sprachvergleichenden Umblickes zufrieden sein. Denn alle griechischen *τε* lassen sich darnach auf eine Grundwurzel *ka* mit schwacher deiktischer Kraft zurückführen, aus der sich durch die Mittelstufe des korrelativen *k'a . . . k'a* 'da . . . da' das kopulative sowie das indefinite *τε* entwickelte ¹⁾, wie auf der anderen Seite aus der Grundform *ka* durch Lautdifferenzierung und Beugungsansatz die Formen *k'ä* und *kam* hervorgegangen sind.

Wenn wir uns nicht ganz bei diesem Resultate beruhigen, so geschieht es zumeist wegen der Wörter *καίτοι μέντοι ἤτοι*, welche auf der einen Seite von *καί τε, μέν τε, ἤ τε* nicht leicht getrennt werden können, und auf der anderen Seite auf einen Stamm *ta* zurückzuleiten scheinen. Denn dass auch die Wurzel *ta* zur Bildung von enklitischen Partikeln in unserem Sprachstamme verwendet worden sei,

1) Pott Et. Forsch., II² 866 bemerkt, indem er seine Herleitung des *que* von Wurzel *k'i* 'sammeln' aufrecht erhält, dass noch niemand das Geheimnis von dem gedanklichen Uebergang des indefiniten Pronomen *quis* zum verbindenden *que* verraten habe. Hoffentlich lässt sich nach den gegebenen Nachweisen nun auch der verehrte Veteran der sprachwissenschaftlichen Forschung in unsere Mystrien einweihen.

zeigen deutlich Wörter der lateinischen und deutschen Sprache, also solcher Sprachen, in denen ein Uebergang der Gutturalis zur Dentalis nicht nachweisbar ist. Im Lateinischen haben wir ein affigiertes *te* in *is-te*, *tu-te*, *an-te* (*anted*), *pos-t* ¹⁾, *au-t*, *au-tem*, und mit *ra* verbunden in *in-ter*, *prop-ter*, *prae-ter*, *al-ter*, *con-t(e)ra*, *ul-t(e)ra*, *ci-t(e)ra*, *an-ter-ior* ²⁾. Noch schlagendere Belege aber für eine dem griech. *τε* entsprechende, von der *W. ta* abgeleitete Partikel bietet die deutsche Sprache; insbesondere stellt sich das angelsächsische *the* in *se the* = *qui*, *thane the* = *quando*, *thaer the* = *ubi* genau zu gr. *τε* in *ὅσ τε*, *ὅτε τε*, *ὅθι τε*. Ich halte es daher für wahrscheinlich, dass die arische Grundsprache zwei Partikeln *ta* und *ka* mit verwandter Bedeutung gehabt hat, und dass auf griechischem Boden altes *ta* und *k'a* in der einen Form *τε* zusammengetroffen ist, so dass man in dem bekräftigenden *τε* von *ἦ τε*, *μέν τε*, *πέρ τε* ebenso gut die Wurzel *ta* wie *k'a* finden kann. Beide Wurzeln scheinen sich ohnehin nur dadurch unterschieden zu haben, dass *ta* den Hinweis in accentuierter, *k'a* in schwacher, unbestimmter Weise ausdrückte. So haben sich uns also auf lautlich-etymologischem Wege drei *τε* ergeben:

- kopulatives *τε* = arisch *k'ä* 'und'
 indefinites *τε* = arisch *k'ü* und *kam* 'irgend'
 deiktisches *τε* = arisch *k'ä* und *tä* 'da'.

1) Die alte Form *pos-te* stellte Ritschl in *Plaut. Men.* 839 nach Spuren der handschriftlichen Ueberlieferung her.

2) Auch skt. *a-tra* = *ibi*, *ya-tra* = *ubi*, *uta* = *et* (*av τε*) gehören hieher, und wie ich bereits oben angedeutet, die ganze Comparativendung *ta*. Den letzten Punkt so kurz abthun zu können, fällt mir natürlich nicht ein, doch mag es erlaubt sein, auf die Verbindung der enklitischen Partikeln *τε ὅα* bei Homer, auf das auch von Ascoli (in *Curtius Studien* X 344) mit der Superlativendung in Verbindung gebrachte skt. *an-ta* und *an-ta-ma*, sowie auf das *ta* und *ka* der Kardinalzahlen *sap-ta*, *ak-ta*, *pan-k'a* hinzuweisen.

Historische Classe.

Herr v. Löher hielt einen Vortrag über die

„Stellung der canarischen Inseln in der Entdeckungsgeschichte.“

Als im Alterthum unbekannte Seefahrer, durch Sturm verschlagen oder umherirrend auf weiten Meeren, zuerst die canarischen Inseln erblickten und die Hochberge sahen, wie sie kühn gezackt und im zierlichsten Rothbraun zum blauen Aether emporragten, am Fusse von lichtgrüner Waldung umzogen, aus deren Schluchten krystallene Gewässer hervorbrachen, Alles umgeben von zauberischem Farbenschimmer, Alles voll stiller Pracht, voll Frieden und Einsamkeit mitten im fluthenden Weltmeer — da erschienen diese Eilande als der Sitz der Glückseligkeit, und ihr Ruf verbreitete sich in alle Länder des Mittelmeers. Sertorius dachte daran sich dorthin zurückzuziehen, und vor Horaz Blicken schwebte als köstliche Errettung die Auswanderung nach den glückseligen Gestaden. Man fabelte die seltsamsten Dinge, und Plinius trug allerlei Berichte von dem, was der numidische König Juba erforscht haben sollte, zusammen, ohne jedoch zu einer klaren Vorstellung zu kommen.¹⁾ Nun

1) Sertorius im Plutarch. — Horaz Epod. lib. V od. 11 — Plinius lib. VI c. 30—32.

erzählte man sich zwar auch von schrecklichen Hindernissen und Gefahren, welche den Schiffen in jenen Gegenden droheten, und zuletzt wurde allgemein Seneca's Schilderung geglaubt, wie dort das Meer regungslos stehe in träger Fluth, das Tageslicht ewig sich mische mit tiefer Dämmerung, und die Gestirne nirgends oder nur unbekannte zu sehen ¹⁾. Allein der Eindruck, welchen die ersten Schilderungen von den Inseln gemacht hatten, war doch so mächtig gewesen, dass ihr Andenken leuchtend und lockend über den dunkeln Gewässern stehen blieb.

In der ganzen Christenheit fand deshalb im Mittelalter Glauben die Sage von Brandanus, dem heiligen Mönch aus Irland, der zu Ende des sechsten Jahrhunderts sieben Jahre auf den Meeren umher irrte, bis er auf gewissen Inseln das irdische Paradies gefunden. Noch im Jahre 1526 war bei Engländern und Portugiesen die Rede davon, in welcher Richtung St. Brandans Inseln zu suchen seien. ²⁾

Eine andere Sage erhielt sich von sieben Bischöfen der Westgothen, die nach der unglücklichen Schlacht bei Xerez de la Frontera, als die Araber Spanien überschwemmt, über's Meer nach unbekanntem Lande geflüchtet und dort sieben Bisthümer gegründet hätten. ³⁾ Die sieben Bisthümer lassen sich wohl an die Siebenzahl der Inseln anknüpfen.

Vielleicht gaben diese auch Anlass zu den Fabeln von dem untergegangenen Welttheil, der Atlantis, deren Plato gedenkt, und der grossen Insel Antiglia, die irgendwo in den westlichen Meeren bald hier bald dort gesehen wurde.

1) Lib. Suasor. ed. Beckmann I p. 2.

2) Jos. de Viera y Clavigo Noticias de la historia general de las islas de Canaria. Madrid 1782. I 78 — 112. Hakluyt Principal Navigations. London 1599. Tome II pars 2 pag. 7.

3) Pedro de Medina De las grandezas y cosas memorables de España c. 52.

Die canarischen Inseln lagen ja nur achtzehn Stunden weit von der afrikanischen Küste entfernt, so nahe, dass im Hafentort Tuineje auf Fuerteventura das Sprüchwort geht:

De Tuineje en Berberia
Se va y se vuelve en un dia

d. h. Von Tuineje zur Berberei kommt und geht man in Tageszeit. Das Volk aber, welches dies benachbarte Festland bevölkerte, waren die Numidier, ein altes Kulturvolk, das seit der Römerzeit seine weit ausgedehnten Sitze behauptet hat und heutzutage den Namen Berbern führt. Wenn ein Berbernschiff sich nur wenig von der Küste entfernte, musste man vom Bord aus sehen, wie der Pik auf Teneriffa und alsbald auch die Höhen von Palma und Gomera hinter den Wellen emporstiegen. Kamen dann Handelsschiffe die marokkanische Küste entlang, — und von den Arabern wissen wir, dass sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach vier Tagreisen bis über Safi hinaus steuerten, — so musste die Kunde von den wunderbaren Inseln zu ihnen gelangen. Dies konnte auch auf Karawanenwegen geschehen, die zum Mittelmeer zogen; denn verwirrte Berichte der Art pflügen sich leicht mündlich durch weite Länderkreise zu verbreiten, ein Reisender erzählt es dem andern.

Um die Inseln und Lande, welche der Ozean verschloss, auszukundschaften, unternahmen, längst vor Mitte des 12. Jahrhunderts, von Lissabon aus acht arabische Seefahrer, welche den Namen Maghrurin d. i. Wagehälse erhielten, eine Entdeckungsfahrt und segelten die Azoren Madera und eine der canarischen Inseln an. Ihr Bericht, welchen Edrisi seinem geographischen Werke einverleibte, trägt durchaus nicht ein Gepräge von Erdichtung, alles ist bis ins Einzelne naiv geschildert, lässt mit Zeit und Oertlichkeiten, wie sie angegeben werden, sich wohl vereinigen, und stimmt genau mit Charakter und Sitten der Eingeborenen der canarischen

Inseln.¹⁾ Die Berichte Edrisi's fanden aber wie die Erzählungen anderer arabischen Reisenden in den gebildeteren Kreisen der Christen wenig Beachtung²⁾, und bei den Arabern selbst hiess es später, wahrscheinlich in Folge von Erzählungen von Schiffern, die vergebens die Inseln aufgesucht hatten, diese seien vom Meere verschlungen und keine Spur mehr vorhanden.³⁾ Ohne Zweifel aber pflanzten sich die arabischen Nachrichten in den europäischen Seehäfen fort bei Rhedern Kapitäns und Matrosen und dienten dazu, die Sagen des Alterthums zu bestärken und die Sehnsucht auf's Meer zu locken.

Sobald daher die arabische Seemacht nicht mehr zu fürchten, fingen — und das geschah bereits im dreizehnten Jahrhundert — Italiener an, über die Säulen des Herkules suchend hinaus zu steuern, und ihrem Kiele folgten Portugiesen und Franzosen. Das nächste Jahrhundert bringt eine Reihe von Berichten, wie die canarischen Inseln wieder aufgefunden, selbst Ansiedlung darauf versucht worden.⁴⁾ Im Jahr 1346 waren sie bereits so bekannt und besprochen, dass der Pabst eine förmliche Belehrung darüber ertheilte, und bald darauf auch einen Bischof für die glückseligen Inseln ernannte.⁵⁾ Weder Dieser noch der fürstliche Lehens-träger sind damals hingekommen, man wusste bereits, dass die Herrschaft über die streitbaren Bewohner erst blutig

1) R. Dozy et J. M. de Goeje Description de l'Afrique et d'Espagne par Edrisi. Leyde 1866. p. 223—225, vgl. 60—61. 62—65, nebst dem arabischen Urtext.

2) Dr. Friedrich Kunstmann Afrika vor den Entdeckungen der Portugiesen. Festrede der Akademie. München 1853. Seite 36.

3) Aboulfeda Geographie, ed. Reynaud. Paris 1848. I 263.

4) Kunstmann hat a. a. O. die betreffenden Quellenstellen erörtert.

5) Jos. de Viera y Clavigo Noticias las islas de Canaria IV, 11.

müsse erkämpft werden: die Ausrüstung kam deshalb nicht zu Staude. Um so mehr richteten jetzt Kaufleute und Seefahrer ihre Augen auf den Gewinn, der sich von dort holen liess.

Es gab drei besonders werthvolle Waaren, an denen die Inseln Ueberfluss hatten. Die eine war die Orseille, ein farbiges Moos, das hoch oben auf nackten Felsen wuchs, die andere die kostbare Arznei des Drachenblutes, ein Saft, welcher aus der Rinde des Drachenbaums bei Einschnitten ausfliesst und sich leicht verdickt: beides wurde von den Eingeborenen für Waffen, Stücke alten Eisens und allerlei Tand erworben, in Europa aber beinahe mit Gold aufgewogen. Noch grösseren Gewinn warf die Menschenwaare ab. Die Wandschen waren schöngewachsene kräftige Menschen, dabei gutwillig, von frohem Muth und raschem Begriff, deshalb vorzugsweise gesucht auf den Sklavenmärkten der christlichen wie der mohamedanischen Welt. Man zahlte für einen solchen Sklaven bis an fünfzig Livres, das sind nach damaligem Geldwerth gegen heute berechnet an tausend Francs ¹⁾ und darüber. Boote näherten sich den Inseln bei dunkler Nacht, die Mannschaft versteckte sich am Ufer zwischen Gebüsch und Felsen, und kamen die Bewohner, wie es ihre Sitte war, Morgens früh aus ihren Ortschaften zur Feldarbeit, so wurden die Familien überfallen, gefesselt, fortgeschleppt. Oder man suchte sie, während Tauschhandel vor sich gieng, in die Schiffe zu locken, und sobald sie neugierig und arglos in grösserer Zahl an Bord gekommen, wurde das Ankertau gekappt und das Fahrzeug suchte das Weite. Häufig aber wurden förmliche Menschenjagden an-

1) F. Pierre Bontier et Jean le Verrier *Histoire de la premiere decouverte et conquete des Canaries.* Paris 1630. c. XI p. 23: et luy dit qu'il prendroit quarante hommes des meilleurs qui fussent en l'isle Lancelot, qui valloient deux mil francs.

gestellt, es kam zu blutigen Gefechten, in welchen die Europäer trotz ihrer besseren Waffen oft genug unterlagen. Im offenen Kampfe aber, indem man das eigene Leben auf's Spiel setzte, Gefangene zu erbeuten und sich aus ihrem Verkaufe ein Vermögen zu machen, galt als besonders ehrenvoll. Jede List und Verrätherei schien gegen ungläubige Menschen erlaubt, deren Loos, wenn sie in Gefangenschaft fielen, nach allgemeinem Dafürhalten ja unendlich verbessert wurde; denn nun mussten sie sich taufen lassen und wurden der Hölle entrissen. So war von der Insel Ferro ¹⁾, auf welcher keine hohen Bergwälder den Flüchtenden Schutz boten, beinahe die ganze Bevölkerung entführt.

Dieser Bericht über Ferro findet sich in einem höchst anziehenden Memoire, welches die beiden Kapläne Johann's von Bethencourt verfassten, eines normanischen Ritters, der eine Kriegsfahrt nach den canarischen Inseln veranstaltete und unter blutigen Gefechten in den Jahren 1402 bis 1406 nach und nach die Herrschaft über Lanzarote Fuerteventura und Ferro erwarb und Gomera wenigstens dem Namen nach hinzufügte. Als spanischer Lehnkönig erschien er mit fürstlichem Glanze im Jahre 1406 zu Sevilla Rom und Paris unter grossem Aufsehen, alle Welt sprach von dem canarischen Königreich des letzten Normannen.

So war durch die Gewinnsucht und Eroberungslust, welche die Canarier auf sich lenkten, das Meer der Finsternisse, wo kein Wind die Segel schwelle und dicke Salzfluth den Kiel hemme, entschleiert. Man wusste jetzt, es

1) Dasselbst: l'isle de Fer. . . souloit estre bien peuplée de gens, mais ils ont esté prins par plusieurs fois et menez en cherifuoison et estranges contrées: et y sont aujourd'huy demourez peu de gens. Dieser Bericht im c. 65 p. 122 stimmt jedoch nicht ganz mit c. 84 p. 177, wo von der treulosen Verlockung von 120 Menschen von derselben Insel berichtet wird.

gab kein solches Meer. Von den hohen Bergen dieser Inseln schauete man überallhin nach Westen, bis in die weitesten Fernen erschien nur helles Gewässer. Jetzt sollte die Lage der Inseln nicht wenig dazu beitragen, ein anderes geographisches Märchen, gegen welches schon Albertus Magnus angekämpft hatte, zu zerstören. Aristoteles hatte die Lehre aufgestellt, unter den Wendekreisen könne kein Pflanzenleben, also auch kein Thierleben aufkommen, weil die Gluth senkrecht fallender Sonnenstrahlen alles verzehre.¹⁾ Nun aber, als Europäer dauernd auf den Canaren angesiedelt waren, richteten sie ihre Blicke auf das gegenüberliegende Festland, über welches sie jetzt um so leichter Nachrichten einziehen konnten. Bethencourt studirte eifrig das Buch eines spanischen Bettelmönchs, eines ruhlosen Weltfahrers, der in den nordwestlichen Ländern Afrikas weit umher gekommen und über das Goldland, die Mondberge, und den Staat des Priesters Johannes allerlei wunderbare Dinge erzählte. Noch jüngst waren Matrosen, die in der Berberei gewesen, herüber gekommen und hatten erzählt, wie leicht sich dort vordringen liess. Man brauchte, so kam der Normanne mit seinen Offizieren zum Schluss, nur hinüberzufahren und zunächst, um die Kosten zu decken, eine grosse Raubjagd anzustellen; dann liess sich an einer passenden Stelle der Küste rasch ein Fort erbauen und den umwohnenden Völkerschaften Tribut auferlegen; darauf öffnete sich der Weg zum Goldflusse; endlich trat man in Verbindung mit dem vielreichen Lande des Priesters Johann. Als im Sommer des Jahres 1405 Bethencourt durch eine glückliche Fügung drei Kriegsschiffe und eine hinlängliche Anzahl Soldaten beisammen hatte, gab er bei dem ersten guten Winde den Befehl zur Abfahrt. Die drei Schiffe erreichten die Küste in der

1) Aristoteles Meteorolog. II 5, ed. Bekker, 1362. Albertus M. De natura locorum. Argentor. 1517. lib. I c. 6 p. 14.

Gegend, die später bei den Spaniern los Medanos hiess, nicht weit vom Kap Bojador. Alles stieg an's Land und begab sich sofort an's Werk, Menschen und Habe zu ergreifen. Die entsetzten Bewohner stoben in alle Weiten, nimmer hatten sie sich solchen Einfalls versehen und waren ein unkriegerisches Hirtenvolk, das nichts besass als seine Heerden. Bei der hastigen Flucht liessen sie Pferde Rinder Schafe und mehr als dreitausend Kameele auf den Weiden zurück. All dieses Vieh wurde erbeutet, ausserdem, ohne einen Mann zu verlieren, eine Menge Menschen erschlagen. Siebenzig jeden Alters und Geschlechts fing man lebendig und brachte sie auf die Schiffe. Mehr aber liess sich nicht beschaffen. Bei jedem neuen Streifzug, der in's Innere, zuletzt bis zehn Stunden fern von der Küste angestellt wurde, drängte sich die Ueberzeugung auf, das Land sei weit und breit eine Leere. Vieh und Menschen waren verschwunden, tief hinein in die Wüsten. Was hätte es nun genützt, ein Fort zu bauen und Besatzung hinein zu legen, da ringsumher kein Volk lebte, das man hätte beherrschen und besteuern können? Nach acht Tagen hiess Bethencourt alle sich wieder einschiffen, und weil man für die vielen Kameele keinen Platz in den Schiffen hatte, so wurden sie geschlachtet und gehäutet, ein Theil aber wurde mitgenommen und auf den beiden Afrika am nächsten liegenden Inseln angesiedelt, wo sie gediehen und noch heutzutage gute Dienste thun. ¹⁾

Dies war der erste kriegerische Versuch, an der Westküste Afrikas Fuss zu fassen, dem alsbald noch viele andere folgten. ²⁾ Bethencourt's Unternehmen hatte gezeigt, dass das Eindringen in das Festland keineswegs schwierig sei, — glänzende Bilder aber von dem grossen Goldlande waren

1) Bontier und Leverrier c. 55—58 p. 100—108. c. 82 p. 173.

2) Viera I 481—486. II 171—178. 272—273.

einmal vor den Blicken der Menschen aufgezogen und liessen ihnen fortan keine Ruhe mehr. Hatte doch der Papst zu Bethencourt gesagt: „Ihr seid mein und der Kirche rechter Sohn und werdet Ursache und Anfang sein, dass andere Söhne kommen werden und noch grössere Eroberungen machen; denn wie ich höre, ist das Festland nicht weit von da, Guinea und die Barberei nicht weiter entfernt als zwölf Stunden, und Ihr selbst seid in Guinea bereits zehn Stunden weit hinein gedrungen.“¹⁾

Jetzt gewannen die canarischen Inseln noch eine grössere Bedeutung. Sie erschienen als Halte- und Bergestätte, um von hier aus auf weitere Entdeckungen auszuweichen, insbesondere um das gegenüberliegende Küstenland zu erwerben und zu behaupten. Ihre Waldungen ergaben das vorzüglichste Schiffsbaumholz, ihre Felder und Gärten in Menge Waizen Wein und Früchte aller Art. Aus der eingeborenen Bevölkerung aber liess sich Schiffs- und Kriegsvolk ziehen, das behende, energisch und gelehrig war und den Vortheil hatte der Billigkeit in Anwerbung und Unterhalt.

Um sich einer so gewinn- und aussichtsreichen Stellung zu versichern, entstand nun ein langes heftiges Ringen zwischen Spaniern und Portugiesen um den Besitz der canarischen Inseln. Portugals genialer Infant Heinrich, zubenannt der Seefahrer, schickte ein Geschwader nach dem andern, um Canaria oder Teneriffa oder Palma zu erobern, — vergebens, ihre kriegerischen und tapfern Einwohner warfen alle Angriffe blutig zurück. Die Spanier rüsteten noch grössere Flotten aus und setzten all ihre Kraft daran, die Portugiesen zurück zu schlagen und die Canaren für sich selbst zu erobern. Durch keinen Unfall irre gemacht, ermunterte Infant Heinrich seine Kapitäne immer von neuem,

1) Bontier und Leverrier c. 89 p. 197.

in die westlichen Meere auszulaufen, eine gute Gelegenheit zu erspähen, wo sie sich auf einer der Canaren festsetzen könnten, und deren Nachbarschaft zu erforschen. Während die Spanier ihre Hauptkraft stets auf diese Inseln allein gespannt hielten, untersuchten die portugiesischen Seefahrer auch die Küsten des Festlandes und wagten sich jedes Jahr weiter vor. Im August 1445 verliessen einmal 26 Schiffe die Häfen Portugals, um auf Privatkosten Entdeckung, Handel und Eroberung zu versuchen. Die Folge war, dass in den nächsten dreissig Jahren, von 1418 angefangen, erst Porto Santo, dann Madera, dann die Azoren gefunden, dass nach einander die Kaps Bojador, Blanco, Verde umfahren und das zwischenliegende Küstenland aufgedeckt wurde. Die Spanier aber hatten zu Anfang der achtziger Jahre des Jahrhunderts nicht nur die Inseln, welche Bethencourt eroberte, behauptet besiedelt und angebauet, sondern auch nach einem langen hartnäckigen Kriege, in welchem der grösste Theil der Eingeborenen unterging, das grosse üppige Gran Canaria hinzugefügt und die rauhe kräftige Bevölkerung von Gomera mit blutiger Hand gebändigt. Bloss an den beiden schönsten Inseln, Palma und Teneriffa, war noch jeder Angriff gescheitert.

Durch die Schriften des portugiesischen Geschichtschreibers Azurara¹⁾ und des spanischen Bernaldez²⁾, noch mehr durch die anschaulichen und lebensheiteren Berichte des jungen italienischen Weltfahrers Cadamosto, die 1458 erschienen³⁾, wurde die Kunde von den canarischen Inseln

1) Gomes Eannes Azurara *Chronica do descobrimento e conquista de Guiné*. Edit. Carreira-Santarem, Paris 1841. c. 68. 69. 79–85.

2) Andr. Bernaldez *Hist. de los reyes catolicos D. Fernando y D. Jsabel*, Sevilla 1870. I c. 35. 64–66. II c. 132.

3) Giov. Batt. Ramusio *Delle navigationi et viaggi raccolti*, Venetia 1613. I fol. 97–98.

und ihrer eigenthümlichen Bevölkerung weiter verbreitet. Das canarische Königreich lag jetzt da im Meere wie ein helles Wunderland, seine herrlichen Waldungen durchrauscht von erfrischenden Strömen, seine Fluren voll üppigen Wachstums, reich besäet mit Zucker- und Weinpflanzungen, seine Eingeborenen von europäischer Sitte und Hautfarbe, ein Volk, welches für das Christenthum eine innige Empfänglichkeit bekundete, seit es die Waffen aus der Hand gelegt. Wer also etwas von fernen Ländern und Meeren erfahren wollte, suchte vor allem nach den Canarischen Inseln zu kommen. ¹⁾ Hierher kam der Nürnberger Patrizier Michael Behaimb, der die Weltkarte entwarf. Hierher kam auch Christoph Columbus, als er von den Inseln, welche der atlantische Ozean an der europäischen Seite bespült, eine nach der andern besuchte, rastlos forschend und fragend nach sichtbaren Spuren und Beweisen für die Gewissheit, die fest und klar vor seinem ruhelos arbeitenden Geiste stand, die Gewissheit, dass hinter dem westlichen Ozean grosse Landgebiete lägen. Er war im Jahre 1477 in Island gewesen, wo er von den Fahrten nach dem amerikanischen Weinland hörte ²⁾, hatte sich bald darauf mit Felipa Muñiz

1) Sehr richtig sagt Viera II 166: Quantos han leído la historia de las revoluciones del mundo saben, que el conocimiento de nuestras islas, su conquista, y su fama sirvió como de antorcha para abrir los ojos à los hombres de ingenio, y allanar el camino à otros descubrimientos y navegaciones orientales. El infante Don Enrique de Portugal debia à su obstinada ambicion de las Canaras aquel conato heroyco, con que queriendo compensar este perdida, animó sus pilotos à que se abanzazen en el oceano, y adquiriesen el credito de haber dilatado los terminos del universo por este parte.

2) Oskar Peschel — Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttgart und Augsburg 1858 S. 108 — hat die Ansicht gefasst, Columbus habe „nichts von einem Continente im Südwesten Islands gewusst.“ Es wäre aber doch ausser aller Regel gewesen, dass die Kunde von den amerikanischen Entdeckungen bei einem seefahrenden Volke nicht

in Perestrello auf Porto santo vermählt, und nachdem er dort eine Zeitlang im Haus seiner Schwiegermutter gewohnt hatte, sich mit seiner jungen Frau auf der kleinen Insel Gomera bei Teneriffa angekauft und häuslich niedergelassen.

Warum auf Gomera? Warum nicht auf Lanzarote oder Fuerteventura, wo mehr gebildete Leute verkehrten? Warum nicht insbesondere in der Hauptstadt der Inseln, der aufblühenden Palmenstadt auf Gran Canaria, bei welcher alle Schiffe anlegten? Es ist wahrscheinlich, dass er Verbindungen angeknüpft hatte mit der Mutter des Fürsten von Gomera, Doña Jnez Peraza, die auch später seine Gönnerin war, eine Frau von energischem Charakter, für welche es eine Sache der Religion war, halb wilde Ungläubige zu unterwerfen und zu Christen zu machen¹⁾. Gewiss gab es auch andere Gründe, welche den schlichten vermögenslosen Seefahrer bestimmten, Gomera zum Wohnsitz zu wählen. Es war hier billig zu leben. Die eingeborene Bevölkerung, die in ihrer alten rauhen Sitte und Gewöhnung verharrete, hatte keine Lust, die Erzeugnisse ihres Landes in den Handel zu bringen. Auf Gomera fand Columbus auch ungestörte Einsamkeit und Stille, wo nichts ihn in seinen Berechnungen und Gedanken störte. Wohl

noch wäre lebendig gewesen, und dass Columbus nichts davon gehört hätte, der doch selber sagt: er habe Zeit seines Lebens wissbegierig alle Welt ausgefragt, a desear de saber los secretos deste mundo. M. F. de Navarrete Colecion de los viages y descubrimientos, Madrid 1825, II 262.

1) Bernaldez I c. 65, p. 182. Columbus nennt in seinem Schifftagebuch Jnez an hervorragender Stelle. Da sie zwanzig Jahre lang in Sevilla als Wittwe lebte, 1494 aber dort für die Eroberung Teneriffas sich thätig bewies und in hohem Alter starb, so ergibt sich, dass Columbus Aufenthalt auf Gomera in die Jahre 1477 bis 1484 fällt; denn im letztgenannten Jahre machte er bereits dem portugiesischen Hofe seine Anträge. Zu vergleichen damit die Urkunde vom 18. Aug. 1493 bei Navarrete II 93.

mochte ihn dabei die eigenthümlich grossartige Natur anziehen, denn Gomera steigt wie eine gewaltige grüne Wald- und Felspyramide aus dem blauen Ozean empor. Auf Palma aber oder Teneriffa, deren Naturherrlichkeit noch viel grösser, sich anzusiedeln, daran war damals noch gar nicht zu denken, beide Inseln gehörten noch den gefürchteten unzählbaren Wandschen.

Hier auf Gomera sammelte Columbus Zeichen und Beweise, dass seine Ansichten von Ländern jenseits des Ozeans richtig wären. Er selbst bemerkt im Schiffstagebuch seiner ersten Reise: dass viele der angesehensten Spanier, die auf Ferro angesessen und damals mit ihrer Fürstin Jnez auf Gomera waren, und nicht minder Bewohner von Gomera es mit einem Eide bekräftigten, dass sie jedes Jahr Land im Westen erblickt hätten.¹⁾ Wahrscheinlich suchte Columbus damals auf den Gipfel des über fünftausend Fuss hohen Gomerabergs zu kommen, um sich selbst in weiter Aussicht von der Richtigkeit der Erscheinung zu überzeugen. Ohne Zweifel beruhete sie in einer blossen Luftspiegelung.

Columbus soll aber auf Gomera noch viel triftigere Beweise für das Dasein der überseeischen Lande erhalten haben.

Ein andalusischer Seefahrer, heisst es, Namens Alonso Sanchez aus Guelva, der mit seinem Schiffe Handelsreisen machte zwischen den canarischen Inseln und Madera, wurde durch heftigen andauernden Sturm bis an die Küste von Amerika verschlagen und entdeckte dort bisher unbekannte Länder. Als er endlich nach Europa die Rückkehr fand,

1) Navarrette I 5. Dice el almirante que duraban muchos bombres honrados españoles que en la Gomera estaban con Donna Jnes Peraza, madre de Guillen Peraza, que despue fue el primer conde de la Gomera, que cada año vian tierra al oueste de las Canarias, que es al poniente; y otros de la Gomera afirmaban otro tanto con juramento.

landete er, verzehrt von Hunger und Mühsal, an der Insel Gomera. Nur drei von seinen Leuten waren noch am Leben. Columbus nahm die Unglücklichen in seinem Hause auf, dort starben sie wenige Tage darauf in Folge der ausgestandenen Leiden. Sanchez aber vertrauete Columbus sterbend alles, was er über seine Fahrt und Entdeckung wusste oder aufgeschrieben hatte. Nunmehr seiner Sache gewiss, begab sich Columbus nach Europa und suchte an den Höfen zu Portugal, England, Spanien nach einem Fürsten, der ihn mit Schiffen und Mannschaft ausrüste, um hinzufahren und jene überseeischen Länder in Besitz zu nehmen.

So erzählt Viera in seiner Geschichte der canarischen Inseln. ¹⁾ Bekanntlich ist die Nachricht von Fahrten nach

1) Viera II 167—168. Este ardor de nuevas navegaciones no hubiera tenido consecuencias tan rapidas, si la casualidad, madre de los grandes sucesos, no hubiese venido á darles una increíble perfeccion. Consta por clasicos autores, y relaciones fidedignas, que Alonso Sanchez de Guelva, piloto Andaluz, que con su embarcacion hacia el comercio en las Islas de Canaria y de la Madera, habiendo sido arrebatado de un temporal recio, y continuo, se propasò hasta los Mares de la América, en donde descubrió aquella tierra incognita. Estan verosimil este acontecimiento, que pocos años hace se vio repetido, y confirmado. Cierta nave del trafico de las islas havia salido de Lanzarote para Tenerife, cargada de trigo, y con algunos pasajeros á su bordo; però como experimentase en su transito una gran tempestad, perdió la altura, y sin poder tomar ninguna de las Canarias, se halló forzada á seguir el impulso de viento durante muchos dias, hasta que recalò sobre las costas de Caracas, en donde la favoreció un navio Inglés, ministrandole agua, y viveres, y dirigiendola al puerto de la Guayra.

El piloto Sanchez de Guelva tuvo modo de retroceder ácia el antiguo Continente, y de aportar á la Isla de la Gomera, con solos tres de su equipage: todos tan maltratados, y moribundos, que á pocos dias de su arribo fallecieron en la casa de Christoval Colon, que se hallaba avecindado alli, despues de haverse casado en la de la Madera. Nadie ignora, que Christoval Colon era natural de Cogureto, aldea de la republica

Amerika vor Columbus in mehreren Schriften seiner Zeitgenossen verbreitet, ihre Richtigkeit aber jetzt vielfach bestritten.¹⁾ Nun finden wir bei zwei der vorzüglichsten Geschichtschreiber jener Zeit, Gomara²⁾ und

de Genova, è hijo de un gardador de lana; que desde muy joven havia abrazado la carrera de la marina; que tenia hechos notables progresos en la geografia, y ciencia nautica; y que su ardiente deseo de instruirse en las navegaciones de las costas del Africa, y de las Canarias, le traxo á nuestras islas, donde consistió su fortuna en haver hospedado á aquel piloto Andaluz. En efecto se afirma, que antes de morir le comunicò este las observaciones que havia hecho durante su extravio; los nuevos paises que havia visto; y el derrotero que havia llevado: asi Colon con su juicio combinador, y sobresaliente inteligencia en la cosmografia, infirió, que siguiendo aquellas memorias, podria hacer mucho mas que los Portugueses, y ocupado de la idea de trabajar en una expedicion ácia el Occidente, no perdió tiempo en trasladarse á las costas de Europa. — Vgl. damit den Bericht bei P. A. de Castillo Description hist. y geogr. de las islas de Canaria, Santa Cruz de Tenerife 1848, p. 234 bis 235.

1) Namentlich von Peschel Seite 136 mit sonderbarer Heftigkeit, er nennt die Gegner ungrossmüthig, sträflich, schamlos, ohne sich auf deren Widerlegung einzulassen, die wohl bei einem Geschichtsforscher nöthig gewesen wäre, dem es Seite 109 Note 1 begegnet, spöttisch und ungläubig auszurufen „Ein alter Page!“, weil Columbus Sohn Diego auch im Alter über zwanzig noch als Edelknabe aufgeführt wird, was doch nach damaligem Hofbrauch blosser Ehrentitel sein konnte.

2) Francisco Lopez de Gomara Historia general de las Indias, Medina del Campo 1553, fol. 10. Navegando una caravela por nuestro mar Oceano, tuvo tan forçoso viento de levante y tan continuo, que fue a parar en tierra no sabida ni puesta en el mapa o carta de marear. Bolvio de alla en muchos mas dias, que fue. Y quando aca llego no traya mas de al piloto, y a otros tres o quatro marineros, que como venian enfermos de hambre y de trabajo, se murieron dentro de poco tiempo en el puerto. E aqui como se descubrieron las Indias por desdicha de quien primero las vio, pues acabo la vida sin gozar dellas, y sin devar, a lo menos sin aver memoria de como se llamavan, ni de donde era, ni que año las hallo. Bien que no fue culpa suya, sino malicia de otros, o invidia de la que llaman fortuna.

Mariana¹⁾ weder den Namen jenes unglücklichen Entdeckers, noch auch eine bestimmte Angabe über sein Heimathsland. Hier bei Viera erscheint beides, er bekräftigt ausdrücklich die Thatsache und setzt hinzu: die Erzählung von Guelva's

Y no me maravillo de las historias antiguas, que cuenten hechos grandissimos por chicos, o oscuros principios, pues no sabemos quien de poco aca hallo las Indias, que tan señalada y nueva cosa es. Quedaranos, si quiera, el nombre de aquel piloto, pues todo lo al con la muerte fenescce. Unos hazen Andaluz a este piloto, que tratava en Canaria, y en la Madera, quando le acontecio aquella larga, y mortal navegacion. Otros Biscayno, que contratava en Inglaterra y Francia, y otros Portugues, que yva o venia de la Mina o India. Lo qual quadra mucho con el nombre, que tomaron y tienen aquellas nuevas tierras. Tambien ay quien diga que aportó la caravela a Portugal, y quien diga que a la Madera, o a otra de las islas de los Açores. Empero ninguno afirma nada. Solamente concuerdan todos en que fallecio aquel piloto en casa de Christoval Colon, en cuyo poder quedaron las escripturas de la caravela, y la relacion de todo aquel luengo viaje con la marca y altura de las tierras, nuevamente vistas y halladas.

1) Juan de Mariana Historia general de España, Madrid 1616, II lib. XXVI cap. 3 p. 502. La empresa mas memorable, de mayor honra y provecho, que jamas sucedio en España, fue el descubrimiento de las Indias occidentales: las quales (con razon) por su grandeza llaman el nuevo mundo: cosa maravillosa, y que de tantos siglos estava reservada para esta edad. La ocasion y principio desta nueva navegacion y descubrimiento fue en esta manera. Cierta nave desde la costa de Africa, do andava ocupada en los tratos de aquellas partes, arrebatada con un rezió temporal, aportó â ciertas tierras no conocidas. Passados algunos dias y sossegada la tempestad, como diesse la buelta, muertos de hambre y mal passar casi todos los passageros y marineros, el maestre con tres ó quatro compañeros ultimamente legó â la isla de la Madera. Hallavase acaso en aquella isla Christoval Colon, Ginoves de nacion, que estava casado en Portugal, y era muy exercitado en el arte de navegar: persona de gran coraçon y altos pensamientos. Este alvergó en su posada al maestre de aquel navio, y como falleciesse en breve, dexó en poder de Colon los memoriales y avisos, que traía de toda aquella navegacion. Con esta ocasion, ora aya sido la verdadera, o sea por la astrologia, en que era exercitado, o como otros dizen, por

Seefahrt nach Amerika sei wohl glaublich, habe sie doch wenige Jahre später sich wiederholt. Ein Handelsschiff der canarischen Inseln mit einer Ladung Waizen, das auch einige Reisende an Bord gehabt, habe von Lanzarote nach Teneriffa wollen, sei aber durch grosses Unwetter zurückgeworfen und viele Tage lang weiter getrieben bis zur Küste von Caracas, dort habe es ein englisches Schiff gefunden, von welchem es Wasser und Lebensmittel und nach dem Hafen von Laguayra Richtung bekommen.

Viera ist ein Geschichtschreiber, welcher das Lob verdient, das ihm Navarrete wegen seiner Wahrhaftigkeit und guten Kritik, Berthelot aber noch mit volleren Händen strenet. ¹⁾ Er sammelte fleissig aus Quellen die geschichtlichen Nachrichten und prüfte und verglich sie ruhig und besonnen. Er beruft sich, ausser auf Gomara und Mariana, nur auf Francisco Pizarro. ²⁾ Wie sorgfältig er aber handschriftliche und gedruckte Nachrichten durchforschte, geht daraus hervor, dass seine Angaben über die verschiedenen Landungen des Admirals, als dieser seine Fahrten nach Amerika unternahm, auf den canarischen Inseln genau mit den im Schiffstagebuch angegebenen Tagen übereinstimmen, und dass er, um des Columbus Geburtsort zu ermitteln, die Akten des Prozesses einsah, welchen die Ferrareser

aviso que le dio un cierto Marco Polo, medico Florentin, el se resolvió, en que de la otra parte del mundo descubierto, y de sus terminos. házia do se pone el sol, avia tierras muy grandes y espaciosas.

1) Navarrete I 6 Note. Barker-Webb und Sabin Berthelot *Hist. naturelle des îles canaries*, Paris 1839, I. prem. partie p. 75. Historien scrupuleux sur la précision des dates et des citations, Viera a relevé des erreurs importantes: bien que réservé dans ses éloges, il a rendu hommage a ses devanciers et a commenté leurs travaux par une savante critique. A nadie se elogia con mentira, ni se critica sin verdad, dit-il lui-même dans un de ses prologues, et cet esprit de justice a constamment guidé sa plume dans le cours de sa rédaction.

2) *Hist. de Ind.* c. 3.

Familie Cucaro gegen Columbus Nachkommen führte. Wahrscheinlich fand Viera in den Archiven der Stifte, Städte und Landsitze, die er auf den canarischen Inseln befragte, Nachrichten über den Aufenthalt des Columbus auf Gomera und was ihm dort begegnete. Bis diese Archive sämmtlich von kundiger Hand neu durchgegangen sind, wird man wohl thun, die letzte Entscheidung der Frage, ob Westindien schon vor Columbus entdeckt war, noch auszusetzen. ¹⁾

Sein Aufenthalt auf Gomera wurde ihm noch in anderer Beziehung nützlich. Während er dort sorgfältig alles erwog und ausforschte, was von den Ländern, die seinem Geiste fern hinter den Fluthen des Ozeans aufschimmerten, Kunde gab, jeden Zweig und jede Frucht, welche von den Wellen an den Strand getrieben wurde, untersuchte und mit gleichartigen verglich, hatte er auch das Wandschenvolk kennen gelernt. An ihm hatte er die Beweise vor Augen, wie die reinen frischen Gemüther, wenn sie unter den Lichtstrahlen des Christenthums aufthaueten, sich in kindlicher Verehrung, in seligem Herzensglück Gott und seiner heiligen Kirche zuwendeten, ohne einzubüssen an der freudigen raschen Thatkraft und ihres Willens Stahlhärte. So dachte sich Columbus die Länder drüben im Westmeer von grossen Völkern besetzt, von denen er sich für Kirche und Paradies die herrlichsten Aernten versprach. Darin aber lag in jenen gläubigen Zeiten, namentlich im religiös begeisterten Spanien, das eben den letzten Maurenkrieg führte, ein mächtiger Antrieb, jene Völker aufzusuchen und zu bekehren. Die Schilderung des Charakters der Canarier und ihrer natürlichen Hinneigung zum Christenthum konnten nicht anders, als auf die herzensfromme Königin Isabella

1) Navarrete hält sie für zu Columbus Gunsten entschieden, I 7 Note.

Eindruck machen: waren ihr doch in Spanien selbst viele Eingeborene von den Inseln zu Gesicht gekommen, für welche sie stets warme Fürsorge an den Tag legte. Aber auch der Gewinn, welchen der Handel von den canarischen Inseln zog, das schöne Getreide, das sie in Masse hervorbrachten, die Zuckermühlen, die dort so rasch in Thätigkeit kamen, die ganze Ueppigkeit der Natur — das alles musste sich in vergrössertem Mass in den Neuländern wiederholen, nach denen Columbus segeln wollte. Nicht gering auch war die Erregung anzuschlagen, welche die canarischen Inseln auf die leicht erregte Phantasie des Genuesen und auf Andere ausübten, denen er vortrug, was er bereits im Geiste leibhaft vor sich sah. Verführerisch und ein lockendes Geheimniss war der wunderbare Reiz an Duft und Lichtfarben und hochgewaltigen Bergumrissen, der diese Inseln umwebt. Kurz, sie gaben nicht nur lebhafteren Anreiz, auf neue Entdeckungsfahrten auszugehen, sondern auch ein Unterpfand, dass diese gelingen würden.

Einige Jahre später, als Columbus die canarischen Inseln verlassen hatte, war auf diesen Alles in Aufregung, Eingeborene wie Ansiedler. Palma war inzwischen erobert, und man rüstete aus allen Kräften, um dem siegreichen Feldherrn, Alfonso de Lugo, neue tausend Mann zu stellen, mit denen er die letzte freie Insel unterwerfen sollte. In dieser Zeit, während der geplante Angriff auf Teneriffa jeden andern Gedanken verschlang, kam ein unscheinbares Geschwader herangefahren, drei sehr kleine Schiffe, zwei davon nicht einmal mit Verdecken gebauet, ihre Namen wie Niña und Pinta für ihre kleinlichen Verhältnisse passend. Die ganze Besatzung, Matrosen und Soldaten zusammengerechnet, zählte nicht mehr als 120 Mann. Man hatte sie theilweise, als doch verlorenes Volk, aus Gefängnissen zusammengeholt. Wie gering, kaum beachtenswerth erschien das gegen die grossen Rüstungen, die nach den Canaren

gingen! Der aber die drei kleinen Schiffe befehligte, war eben jener Mann von seltener Geistesgrösse, Christoph Columbus.

Eigentlich Niemand glaubte wohl an ihn. Keiner der Armadores zu Sevilla, Cadix, oder San Lucar de Barrameda, die damals so manches Schiff ausrüsteten, das auf Menschenfang oder gewinnreichen Handel auslief, hatte sein Geld in das Unternehmen des Fremdlings stecken mögen. Auch Königin Isabella hatte das Wenige, was sie für Columbus that, offenbar zuletzt nur geleistet, weil ihr der gute Mann leid that, und weil sie in ihrem Gewissen sich verbunden hielt, doch nicht ganz die Aussicht zu verwerfen, die ihr der Italiener auf die Bekehrung weiter heidnischer Landstriche eröffnete. Columbus aber trug das Bewusstsein seiner hohen Sendung wie leuchtenden Krystall in seiner Seele.

Columbus stieg am 11. August 1492 in Gran-Canaria an's Land. Hier verweilte er nicht weniger als zwanzig Tage, in welchen seine schlecht segelnden Schiffe besser hergerichtet wurden, während er auf Gomera Einkäufe besorgen liess. Denn er wusste aus Erfahrung, wie billig dort die Lebensmittel, wie leicht andere Schiffsausrüstung sich beschaffen, und wie vortheilhaft sich der anstellige und kraftvolle Eingeborene gebrauchen liess, wenn es gelang, ihrer eine Anzahl zur Mitfahrt zu bewegen. Am 4. September sah er seinen alten Wohnsitz in Gomera wieder, und nahm auf dieser Insel Proviant, sowie Wasser und Brennholz ein. Am 7. stach er wieder in's Meer, um die wichtigste Seereise zu vollenden, die bisher noch auf dieser Erdkugel gemacht war. Wagemuthige Wandschenkrieger begleiteten ihn.

Noch dreimal sah Columbus die canarischen Inseln wieder. Schon ein Jahr nach seiner ersten Entdeckungsfahrt segelte er wieder heran, diesmal als Admiral eines Geschwaders von siebzehn Schiffen. Es war am 2. Oktober



1493, während Alfonso de Lugo noch auf Teneriffa im hoffnungslosen Kampfe lag. Columbus blieb diesmal nur drei Tage auf Gran Canaria und war am 5. Oktober schon wieder in Gomera, wo er nicht bloss Schiffs- und Kriegsvolk und Lebensmittel einnahm, sondern auch viele Sämereien, Pflänzlinge verschiedener Bäume, Ziegen Schafe Schweine und Hühner, die er nach Amerika überführte, und welche dort den ersten Stamm für Pflanzungen und zahlreiche Heerden abgaben.

Am 19. März 1499 kam Columbus wiederum nach Gomera, und da er hörte, dass in dessen Gewässern ein französischer Korsar zwei Schiffe aufgebracht hatte, stach er sofort in See und nahm dem Räuber die Schiffe wieder ab. Von Gomera segelte er diesmal nach Ferro und hier theilte er seine Flotte: drei Schiffe sandte er nach Hispaniola, mit den andern lief er aus auf neue Entdeckungen.

Noch einmal, drei Jahre später und zwar wiederum am 19. März, begrüßte Columbus die canarischen Küsten. Welche Veränderung war in den Jahren erfolgt, seit er zuerst den Fuss auf diesen Strand setzte, seine junge Frau an der Seite, aber ein armer Abenteurer! Jetzt war Spanien das mächtigste Reich der Welt, Granada gefallen, der canarische Archipel erobert, Columbus selbst ein grosser und berühmter Herr, sein Name unsterblich für alle Zeiten.

Das Beispiel des berühmten Admirals fand allgemeine Nachahmung. Es wurde Regel für Kriegsschiffe, welche nach Amerika gingen, bei den canarischen Inseln anzulegen, Wasser Holz und Lebensmittel ein-, vorzüglich aber soviel Eingeborene mitzunehmen, als man durch Vorstellungen in Güte oder durch List und Gewalt bekommen konnte. Denn diese Wandschen waren drüben die besten, redlichsten und genügsamsten Arbeiter, die ehrgeizigsten und ausdauerndsten Krieger. In der That liessen sich Wandschen fast immer

bereit finden. Oefter meldeten sie sich schaarenweise zur Auswanderung, fanden sich auch wohl heimlich auf Schiffen ein, die absegeln wollten. Als die Nachrichten des Eroberers von Teneriffa, die Adelantados Lugo, nach Afrika Westindien Südamerika Eroberungs- und Ansiedlungszüge veranstalteten, brauchten sie nur zu winken und ihre Schiffe bevölkerten sich mit Eingeborenen, die in den fremden Ländern Heldenthaten verrichteten und für die spanischen Eroberer die sicherste Stütze waren.

Dies Ausströmen der canarischen Urbevölkerung dauerte die ganze erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hindurch. Ausser den Eroberungskriegen selbst und ihrem Gefolge, den verheerenden Krankheiten, hat nichts die canarischen Inseln so sehr entvölkert, als die freiwillige oder gezwungene Auswanderung nach Amerika.

Die Ursachen lagen auf der Hand.

Jedesmal wenn nach einem Kriege mit den Spaniern die canarischen Eingeborenen Frieden und Christenthum annahmen, hielt sich noch eine Menge längere Zeit im wilden Gebirge auf. Erst nach und nach kehrten die Meisten zurück, bewogen durch nagende Sorge um die Ihrigen, die der Nährer und Wehrer beraubt Hunger und Kummer und Verfolgung erlitten, oder durch den unerträglichen Mangel, der auf den kahlen Bergrücken herrschte, vor allem durch das milde Wort der Glaubensboten bewogen, die zu ihnen hinaufstiegen. Viele jedoch hielt Stolz und unbezwinglicher Widerwille gegen die fremden Herren in der Wildniss zurück. Heimlich brachten ihnen Freunde und Angehörige Nahrung, aber Hass und Hunger trieb sie an zu räuberischen Einfällen auf die Güter der Spanier und in die Ortschaften fremder Gaue. Dann entspannen sich Fehden, die weiter und weiter sich ausdehnten.

Andere endlich, die voll Vertrauen sich den Spaniern angeschlossen, wurden nach und nach empört durch deren herrisches Auftreten. Sie erkannten, wie wenig, was folgte, dem glich, was man ihnen bei den Friedensverhandlungen zugeschworen, wie das Edelste ihrer alten Freiheit zerrissen und zerstört zu Boden lag.

Die Spanier waren nur zu sehr gewöhnt, die Eingeborenen als unterjochte Leute zu betrachten, die sich alles müssten gefallen lassen. Man konnte sich von der Anschauung nicht losmachen, dass mit dem eroberten Grund und Boden seine Eingeborenen miterworben seien, gleichwie dem Eigenthümer des Waldes das Wild darin gehört. Die besten Güter und Ländereien hatten die Eroberer unter sich vertheilt, und die Wandschen, welche auf diesen ihre Heimath hatten, wurden einfach wie Hörige behandelt. Aber auch von den Höfen und Ortschaften, die frei und selbstständig blieben, suchte man durch Frohnden und Abgaben allerlei Nutzen zu ziehen. Anlass dazu gaben die Neubauten von Kirchen Strassen und Festungen, die als allgemeine Landesangelegenheiten betrieben wurden.

Nur die eingeborenen Fürsten und ihre Verwandten, denen man ihre alten Besitzungen gelassen oder als Preis des Friedens neue zugetheilt hatte, wurden von den spanischen Herren als Ebenbürtige betrachtet. Jedoch auch sie nicht vollständig, auch sie litten heimlich unter einer gewissen Missachtung, als wären sie unedler Herkunft. Man setzte nämlich auf der pyrenäischen Halbinsel, neugetauften Mauren- und Judenfamilien gegenüber, eine Ehre darin, ein alter Christ zu sein. Altes Christenthum gab einer Familie ein Ansehen gleichwie von besserer Herkunft. Die Wandschen aber waren sammt und sonders Neuchristen.

Dieser religiöse Gegensatz, Trotz und Verachtung, welche die Betroffenen den Urtheilen der Gerichte und der

Inquisition entgegensezten, und viele anderen Missheiligkeiten, wie sie nicht ausbleiben konnten, als ein freiheitsstolzes Volk sich auf einmal herabgewürdigt sah unter trennlose und grausame Eroberer, hatten unaufhörlich Verwicklungen und Zusammenstöße zur Folge, die gewöhnlich damit endigten, dass die Männer in's Gebirge flohen. So fand sich hier fort und fort eine Menge Friedloser beisammen, denen das Herz brechen wollte über der Heimath Schmach und ihre eigene. Wie wilde Thiere wurden sie verfolgt und erlagen hier und dort den Kugeln der spanischen Gerichtsleute und Soldaten.

Kamen nun Schiffe, die auf weiter Fahrt zu unbekanntem Ländern waren, oder wurde gar Amnestie für Kriegsdienst verkündigt, dann folgten die Verbannten dem Zureden der Blutsfreunde oder der eigenen Nöthigung und sagten der Heimath Lebewohl. Die Spanier leisteten allen Vorschub, dass andere Unzufriedene und ihre Familien sich anschlossen.

So ist das streitbarste Volk, welches seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Europaeer auf ihren Eroberungszügen angetroffen, ein Volk, das zugleich wie kein anderes ausserhalb Europa für Christenthum und Kultur empfänglich war, in dem kurzen Zeitraum von fünfzig Jahren, welche der Eroberung folgten, untergegangen. Im Jahre 1541 konnte Benzoni auf Palma nur noch eines Einzigen ansichtig werden, und Thevet berichtete 1555, dass noch auf den Höhen des Pik von Teneriffa Eingeborene lebten, die keinem Christen, der zu ihnen hinauf wollte, die Rückkehr gestatteten.¹⁾ Nur solche Einzelheiten sind berichtet, wir wissen auch nicht, wohin die zahllosen Auswanderer sich verloren, und ob einige zurückgekommen.

1) Benzoni Mediolan. Novae novi orbis historiae, Genf 1578, p. 142. 418. A. Thevet Cosmographie universelle, Paris 1575, fol. 83 v.

Die Geschichte verzeichnet bei dem Untergange eines Volks nur die Schicksalsschläge im Grossen: für die Leiden und das Hinsiechen der vielen Hunderte und Tausende, die in Folge dieser Ereignisse zu Grunde gehen, nothwendig zu Grunde gehen müssen, giebt es keine Annalen. Ihr Wehe- ruf, ihr letzter Seufzer verhallt so ungehört wie das letzte Seufzen des verwundeten Wildes, das sich in die Oede des Bergwaldes geflüchtet. —

Nehmen wir nun einen Rückblick über die Thatsachen, die hier zusammengestellt wurden, so bezeugten sie, dass sich an den canarischen Inseln eine Erfahrung bewährte, die sich nur bei einigen bevorzugten Stellen auf der Erd- kugel zu erkennen gibt. Diese Plätze ragen nicht hervor durch ihre Grösse oder durch die Kostbarkeit ihrer Natur- gaben oder die Leistungen ihrer Bewohner: gleichwohl be- sitzen sie eine danernde weltgeschichtliche Bedeutung, die wesentlich in ihrer Lage, d. h. ihrer Stellung zu den übrigen Ländern beruht und deshalb durch alles, was sie an Natur- gaben dem grossen Verkehr darbieten, begünstigt wird. So traten in der Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen, die von Europäern ausgingen, in neun Punkten die canari- schen Inseln in eigenthümlicher Helligkeit hervor.

Zuerst sind es Sagen und Vorstellungen von ihrer Glückseligkeit, die selbst dann noch im Andenken der Men- schen haften bleiben, als die Inseln selbst schon wieder hinter dem dunkeln Schleier unbekannter Meere verschwunden sind. Sobald der Name der glückseligen Inseln ertönt, wandert die Sehnsucht der Menschen in das grosse West- meer hinans, und dieser Name hindert es, dass jemals zwi- schen den Säulen des Herkules sich eine Scheidewand er- hebt, welche für immer die Gedanken an Reisen darüber hinaus abschliesst.

Zweitens, als die Canaren wieder entdeckt werden, finden sich auf ihnen in reicher Menge und Güte gerade

solche Artikel, die auf allen Märkten als kostbare Waare geschätzt und bezahlt werden. Die Gewinnsucht richtet daher ihre Segel nach diesen Inseln, die Fahrten werden im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts immer häufiger, und es verschwindet die Furcht, welche die Fabeln von den Schrecken des finstern und trägen Meers, das diese Inseln bespült, verbreitet haben.

Drittens. Gleich im Beginn des nächsten Jahrhunderts erobert sich ein abenteuernder Normanne auf den canarischen Inseln ein Fürstenthum. Nun richten die beiden nächsten Staaten, Spanien und Portugal, ein leidenschaftliches Begehren dorthin, die canarischen Inseln werden der Kampfpreis eines lang andauernden Wettkampfs, der Kräfte und Unternehmungslust der Spanier wie der Portugiesen stählt und ihre Flotten und Kriegsvölker befähigt, Eroberungsfahrten in ferne Länder zu unternehmen. Es geben die canarischen Inseln wieder Anregung zu Kolonialideen, wie sie fast alle Staaten des Alterthums hegten. Wenn solche Gedanken aber im Alterthum sich auf die Ufer des Mittelmeers beschränkten, so streiften sie jetzt die Küsten des atlantischen Ozeans entlang. Die Vorstellungen von überseeischen Besitzungen, welche von den eigenen Volksangehörigen besiedelt, von der eigenen Regierung bewirthschaftet und ausgebeutet werden, traten wieder in den politischen Gesichtskreis.

Viertens. Insbesondere ist das afrikanische Festland, das den Canaren gegenüber liegt, die Stelle, auf welche sich die begehrtsten Blicke werfen. Auf den Inseln sammeln sich die Nachrichten von den geträumten Goldflüssen, den fabelhaften Mondbergen, den üppigen Reichthümern im Reiche des Priesters Johannes, — hier aber erfährt man auch am ersten, wie es in Wirklichkeit drüben aussieht. Die canarischen Inseln werden Bergestätte, Arsenal und Ausgangspunkte für die Flotten, welche die afrikanische

M. N. O.

Küste anlaufen. Die Inseln gewinnen dadurch gegenüber der afrikanischen Westküste eine ganz ähnliche Stellung, wie sie in den Kreuzzügen Cypern einnahm gegenüber den Küsten von Aegypten Syrien und dem südlichen Kleinasien.

Fünftens. Die afrikanische Aufgabe fällt namentlich den Portugiesen zu. Denn da all ihre Angriffe auf die canarischen Inseln hier von den Spaniern, dort von den Eingeborenen blutig abgewiesen werden, sehen sie sich auf das gegenüber liegende Festland angewiesen, als auf ein anderes und zwar nahes Feld für ihre Unternehmungen. Ehrgeizig verlangend und suchend nach gewinnreichen Ländern, gleichwie jene Inseln es sind, dringen die portugiesischen Kapitäne schrittweise an der afrikanischen Küste vor, entdecken ein Stück nach dem andern, umsegeln ein gefürchtetes Kap nach dem andern, bis sie endlich das letzte, das Vorgebirge der guten Hoffnung, erreichen und den Weg nach Indiens Schätzen einschlagen.

Sechstens. Unterdessen bleiben die canarischen Inseln der Platz, nach welchem kühne und geistvolle Weltfahrer hinstreben, um Beobachtungen und Studien zu machen und alles zu hören, was sich in Seehäfen an Berichten und Sagen über die Westlande umhertreibt. Die lange Finsterniss, die über diesen lag, verwandelt sich allmählig in eine Dämmerung, durch welche die ersehnten Küsten in dunkeln Umrissen hindurch schauen. Nachdem man vom Welttheil im Westen zum erstenmal im zehnten Jahrhundert auf dem nordischen Island gesprochen hatte, erscholl diese Kunde zum zweitenmal wahrscheinlich zuerst wieder, fünf Jahrhunderte später und 36 Grade südlicher, auf den canarischen Inseln.

Siebtens. Die Erfahrungen, welche man nun auf diesen Inseln machte, waren ganz dazu angethan, den Durst nach Eroberungen überseeischer Länder zu steigern. Sie waren bewohnt von einem so streitbaren, freiheitsstolzen,

heldenhaften Volke, als es irgendwo eines auf Erden gab. Als dieses Volk endlich besiegt und unterworfen war, welches andere sollte den spanischen Waffen noch widerstehn! Gerade in der Zeit, als Columbus seine amerikanischen Fahrten unternahm, wurde das letzte und schwierigste Eroberungswerk auf Palma und Teneriffa vollendet. Keinen grösseren Ruhm aber gab es damals in den christlichen Ländern, kein grösseres Verdienst für den Himmel, als ungläubige Völker zum Christenthum zu bekehren, einerlei ob in Güte oder mit Gewalt. Die Bewohner der canarischen Inseln aber zeigten vom Anfang an, als sie mit den Spaniern in Berührung kamen, vor dem Christenthum Ehrerbietung und nahmen es später an mit kindlich lauterem Gemüth. Unabsehbar erblüheten da himmlische Saaten vor den Augen glaubensfeuriger Spanier, wenn sie an die vielen Völker jenseits des Ozeans dachten. Endlich alle europäischen und tropischen Gewächse brachten auf den canarischen Inseln so reiche Frucht, und die Ausfuhr wurde so bedeutend, dass man hier eine Probe machte, welche Einkünfte überseeische Besitzungen abwarfen. Der Regierung gehörte von aller Handelswaare, die in canarischen Häfen verladen wurde, ein Fünftel, kein geringer Zollertrag bei der Fülle und Kostbarkeit von Drachenblut und Orseille und bei der massenhaften Ausfuhr von Zucker Wein Getreide Talg und Häuten.

Ach t e n s. Dieser Reichthum an Nahrungsmitteln auf den canarischen Inseln, wie ihre vorgeschobene Lage erleichterten nicht wenig die Schifffahrt. Flotten und Einzelschiffe, die nach Westindien und bald auch nach Ostindien gingen, legten dort an um sich zu verproviantiren und neue Matrosen einzunehmen.

Neun t e n s war auch die Hülfe, welche die Wand-schen bei der Eroberung von Amerika leisteten, nicht gering anzuschlagen. Sie allein konnten es an Behendigkeit



und Kriegslust mit allen Indianern aufnehmen. Da sie in Freiheit nicht mehr in der Heimath leben konnten, kämpften sie aus Kriegslust oder Verzweiflung wie die Löwen für die Ausbreitung der Herrschaft ihrer Unterdrücker und verloren sich in die Urwälder und Prairien der neuen Welt.

Die hier bezeichnete Bedeutung in der Weltgeschichte büssten aber die canarischen Inseln ein um Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von da an traten sie mehr und mehr zurück in die Stille spanischen Provinziallebens und hatten ihren Theil zu tragen an den üblen Folgen spanischer Verwaltung. Nur der Fruchtbarkeit des Bodens und dem gescheidten Fleiss, der Bravheit und Geduld der Bewohner ist es zu danken, dass nackte Armuth heutzutage sich nicht trauriger noch ausbreitet an den glückseligen Gestaden.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Vom Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. N. F. Bd. IV. 1879. 8°.

Vom Verein für nassauische Alterthumskunde in Wiesbaden:

Annalen. Bd. 15. 1879. gr. 8°.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mittheilungen. 19. Jahrg. 1879. 8°.

*Von der American Association for the advancement of science
in Salem:*

Proceedings. 27. Meeting held at St. Louis, August 1878. 1879. 8°.

Von der Universidad de Chile in Santiago:

- a) Anales de la Universidad de Chile de 1877. Seccion 1 y 2. 1877. 4°.
- b) Sesiones de la camara de Senadores en 1877. Nr. 1. 2. con Documentos. 1877 fol.
- c) Sesiones de la camara de diputados en 1877 Nr. 1. 2. 1877. fol.
- d) Cuenta de las entradas i yastos fiscales de la República de Chile en 1877. 1878. fol.
- e) Memoria del Ministro del Interior en 1878. 1878. 4°.
- f) Memoria del Ministro de justicia, culto e instruccion publica en 1878. 1878. 4°.

- g) Memoria del Ministro de hacienda en 1878. 1878. 4^o.
- h) Memoria del Ministro de guerra i marina en 1878. 1878. 4^o.
- i) Memoria del Ministro de relaciones exteriores en 1878. 1878. 4^o.
- k) Estadística comercial de la República de Chile, año de 1877. Valparaiso 1878. 8^o.
- l) Certámenes científicos, literarios i artísticos del mes de Setiembre de 1878. 1878. 8^o.
- m) Composiciones premiadas el 29 de Setiembre de 1878. 1878. 8^o.

Von der archäologischen Gesellschaft in Athen:

Ἱστορικὴ ἐκθεσις τῶν πράξεων τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἐταιρείας 1837—1879 ἐπὶ Εὐθυμίου Καστίρη. 1879. 8^o.

** Von der finländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors:*

Oefversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. Bd. XXI. 1878—79. 1879. 8^o.

Von der k. ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest:

Literarische Berichte aus Ungarn von Paul Hunfalvy. Bd. II Heft 1—4. Bd. III. Heft 1—4. 1878—79. 8^o.

Von der Accademia dei Lincei in Rom:

Transunti. Vol. IV. 1880. 4^o.

Vom k. statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart:

- a) Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrgang II. 1879. 1879. 4^o.
- b) Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrg. 1879. Bd. I. 2. Hälfte Bd. II. 2. Hälfte. 1879. 8^o.
- c) Beschreibung des Oberamts Mergentheim. 1880. 8^o.

Von der Redaction des Athenaeion in Athen:

Ἀθήναιον. Τομ. η' τεύχος δ'. 1880. 8^o.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Handlingar. Bd. 17. 1879. 4^o.

Von der Académie Royale des sciences in Brüssel:

Bulletin. Tom. 49. 1880. 8^o.

Von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg:

Memoires. Tom. 27. 1879. 4^o.

*Von der bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen
in Batavia:*

a) Verhandlingen. Deel 40. 1879. 4^o.

b) Notulen. Deel XVII. 1879. 8^o.

Von der archäologischen Gesellschaft in Agram:

Viestnik. Bd. II. 1880. 8^o.

Von der Société Hollandaise des sciences in Harlem:

Archives Néerlandaises. Tom. 14. 1879. 8^o.

Von der Provinciaal Utrechtsch Genootschaap in Utrecht:

a) Jaarverslag 1877 u. 1878. 1877—78. 8^o.

b) Sectieverslag 1877 u. 1878. 1877—78. 8^o.

c) Abhandlung über das sogenannte „Flandrische Steingut“
des XVI. u. XVII. Jahrh. von J. B. Dornbusch. 1878. 8^o.

Von der R. Accademia delle scienze in Turin:

Memorie. Ser. II. Tom. 31. 1879. 4^o.

Vom kgl. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van
Nederlandsch Indië in Haag:

- a) Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch Indië. IV. Volgreeks. Deel. 3. 1879. 8°.
- b) Reizen naar Nederlandsch Nieuw-Guinea in de jaren 1871, 1872, 1875—76, door P. J. B. C. Robidé van der Aa. 1879. 8°.

Vom Herrn A. Spengel in München:

Die Comödien des Terentius erklärt von A. Spengel. 2. Bdch. Adelphoe. Berlin 1879. 8°.

Vom Herrn Franz Ludwig Baumann in Donaueschingen:

Die Gaugrafschaften im Wirtembergischen Schwaben. Stuttg. 1879. 8°.

Vom Herrn H. Kern in Leiden:

Lex Salica, the ten Texts with the Glosses ed. by J. H. Hessels. With Notes by H. Kern. London 1880. 4°.

Vom Herrn Wilh. Meyer in München:

Publilii Syri Mimi sententiae rec. Guil. Meyer. Lips. 1880. 8°.

Vom Herrn L. R. Landau in Budapest:

Sammlung kleiner Schriften. Ein Beitrag zur Schilderung der literarischen Zustände unserer Zeit. Wien 1880. 8°.

Vom Herrn Wilh. Pertsch in Gotha:

Die arabischen Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Gotha. Bd. II. Heft 2. 1880. 8°.

Vom Herrn Julio Firmino Judice Biker in Lissabon:

Supplemento á Collecção dos tratados, convenções etc. Tomo
20. 1879. 8^o.

Vom Herrn Cajetan Kossowicz in St. Petersburg:

Canticum Canticorum, ex hebraeo convertit et explicavit Cajetanus Kossowicz. 1879. 8^o.

!

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung vom 6. März 1880.

Herr Friedrich hielt einen Vortrag:

„Ueber Francesco Pucci.“

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als Samuel Huber in der Schweiz und in Deutschland gegen die Prädestination auftrat¹⁾, fand dessen Universalismus bei einem Italiener Francesco Pucci oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Puccius, Anklang, welcher seit langer Zeit schon sich mit den religiösen Streitigkeiten befasst hatte und in allen vom Protestantismus ergriffenen Ländern conferirend und disputirend herumgereist war. In älteren protestantischen Werken fand er immer eine besondere Berücksichtigung, die theologische Facultät in Leipzig glaubte Anfangs des 18. Jahrhunderts geradezu von einem Puccianismus sprechen zu dürfen und im damaligen Naturalismus und Indifferentismus nichts anderes als ihn erblicken zu können.

1) Schweizer, Alex., die prot. Centraldogmen in ihrer Entwicklung innerhalb der reformirten Kirche. 1854. I, 501 ff. — Dorner, Geschichte der prot. Theologie. S. 368 ff.

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 2.]

Ittig schrieb damals de Puccianismo und in einer Schrift: Puccius in Naturalistis et Indifferentistis redivivus, Lips. 1712, heisst es: die Zahl der Naturalisten und Indifferentisten sei bereits so gross, dass die Prophezeiung des Puccius in Erfüllung gegangen: „Wir sind sicher, dass diese Interpretation (der Gnade Christi) überall die Oberhand erhalten werde, wie sie schon jetzt Vielen in England, Deutschland, Polen, Frankreich und allerorten, wo wir darüber conferirten, gefiel“. Seine Lehre definierte man kurz dahin: er meine, dass „alle Menschen in ihrer Religion selig werden können, wenn sie sich nur eines ehrenhaften Lebens befeissigen“. Noch später beschuldigte man Adam Borel, seine Lehre ausser aus Seb. Frank u. a. auch aus Puccius geschöpft zu haben.¹⁾

Man hielt jedoch schon zu seinen Lebzeiten seine Schrift: de efficacitate Servatoris Christi in omnibus et singulis hominibus quatenus homines sunt 1592 — für so wichtig, dass Lucas Osiander, Franz Junius und Nicolaus Serrarius Widerlegungen derselben schrieben. Gleichwohl kannte man sein Ende nicht. Osiander berichtet von einem Gerüchte, dass er im Salzburgischen gefangen, nach Rom abgeführt und dort verbrannt worden sei.²⁾ Eine ganze Reihe von Gelehrten stimmte ihm darin zu, ohne aber, wie es scheint, irgend welche näheren Anhaltspunkte zu haben. Dem widersprachen aber Kipping und Arnold: nach ihnen wäre er zu Prag gestorben. Man glaubte nämlich, dass die erstere Nachricht desshalb nicht richtig sein könne, weil Puccius sich 1586 in Prag mit der römischen Kirche wieder ausgesöhnt habe; allein man entgegnete, es sei eben so richtig, dass er von Prag wieder nach Belgien ging und

1) Herzog und Plitt, Realencyclopädie der Theol., s. v. Borel.

2) Luc. Osiander, Epit. hist. eccl. Cent. XVI. lib. 4. c. 46. p. 1099.

1592 seine schon erwähnte Schrift voll Schmähungen auf den Papst und die römische Kirche erscheinen liess.

Das Gerücht, das Osiander berichtet, ist allerdings insofern richtig, als Puccius wirklich gegen Ende Novembers 1592 auf seiner Reise nach Rom gen Salzburg kam. Da seine Schriften und Papiere im Salzburger fürsterzbischöflichen Archive liegen, so kann dessen letzte Geschichte auch danach noch aufgehellet werden. Ich sah jedoch die Hinterlassenschaft nicht selbst ein, sondern kenne sie nur nach den Auszügen und der Verarbeitung des Johannes de Casparis in seiner *Historia Lutherianismi in Salisburgensi Archiepiscopatu*, welche er 1738—1741 ausarbeitete. Diese Geschichte hatte ein eigenthümliches Geschick, das bis jetzt noch nicht vollständig bekannt ist, und ich glaube daher über dieselbe Einiges vorausschicken zu dürfen.

De Casparis aus Trient war in Salzburg Hofmeister des adeligen Erziehungshauses, als gerade 1731/2 die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger stattfand. Dieselbe erregte bekanntlich das grösste Aufsehen, und das Verfahren des Fürsterzbischofs Leopold Anton von Firmian erfuhr die heftigste Anfeindung. In dieser Lage sah er kein anderes Mittel seiner Vertheidigung als die Darstellung der Geschichte des Lutherthums im Erzbisthum bis zum Jahre 1733. Den Auftrag erhielt 1738 de Casparis, wie aus einem Schreiben desselben an den Fürsterzbischof hervorgeht. Zu dem Behufe wurde ihm das erzbischöfliche Archiv geöffnet und manches Interessante konnte er aus demselben schöpfen, namentlich aber beruht seine Geschichte des Protestantismus im Erzbisthum Salzburg auf den Akten desselben. Die Geschichte wurde von Casparis zuerst italienisch geschrieben und dann in's Lateinische übersetzt. Gleichwohl erschien sie, nachdem sie vollendet war, nicht. Man sagte neuestens, der Erzbischof habe gefürchtet, durch die Veröffentlichung derselben die

Protestanten zu reizen, und deshalb die gelehrte Arbeit in sein Archiv hinterlegen lassen.¹⁾ Das ist jedoch sicher unrichtig. Vielmehr liess die Salzburger Censur, der sich de Casparis durchaus nicht fügen wollte, die Geschichte nicht passiren.

Ich fand nämlich das gesammelte Material, die italienische Bearbeitung und die lateinische Uebersetzung der Geschichte Casparis' bis auf den letzten Theil, die Geschichte der Emigration, handschriftlich in 5 Foliobänden in der Bibliothek des hiesigen Georgianum (Hist. eccl. 251^a und 251^b), und da steht an der Spitze des ganzen Werkes, demonstrativ offenbar, der oben erwähnte Brief Casparis' an den Erzbischof, worin er seinen Plan und seine kritischen Grundsätze auseinandersetzt, darauf aber folgt auch eine Abschrift der Censur des Buches zugleich mit der defensio des Verfassers und der darauf erfolgten subjectio des Censors. Der Censor, ein Franziskanermönch, nimmt es sehr übel auf, dass gegen den sonstigen Brauch bei der kirchlichen Censur dem Verfasser eine Censur der Censur gestattet sei; Keiner von Beiden gab aber nach.

Wenn die Kirchengeschichtsforschung innerhalb der katholischen Kirche nicht gedeihen wollte, so wird es begreiflich, wenn man die Censur dieses Franziskaners näher ansieht. So führt Casparis eine Salzburger Synode um das Jahr 1456 an. Sie enthält dem Censor eine zu grosse Uebertreibung der Laster der Geistlichen und kann desshalb nach seiner Meinung ohne grosses Aergerniss und Anstoss nicht veröffentlicht werden. Die Synode stand aber schon bei Hansiz gedruckt, und Casparis weigert sich deshalb entschieden, sie in seinem Werke zu streichen, worauf der Franziskaner replicirt: bei Hansiz seien es nur *advisamenta*

1) *Clarus*, die Auswanderung der prot. gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732. 1864, S. 24.

für eine künftige Synode, man könne darum aus ihnen nicht folgern, dass die darin berührten Punkte auch erwiesene Thatsachen seien. Am meisten erregt aber den Zorn des Franziskaner-Censors, dass Casparis so viel Nachtheiliges von der römischen Kirche, dagegen Günstiges von Luther schreibe. Es war nämlich damals schon die Tendenz herrschend, das Auftreten Luthers und die Reformation nur als eine grundlose Auflehnung zu behandeln, wozu durchaus keine Berechtigung in der Corruption der Kirche vorhanden war. Zu diesem Zwecke sollte darum gelegnet werden, dass die römische Kirche sich in einer so grossen Verwahrlosung befunden habe; denn, sagt der Censor, die Kirche sei makellos und wenn es auch in ihr Laster und Missbräuche gebe, so treffe das nicht die Kirche, werde dadurch nicht sie missgestaltet und reformationsbedürftig, da sie ja nie Laster und Missbräuche billige oder gestatte, sondern stets durch ihre Canones strengstens verboten habe. Umsonst verweise Casparis daher auf das Concil von Pisa, welches das Schisma nicht hob, sondern vermehrte, auf das Concil von Constanz, das in seinen Reformationsartikeln nur äussere Dinge im Auge hatte, oder auf das von Basel, das schismatisch und deshalb ohne Beweiskraft sei. Die Laster des Clerus und Volkes mögen der Häresie allerdings einen leichteren Eingang gestattet haben; die primäre Ursache derselben waren sie gewiss nicht. Vielmehr sei nach seiner Meinung die Hauptursache theils die Gier der Fürsten und Städte nach dem Kirchengute, theils die Rohheit und Trägheit des Clerus, theils die Verhasstheit des Clerus und die Sinnlichkeit des Volkes. In das Salzburgische aber sei der Protestantismus nur eingeschleppt worden durch häretische Schreiber und Schriften und durch die Bergwerks-Arbeiter aus fremden, von der Häresie angesteckten Provinzen. Ganz und gar unerträglich aber war dem Censor, dass es auch nur den Schein hatte, Casparis wolle Luther als Volksmann

(genium popularem) und als dem Haschen nach Ehren fremd darstellen. Das Gegentheil sagen ja die katholischen Controversisten, namentlich Conrad Andreä in seiner „Anatomia Lutheri“ aus, in der man den Reformator nach seinem Leben geschildert finde.

Am köstlichsten wird aber die Censur da, wo sie bei Casparis auf die Darstellung des Weggauges Luthers aus Augsburg stösst. Er hätte nach dem Censor durchaus sagen sollen, der Teufel sei Luthers Führer gewesen; denn man könne den Katholiken nicht zumuthen, dass sie wegen der Autorität eines Seckendorf die öffentlichen, allerdings zur Indignation der Lutheraner vor Aller Augen zum Gedächtniss der Sache dastehenden Monumente wegwerfen, wenn er auch nicht entscheiden wolle, ob der Führer Luthers ein Bauer oder ein Teufel unter der Maske eines Bauern gewesen.

Weiterhin erfahren wir aus der Censur, dass man nicht einfach „Reformation Luthers“ ohne ein Epitheton, das die Unrechtmässigkeit derselben ausdrücken sollte, sagen durfte. — Auf protestantische Schriftsteller sollte man sich überhaupt nicht berufen, denn sie verdienen gar keinen Glauben, sondern haben, wie orthodoxe Polemiker hin und wieder bemerken, nur die Absicht, die römische Kirche, den Clerus und die Mönche zu verleumden. Stehe aber ein solcher Schriftsteller gar auf dem Index der verbotenen Bücher, und zwar unter den Autoren erster Klasse, so dürfe man sie, ohne in die grosse Excommunication zu verfallen, nicht lesen, also auch in seinen Schriften nicht benutzen.

Die Richtschnur eines katholischen Geschichtsforschers sollten überhaupt die Schriften der katholischen Polemiker oder Controversisten sein. Da Casparis sagte, Luther sei nicht der Urheber des Bauernkrieges gewesen, so verweist

ihm dies der Censor nicht blos mit Berufung auf das Edict von Worms, sondern auch auf den „Friedsamen Luther“ von Conrad Andrea.

Casparis hatte aber in sein Werk auch eine ausführliche Geschichte des Puccius aufgenommen, von welcher der Censor gar nicht einsehen wollte, was sie mit der Geschichte des Protestantismus im Erzbisthum Salzburg zu thun haben solle.

Wenn man noch die Heftigkeit der Sprache des Censors und Casparis' gegen einander beachtet, so kann gar kein Zweifel mehr sein, dass einerseits diese Censur andererseits der Mangel an Bereitwilligkeit des Autors, der Censur sich zu fügen, das Erscheinen des Werkes in Druck verhinderten. Und dazu kommt noch, dass Casparis zu gleicher Zeit als Freimaurer und wegen der Anrufung der Heiligen, die er mit Anderen gegenüber einer Predigt als zum Heile nicht nothwendig erklärte, in Verruf gekommen war und sich in einer anonymen Schrift: *Vindiciae adversus Sycophantes Inuvavienses*, Coloniae 1741, vertheidigen musste. Dieselbe entwirft das Bild einer merkwürdigen Versumpfung.

Erst nach seinem Tode gab sein Bruder, Lazarus de Casparis, den ersten Theil, aber ohne die Geschichte des Puccius bei Zatta in Venedig unter dem Titel heraus: *Archiepiscoporum Salisburgensium res adusque Westphalicos conventus in Lutheranismum gestae* (1779). Im Jahre 1790 veröffentlichte dann Fr. X. Huber den letzten Theil des Werkes in deutscher Uebersetzung: *Aktenmässige Geschichte der berühmten salzburgischen Emigration, Salzburg*. Der dritte, eigentlich der mittlere Theil, den Lazarus de Casparis unter dem Titel: *De Protestantium Germanorum in Catholicos Gestis*, herausgegeben haben soll, ist im Druck weder Huber noch mir bekannt geworden. Es ist jedoch nur ein Missverständniss Huber's, dass der Ausdruck des Lazarus

de Casparis, welcher sich in der Handschrift nicht findet: de quibus paulo accuratius egimus in Opere inscripto „De Protestatum etc.“, sagen soll, dieser Theil sei schon im Druck erschienen; denn in der vorgedruckten Widmung an den Erzbischof Johann Hieron. Gradonico von Udine sagt der Herausgeber ausdrücklich, dass er diesen, von dem Erzbischofe gebilligten Theil, ebenfalls zu ediren die Absicht habe. In der mir vorliegenden Handschrift ist derselbe enthalten und behandelt die Geschichte des westfälischen Friedensschlusses und der Zeit bis zu der Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger. Nur die Verhandlungen über den westphälischen Frieden und die der Auswanderung vorausgehenden Bewegungen im Salzburgischen bieten jedoch Neues, der grösste Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des Protestantismus in allgemeinen Zügen.

Dagegen erschien ebenfalls noch nach seinem Tode die von seinem Bruder weggelassene Geschichte des Puccius in der sogen. Nuova raccolta calogerana oder Nuova raccolta d'opuscoli scientifici e filologici, Band 30, Venedig 1776, unter dem Titel: de vita, fatis, operibus et opinionibus Francisci Puccii, welche Veröffentlichung jedoch nicht weiter bekannt oder beachtet worden zu sein scheint.

Nach dieser Bearbeitung Casparis' und seinen Excerpten, unter denen insbesondere Pucci's Brief an P. Clemens VIII. vom 5. August 1592 reich an biographischen Notizen ist, will ich nun Einiges über denselben mittheilen.

Puccius war 1540 in Florenz geboren und stammte aus einem vornehmen Geschlechte. Von Jugend auf der Frömmigkeit und der heiligen Literatur ergeben, hat er nebenbei auch nach dem Beispiele seiner Eltern und Verwandten sich mit Dante, Petrarca und Savonarola beschäftigt. Fromme Männer meinten, dass Gottes Wille ihn zu grossen Dingen in der Kirche ausersehen habe. Da kam er in seinem 27. Jahre nach Lyon, um sich dem Handel

zu widmen. Allein dort erfasste ihn plötzlich die Liebe zu den göttlichen Dingen, er gab den Handel auf und warf sich auf das Studium der religiösen Fragen, um in dem Widerstreit der Meinungen sich selbst zu orientiren. Er nahm die lateinische Sprache, welche er schon früher gelernt hatte, wieder vor, las die hl. Schriften und disputirte über die religiösen Fragen. Der leichteste Weg, die Wahrheit zu finden, sei aber, meinte er, wenn er die Meinungen aller Parteien kennen lernte und zu dem Behufe ganz Europa durchreiste. Nachdem er jede vorgefasste Meinung abgelegt, ging er 1571 nach Paris und blieb dort ein Jahr, nicht ohne von den protestantischen Lehren einigermaßen ergriffen zu werden. Von da ging er nach Britannien. Nach Socinus wäre er einige Zeit in Oxford gewesen, aber seine paradoxen Anschauungen, über die er in Oxford und London disputirt, hätten ihm keinen besonderen Ruhm eingetragen. Puccius selbst sagt in seinem Briefe an Clemens VIII.: er habe bei den englischen Doctoren nur liebloses und stolzes Wesen gefunden. Inzwischen hatte er sich dem Römer Franz Pettus in Basel brieflich genähert, und da ihm dieser mittheilte, es halte sich einer seiner Freunde, Socinus nämlich, in Basel auf, von dessen Verkehr er viel Vortheil werde ziehen können, kam Puccius nach Basel. Die Ansichten des Socinus konnte er aber nicht theilen; zwischen beiden war daher beständiger Streit. Schon damals stellte er übrigens in Basel die Thesis auf: *De fide natura nobis insita, hominibusque universis communi.* Er mußte deswegen Basel verlassen und kehrte nach England zurück, wo er auch jetzt keinen besseren Anklang fand. Er wurde sogar in's Gefängniß gesetzt. Daraus entlassen, ging er nach Belgien, wo er mit anderen der Religion wegen flüchtigen Personen Zusammenkünfte gehalten zu haben scheint, die er Concil nannte; denn einen Brief an Socinus datirte er „aus der 35. Sitzung des

Concils der pilgernden Christen“. Er verkehrte mit dem damals noch nicht zur kath. Kirche übergetretenen Justus Lipsius und lud sogar Socinus dahin ein, wartete aber die Ankunft desselben nicht ab, sondern reiste selbst nach Polen. Es ging ihm jedoch in Krakau, wo er zuerst eine Berufung auf die hl. Schrift nicht zulassen, sondern nur die Vernunft allein als entscheidend anerkennen wollte, nicht besser, als einst in Basel. Auf einer Synode lasen die Soci-nianer nicht einmal die Schriften des Puccius, in denen er seine Anschauung vertheidigte.

Um diese Zeit, schreibt er an den Papst, habe er ein himmlisches Gesicht gehabt und gesehen, wie Himmel und Erde erzitterten und beim Klang der Posaune zusammenstürzten. Daraus schloss er, dass der Tag der Ankunft des Herrn nicht ferne sei, und verfasste ein Buch: *De oclusis bibliis, deque Elia, qui eas aperiturus est*, worin er behauptete, die hl. Schriften seien für diese Zeit unverständlich und deshalb für die Entscheidung der religiösen Controversen unbrauchbar; es müssten dazu erst Elias und Henoeh kommen. Die 1260 Jahre aber, welche bis zu ihrer Ankunft vorübergehen müssten, seien vom Concil von Nicäa an zu rechnen, so dass also dieselbe nahe bevorstehe. Er glaubte, dass ihm selbst ein Theil bei der Sendung beider zufallen werde.

Während dieses in dem Geiste des Puccius vorging, kamen die beiden damals berühmten Gaukler Johannes Devus und Eduard Kelläus, die, wie es scheint, Tischrücken und Magnetisiren nebst anderem Schwindel mit einander verbanden, denn ein Tisch und ein Krystall spielen bei ihnen eine Rolle, — nach Krakau. Puccius trat mit ihnen sofort um so mehr in Verbindung, als sie vorgaben, mit Engeln zu verkehren und von Gott zur Besserung der Welt bestimmt zu sein. Er ging mit ihnen auch nach Prag und hing ihnen so lange an, bis er glaubte, der englische Geist,

welcher seinen Genossen die Antworten gab, mahne ihn zur Rückkehr zur römischen Kirche (1585). Von dieser Verbindung sagt übrigens Puccius in seinem Brief an den Papst nichts, sondern nur: seit 1571 habe er 14 Jahre lang unablässig mit den Doctoren aller Parteien disputirt, sich weder durch Belohnungen noch Versprechungen zum Uebertritt zu einer Secte verleiten lassen und sei nie von irgend einem Dogma der katholischen Kirche abgefallen. Dagegen habe er die Feindschaft sehr Vieler der Wahrheit wegen auf sich nehmen müssen, alle Schriften derselben durchgegangen, mit ihnen gekämpft und den Sieg davon getragen.

Die angebliche Mahnung des Engels bewog Puccius (1585), sich an den päpstlichen Nuntius in Prag zu wenden. Dieser ertheilte ihm die Firmung und Puccius versicherte später dem Papste, dass er durch diese Salbung neue Kräfte und den Geist empfangen habe, welcher zum richtigen Verständnisse der hl. Schriften und der Prophetien nothwendig sei. Der Nuntius aber habe ihm damals vorausgesagt: der Geist des Thomas von Aquin werde in ihm wieder aufleben, und seitdem, setzt er bei, habe es ihm geschienen, die Schriften des Aquinaten stimmten mit seinen Meinungen überein.

Im Jahre 1586 zerfiel auch Devus mit Puccius, den jener wegen Verraths im Verdacht hatte. Alles Bitten des Puccius half nichts: Devus verweigerte ihm eine weitere Verbindung. Als aber Devus, den der Papst wegen gottloser Neuerungen vom Kaiser nach Rom ausgeliefert wissen wollte, aus dem Reiche verbannt wurde und nach Erfurt reiste, kam auch Puccius dahin. Er wollte das Versprechen von dem Nuntius Malaspina haben, dass sie in Rom sehr human empfangen und behandelt werden sollten. Devus und Kelläus gingen aber nicht darauf ein und entliessen Puccius unverrichteter Dinge.

U. P. M.

Puccius scheint einige Jahre in Prag sich aufgehalten zu haben, da er dem Papste gegenüber rühmend erwähnt, dass er von den Nuntien Malaspina, Sega und Puteo in Prag human behandelt worden sei. Er hielt sich überhaupt jetzt wieder sehr eifrig zu den Katholiken und empfing die Sacramente, ohne jedoch seine frühere, schon in Basel ausgesprochene Anschauung aufzugeben. Er habe, sagt er, Gott gebeten, ihn lieber sterben, als etwas Wahrheitswidriges lehren zu lassen; sei aber nur von Tag zu Tag geschickter geworden, seine Lehren zu verbreiten und die Intriguen der Feinde zu überwinden. Er glaubte, dass seiner Lehre nur noch Eines fehle, um ihr den allgemeinen Sieg zu verschaffen, — die Billigung des heiligen Stuhles, weshalb er schon gegen die letzten 80 er Jahre daran dachte, nach Rom zu reisen; allein der Geist Gottes habe ihn stets anderswohin abgerufen. Darunter verbirgt er die Motive, welche ihn veranlassten, Prag zu verlassen und wiederum sich auf Reisen zu begeben. Man weiss auch anderswoher nicht, warum er Prag verliess, aber es scheint, je mehr er auf seine früheren Anschauungen zurückkam, desto grössere Entfremdung zwischen dem neuen päpstlichen Gesandten und namentlich den Jesuiten und ihm eingetreten zu sein. Denn über jenen, den Vicecomes, klagt er bitter: er sei ein zornmüthiger Mensch, der Jedem rauh entgegenkomme; die Jesuiten in Prag aber bekämpften zuerst katholischerseits die Meinungen des Puccius. Es war so weit gekommen, dass ihm der junge Legat 1590 nicht einmal einen Geleitsbrief zu einer Reise nach Rom ausfertigte, sondern den Puccius wie seine Schreiben abwies.

Puccius ging nunmehr von Prag wieder nach Paris und stellte dort am 22. Nov. 1591 zwei Thesen auf: die eine, dass alle Völker der Seligkeit theilhaftig werden, auch ohne die Taufe, oder von der Gnade, welche Allen von Natur aus gegeben; die andere, dass nach der Besiegung

Nov 11

des Teufels die Seligen 1000 Jahre auf Erden mit Christus regieren werden. Puccius hat über diesen Pariser Aufenthalt eine Relation hinterlassen, welche im Salzburger Archiv lag. Er provocirte Katholiken wie Calvinisten zu einer Disputation; allein die letzteren antworteten ihm, es sei ein Capitalverbrechen, ohne Erlaubniss des Königs über die Religion zu disputiren, und sie könnten deshalb auf seine Provocation nicht eingehen. Damit er aber nicht fortführe, unter dem Volke auszustreuen, die Calvinisten disputirten nicht mit ihm, weil sie ihm nicht gewachsen, so veröffentlichte Dr. Honoré eine Kritik seiner Thesen: *Orthodoxa explicatio ad priorem et posteriorem thesim Francisci Puccii*. Nach ihm richtet sich die erste These mehr gegen die römischen Katholiken als gegen die Calvinisten; was aber ausserhalb ihres Kreises vor sich gehe, kümmere sie nicht. Das sei aber lediglich eine Täuschung, entgegnete Puccius; denn die römischen Katholiken, mit Ausnahme gewisser Scholastiker und der Jesuiten, verabscheuen die harte Meinung von der Prädestination. Er könne deshalb frei behaupten, die römisch-katholische Kirche folge der von ihm vorgelegten These. Er habe dieselbe in Prag lange festgehalten und gegen die Jesuiten vertheidigt, ohne dass ihm, dem sonst genug Angefeindeten, vom apostolischen Nuntius die Sacramente verboten oder dies von anderen Theologen verlangt worden sei; denn er habe bewiesen, dass ihm, mit Ausnahme des Augustinus, das ganze Alterthum — er nennt die *Recognit. lib. 8 sub fin.*; *Justin. Mart. apol. 1. 2.*; *Ambros. super cap. 5 ad Rom.* — günstig sei, dass *Thomas von Aquin (Part 3. qu. 1. art. 4; qu. 96. 3 ad 3.)* ihn unterstütze und die Offenbarungen mehrerer Heiligen (*Revel. s. Brigitt. lib. 5*) das nämliche lehren; dass *Hieron. Osorius (de justit. coel. lib. 9. in princ.)*, *Georgius Siculus* und andere berühmte Doctoren jenes Jahrhunderts ebenso sehr Augustinus, als Luther und Calvin widersprechen. Er

wolle es jedoch entschuldigen, dass die Calvinisten ungefähr 20 Tage zögerten, bis sie ihm geantwortet. Umsonst be- rufe man sich aber darauf, dass eine Disputation über die Religion ohne Erlaubniss des Königs ein Capitalverbrechen sei: der König sei unbefaugen, erwarte, aus Sehnsucht nach der Wahrheit, längst ein Concil, und ziehe und rufe deshalb die Leute zu sich, welche von gleichem Eifer beseelt seien und etwas zur Beseitigung der Zwietracht unter den Menschen beitragen können; zu jenen gehöre aber durch Gottes Gnade er und er sei auch in der Lage etwas darin zu vermögen. Er müsse sich aber ausserdem wundern, dass ein solcher Einwurf von Leuten komme, welche bisher wenig Scheu hatten, gegen soviele königliche Befehle zu handeln, Unzählige der kath. Kirche zu entziehen und nicht blos mit Fremden zu disputiren, sondern auch der Idololatrie und des Antichristenthums Könige und Fürsten zu beschuldigen, welche seit 1000 Jahren in Europa den Titel der Heiligkeit und christlichen Frömmigkeit behaupteten. Der hl. Justinus, der Philosoph und Martyr, verdamme ihr Dogma und trage kein Bedenken, mit Abraham und den übrigen Heiligen Socrates, Heraklit und diesen ähnliche zusammenzustellen, welche der Vernunft und Natur entsprechend gelebt und in gewissem Sinne mit Christo übereingestimmt haben. Der nämlichen Meinung seien nicht bloss jene unbekannteren Katholiken gewesen, welche sie nennen, sondern unzählige andere berühmte in diesem und den anderen Jahrhunderten, ja, ihr Zwingli selbst. Was er sage sei daher nicht neu; wohl aber sei ihr ganz gräulicher Irrthum von den vernünftigeren Deutschen auf dem Mömpelgarder-Colloquium (1586) verworfen worden, und es wäre wunderbar, wenn er von den Franzosen, welche an Geist, Gelehrsamkeit und humaner Bildung keiner Nation nachstehen, länger beibehalten würde. Doch wolle er gestehen, dass die Juden und Türken, welche unter Christen wohnen und das Studium der evan-

gelischen Wahrheit vernachlässigen, ebendarum schwere Strafen erfahren werden; denn diese seien keine einfache Ungläubige, sondern Verächter. Uebrigens sei auch unter den Christen der lebendige Glaube und jener glühende Geist erkaltet, in dem die Hauptsache unserer Religion bestehe; selten seien heute taugliche Diener des Neuen Testaments: man müsse daher Gott bitten, dass die Spaltungen unter uns gehoben und die verdorbenen Sitten gebessert werden, welche die Juden und Türken so sehr abstossen; dass ein grösseres Licht diesem Jahrhundert aufleuchte, welches die beschnittenen Nationen zu unserer Religion heranziehe. Er wünsche, dass seine Hoffnung sich erfülle: es beginne dies in den Tagen des tapfersten Königs von Frankreich und Navarra und dieser sei, nach Oeffnung des ersten Siegels des der jüdischen Nation so lange verschlossenen Buches, der Reiter auf weissem Rosse mit dem Bogen in der Hand, dem vom Himmel eine Krone gegeben wird, der als Sieger ausgehe und siege.

Auf die zweite These hatte Honoré geantwortet: sie besage nichts anderes, als den so alten und grässlichen Irrthum der Chiliasten. Allerdings seien durch die Bibelstellen, welche Puccius für seine These anführe, einige alte Väter getäuscht worden, durch Augustinus, wie er selbst freimüthig eingestehe, der aber später nach besserer Ueberlegung der Sache diese Häresie wieder aufgegeben habe. Puccius erwiderte darauf: er denke keineswegs mit dem Häretiker Cerinth, sondern mit den heiligsten und gelehrtesten Vätern, welche Cerinth verabscheuten; denn die Meinung von dem 1000jährigen Reiche habe Papias, der Zuhörer des hl. Petrus, festgehalten und verkündigt, ebenso Irenäus, Justinus, Victorinus, Apollinaris, Tertullian, Lactantius, Sulpitius, der Schüler des hl. Martinus, und später der Dichter Petrarca; aber auch zu den Zeiten des hl. Hieronymus hätten viele Heilige und Martyrer so gedacht.

Näher betrachtet, haben jedoch auch die hl. Hieronymus und Augustinus vielmehr die Gottlosigkeit des Cerinth oder die Berechnung der Zeiten und die unzeitgemässe Erwartung jenes Reiches, worin in der That viele Heilige und Orthodoxe geirrt haben, bekämpft und widerlegt, als jene Meinung, wenn sie dem Gesichte des hl. Johannes gemäss heiligen und frommen Sinnes aufgefasst werde. Dazu komme, dass die Sibyllinischen Orakel seiner Meinung an verschiedenen Stellen günstig seien, also auch die Römische Kirche, welche jene Orakel nicht verachte, und es frei lasse, so zu denken; denn noch auf keinem allgemeinen Concil sei diese Meinung erörtert oder gar verdammt worden. Dass die Jesuiten dieselbe meist tadeln, verschlage nichts gegenüber dem hl. Johannes und so vielen Heiligen und Martyrern: sie wissen ohnehin nichts, als ihre Einfälle und Meinungen entgegensetzen. Wenn die Jesuiten auch sonst um die Kirche verdient seien, so gross sei ihre Autorität doch nicht, dass sie so heiligen Zeugen den Glauben derogiren könne. Er habe in Prag mit ihnen über dieses Dogma disputirt, aber sie wagten es nicht gegen dasselbe zu schreiben oder es zu verdammen. Und das sei auch das Urtheil anderer Theologen gewesen; weshalb sie mir weder die Sacramente untersagen liessen, noch mit mir, nach Bestellung eines Schiedsgerichts, darüber disputiren wollten. Doch unterwerfe er, schliesst er, Alles dem Urtheile der heiligen, katholischen, apostolischen und römischen Kirche.

Dieser Streit mit den Calvinisten fällt auf den 21. Februar 1592. Puccius brachte es aber doch noch dahin, dass er im Louvre unter dem Vorsitze des Cardinals Bourbon über seine Thesen disputiren durfte. Duret war dabei sein Gegner und vertheidigte den Satz: *Christum homines universos sufficienter, non autem efficaciter redemisse*. Puccius machte dagegen viele Gründe geltend; allein am dritten Tage hob der Cardinal die Disputation

auf. Es wurde ihm verboten, über seine Neuerungen weiter zu reden; dann aber wurde er aus Paris ausgewiesen, was er, wie aus späteren Briefen desselben hervorgeht, dem Cardinal, dem er es aber wegen seiner Jugend nachsehen wolle, dem Secretär des Königs Revol und dem Herzog von Bouillon, der, wie alle Grosse, von seiner Umgebung getäuscht worden sei und deshalb Mitleid verdiene, sehr verübelte.

Von Paris ging Puccius wieder nach den Niederlanden und liess nun in Gouda 1592 sein Buch „De Christi Servatoris efficacitate“ erscheinen. Er wollte seiner darin ausgesprochenen Meinung überall Eingang verschaffen und sandte es mit Begleitschreiben, von denen noch eine Anzahl vorhanden ist, nach allen Seiten: an den Papst Clemens VIII., den König von Frankreich, den er öfters gesprochen zu haben scheint, an die Königin von England, an den Cardinal Bourbon, den Erzbischof von Bourges, den Herzog von Bouillon, an Justus Lipsius, den er zugleich wegen seiner Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche beglückwünscht, und an alle Universitäten, Akademien und Schulen mit einem encyclischen Schreiben an dieselben etc. Er macht von der Annahme seiner Meinung natürlich das Wohlbefinden der Welt abhängig; denn durch sein Buch, schreibt er an die Königin von England, lasse Gott die Welt erkennen, wie er in diesen Zeiten die Erde, welche voll Ungerechtigkeit sei, wieder reinigen und die drei Nationen, welche denselben Gott kennen, die christliche, die hebräische und die ismaelitische oder mohammedanische, welche zu so grossem Schaden der Welt unter sich getrennt seien, vereinigen wolle. Sein Buch, das er ihr schicke, sei von Gott dictirt und die Reiche werden glücklich sein, welche es annehmen. Wie aus einem Briefe an einen Freund vom 5. Januar 1593 hervorgeht, hatte er auch an die Juden geschrieben.

Diese Schrift war es, gegen welche, wie ich schon oben bemerkte, Lucas Osiander, Franz Junius und der Jesuit Serrarius schrieben. Wir sehen jedoch nur noch, dass er gegen die Jesuiten, zunächst gegen die zu Prag, zu polemisieren versuchte. Die Jesuiten hielt er überhaupt für sehr gefährlich der richtigen Denkweise. Deshalb schrieb er ein eigenes, aber ungedruckt gebliebenes Buch an Bellarmin: *De praedestinatione* 1591, indem er glaubte, wenn er ihn gewänne, würde wohl auch seine ganze Gesellschaft seine Doctrin annehmen. In Prag hatte der Pater Aquensis behauptet, die Pucci'schen Doctrinen seien häretisch und schon vom Concil von Trient verdammt; bezüglich seiner Berufung auf den öfteren Empfang der Sacramente in jedem Monate, die er durch die Zeugnisse seiner Beichtväter belegen könne, äusserte aber der Jesuit: diese Zeugnisse könnten auch gefälscht sein. Puccius hatte kaum von diesen Angriffen gehört, schrieb er von Nürnberg an einen Freund in Prag (1592): er möge ihn bei dem Nuntius, dem Bischof Speciano von Cremona, gegen solche Angriffe vertheidigen. Als er, Puccius, in Prag gewesen, habe weder dieser Pater noch die anderen Jesuiten ihm zu antworten vermocht, und wenn er sie zu einer Conferenz aufforderte, hätten sie die Flucht ergriffen. Er sei jetzt 50 Jahre alt und habe nunmehr 22 Jahre davon aus reiner Nächstenliebe damit zugebracht, die religiösen Controversen kennen zu lernen. Der Pater könne sich nicht rühmen, die Gabe zu besitzen, die Prophetien zu interpretiren; Jemanden aber als Häretiker zu beurtheilen, sei sehr schwer, wie dies, abgesehen von den Alten, auch Alfonso di Castro gestehe. Die hl. Schrift, die Väter der alten und neuen Zeit, besonders Thomas von Aquin seien ihm günstig; das Concil von Trient aber habe seine Propositionen weder geprüft noch verdammt. Die hl. Kirche könne jederzeit grössere Klarheit haben und es sei unrichtig, dass ein früheres

Concil so die Regel sei, dass der Papst oder Andere die heiligen Geheimnisse nicht deutlicher erklären könnten. Der Papst und die Kirche seien mehr auf Seite der thomistischen Doctrin, die auch die seinige sei, als auf Seite der augustinischen. Die Zeugnisse seiner Beichtväter aber in Zweifel zu ziehen, sei eine schwere Injurie. Er verlange daher von dem Nuntius, dass er ihm Recht und Genugthuung verschaffe; denn der Pater Aquensis sei ein Verleunder, ein Priester von schlechtem Gewissen, unwürdig die Sacramente zu verwalten und das Wort Gottes zu verkündigen. Diesem Brief fügte er dann einige seiner Propositionen bei: die Jesuiten und Scholastiker werden, indem sie leugnen, dass Christus den hl. Geist allen einzelnen Gläubigen versprach und gab, mehr vom Fleische als vom Geiste gelehrt. Das Concil von Trient verdammt nur die Anabaptisten, nicht aber den Thomas von Aquin und die anderen Katholiken, welche dafür halten, die ganze menschliche Natur sei durch das Verdienst Christi versöhnt und von der Makel der Erbsünde gereinigt worden. Die Entscheidungen der früheren Concilien schliessen weder dem hl. Geiste den Mund, noch den von ihm Inspirirten, so dass sie nichts Besseres antworten können; weshalb man auch nicht durch diese Entscheidungen die göttlichen Gedanken beschränken dürfe, welche dem Papste oder Anderen zu Theil werden, indem die Kirche von Tag zu Tag grösseres Licht empfangen könne und müsse. Das Concil von Constanz habe angeordnet, dass alle zehn Jahre ein allgemeines Concil zu halten sei, um die Geister, welche die Christenheit beunruhigen, zu zügeln, die zahlreichen Missbräuche zu verbessern und den zahlreichen Bedrängten Genugthuung zu verschaffen. Endlich: die gelehrtesten Protestanten stimmen, gegen die Calvinisten disputirend, darin überein, dass Christus für alle Menschen ohne irgend eine Ausnahme gestorben sei, wie man aus den Thesen des Samuel Huber sehen könne.

Puccius hatte schon in seinem Begleitschreiben an Clemens VIII., das er zugleich mit seiner Schrift durch den Cölnner Nuntius nach Rom schicken liess, gesagt, er wolle nach Rom kommen, der Papst möge ihm Zutritt zu ihm gestatten und Sicherheit für diesen Fall gewähren. Wie hoch er sich schätzte, geht aus den weiteren an den Papst gerichteten Worten hervor: wenn er nach Rom komme, dürfe er von dem Papste nicht nach gewöhnlicher Sitte empfangen werden; denn er gehöre zu der Schaar jener Krieger, welche mit den Feinden öfter im Kampfe standen. Dies könne man aber von den italienischen Theologen nicht sagen, sie seien nur Besatzungsmannschaft, welche das Angesicht der Feinde nie gesehen. Ausserdem müsse er, da er von Gott zu einem so grossen Werke besonders berufen sei, durch die Autorität des Papstes vor den Insulten seiner Feinde und der Thoren sicher sein.

Dem Nuntius in Cöln hatte er geschrieben, dass er im September 1592 in Frankfurt sein und dort die Antwort aus Rom erwarten werde. Diese kam jedoch nicht, und so entschloss sich Puccius, die Reise nach Rom dennoch anzutreten. Von Nürnberg aus erinnerte er sich noch des Socinus und schickte einem Freunde handschriftliche und gedruckte Bücher, darunter auch einen Tractat des Socinus, welchem er Randbemerkungen hinzugefügt hatte. In Nürnberg war es auch, wo er sich Torrigianische Wechselbriefe an die Capponi in Venedig ausstellen liess und einen Brief an den Commendatore Pucci in Rom schrieb. Von da schlug er den Weg nach Salzburg ein. Als er sich aber diesem Ende Novembers 1592 näherte, fiel er vom Wagen, luxirte sich das Bein und brach das Schienbein des linken Fusses. Ein Salzburger Chirurg nahm ihn zu sich und liess ihm liebevolle Pflege zu Theil werden. Am 5. Januar 1593 schrieb er an einen Freund, dass er schon 6 Wochen das Bett hüten müsse und die Besserung nur langsam voran-

schreite. Zum Glücke sei er in der Lage, dass er Niemanden zu incommodiren brauche, denn sonst könnte er an diesem Orte wenig Hospitalität und Liebe erwarten. Auch der Erzbischof habe von seinem Unfalle gehört und seinen Chirurgen zu ihm mit allgemeinen Anerbietungen nach Hofart geschickt; er seinerseits habe ihm aber sein Buch gesendet, bei dessen Anblick derselbe sagte, es sei werth, dass es die Grossen lesen und erwägen; der Erzbischof habe dann auch die Thesen des Samuel Huber sehen wollen.

Die Heilung Pucci's zog sich immer mehr hinaus. Aber er liess diese Zeit nicht unthätig verstreichen. Am 5. Januar schreibt er an einen Freund in Prag, dem er von Nürnberg aus Bücher zugeschickt hatte, er möge dem Socinus die Refutatio mit den Randbemerkungen senden und zu verstehen geben, dass er nie sein Argument aus der Uebereinstimmung der Väter aller Jahrhunderte in der Interpretation der hl. Schrift und von dem immerwährenden Bestande der Kirche seitens des hl. Geistes widerlegen konnte. Socinus sei zwar ein bescheidener und höflicher Mann, aber doch fern von dem Glauben der Gutgläubigen; er müsse sich schämen, ohne Gemeinschaft mit irgend einer Kirche zu leben, denn die Anabaptisten und Fotinianer liessen ihn schon nicht mehr in ihre Synoden zu und kaum hielten sie ihn mehr für erträglich in ihren Zusammenkünften, welche übrigens schon voll Uneinigkeiten und dadurch sogar infam seien, weil sie einzelne ihrer hervorragenden Männer, welche verschieden von ihnen dachten, zum Tode verurtheilten; aber darin glichen sie den anderen parteilichen Richtern, welche sich mehr auf die Gewalt, als auf die Religion stützen. Zugleich wollte er von diesem Freunde auch erfahren, wie die Juden sein Schreiben an sie aufgenommen und ob sie seine Anschauungen gebilligt haben.

Offenbar benahm sein Leiden ihm die Aussicht, in nächster Zeit selbst von Salzburg weiter reisen zu können;

denn er entschloss sich nun seinen Anhänger Claude de Renoi, einen jungen Mann aus Delft, von dem er grosse Erwartungen hegte, nach Rom vorauszusenden. Er schrieb eine eigene Instruction für ihn. Darin weist er ihn an, in Venedig bei dem Bankhause Capponi 50 Scudi zu erheben und ein Empfehlungsschreiben an Robert Capponi abzugeben. Mit diesem war Puccius schon aus früherer Zeit bekannt, denn er erwähnt ausdrücklich, dass jener schon von Ragusa aus an ihn geschrieben habe und dass die Ermahnungen Capponi's bei ihm nicht unnütz gewesen seien. Ehe aber Renoi von Venedig, wo er sich unehrenhafter Praktiken enthalten möge, abreise, solle er ihm schreiben. Dann habe er einen Brief von einem Ancelius bei einem Mgr. Vulcos, Abbé von Belprè, zu Padua abzugeben, von dessen Einfluss in Rom er Vortheil erwartete. In Rom selbst musste er zuerst bei dem päpstlichen Geheim-Cavaliere Gio. de Bardi vorsprechen, den Puccius in einem eigenen Briefe ersucht, er möge Renoi bei dem Papste einführen und in seine Protektion nehmen; dann setzt er ihm, wie in allen Empfehlungsschreiben kurz sein System und dessen Bedeutung auseinander und bemerkt, er habe den jungen Mann geschickt, um schon im Voraus dem Papste sein System vorzutragen, und zu erfahren, ob er von diesem gehört werden und ob seine Ankunft in Rom ihm überhaupt angenehm sein würde. Ein anderes Schreiben sollte Renoi zu einem Oratorianerpater bringen, der einst der Theolog des jetzigen Papstes, als er die Nuntiatur in Polen bekleidete, war und den Puccius in Prag kennen gelernt hatte. Ausserdem hatte Renoi noch ein Schreiben seines Lehrers an den Commendatore Pucci in Rom: er habe ihm zwar, heisst es darin, von Nürnberg aus geschrieben, aber keine Antwort darauf von ihm erhalten; dennoch hoffe er, dass er seinen Abgesandten begünstigen werde. Er wisse, dass der Bruder des Commendatore, Ascanio Pucci, zwar sein Gegner sei; allein er hoffe

auf Gott und nicht auf menschliche Hülfe, wolle aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seinen Theuersten seinen Gedanken mitzutheilen; möge es dann kommen, wie es wolle, so habe er doch seinem Gewissen genügt. In der Instruction für Renoi sagt er aber, er solle diesen Brief erst bei dem Commendatore abgeben, nachdem er bei anderen Freunden Erkundigungen eingezogen habe. Dann enthält die Instruction Weisungen für sein ferneres Handeln in Rom. Komme er bei dem Papste vor, so solle er für ihn den päpstlichen Segen, ein Breve und Sicherheit für seine Reise und seinen Aufenthalt in Rom erbitten; aber nicht vergessen, dem Papste vorzutragen, was er schon für die allgemeine Kirche gethan habe; wie er den Häretikern in Holland und Deutschland entgegengetreten sei und das Mittel besitze, die Häretiker zur Kirche zurückzuführen und die Juden und Heiden zu bekehren. Erhalte aber Renoi keine Audienz, so solle er dem für diese Angelegenheiten bestellten Secretär die Bücher übergeben und ihm auftragen, dem Papste die Wahrheit und Bedeutung der Angelegenheit vorzustellen. Er wolle vom Papste als dem freiesten und universalsten Richter unter Allen gerichtet werden; denn der Papst sei am geeignetsten, über eine neue Doctrin und Interpretation, die ihm vom Himmel geworden, zu urtheilen. Doch vermuthete Puccius, man könnte in Rom die Sache einfach damit abzumachen suchen, dass man ihn als Häretiker bezeichne und behandle. Dann solle aber Renoi antworten, das sei auch Christus, den Aposteln, vielen alten Vätern und in neuester Zeit dem Mironbola begegnet; die Haltung des Puccius sei aber der der Häretiker ganz entgegengesetzt, wie dies schon sein Eifer für die römisch-katholische Kirche beweise; dagegen würde ein solcher Verdacht der Häresie ein Kreuz sein, das dem Christi weit ähnlicher sei als dem der Räuber. Frage man aber wie er sich so lange habe sustentiren können, so solle er entgegnen: Puccius habe

aus einer Erbschaft von Italien einige Tausend Scudi mitgenommen; nachdem sie aufgezehrt waren, habe er bei diesem und jenem Freunde 100 Scudi aufgenommen, in der Hoffnung sie aus seinem Patrimonium zurückzahlen zu können, ausserdem hoffe er auf Gottes Unterstützung.

Doch auch an den Papst selbst führte Renoi ein vom 25. Januar 1593 datirtes Schreiben mit sich, worin sich Puccius auf sein früheres Schreiben an Clemens bezieht und anzeigt, dass er, da er krank in Salzburg liege, statt seiner Renoi schicke. Der Papst möge seine Lehre prüfen; er selbst wolle jede Strafe tragen, wenn sie missbilligt werde. Er erklärt sich ferner auch bereit, öffentlich und in contradictorio zu disputiren und beim Unterliegen die festgesetzte Züchtigung zu tragen. Wenn aber der Papst den Geist der Scholastiker und den seinigen prüfen würde, müsste es sich herausstellen, dass seine Sache eine gute sei. Lasse aber Clemens seine Doctrin zu, so werde alle Dunkelheit aus der Theologie hinweggenommen. Sogar auf den Armen würde er sich nach Rom tragen lassen, falls der Papst seine Reise dahin genehmige; jedoch könne er dieselbe nur auf das Wort und mit einem Breve des Papstes antreten. In würdigem, aber einfachem und bescheidenem Gewande, wie es seinem Berufe gezieme, würde er erscheinen; höre ihn der Papst und nehme er den ihm anvertrauten Schatz an, dann werde er ihm eine ziemlich leichte Art zeigen, den in der Christenheit durch die Prediger und Theologen angefachten Brand zu dämpfen; seine Doctrin werde aber auch allen Völkern, welche Religion sie auch haben mögen, gefallen. Nochmals aber versichert er, er wolle sich jeder Unehre und zeitlichen Strafe unterwerfen, wenn der Papst sein Mittel als schlecht und unwürdig, vorgeschlagen zu werden, beurtheile.

Die Bücher, welche er an den Papst schickte, waren: Quatuor libelli de efficacia Christi Servatoris; Summa trac-

tatus de praedestinatione; Summa tractatus de Regno Christi; I due primi canti del regno di Cristo in ottava rima. Dazu waren gefügt Samuel Huber's Thesen: Theses Christum esse mortuum pro peccatis totius generis humani Samuelis Huberi Helvetii.

Von dem Erfolg dieser Sendung ist nichts mehr bekannt. Fast möchte man aus der Ueberschrift, welche der Fascikel mit den für den Papst bestimmten Büchern trägt ¹⁾, vermuthen, diese und also auch Renoi seien von Salzburg gar nicht abgegangen. Wie dem aber sei; sicher ist, dass von Renoi so wenig, als von Rom Antworten nach Salzburg kamen.

Es entsteht nun die Frage, ob Puccius Salzburg wieder verlassen habe oder dort gestorben sei. Ich erwähnte schon das Gerücht, welches ging: er sei von Salzburg nach Rom ausgeliefert und dort verbrannt worden. Allein dasselbe stützt sich auf keine zuverlässige Nachricht. Dagegen dürfte es doch höchst wahrscheinlich sein, dass er in Salzburg gestorben ist. Ich finde es nämlich im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass, wenn Puccius von Salzburg wieder abgereist oder gar nach Rom²⁾ ausgeliefert worden wäre, seine sämtlichen handschriftlichen und gedruckten Schriften, sowie seine Briefe, welche die Aufschrift tragen: Schriften des „Häretikers“ Puccius, in Salzburg geblieben wären. Dazu kommt, dass das Salzburger Archiv keinen Befehl aus Rom enthält, Puccius dahin abzuliefern. Da aber auch sonst nichts mehr über Puccius in dem Archive sich findet, so geht aus Allem wohl hervor, dass ihm in Salzburg kein Process gemacht wurde, sondern er ohne Zweifel entweder an seinem Leiden starb oder aus Noth zu Grunde ging, worauf seine Papiere confiscirt und im Archiv

1) *Catalogus librorum qui continentur in hoc fasciculo ad Sanctissimum Dominum Dom. nostrum Clementem Octavum.*

hinterlegt worden sind. Zu letzterer Vermuthung komme ich auf Grund von Puccius Aeusserung in seinem Briefe vom 5. Januar 1593 an einen Prager Freund: er habe Freunde nöthig, da seine nächsten Verwandten in Florenz ihm feindselig seien, um ihn seines Erbgutes zu berauben. Und auch in seiner Instruction für Renoi sagte er ja, dass er von seinen Freunden und Gottes Hülfe lebe.

Nach der Nouvelle Biographie générale s. v. Pucci wäre Puccius allerdings noch nach Rom gekommen, hätte 1595 eine Retractation seiner früheren Meinungen gegeben, wäre dann noch Priester und Secretär des Cardinals Pompei geworden und hätte als solcher in Frieden seine Tage beschlossen. Für sein Grab hätte er ein Distichon gemacht:

Inveni portum: spes et fortuna, valete,
Nil mihi vobiscum, ludite nunc alios.

Leider ist für diese Angaben gar kein Nachweis gegeben, und es liegt darum die Vermuthung nahe, dass hier ein anderer Puccius, deren es ja in Rom gab, mit dem unserigen verwechselt wurde.

Handschriftlich waren zur Zeit Casparis' in Salzburg vorhanden: De regno Christi et de Praedestinatione ad Robertum Bellarminum Politianum S. J.; Disputatio in Duretum et Honoratum Parisiensem und De regno Christi in rohen italienischen Versen.

Unter diesen Schriften ist namentlich die an Bellarmin adressirte De praedestinatione interessant, aber nicht gerade deswegen, weil sie an diesen berühmten Jesuiten gerichtet war und Puccius glaubte, ihn für sich gewinnen zu können, sondern weil sie mit einer ganz besonderen Klarheit des Puccius' Anschauungen ausspricht. Wenn man früher seitens der protestantischen Theologen auf ihn recurrierte und neue Erscheinungen auf ihn zurückzuführen suchte, so

könnte dies ebenso gut katholischerseits geschehen. Denn sein Grundgedanke ist kein anderer als der des Abbé Lamennais. Wie dieser gegenüber der individuellen Vernunft eine Gesamtvernunft oder einen sens commun statuirte, so auch Puccius, und auch in der Durchführung dieses Grundgedankens haben sie manche Berührungspunkte. Nur verwendet Lamennais seinen Grundgedanken dazu, die Infallibilität des Papstes als des Repräsentanten der Gesamtvernunft zu postuliren, während Puccius denselben dazu benützt, die Prädestination zu bekämpfen und seine Lehre von der allgemeinen Gnade zu begründen, wie aus dem Anhang hervorgeht. Doch trifft Puccius auch insoferne mit Lamennais zusammen, als er in seinen letzten Jahren nicht nur lehrte, die göttliche Vernunft müsse mit der allgemeinen menschlichen oder natürlichen zusammenstimmen, sondern auch das Urtheil der wirklich heiligen, katholischen, apostolischen Römischen Kirche sei ein göttliches, also diese die Repräsentantin der göttlichen Vernunft.

A n h a n g.

Ex capite 34. libri de Praedestinatione Dei Francisci Puccii.

Vides, opinor, Bellarmine doctissime, quanta facilitate doctrina christiana fluat, si insistamus hisce principiis communis rationis et fidei, quibus hactenus catholicam veritatem defendimus atque adversarios confutavimus; et intelligis, nisi fallor, hanc esse expeditissimam rationem primum satisfaciendi nostris popularibus et auditoribus, qui mirifice offenduntur Augustiniana sententia; et adducendi ad Christum gentes, quibus nomen ejus et doctrina nondum explicita fuit: deinde exagitandi et urgendi haereticos, ut ipsi doctores et magistri obmutescant, et discipuli ab eis obdu-

cantur, explosis impiis et absurdis dogmatibus, quae aliquatenus defenduntur, dum sub hoc praejudicio adversus communem rationem disputatur, et auditores confusi ad sua redeunt, ac multa utrinque desiderant; nam ingenuis et candidis hominibus placere non possunt, quae cum sensu communi et cum natura pugnant. Ac profecto non dubitarem, quin hanc doctrinam, formam et summam probares, si tibi liberum et integrum esset, hoc modo tua studia instituire et adversarios redarguere, easque controversias dirimere, in quibus tam diu laborasti et sudasti. Sed quia multum est consenuisse in aliqua forma disciplinae: auctoritas s. Augustini multos horret: opinio multorum scholasticorum, ab ipso pendentium, non parum potest: ecclesiasticorum definitiones et interpretationes interdum a nobis discrepant, et in nonnullis majorum conciliorum canonibus contradictio videretur, nisi dextere exponerentur. Fateor haud modicam difficultatem superandam esse, ut persuadeatur scholis, hanc esse germanam puramque veritatem, et nescio quid sperem de judicio tuae Societatis, quam (pace vestra dictum sit) plus aequo addictam inveni scholasticis illis definitionibus et distinctiunculis, quibus creduli discipuli prius imbuuntur, quam usum rationis et sacrarum litterarum habeant, et antequam libere conferre ac deliberare de tantis rebus queant. Tamen non despero de fructu hujus laboris, quia divina et humana ratio exigit, ut in deliberando et judicando plus moveamur solidis argumentis matura aetate nobis propositis, quam prima impressione, accepta in juvenili aut puerili illa, quae judicio caret et temeritati atque inconsiderantiae est obnoxia. Augustini autoritas, ipsomet iudice, nulla est, cum destituitur ratione testimonioque divino; et consideratio ejus mendosi codicis et ignorantiae antipodum eum potius benigne excusandum, quam secure imitandum docet. Scholastici eum secuti, sine certa ratione, aequum est, ut cedant antiquissimis sanctissimisque martyribus et theologis



recentioribus, qui cum ratione ab eo disseuserunt. Definitiones et interpretationes ecclesiasticorum minus rationales et consentaneae contextui sacro, necesse est ut locum dent aptioribus, quae contextui et rationi consonant; et canones conciliorum ita conciliandi et interpretandi sunt, vel ipsis autoribus et testibus, ut majestas s. scripturae et divinae rationis non laedatur, neque coelestibus revelationibus Christi Domini invisentis suam ecclesiam posterioribus et prioribus saeculis suis honor adimatur. Itaque te tuosque socios ceterosque omnium ordinum theologos et spirituales oratos et obsecratos volo per charitatem illam, quam Dominus testatus est benefaciendo, juvando et docendo, obsignavitque ferendo saevissimam mortem, ut hanc veritatem non contemnatis, neque praecoccupati vestris opinionibus et studiis invidetis humano generi praeclaram rationem interpretandi et intelligendi sacras horas [litteras]. Nam si adversaremini, illa sine dubio nihilominus obtineret, et vos ignominia notaremini; neque alii deessent, qui eam constanter defenderent, et Dominus ipse qui hoc saeculo curavit eam proponi, non patietur eam diu manere ingloriam et inultam. Sed ne quem nimis terreat species aliqua contradictionis, quae in canonibus conciliorum et in scholasticis definitionibus occurrere posset, operae pretium videtur explicare, quomodo judicemus discernenda pretiosa a vilibus, et retinendam fidem auctoritatemque ecclesiae, conciliorum et canonum, suumque honorem dandum scholis, illaesa tamen ratione, qua nitimur.

Ex cap. 35. ejusdem operis.

Ceterum ne quis putet, me os temere aperire, et non cogitasse diu multumque de hac summa doctrinae et interpretationis scripturarum, sciat me ante annos viginti, consideratis dissensionibus et pugnis, quae religionum causa inter homines sunt, devovisse caput, fortunas et singula mea pro veritate et posthabitis omnibus aliis negotiis et

curis tum publicis tum privatis, sine ullo praejudicio praeoccupatarum opinionum aut patriae educationis et legis, sine ullo studio partium, summa libertate, examinanda caepisse prima religionum principia et fundamenta, ac singulas particulares sententias sub incudem rationis et veritatis revocasse. Persuasus enim pium Deum esse et sui studiosos juvare eoque confisus speravi fore, ut mihi Deum quaerenti eumque consulenti de singulis, quid credendum ac faciendum esset, veritatem retegeret, in qua animus secure quiescere et aliis veritatis studiosis satisfacere posset. Nec spes me fefellit, nam licet in evolveudis et scrutandis diversorum autorum libris, in confereudo cum multis doctoribus catholici vel haeretici nominis, in audiendis Judaeis et paganis diversarum sectarum et opinionum, et in peregrinando per multa regna haud parum conflictatus fuerim, nec potuerim vitare, quin haeticorum et schismaticorum voces adversus Rom. Pontificem me ab illa sede nimis alienatum aliquandiu retinerent, paratum tamen mutare sententiam, cum melius docerer, obtinui tandem hanc interpretationem scripturae et discretionis spiritum, in quo quievi et quiesco. Video enim in hoc sensu proprietates et notas divinae veritatis, et invenio aquas extinguentes sitim terrenarum rerum, fontes, inquam, aquae salientis in vitam aeternam, et requiem illam animi ac suavitatem jugi Christi, quam ipse suis discipulis promittit, et scio neminem consulto huic interpretationi contradicere posse, quin naturae et spiritui sancto repugnet. Tum percipio, multum disputatum esse hoc saeculo de religione, sed potius occasione certaminum et haeresum, quam simplici et libero studio veritatis, itaque sub principiis concessis et minime probatis multa involuta et obscura maudent, ut in aestu certaminis contigit. Video consentaneum esse ut, patefacto novo orbe, patefiat quoque scripturae sensus ad illum illustrandum aptissimus. Nec solum me defendere queo apud aequos arbitros vel iudices,

sed adversarios redarguere ut haesitantes, titubantes atque carentes proprietatibus divinae ac coelestis informationis. Possum me subijcere juramentis, tormentis aliisque experimentis, quibus controversiae de divinis humanisque rebus inter homines finiuntur, et os obturari multis non infimae notae hominibus, qui verbis verba opponere facile poterant, sed verba spiritui et rationi longe imparia videbant. Nec me admodum movet dissentientium doctorum multitudo. Longe enim minus absurdum est credere interpretes esse hallucinatos in interpretandis multis locis scripturae parum convenienter rationi, quam concedere, aut credere, quod Servator Deus salutis beneficio excluserit innumeros innocuos homines. Nam perfugium illud ad occulta Dei iudicia et abditam voluntatem Dei est nimis commune et aptum ad excusanda quaevis absurda et falsa dogmata, et, ut aliquid valeat, utemur eo ad excusandum errorem, qui in scholis retentus diu fuit, potius quam ad persuadendum nobis aliquid inhumanum de mitissimo et clementissimo Domino nostro Jesu. Tamen non vereor me et hanc scripturam subijcere iudicio sanctae, catholicae, apostolicae et Romanae ecclesiae, nam multa satis bene dicta sunt, quae melius tamen dici possunt, et iudicium ecclesiae dignae epithetis illis sine dubio divinum erit.

Ad finem libri „De regno Christi“ haec habet:

Vides, Bellarmine doctissime, a capite ad calcem convenientiam divinae sapientiae vel rationis, quae est Jesus Christus Dominus et Salvator noster, non minus communi naturalique rationi nostrae consentaneam quam admirabilem fuisse; ac Deum et Christum semper sibi similem ubique apparere, in damnanda iniquitate et aequitate probanda, cum in inconspicuo tum in conspicuo mundo. Itaque nostri generis nobilitatem amplitudinemque haereditatis paratae piis, qui non degenerant a sua praeclara origine, tantam

esse perspeximus, ut, nisi prorsus insensati perverse simus, amore Summi Patris fratrisque nostri Christi accendamus, et gustata hujus doctrinae summa in gratiarum actiones prorumpamus et Spiritum illum sanctum novi testamenti proprium concipiamus, aut jam conceptum excitemus et suaviter nos erudientem attente audiamus, quod aequis lectoribus aut auditoribus hujus evangelii eventurum confidimus. Ceteris vero iniquis partium studiis abjectis meliorem mentem precamur. Nam dum plus sibi ipsis quam summo Deo student et fidunt, talem religionis doctrinaeque formam sibi fingunt, quales ipsi sunt, et factionibus humanis plus quam ecclesiae Dei serviunt. Iccirco mirum non est, nos ipsi non satisfacere; nam nec ipsimet sibi in aequis comparationibus et sub aequis artibus satisfacere possunt. Quapropter naturalem rationem, communem judicem, ferre nolunt: collationes pares fugiunt: scripturae sensum suis praesudiciis subjiciunt: in prophetarum oraculis caeci sunt: secum non raro pugnant: passim titubant et haerent: rationibus verba aut vim opponunt: fide ad miraculum usque efficaci destituuntur: revelationes coelestes timent et contemnant: propriis notis sanctorum testium carent et terrena passim sapiunt ac spirant. Ego tamen, licet expertus sim nonnullos e tuis sociis non satis aequos erga me resque meas, nolui de te, Bellarmine, nisi bene mihi promittere, donec ipsemet mihi aliter persuaseris. Sed Hetruscum cum Hetrusco (cujus nationis religio semper celebris fuit), versatum in controversiis cum versato, studiosum cum studioso D. Jesu Christi secum amice conferre, sub communi judice ecclesia sancta Dei, operae pretium judicavi. Idem summus omnium Pater et ejus unigenitus D. Jesus Christus, Pontifex et Rex noster aeternus, qui jam novit et videt singulos plus a carne et sanguine quam a Deo pendentes, propediem, pro spiritualibus suis discipulis, eas voces excitabit, quae factiosos in fugam vertent et pios revelabunt; in qua ex-



pectatione, sicut opto sic spero, te potius mihi socium quam adversarium, quamvis non timerem mihi, sed dolerem tuam vicem, sed huic spiritui discretionis resisteres. Ipsi Deo Patri nostro et Domino Jesu Christo, quorum unus est sanctus spiritus, sit honor et gloria in saecula saeculorum. Amen.

Omnia subjiciuntur iudicio sanctae, catholicae apostolicae et Romanae ecclesiae.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. März 1880.

Herr Lauth hielt einen Vortrag:

„Ueber die Phönix-Periode“.

Derselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht werden.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissen-
schaften
zur Vorfeier des 121. Stiftungstages
am 20. März 1880.

Der Herr Präsident v. Döllinger eröffnete die Sitzung mit einer Rede

„Ueber die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte.“

Der Classensecretär Herr v. Prantl sprach in kurzem Auszuge:

Die philos.-philol. Classe verlor im abgelaufenen Jahre durch den Tod vier auswärtige Mitglieder: Gg. Friedr. Schömann, Gottfr. Semper, Imm. Herm. Fichte, Jon Sigurdsson, und das correspondirende Mitglied Andr. Dav. Mordtmann.

Georg Friedrich Schömann

aus einem schwedischen Geschlechte stammend geboren am 28. Juni 1793 in Stralsund, wo sein Vater Advocat war, besuchte das Gymnasium zu Anklam und bezog 1809 die Universität Greifswald, wo er sein erstes und sein letztes Semester zubrachte, während er inzwischen anderthalb Jahre in Jena studirt hatte; 1813 wurde er Conrector am Gymnasium zu Anklam, am 10. Mai 1814 promovirte er in Greifswald, wo er noch im gleichen Jahre das Conrectorat

des Gymnasiums übernahm und 1818 zum Prorektor befördert wurde. Nachdem er am 20. Oct. 1820 sich als Privatdocent an der Greifswalder Universität habilitirt hatte, wurde er 1821 daselbst Unterbibliothekar, 1823 ausserordentlicher und 1827 ordentlicher Professor, 1844 Oberbibliothekar, 1838 Mitglied und 1852 Vorstand der Prüfungs-Commission. In dem Jahre (1856), in welchem die Universität ihre vierhundertjährige Jubelfeier begieng, führte er das Rectorat und entledigte sich der ihm zufallenden Aufgabe in glänzendster Weise. Seit 1865 war er in Folge wankender Gesundheit genöthigt, sich von der Bibliothek und allmählig auch von den Vorlesungen zurückzuziehen; er starb am 25. März 1879.

Angeregt durch die mächtige Bewegung, welche in der classischen Philologie durch G. Hermann und Böckh hervorgerufen worden, arbeitete Schömann zunächst in selbständiger und gründlichster Forschung auf dem Gebiete der hellenischen Staats- und Rechts-Alterthümer und eröffnete seine literarische Laufbahn mit der Schrift „De comitiis Atheniensium“ (1819), womit die zur Habilitation dienende Abhandlung „De sortitione iudicum apud Athenienses“ (1820) zusammenhieng; dann folgte die gemeinschaftlich mit seinem damaligen Collegen, dem nachmaligen Hallenser Meier verfasste und von der Berliner Akademie gekrönte umfassende Arbeit „Der attische Process“ (1824), durch welche eine bleibende Grundlage für alle späteren einschlägigen Untersuchungen gegeben war. Auf die Textausgabe der Reden des Isäus (1831), welcher eine deutsche Uebersetzung derselben (1830) vorangegangen war, folgte sodann das höchst schätzbare Werk „Antiquitates iuris publici Graecorum“ (1838) und die Ausgabe der plutarchischen Biographien des Agis und des Kleomenes (1839), hierauf „Die Verfassungsgeschichte Athen's nach G. Grote's history of Greece kritisch geprüft“ (1854); einen dankens-

werthesten Abschluss aber gab er diesem Studienkreise durch das zweibändige Werk „Griechische Alterthümer“ (1855—59, 2. Aufl. 1871—73). Ausserdem suchte er auch mit feinem Gefühle in den tieferen Sinn des hellenischen Mythos einzudringen und veröffentlichte auf diesem Gebiete als Ergebnisse seiner einlässlichen Forschungen zunächst seine mit einer Einleitung, einer Uebersetzung und einem Commentare begleitete Ausgabe des äschyleischen Prometheus, wozu er in selbsteigener Dichtung den gelösten Prometheus beifügte (1844), dann eine ebenso erläuterte Uebersetzung der Eumeniden (1845), ferner in mehreren Universitäts-Programmen mannigfaltige Studien zur Theogonie des Hesiodos, wovon er später die Resultate zusammenfasste in der Schrift „Die hesiodische Theogonie ausgelegt und beurtheilt“ (1868), sowie er alsbald folgen liess „Hesiodi quae feruntur carminum reliquiae cum commentatione critica“ (1869); auch mit Homer beschäftigte er sich nach seiner scharfblickenden Weise theils in einzelnen Programmen theils in einer höchst beachtenswerthen Recension über Nitzsch's Sagenpoesie der Griechen (Jahrb. d. Philologie, 1854). Desgleichen führte ihn dieser Zweig seiner Forschungen auch auf die theologische Speculation der Alten, und hiedurch entstand seine Ausgabe der Schrift Cicero's De natura deorum (1850, 4. Aufl. 1876). Ein drittes Gebiet seiner fruchtreichen Thätigkeit lag in geschichtlichen Untersuchungen über die antike Grammatik, wie durch seine Schrift „Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten dargestellt und beurtheilt“ (1862) und durch die „Animadversiones ad veterum grammaticorum doctrinam de articulo“ (Jahrb. f. Philol. 1864) bezeugt ist. Seine äusserst zahlreichen Programme u. dgl. finden sich vereinigt abgedruckt in seinen „Opuscula academica“ (4 Bände, 1856—71). Eine wohl begründete Anerkennung wurde seinen wissenschaftlichen Verdiensten zu Theil, indem er, — abgesehen

von mehrfachen Ordens-Auszeichnungen —, von der Berliner Akademie und von der Göttinger Societät als Mitglied gewählt wurde; unserer Akademie gehörte er seit 1855 an. (Näheres über Schömann s. Anzeige-Blatt zu Bursian's Jahresbericht üb. d. Fortschr. d. class. Alterthumswissensch. 1879, Nr. 2).

Gottfried Semper

geboren am 29. Novbr. 1803 in Altona, Sohn eines Woll-Fabricanten, studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann (Oct. 1823) die Universität Göttingen, wo er, obwohl zum Juristen bestimmt, doch bei Gauss, Heeren und Ottfr. Müller Vorlesungen hörte. Indem er nun unter schliesslicher Einwilligung seines Vaters sich der Civilbaukunst widmete, begab er sich (1825) über Berlin nach München, wo er einige Zeit unter Gärtner's Leitung arbeitete; nach einem kürzeren Aufenthalte in Regensburg gieng er nach Paris und nahm dort an dem lebhaften Streite, welcher zwischen Classikern und Romantikern geführt wurde, zu Gunsten der ersteren Theil. Nach der Juli-Revolution trat er eine grössere Reise an, welche ihn zunächst über Genua und Verona nach Venedig, sodann über Florenz nach Rom, Sicilien und Griechenland führte. Mit genialem Blicke hatte er allerorts Eindrücke gesammelt und reich beladen mit Ergebnissen des tiefsten Studiums kehrte er nach Deutschland zurück, wo er 1834 auf Schinkel's Empfehlung als Director der Bauakademie zu Dresden angestellt wurde. Bei den Mai-Ereignissen des Jahres 1849 betheiligte flüchtete er zunächst nach Karlsruhe und begab sich dann über Paris nach London, von wo er 1853 einem Rufe an das Zürcher Polytechnicum folgte. Künstlerische Aufträge führten ihn von dort 1871 nach Wien. Seit 1877 an asthmatischen Anfällen leidend lebte er bald in Venedig, bald am Comersee, bald in Südtirol, zuletzt in Rom, wo er

am 15. Mai 1879 starb und an der Pyramide des Cestius beerdigt wurde. Während ihm als dem bedeutendsten Architekten der Neuzeit und als genialstem Vertreter der italienischen Renaissance seine Bauwerke an zahlreichen Orten ein bleibendstes Andenken auf einem anderen Gebiete sichern¹⁾, ragte er zugleich vermöge einer wahrhaft seltenen Mischung geistiger Begabung auch durch wissenschaftliche Leistungen hervor. Schon in seiner Erstlingschrift „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten“ (1834) hatte er förderlichst in die Frage über die Polychromie antiker Kunstwerke eingegriffen, und nachdem er später „Die vier Elemente der Baukunst“ (1851) veröffentlicht hatte, worin die Grund-Ideen einer vergleichenden Baukunde enthalten sind, entstand in London veranlasst durch Aufträge, welche ihm der Prinzregent Albert gegeben hatte, die Schrift „Wissenschaft, Industrie und Kunst, ein Vorschlag zur Anregung nationalen Kunstgefühles“ (1852), in welcher bereits ein Vorläufer des nachmaligen Hauptwerkes vorliegt, indem bezüglich der gewerblichen Kunst und ihres Stiles die örtlichen, die geschichtlichen und die persönlichen Einwirkungen mittelst gründlicher Forschung und feinsten Beobachtung erörtert werden. In einem gleichartigen Gedankenkreise bewegte sich neben mehreren Aufsätzen in Eggers Kunstblatte die Studie „Ueber die formale Gesetzmässigkeit des Schmuckes“ (1856), worauf eine Monographie „Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten“ (1859) folgte. Ein höchstes

1) Seine hauptsächlichsten Bauten sind: in Altona das Donner'sche Museum; in Bautzen eine Caserne; in Dresden ein Hospital, die Synagoge, der Cholerabrunnen, Oppenheim's Palais und Villa, das Museum und das Theater (nach dem Brande zum zweiten Male); in Zürich die Sternwarte und das eidgenössische Polytechnicum; in Winterthur das Rathhaus; in Wien unter theilweiser Mitwirkung Anderer der Umbau der Museen, der Burg und des Schauspielhauses.

Verdienst aber erwarb er sich durch das zweibändige (leider unvollendet gebliebene) Werk „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik“ (1860—63, 2. Aufl. 1878 f.), in welchem er den inneren Entwicklungsgang der kunstgewerblichen Richtung in den Geräthen, den Waffen, dem Schmucke und den Geweben durch den Nachweis jener elementarsten Typen darlegte, welche in volksthümlicher Kunstthätigkeit den monumentalen Werken vorhergehen; dieser mit umfassendem Wissen und feinstem künstlerischen Verständnisse gegebene Nachweis geordneter Motive und gesetzmässiger Ausführung jener Erzeugnisse eröffnete nicht nur eine Einsicht in den Zusammenhang des Hellenismus mit der Kunst des Orientes, sondern muss auch überhaupt eine bedeutende Wirkung auf die antiquarisch forschende und ebenso auf die philosophische Behandlung der Geschichte der künstlerischen Cultur ausüben. Das letzte, was Semper veröffentlichte, war ein in Zürich gehaltener Vortrag „Ueber Baustile“ (1869). Seit 1866 hatte er unserer Akademie als auswärtiges Mitglied angehört. (Näheres über ihn gab Hettner in Westermann's Monatsheften, 1879, December, ferner Pecht in einem am Schlusse des 2. Bandes der 2. Aufl. des Werkes über den Stil aus der Allg. Zeitung wieder abgedruckten Nekrologe, hauptsächlich aber der Sohn des Verstorbenen, Hans Semper (Professor in Innsbruck) in Bursian's Jahresbericht üb. d. Fortschr. d. class. Alterthumswissenschaft, Bd. XVI, S. 49—83).

Immanuel Hermann v. Fichte

geboren in Jena am 18. Juli 1796, studirte in Berlin, wo er (1819) auch promovirte; 1822 erhielt er eine Lehrstelle am Gymnasium zu Saarbrücken, von wo er bald nach Düsseldorf als Gymnasial Director übergieng. Nachdem er bereits mehrfach sich im Gebiete der Philosophie literarisch

bethätigt hatte, wurde er 1836 zum ausserordentlichen Professor an der Universität Bonn ernannt, wo er 1840 zum Ordinarius vorrückte; 1842 erhielt er einen Ruf nach Tübingen, 1867 aber nöthigte ihn ein Augenleiden, sich vom Lehramte zurückzuziehen, und er lebte fortan in Stuttgart, wo er am 8. August 1879 starb. Als Schriftsteller zeigte er eine wahrhaft staunenswerthe Fruchtbarkeit; abgesehen von der Herausgabe der Werke seines Vaters (1834 ff. u. 1845 f.) und den biographischen Mittheilungen über denselben (1830, 2. Aufl. 1862), sowie von seiner Betheiligung an der „Zeitschrift f. Philos. und speculative Theologie“ (seit 1837, mit verändertem Titel seit 1847 „Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik“) veröffentlichte er: „Sätze zur Vorschule der Theologie“ (1826), „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie“ (1829, 2. Aufl. 1841), „Ueber Gegensatz, Wendepunct und Ziel heutiger Philosophie“ (1832—47, wovon der 2. und 3. Theil die „Grundzüge zum System der Philos.“, nemlich „Ontologie“ 1836 und „Speculative Theologie“ 1846 f. enthalten), „Das Erkennen als Selbsterkennen“ (1833), „Religion und Philosophie in ihrem Verhältnisse“ (1834), „Die Idee der Persönlichkeit und die individuelle Fortdauer“ (1834, 2. Aufl. 1855), „Ueber die Bedingungen eines speculativen Theismus“ (1835), „Ueber das Verhältniss des Form- und Real-Princips in den gegenwärtigen philosophischen Systemen“ (1838), „De principiorum contradictionis, identitatis et exclusi tertii dignitate“ (1840 zum Antritte der ordentlichen Professur), „Ueber die christliche und antichristliche Speculation der Gegenwart“ (1842), „Ueber den gegenwärtigen Standpunct der Philosophie“ (1843), „Grundsätze für die Philosophie der Zukunft“ (1847 als Eröffnungsrede bei der in Jena stattgefundenen Philosophen-Versammlung), „Grundzüge zum Entwurf der künftigen deutschen Reichsverfassung“ (1848), „Die Republik im Monarchismus“ (1848), „System der

Ethik“ (2 Bde. 1851—53), „Anthropologie“ (1856, 3. Aufl. 1876), „Ueber den Unterschied zwischen ethischem und naturalistischem Theismus“ (1857), „Zur Seelenfrage“ (1859), „Psychologie“ (2 Theile 1864—73), „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen“ (1867), „Vermischte Schriften zur Philosophie, Theologie und Ethik“ (1869), „Die nächste Aufgabe für die National-Erziehung der Gegenwart mit Bezug auf Fröbel's Erziehungssystem“ (1870), „Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung“ (1873), „Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Speculation; Sendschreiben an Prof. Dr. E. Zeller“ (1876), „Der neuere Spiritualismus, sein Werth und seine Täuschungen“ (1878). Während er in der ersten Hälfte dieser reichhaltigen schriftstellerischen Laufbahn noch häufig die geschichtliche Entwicklung der neueren Philosophie zum Gegenstande seiner Erörterungen gemacht hatte, waren seine späteren Schriften hauptsächlich der Darlegung seiner eigenen Ansichten gewidmet, wobei ihn der eigenthümliche Gedanke bewegte, eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Teleologie und Mechanismus, zwischen Absolutem und Persönlichkeit, zwischen Theismus und Pantheismus, zwischen Transcendenz und Immanenz herzustellen und die Philosophie schliesslich in einen ethischen Theismus hinüberzuwenden. Es werden all diese Leistungen stets eine sehr verschiedene Beurtheilung finden, je nachdem die Einen den Idealismus überhaupt nur in einer bestimmt vorgezeichneten theologisirenden Wendung und Färbung anerkennen wollen, während Andere neben mancherlei Bedenken über die Richtigkeit der geschichtlichen Auffassung darauf hinweisen mögen, dass der in solcher Weise angestrebte Ausgleich der Gegensätze nur durch eine naive Vermengung und Verwechslung völlig disparater Anschauungsweisen gewonnen werde, und dass alle Theosophie ausserhalb des Gebietes der Philosophie liege. Jedenfalls war er selbst von

der Richtigkeit seines Standpunctes so tief und innig überzeugt, dass er es schmerzlich empfand, wenn er nicht als der eigentlichste Begründer einer künftigen Philosophie bezeichnet wurde (das erwähnte Sendschreiben an Ed. Zeller beantwortete Letzterer in der Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie, Bd. I, 1877, S. 267 ff.) Dafür aber fand er für sein Streben allmählig in immer höherem Grade eine befriedigende Bestätigung im Spiritismus.

Jon Sigurdsson

geboren am 17. Juni 1811 in Rafnseyri im Nordwesten Islands als Sohn eines Pfarrers, welcher aus einem alten und höchst angesehenen Geschlechte stammte, wurde ausschliesslich von seinem Vater unterrichtet, trat dann 1829 in ein Handelsgeschäft zu Reykjavik ein und arbeitete hierauf drei Jahre lang als Ammann des Bischofes Steingrimr Jonsson; im Jahre 1833 bezog er die Universität Kopenhagen, wo er im folgenden Jahre die Magisterwürde erwarb und 1835 Stipendiat der arna-magnäanischen Stiftung wurde, d. h. der von Arni Magnusson im 18. Jahrhundert gegründeten Bibliothek isländischer Manuscripte. Hiedurch war seine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, indem er sich mit grösstem Eifer dem Studium der nordischen Literatur überhaupt und insbesondere der Geschichte und Archäologie Islands hingab. Schon 1836 trat er als Mitglied in die isländisch-literarische Gesellschaft ein, welche ihn 1840 als ihren Secretär und 1851 als ihren Präsidenten wählte; auch war er seit 1841 Mitglied und von 1847 bis 1865 Archivar der nordisch-antiquarischen Gesellschaft. Behufs der Katalogisirung der isländischen Handschriften hielt er sich 1841 in Stockholm und in Upsala auf, behielt aber dann seinen eigentlichen Wohnsitz in Kopenhagen, während er regelmässig jedes zweite Jahr sein Geburtsland

besuchte. Er war nemlich seit 1840 ein eifriger Vorkämpfer der politischen Rechte Islands und seit 1845 das anerkannte Oberhaupt der dortigen Patrioten; an dem lange dauernden und zuweilen heftigen Streite mit Dänemark nahm er theils in der dänischen und isländischen Presse, theils in Versammlungen oder Adressen u. dgl. den lebhaftesten Antheil, erfuhr aber auch schliesslich die Genugthuung, dass im Jahre 1875 die von ihm vertretenen Wünsche seiner Landsleute ihre Verwirklichung fanden. Förmlich angebetet von seinen Anhängern, aber auch geachtet von seinen Gegnern starb er in Kopenhagen am 7. December 1879; die Leiche wurde nach seiner Heimats-Insel überführt, wo schon seit lange im Althing-Hause seine Marmorbüste aufgestellt war.

Neben der politischen Wirksamkeit, neben den manigfaltigen Ansprüchen, welche der Geschäftsgang der erwähnten gelehrten Gesellschaften an ihn erhob, und neben einer publicistischen Thätigkeit, welche sich auch auf das Schulwesen, den Handel, die Landesproducte und die Fischerei u. s. w. erstreckte, erwarb sich Sigurdsson, welcher seit 1866 unserer Akademie angehörte, durch zahlreichste wissenschaftliche Leistungen den Ruhm, zu den ersten Autoritäten im Gebiete der nordisch-germanischen Alterthumskunde gezählt zu werden. Er veröffentlichte: „*Islendinga Sögur*“ (2 Bände, 1843—47, woselbst im 1. Bande die erste kritische Ausgabe der Landnama), ferner „*Trojumanna Saga*“ (1848), „*Breta Sögur*“ (1849), „*Jatvardar konungs Saga*“ (1852) und „*Osvalds konungs Saga*“ (1854); zugleich war er theiligt bei der Herausgabe der isländischen Annalen (1847) und bei der Ausgabe der Snorra Edda (2 Bände, 1848—52), sowie an dem 3. Bande der Grönländischen Geschichtsdenkmäler (1845) und an dem von der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Regesten-Werke zur dänischen Geschichte (1847 und 1870), desgleichen an

den von der antiquarischen Gesellschaft publicirten „Antiquités russes“ (1850 und 1858); gemeinschaftlich mit Grundtvig besorgte er eine Ausgabe der alt-isländischen Volkslieder (1854—59); hierauf folgten das „Diplomatarium islandicum“ (1857—62) und eine zum Theile gemeinsam mit Oddgeir Stephensen veranstaltete Sammlung isländischer Gesetze (17 Bände, 1853—77), ferner ein Verzeichniss der isländischen Bischöfe und Lögmänner, endlich inhaltsreiche Vorreden zu den isländischen Wörterbüchern des Sveinbjörn Egilsson (1860) und des Eirikr Jonsson (1863). Ein fachkundigstes Urtheil bezeichnet die Schriften Sigurdsson's als unentbehrlich für den Betrieb der nordisch-germanischen Philologie und rühmt an denselben ebenso sehr die Gewandtheit wie die Besonnenheit der Forschung, die Feinheit des Sprachgefühles und den Scharfblick paläographischer Untersuchung (s. K. Maurer in Allg. Zeitung, 1880, Beilage Nr. 41).

Andreas David Mordtmann

geboren am 11. Febr. 1811 in Hamburg als Sohn eines Galanteriehändlers, studirte bis 1829 am dortigen Johanneum und erwarb sich dann durch Privat-Unterricht die Mittel, um Orientalia zu studiren. Von der Universität Kiel zum Doctor promovirt trat er 1845 als Kanzlist bei der hanseatischen Gesandtschaft in Constantinopel ein, wo er sodann von Novbr. 1847 bis Juni 1859 als Geschäftsträger der Hansestädte und oldenburgischer Consul thätig war. Als die Hansestädte jenen Posten aufhoben, wurde er (1859) Mitglied des türkischen Handelsgerichtes, aus welcher Stellung er durch eine Gewaltmassregel Nedim Pascha's verdrängt wurde (1871). Er führte nun einige Zeit die Redaction des Phare du Bosphore, widmete sich aber dann völlig seinen wissenschaftlichen Arbeiten und bethätigte sich als Lehrer an der neu gegründeten Beamten-

schule, sowie als fleissiger Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung, wozu er bei seiner genauen Kenntniss der türkischen Verhältnisse und Personen besonders befähigt war. Er starb in Constantinopel am 30. Decbr. 1879. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind: „Kurze Beschreibung von Magrib el Akssa oder Schilderung der Staaten von Marokko“ (1844), eine Uebersetzung von Istachri, das Buch der Länder (1845), ferner „Erklärung der Münzen mit Pehlewi Legenden“ (1853), „Belagerung und Eroberung Constantinopel's durch die Türken, nach den Orginalquellen bearbeitet“ (1858, auch ins Neugriechische übersetzt 1859), „Die Amazonen“ (1862) „Stambul und das moderne Türkenthum“ (anonym, 2 Bde. 1877 f.) Ausserdem gab er die Niebuhr'sche Uebersetzung des Omar el Wakedi, Geschichte der Eroberung von Mesopotamien und Armenien heraus (1847 in den Schriften der Akademie von Ham) und lieferte zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen theils in die Zeitschrift der d. morgenländ. Gesellschaft theils in die Sitzungsberichte unserer Akademie, deren correspondirendes Mitglied er seit 1869 war, sowie in „Das Ausland“, in „Die Gegenwart“, in Petermanns Mittheilungen und in numismatische Zeitschriften (ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Arbeiten s. in Bursian's Jahresbericht Bd. XVI, S. 47 ff.) Seitens der Fachkundigen werden insbesondere die Schriften über die Sassaniden Münzen und über die zweite Keilschriftgattung als sehr verdienstlich bezeichnet.

Der Classensecretär Herr v. Giesebrecht sprach:

Am 10. Februar dieses Jahres starb hierselbst **Heinrich Conrad Föringer**, k. Hofrath und Oberbibliothekar a. D., eines der ältesten Mitglieder unserer Akademie, welches sich um dieselbe manigfach verdient gemacht hat.

Föringer ist in unserer Stadt am 14. August 1802 als Sohn des damaligen Messners am Herzog-Spital geboren worden und hat hier seine gesammte Schulbildung genossen. Nachdem er die Gymnasialstudien vollendet, bezog er die Universität Landshut, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und trat nach bestandener Staatsprüfung in die richterliche Laufbahn ein. Aber bald, durch seine Neigung zu literarischen Arbeiten bestimmt, entsagte er derselben und suchte um eine Beschäftigung an der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek nach. 1828 wurde sein Wunsch erfüllt, und fünfzig Jahre ist dann diese Bibliothek der Mittelpunkt seiner gesammten Thätigkeit geblieben; den grössten Theil seines Lebens hindurch hat er arbeitsam in den Räumen derselben geschaltet, so dass seine ganze Existenz auf's innigste mit den Literaturschätzen verwuchs, die seiner Obhut vertraut waren. Im Jahre 1835 wurde er zum Scriptor, 1835 zum ersten Sekretär, 1839 zum Custos, 1855 zum Bibliothekar, 1868 zum Oberbibliothekar ernannt. Im Anfange des Jahres 1878 trat er auf seinen Wunsch in den wohlverdienten Ruhestand. In angenehmen Verhältnissen, von einem glücklichen Familienkreise umgeben, verlebte er die beiden Ruhejahre, die ihm noch beschieden waren. Die Neigung zu literarischen Arbeiten blieb ihm bis an das Ende. Einzelne Forschungen, die er wegen seiner Berufsarbeiten früher nicht hatte durchführen können, brachte er noch zum Abschluss, aber die grösseren Unter-

suchungen, welche er sich noch zur Aufgabe gestellt hatte, verhinderte ihn zunehmende Altersschwäche zu vollenden. Mitten in den Arbeiten für eine umfassendere Schrift über Peter und Philipp Apian, welche als Festgabe für das bevorstehende Wittelsbacher Jubiläum bestimmt war, ereilte ihn der Tod.

Ueberaus gleichmässig verlief Föringers Leben, aber es ist darum doch kein armes gewesen. Der Gelehrte pflegt die Stunden als besonders glückliche zu rühmen, wo er ganz den Büchern leben kann, und solche Glücksstunden hat unser verstorbener Freund im seltensten Masse genossen. Eine lange Reihe von Jahren war besonders die so reiche Handschriftensammlung unsrer Bibliothek ihm übergeben; er hat sich um die Ordnung und Repertorisirung derselben grosse Verdienste erworben und hatte sich in derselben so heimisch gemacht, dass er in jedem Moment genaue Auskunft zu geben vermochte. Es liegt gerade in dem Studium der alten Handschriften eine ganz besondere Anziehungskraft, der er sich ganz hingeben konnte. Seine grösste Freude war, wenn er in seinen Handschriften irgend etwas fand, was zur Aufhellung der Geschichte seiner bayrischen Heimat, an welcher er mit ganzer Seele hing, dienlich war.

Föringer hat an grösseren Schriften wenig veröffentlicht. Er gehörte zu den nicht seltenen Gelehrten, die stets arbeiten, aber schwer zum Abschluss kommen. So hat er sich lange Zeit mit einer neuen Ausgabe der Chronik des Aventin beschäftigt; er hatte sich dieselbe gleichsam zu seiner Lebensaufgabe gestellt, und doch blieb die Arbeit in den Anfängen stecken. Es bedurfte gewöhnlich eines äusseren Anstosses, wenn er etwas druckfertig herstellen sollte. Daher sind alle seine Schriften in den Publicationen der gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, oder in anderen Sammelwerken, erschienen, wenn sie gleich

später auch zum Theil selbstständig veröffentlicht wurden. Sie sind meist nicht von grossem Umfange, aber schon durch das neue Material, welches sie der Forschung zuführten, von erheblichem Werthe.¹⁾

Bei weitem mehr, als für seine eigenen literarischen Productionen, ist Föringer für die Unterstützung der Arbeiten Anderer thätig gewesen. Mit der liebenswürdigsten Zuverlässigkeit und grösster Aufopferung unterzog er sich jeder Arbeit, durch welche er ein wissenschaftliches Unternehmen fördern zu können glaubte. Von den verschiedensten Seiten ist dies dankbar anerkannt worden; namentlich hat Pertz vielfach die bedeutende Unterstützung hervorgehoben, welche Föringer der Herausgabe der *Monumenta Germaniae historica* hat angedeihen lassen.

Es konnte nicht fehlen, dass die wissenschaftlichen Vereine, die ihre Aufgabe in der Erschliessung neuen historischen Materials sehen, sich einen so hülffreichen Gelehrten fester zu verbinden suchten. Bald nachdem sich der historische Verein von und für Oberbayern gebildet hatte, fand Föringer in demselben Aufnahme und wurde dann eines der thätigsten Mitglieder desselben; von 1839 an, mehr als vierzig Jahre, hat er die Redaction des Oberbayrischen Archivs und der Jahresberichte des Vereins besorgt. 1846 wurde er als ausserordentliches Mitglied in unsere Akademie gewählt, der er von 1853 an als ordentliches Mitglied angehörte. Als im Jahre 1858 durch den hochseligen König Maximilian II. die historische Commission bei unsrer Akademie gegründet wurde, nahm man auch

1) Eipe im Ganzen vollständige Aufzählung dieser Schriften findet sich im Almanach unserer Akademie 1875 S. 342–344. Hinzuzufügen ist unter Anderm die letzte von Föringer selbst veröffentlichte Schrift: Ueber die für verschollen gehaltene Handschrift der *Annales Weihenstephanenses* in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Classe unsrer Akademie 1879. Bd. II. S. 83 ff.

sogleich Föringers Mitwirkung in Aussicht; schon bei ihrem ersten Zusammentritt war er ausserordentliches Mitglied der Commission, die ihn dann 1863 zu ihrem ordentlichen Mitgliede wählte. Eine lange Reihe historischer Vereine innerhalb und ausserhalb Deutschlands sandte ihm Ehrendiplome als Dank für die bereitwillige Hülfe, welche er ihren Bestrebungen geleistet hatte. Auch auf dem Throne wurden seine wissenschaftlichen Verdienste gewürdigt; König Ludwig I. hatte ihn zu seinem Privatbibliothekar erwählt und im Jahre 1857 verlieh ihm König Max II. das Ritterkreuz erster Classe des Verdienstordens vom heiligen Michael.

Die Verehrung, die Föringer aller Orten fand, galt ebensosehr seiner anziehenden und liebenswürdigen Persönlichkeit, wie seinen Leistungen. Die höchst stattliche Figur, die schönen und einnehmenden Gesichtszüge, die Feinheit und Zuvorkommenheit seines ganzen Wesens machten auch auf solche Eindruck, welche den wissenschaftlichen Bestrebungen Föringers fern standen. Schon an seinem Aeusseren erkannte man das Wohlwollen, das Massvolle, die Bescheidenheit, die Herzensgüte, welche das innerste Wesen des theuren Mannes waren. Bei Vielen nahe und fern werden, wie bei uns, seinen Collegen in der historischen Classe, sein Name und seine Person in freundlichstem Andenken bleiben.

Es wurde sodann der beiden verstorbenen correspondirenden Mitglieder: Ludwig Adolf Spach in Strassburg und Willem Moll in Amsterdam, gedacht und Bezug auf die nachstehenden Nekrologe genommen.

Am 16. October 1879 beschloss zu Strassburg sein Leben **Ludwig Adolf Spach**, Vorstand des dortigen Bezirksarchivs und Professor honorarius an der Universität, seit 1870 correspondirendes Mitglied unserer Akademie.

Spach, geboren am 27. September 1800 zu Strassburg, war der Sohn eines dortigen Kaufmanns. Seine erste Bildung.
[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 2.]

ung erhielt er theils in einer französischen Pensionsanstalt seiner Vaterstadt, theils in einem protestantischen Pfarrhause in der Umgegend: so haben schon von frühe an deutsche und französische Kulturelemente gleichmässig auf ihn gewirkt und sich in seinem Geiste verbunden. Im Jahre 1812 wurde er dem Strassburger Gymnasium übergeben, dessen Klassen er rasch durchlief. Da er für eine theologische Laufbahn bestimmt war, trat er 1816 in das protestantische Seminar zu Strassburg ein, dessen Cursus er absolvirte. Bald aber wurde ihm der Beruf zum geistlichen Amte zweifelhaft, und im Jahre 1820 wandte er sich rechtswissenschaftlichen Studien an der Strassburger Facultät zu. Doch auch die Laufbahn eines Beamten zog ihn wenig an, während er zu freier wissenschaftlicher, namentlich schön-wissenschaftlicher Thätigkeit eine unbesiegleiche Neigung fühlte.

Im Jahre 1824 ging Spach nach Paris und übernahm hier die Stellung eines Erziehers bei den Kindern des Grafen von St. Aulaire. Er kam dadurch in ein Haus, in dem sich die feinste Pariser Gesellschaft zu versammeln pflegte und welches ihn mit den Celebritäten der damaligen französischen Literatur in Verbindung brachte. Nicht minder tief, als die Einflüsse des Pariser Lebens, waren auf seinen überaus empfänglichen Geist die künstlerischen und poetischen Eindrücke, welche er bei einem längeren Aufenthalte in Italien, namentlich in Rom, erhielt, als er dorthin dem Grafen als dessen Privatsecretär im Jahre 1831 gefolgt war. Der üble Einfluss des italienischen Climas auf seine sehr nervöse Constitution nöthigte aber Spach schon 1832 Italien zu verlassen. Er führte dann mehrere Jahre ein wechselvolles Leben in der Schweiz, in Paris und Strassburg, besonders mit literarischen Arbeiten beschäftigt. An mehreren Journalen war er ein fleissiger Mitarbeiter und veröffentlichte unter dem angenommenen Namen Louis Lavater die Romane Henri Farel (1834) und

Le nouveau Candide (1835), deren Stoff den Elsasser Verhältnissen entnommen war.

Eine andere Wendung gewann Spachs Leben, als er im Anfange des Jahres 1840 die neugeschaffene Stelle eines Archivars des Département du Bas-Rhin übernahm. Mit der grössten Hingebung widmete er sich dem neuen Amte, welches ihn mit der Geschichte seiner Heimat in die unmittelbarsten Beziehungen brachte. Für die Ordnung und Inventarisirung des Archivs hat er Ausserordentliches geleistet. Das in 38 Foliobänden von ihm hergestellte Hauptinventar giebt das sprechendste Zeugniß für seinen unermüdlichen Fleiss. Ein Auszug aus dieser Arbeit ist unter dem Titel: Inventaire sommaire des archives départementales du Bas-Rhin in 6 Bänden (Strassburg 1863—1872) veröffentlicht worden. Nachdem Spach selbst eine übersichtliche Geschichte der Elsasser bearbeitet und 1858 herausgegeben hatte, wies er in seinen Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin (1862) auf die wichtigen Hilfsmittel hin, welche in dem Archiv für die gründlichere Bearbeitung dieser Geschichte vorhanden waren. In zahlreichen Monographien suchte er interessante Einzelheiten der politischen und der Culturgeschichte seiner Heimat aufzuklären. Die bedeutendsten dieser Monographien sind in den Oeuvres choisies (5 Bände 1860—1871) enthalten, deren beide erste Bände die Biographies alsaciennes einnehmen. Alle diese Arbeiten haben nicht allein ein stoffliches Interesse, sondern zeichnen sich auch durch anmuthige Darstellung aus. Denn es war Spach unmöglich etwas zu publiciren, wobei nicht auch sein ästhetischer Sinn Befriedigung fand.

Ausser durch seine archivalische und historische Thätigkeit erwies sich Spach auch noch in vielen anderen Beziehungen seinen Landsleuten nützlich. Lange Zeit war er zugleich als Cabinetsschef des Präfecten thätig, mehrere

Jahre auch als Schriftführer des protestantischen Consistoriums, vor Allem aber machte er sich als Vorstand der von ihm gegründeten beiden Gesellschaften verdient, von denen die eine sich die Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses zum Ziel setzte, die andere die allgemeine Förderung des literarisch-wissenschaftlichen Lebens im Elsass im Auge hatte. Als Vorstand der Société littéraire verfolgte Spach das Ziel einer Vermittlung zwischen deutscher und französischer Literatur, und keine Persönlichkeit war für die Lösung einer solchen Aufgabe, so weit sie überhaupt lösbar ist, mehr geeignet als die seine. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten versuchte er sich immer von Neuem in poetischen Compositionen, bei denen er sich anfangs vornehmlich der französischen, später mehr und mehr der deutschen Sprache bediente.

Die tiefen Schäden des französischen Staatslebens unter dem zweiten Kaiserreich scheinen Spach mit der Zeit immer klarer geworden zu sein. Schon im Jahre 1867 sprach er vertraulich aus, dass die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo Elsass wieder an Deutschland käme, aber er wünschte diese Zeit, die seiner bisherigen vermittelnden Thätigkeit nothwendig ein Ende bereiten musste, nicht mehr zu erleben. Sein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen; er hat die Ereignisse des Jahres 1870 noch gesehen und wohl, wie wenig Andere, geistig darunter gelitten.

Nachdem Spach die wichtigsten Schätze seines Archivs während des Bombardements von Strassburg in Sicherheit gebracht, verliess er, als das Schicksal der Stadt schon nicht mehr zweifelhaft war, schwer erkrankt dieselbe, kehrte aber bald nach der Capitulation zurück, um sich den deutschen Behörden zur Verfügung zu stellen. Es konnte nicht fehlen, dass ihm dieser Schritt von vielen seiner Landsleute zum bittersten Vorwurfe gemacht wurde, und die Verdächtigungen, die deshalb ihn trafen, verletzten seine em-

pfandsame Seele auf das Tiefste. Er zog sich seitdem von dem öffentlichen Leben der Stadt, in welches er früher so wirksam eingegriffen hatte, völlig zurück; von den zahlreichen Freunden, die sich früher um ihn versammelt, wandten sich nicht wenige von ihm ab, und die neuen Freunde, welche ihm die veränderten Verhältnisse zuführten, konnten die schmerzlichen Lücken nicht ersetzen. In literarischen Arbeiten fand der vereinsamte Greis allein noch seine Befriedigung. Die Poesien, welche er noch veröffentlichte, hatten keinen nennenswerthen Erfolg, dagegen fanden seine cultur- und literargeschichtlichen Arbeiten, „Moderne Culturzustände im Elsass“ (3 Bände 1873. 1874) und „Zur Geschichte der modernen französischen Literatur (1877)“ dankbare Anerkennung von vielen Seiten. Er blieb hier in der vermittelnden Richtung, die er immer einzuhalten versucht hatte: er suchte Deutschland und Elsass geistig näher zu verbinden und die Vorurtheile zu überwinden, welche in Deutschland gegen die moderne Literatur der Franzosen bestanden.

Neun Jahre hat Spach noch in dem Deutschland wiedergewonnenen Strassburg gelebt. Von deutscher Seite hat man es dem vielfach verdienten Manne nicht an Ehren und Auszeichnungen fehlen lassen, aber es war ihm doch ein trübseliger Lebensabend beschieden. Der Tod war für ihn ein Befreier von langen körperlichen und geistigen Leiden.¹⁾

Am 16. August 1879 starb zu Amsterdam **Willem Moll**, Professor der Theologie an der dortigen Universität, seit 1871 correspondirendes Mitglied unserer Akademie.

1) Vergl. den Nekrolog von F. X. Kraus in der Allgemeinen Zeitung 1879. Nr. 306, 307 und den Nachtrag von Fr. von Löher ebendasselbst Nr. 317.

Moll, geboren am 28. Februar 1812 zu Dordrecht, sollte für ein kaufmännisches Geschäft ausgebildet werden, wandte sich aber im Alter von 15 Jahren aus innerer Neigung theologischen Studien zu. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt erhielt er durch einen tüchtigen Philologen J. W. Grimm eine gute Vorbildung. Auch auf der Universität Leiden, die er 1830 bezog, setzte er nach der Sitte seiner Heimat zuerst noch eifrig die philologischen Studien unter Peerlkamp und andren Lehrern fort und wandte sich dann den theologischen Disciplinen zu, in denen besonders Kist und van der Palm seine Führer waren. Schon damals zeigte sich seine besondere Begabung für kirchengeschichtliche Forschungen.

Nach beendigten Universitätsstudien trat Moll in die Seelsorge ein, zuerst in der Landgemeinde Vuursche, dann 1844 in Arnhem. Noch in demselben Jahre erschien der erste Band seiner *Geschiedenis van het kerkelyke leven der Christenen gedurende de zes eerste eeuwen*, dem 1846 der zweite, abschliessende Band folgte. Da dieses Werk nicht geringe Aufmerksamkeit erregte, erhielt er 1846 einen Ruf des Gemeinderaths von Amsterdam als Professor der Theologie an das dortige Athenäum, welches vornehmlich durch seine Anstrengungen 1877 zu einer Universität erhoben wurde. Als er im Jahre 1859 als Kists Nachfolger nach Leiden berufen wurde, zog er es doch vor in der ihm lieb gewordenen Stellung in Amsterdam zu verharren und ist in derselben bis an sein Ende verblieben.

Eine sehr ausgedehnte und fruchtbare Thätigkeit hat Moll, dessen Arbeiten sich bald fast ausschliesslich der Niederländischen Kirchengeschichte zuwandten, in Vorlesungen, in Schriften und in der Leitung von historischen Uebungen entfaltet. Seine Hauptwerke sind: 1) *Johannes Brugman en het godsdienstig leven onzer vaderen in de aftyfde eeuw* (1854, 2 Bände). Die eigenthümliche religiöse

Erweckung in den Niederlanden, aus welcher Delprat in dem Buche über die Brüder des gemeinen Lebens eine hervorragende Erscheinung herausgegriffen hatte, ist hier im Zusammenhange behandelt. Moll hat in diesem Werke wahrhaft schöpferisch gewirkt, das Material fast ganz erst selbst aus den Resten alter Klosterbibliotheken an das Licht gezogen. Auch später ist er in zahlreichen kleineren Schriften auf dieses Thema zurückgekommen und hat so selbst seine grössere Arbeit ergänzt. 2) *Kerkgeschiedenis van Nederland voor de hervorming* (1864—1871, 2 Theile in 5 Bänden). Ein hochgeschätztes, vielbewundertes Werk, wenn auch nicht nach allen Seiten erschöpfend, doch von grosser Kraft wissenschaftlicher Anregung. Durch diese beiden Werke gewann Moll unbedingt die erste Stelle unter den Gelehrten seines Fachs in den Niederlanden.

Nicht minder, als durch seine eigenen Arbeiten, hat Moll die kirchenhistorischen Studien in den Niederlanden durch die Gründung einer Schule von jüngeren Gelehrten gefördert. Mit dem von ihm begründeten „Verein für niederländische Kirchengeschichte“ gab er längere Zeit einen *Kalender voor de protestanten in Nederland* (1856—1865) heraus, in welchem die durch seine Anregung entstandenen und von ihm gebilligten Schriften seiner Schüler veröffentlicht wurden.¹⁾

1) Der obige Nekrolog beruht auf der von W. Rogge verfassten Biographie Molls; auch eine zweite Biographie von Professor Acqouy in Leiden ist vor Kurzem erschienen.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 1. Mai 1880.

Herr Wilhelm Meyer hielt einen Vortrag:

„Ueber die urbinatische Sammlung von
Spruchversen des Menander, Euripides
und Anderer“.

Derselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht
werden.

Historische Classe.

Sitzung vom 1. Mai 1880.

Herr Würdinger hielt einen Vortrag:

„Beiträge zur Geschichte der Gründung
und der ersten Periode des Hausritter-
ordens vom hl. Hubertus 1444—1709“.

Derselbe wird gleichfalls in den „Abhandlungen“ veröffent-
licht werden.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 5. Juni 1880.

Herr Brunn hielt einen Vortrag:

„Troische Miscellen. Dritte Abtheilung“.

Sarpedon oder Memnon?

Auf mehreren, unter einander verwandten Vasengemälden ist eine männliche Leiche dargestellt, die von zwei geflügelten, ebenfalls männlichen Gestalten getragen wird. In den letzteren erkennt man jetzt allgemein Schlaf und Tod. Dagegen streitet man, ob der Todte Sarpedon oder Memnon zu nennen sei. Bei der Publication eines Kraters des Museo Campana (Mon. d. Inst. VI, 21) hatte ich mich für Memnon entschieden, wogegen sich schon Jul. Lessing (*de Mortis apud veteres figura* p. 37—41) in scharfen Worten — er spricht von *interpretandi licentia* — geäußert hatte. Nicht milder urtheilt C. Robert im letzten berliner Winckelmannsprogramm: *Thanatos*, 1878. Er sagt S. 7: „In dem Toten wird jeder moderne Beschauer sofort Sarpedon erkennen; und ich möchte glauben, jeder antike Beschauer auch. Wenn Brunn dessenungeachtet den Toten für Memnon hält, weil Sarpedon-Darstellungen bis jetzt noch nicht nachgewiesen seien und als Gegenbild zu der

Darstellung der *προσβεία* auf der Vorderseite die Leiche eines dem Achill erlegenen Heros passender gewählt sei, als die eines von Patroklos Getöteten, so wird er selbst dieser Argumentation irgend welche zwingende Kraft kaum beilegen wollen. In der Zusammenstellung der Scenen verfahren wahrlich die attischen Vasenmaler nicht mit solcher mehr als alexandrinischen Zuspitzung, wie Brunn es von ihnen erwartet; der Zusammenhang ist hinreichend gewahrt, wenn auf jeder Seite der Vase eine Scene der Ilias dargestellt ist. Hätte indessen der Vasenmaler wirklich Memnon darstellen wollen, so ist Nichts von seiner Seite geschehen, um dies in der Darstellung selbst deutlich zu machen, und seine, nicht unsere Schuld ist es, wenn wir seinen Memnon für Sarpedon halten; die Möglichkeit richtig zu interpretiren hört dann einfach auf.“ Gegenüber einer solchen, es ist wohl nicht zu viel gesagt, wegwerfenden Kritik wird man es mir nicht verargen können, wenn ich mich mit scharfen Waffen zur Wehre setze und dem Angriff die Behauptung entgegensetze: die Möglichkeit richtig zu interpretiren hört allerdings auf, wenn man über die Schranken einer bestimmten Methode nicht hinwegsehen will oder kann.

In der Philologie scheidet man zwischen einer, an sich und bis zu einem gewissen Punkte ja vollberechtigten und nothwendigen, sogenannten niederen und einer über dieselbe hinausgehenden höheren, mit klassischem Ausdruck als *divinatio* bezeichneten Kritik. Soll diese letztere der Archäologie etwa vorenthalten bleiben? Fast scheint es so. Allerdings liegt es in ihrem Wesen begründet, dass sie nicht bei jedem einzelnen Falle ihrer Anwendung den ganzen Apparat von Schlussfolgerungen, auf dem sie beruht, ausführlich darlegt, ja oft sich derselben im Augenblick kaum klar, d. h. verstandesmässig bewusst sein mag. Sie beruht oft auf einer Summe von allgemeinen oder speciellen Anschauungen und Erfahrungen, die sich halb

unbewusst zur Lösung einer Schwierigkeit vereinigen und ihr Ziel, meinetwegen auch mit Uebersprungung gewisser Mittelglieder erreichen. Um einen solchen Fall handelt es sich bei den fraglichen Vasenbildern. Wenn man nun von den tieferen Gründen, die mich zu meiner Deutung veranlasst haben, keine Ahnung zu haben scheint, so bin ich freilich genöthigt, über den vorliegenden Fall weit hinauszugreifen und auf Erörterungen allgemeinerer Art einzugehen, von denen ich mit Unrecht vorausgesetzt habe, dass sie jeder für sich selbst anstellen werde.

Aristoteles lobt in einer berühmten Stelle seiner Poetik (c. 23) den Homer, dass er nicht den ganzen troischen Krieg besungen, obwohl er einen Anfang und ein Ende habe, sondern dass er nur einen bestimmten Abschnitt ausgewählt und diesen durch Episoden für die besonderen Zwecke des Epos passend erweitert und zugerichtet habe: οἱ δ' ἄλλοι περὶ ἓνα ποιοῦσι καὶ περὶ ἓνα χρόνον καὶ μίαν πρᾶξιν πολυμερῆ, οἷον ὁ τὰ Κύπρια ποιήσας καὶ τὴν μικρὰν Ἰλιάδα. τοιγαροῦν ἐκ μὲν Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσεΐας μία τραγῳδία ποιεῖται ἑκατέρας ἢ δύο μόναι, ἐκ δὲ Κυπρίων πολλαὶ καὶ τῆς μικρᾶς Ἰλιάδος πλεον ὀκτώ, οἷον ὕλων κρίσις, Φιλοκτήτης, Νεοπτόλεμος, Εὐρύπυλος, Πρωχίαι, Λάκαιναι, Ἰλίου πέρσις καὶ ἀπόλλους καὶ Σίνων καὶ Τρωάδες. Dass diese Stelle nicht blos für die Literatur der Poesie, sondern auch für die Archäologie ihre tiefe Bedeutung hat, kann eine einfache statistische Beobachtung lehren. In Overbecks Atlas zum troischen Cyclus beziehen sich auf die Kyprien 9 Tafeln, auf die Ereignisse nach dem Schlusse der Ilias bis zur Iliupersis 7, auf die Ilias 5, von denen aber mehr als eine in Abzug zu bringen ist, da sich gerade hier manches Ungehörige eingeschlichen hat.¹⁾ Spätere

1) Sicher oder sehr wahrscheinlich beziehen sich auf die Kyprien: 16, 2 und 4; 18, 2; 20, 1; auf die Aethiopsis: 17,3; gar nicht auf den

Entdeckungen haben an diesem Verhältniss nichts Wesentliches verändert, sondern vertheilen sich etwa in gleichem Maasstabe. Wenn nun die aristotelische Proportion der Tragödien gewiss keine zufällige ist, sondern auf bestimmten Gründen beruht, so werden wir voraussetzen dürfen, dass auch das analoge Verhältniss der Kunstwerke seine bestimmten Ursachen haben wird, oder mit andern Worten: dass die Künstler nicht jede beliebige Scene oder Episode, selbst wenn sie an sich für künstlerische Behandlung geeignet war, nach individueller Laune auch wirklich zur Darstellung brachten, sondern dass sie sich ebenso wie die Tragiker bei der Auswahl von bestimmten Gesichtspunkten leiten liessen.

Eine summarische Betrachtung der Monumente wird dies bestätigen; doch wird es nicht nöthig sein, für den nächsten Zweck alle Denkmälerklassen in gleicher Weise zu berücksichtigen. Denn, um z. B. von den geschnittenen Steinen ganz abzusehen, die sich aus besonderen Ursachen mit anderen Darstellungen wenig berühren, so liefern auch die Reliefs und Wandgemälde nur ein zerstreutes und lückenhaftes Material und fehlen namentlich für die ältere, hier besonders wichtige Zeit fast ganz. Dagegen bieten die Vasenbilder eine reiche und in so fern auch ziemlich in sich abgeschlossene Masse dar, als fernere Entdeckungen wohl eine quantitative Vermehrung innerhalb der bekannten Darstellungskreise versprechen, aber eine relativ weit geringere Aussicht auf eine Erweiterung dieser Kreise selbst eröffnen. Die Vasenbilder sind daher hier, wenn auch nicht ausschliesslich, doch in ganz überwiegender Weise in Betracht zu ziehen. Ausserdem aber werden wir von vorn herein nicht ausser Acht lassen dürfen, dass nicht alle

troischen Cyclus: 16, 12, 13 und 17; 17, 7; 18, 4, 5 und 7; eine Fälschung ist 16, 11.

troischen Darstellungen auf das Epos, wenigstens nicht auf das Epos als directe Quelle zurückzuführen sind. Wie bedeutend namentlich die vielfachen Umgestaltungen, welche die Sage durch die Tragödie erfahren hat, auf die jüngere Kunst eingewirkt haben, ist allgemein anerkannt. Aber selbst wo der Stoff dem Epos entlehnt ist, kann sich doch die Auffassung z. B. dem Geiste der strengeren chorischen oder der freieren mehr subjectiv gefärbten Lyrik annähern. Endlich redet auch die Kunst ihre eigene Sprache und benützt daher die von ihr selbständig für gewisse allgemeine Verhältnisse ausgeprägten Typen auch zur Darstellung bestimmter mythischer Scenen und Situationen ohne Rücksicht auf den Wortlaut der besonderen poetischen Quelle.

Wir beginnen mit den Kyprien. Reich, ja überreich, mehrfach typisch durchgebildet, und nicht ausschliesslich in der Vasenmalerei vertreten sind die Liebeswerbung, die Hochzeit und das Beilager des Peleus, sowie das Urtheil des Paris. Sie sind die anerkannten, durch den Rathschluss des Zens gewollten Ausgangspunkte des gesammten troischen Krieges, und überragen dadurch an tieferer, ich möchte hier sagen, epischer Bedeutung sogar den factischen, äusseren Anlass zum Kriege, nemlich die Liebeswerbung des Paris und die Entführung der Helena. Allerdings erscheint in einer mehrfach wiederholten Reliefcomposition aus guter griechischer Zeit (Ov. 13, 2) auch diese Liebesbegegnung als der Ausfluss eines höheren göttlichen Willens, etwa in dem Sinne, wie am Kypseloskasten:

Μήδειαν Ἰάσων γαμέει, κέλεται δ' Ἀφροδίτα.

Dieser Auffassung nähert sich die Vasenmalerei nur selten in Arbeiten des mittleren, d. h. des mehr oder weniger strengen rothfigurigen Styls. In schwarzfigurigen Bildern fehlt der Gegenstand ganz; in denen des malerischen Styls

verflacht er sich mehr und mehr, wie in der späteren Poesie, zu einem blossen Liebesabenteurer. Der Tragödie und der späteren Lyrik gehört auch die selbstständige Entwicklung der Vorgeschichte des Paris, seines Verhältnisses zu Oenone, seiner Wiedererkennung im Hause des Priamos an, und diesem Verhältnisse entspricht der Charakter der betreffenden Kunstdarstellungen. Es folgen die Vorbereitungen zum Kriege, Abschiede, Auszug u. s. w. Wollen wir hierher die nicht weiter charakterisirte Darstellung des Akamas und Demophon neben ihren Rossen (Gerhard *etr. und camp. Vasenb.* 12) ziehen, so hätte der Maler dabei wohl weniger den troischen Krieg an sich, als die Verherrlichung zweier athenischer Namen im Auge. Der Abschied des Aias in einem vereinzelt Vasenbilde ist gewissermassen ein Reflex der späteren tragischen Entwicklung seiner Schicksale und möglicher Weise erst unter dem Einflusse der Tragödie entstanden. Des Odysseus erheuchelter Wahnsinn ist der Vasenmalerei fremd geblieben; er hat für das Epos nur den Werth einer Episode; seine künstlerische Bedeutung liegt auf dem Gebiete einer psychologischen Entwicklung, für welche die Vasenmalerei ihrer Natur nach weniger geeignet war. Von entschiedenster Wichtigkeit für das Epos ist dagegen die Theilnahme des Achilles als des Haupthelden des ganzen Krieges, der für diesen Krieg ausdrücklich geboren und erzogen wird. Doch hat sich auch hier die Vasenmalerei auf die Erziehung bei Chiron und auf Abschied und Auszug beschränkt. Die Darstellungen der Geburt, des Aufenthaltes unter den Töchtern des Lykomedes sind, um einen kurzen, hier aber wohl verständlichen Ausdruck zu wählen, ausserepisch. Die Abfahrt, die Landung in Mysien fehlen. Im Giebel des Tempels zu Tegea war allerdings die Schlacht am Kaikos dargestellt, aber nicht wegen ihres epischen Inhalts, sondern weil Telephos der Sohn der tegeatischen Priesterin Auge war. Dagegen zeigt uns ein

Vasenbild Patroklos verwundet und von Achilles verbunden, nach Welckers schöner Deutung: im mysischen Feldzuge. Hier zeigt sich uns zum ersten Male recht offenbar die Feinheit der Vasenmaler in der Wahl scheinbar oder äusserlich nicht besonders hervorragender, aber beziehungsreicher Momente, welche den Vasenbildern oft einen über ihr formal künstlerisches Interesse weit hinausgehenden tief poetischen Werth und Reiz verleihen. Hier verwandelt sich die Jugendfreundschaft der beiden Helden in eine feste Heldenbruderschaft und Kampfgenossenschaft, aus der sich die Katastrophen im zweiten Theile der Ilias mit moralischer Nothwendigkeit entwickeln. — Die Gegenwart des Telephos im Griechenlager wird im Epos dadurch motivirt, dass er nach der ersten verfehlten Fahrt den Hellenen als Wegweiser nach Troia dienen soll: eine Thatsache, die freilich für die weitere Entwicklung poetisch nicht gerade ins Gewicht fällt. Die Anfänge der Telephosvorstellungen schon vor der Zeit des malerischen Vasenstyls sind daher wohl schon auf den Einfluss der Tragödie zurückzuführen, während die späteren, darunter auch die zahlreichen etruscischen Urnen, entschieden auf denselben zurückweisen. — Die Opferung der Iphigenie hat eine tiefere Bedeutung weniger für den troischen Krieg, als für die Nostoi und die Orestessage, welche zu ihrer glänzenden Verarbeitung erst durch die Tragödie gelangt. Vor die Zeit derselben fallen denn auch keine Kunstdarstellungen; in der Vasenmalerei erscheint sie erst im malerischen Styl.

Mit dem Aufenthalt in Aulis bringt man gewöhnlich das Würfelspiel des Achilles und Aias in Verbindung, freilich mit zweifelhafter Berechtigung. Vielleicht liegt hier einer der Fälle vor, in denen ein künstlerischer Typus allgemeinerer Art, eine Frage an das Schicksal durch Würfeln oder Brettspiel, durch die beigesetzten Namen individualisirt wird, um das allgemeine Verhältniss der beiden gewaltigsten

Helden zu einander ohne Beziehung auf ein specielles Factum zur Anschauung zu bringen. Schon in der mittleren Vasenmalerei ist der Typus im Verschwinden. — Auch die Verwundung des Philoktet, der erst später im Kriege eine wichtige, aber doch nur kurze Rolle spielen sollte, begegnet uns erst, und immer noch spärlich, in der mittleren Vasenmalerei.

Der Tod des Protesilaos bei der Landung in Troas fällt für den Fortgang des Krieges selbst nicht ins Gewicht: die wenigen Kunstdarstellungen gehen auf die Tragödie zurück. — Wichtiger ist der Kampf des Achilles gegen Kyknos, auch dieser freilich weniger für den Krieg im Allgemeinen, als für die Heldenlaufbahn des Achill, und damit stimmt, dass das einzige Vasenbild, welches ich auf diesen Kampf in einem besonderen Artikel zurückzuführen hoffe, dort als Theil einer „Achilleis“ erscheint. — Anders verhält es sich mit dem von Welcker so schön nachgewiesenen aufgehobenen Zweikampf zwischen Achill und Hektor. Es ist natürlich, dass die beiden Haupthelden der feindlichen Parteien vor Begierde brennen, ihre Kräfte mit einander zu messen, und dass darum der Dichter sie so schnell als möglich, wahrscheinlich unmittelbar nach dem Tode des Kyknos, einander gegenüberstellt, aber ebenso natürlich, dass es im Interesse beider Parteien liegt, die besten Kräfte nicht sofort beim ersten feindlichen Zusammentreffen aufs Spiel zu setzen, sondern für die letzten Entscheidungskämpfe aufzusparen. So wird die erste Begegnung beziehungsreich für die Folge, und die Bedeutung der beiden Helden für die letzte Entscheidung des Krieges tritt gerade durch die gewaltsame Verzögerung derselben in das hellste Licht. Es entspricht dem epischen Grundcharakter dieser Scene, wenn diese erste Begegnung nicht erst in einem rothfigurigen, sondern schon in älterer, noch drastischerer Auffassung in einem schwarzfigurigen Vasenbilde (München 330; Arch.

Zeit. 1854, T. 67) dargestellt wurde, wie von W. Klein und unabhängig von ihm auch von mir vermuthet worden ist (Verh. d. 29. Philologenversamml. in Innsbruck S. 152 und 157).

Es bleibt der zahlreiche, durch alle Klassen der Vasenmalerei hindurchgehende Kreis der Troilosdarstellungen. Beruht ihre Häufigkeit auf rein künstlerischen Gründen oder gar auf blossem Zufall? Für den äusseren Verlauf des Krieges bildet des Troilos Tod doch nur eine Episode ohne nachhaltige Bedeutung. Selbst die Angabe, dass das Schicksal Troja's mit dem Tode des Troilos vor erreichter Mannbarkeit auf das Engste verknüpft war, würde die Bevorzugung dieser Scene von Seiten der Künstler nur ungenügend rechtfertigen. Das tief innerlich Entscheidende liegt vielmehr darin, dass bei diesem Anlass Achilles das Heiligthum des thymbräischen Apollo entweicht, dass er sich dadurch die persönliche Feindschaft des Gottes zuzieht, und dass dadurch sein späterer Tod als die Sühnung einer bestimmten Schuld moralisch begründet wird.

Gewissermassen als künstlerischer Schluss der Kyprien lässt sich das friedliche Zusammensein des Achilleus und der Briseis etwa nach der Rückkehr von einer kriegerischen Unternehmung betrachten (Gerhard A. V. 187). Auf ihrer Trennung beruht der ganze Conflict, mit dem die Ilias beginnt.

Wenn Horaz den Homer preist, dass er „nil molitur inepte“, so darf ein ähnliches Lob auch den Künstlern wegen der Auswahl der obigen Scenen nicht vorenthalten werden. Namentlich die älteren Vasenmaler, so weit sie, von der lebendigen Volkssage abgesehen, noch fast ausschliesslich auf die epische Poesie als Quelle angewiesen waren, zeigen eine beinahe auffällige Zurückhaltung. Eigentlich nur die drei grossen Gruppen des Peleus und der Thetis, des Parisurtheils und des Troilos haben sich zu typischer Durch-

bildung entwickelt. Des Paris Liebeswerbung und Flucht, des Patroklos Verwundung, der aufgehobene Zweikampf des Achilles und Hektor sind inhaltschwere Momente als Vorläufer der Zukunft. In den Abschiedsszenen, namentlich denen des Achill (vgl. Sitzungsber. 1868, S. 61) gehen die Künstler von der allgemeinen Typik aus, wissen diese aber in sehr selbständiger Auffassung zu verwerthen und aus ihr, dem Gesamttinhalte der Dichtung gemäss, ganz neue Reize und tiefgreifende Beziehungen zu entwickeln, wie denn z. B. auch die Typen der Brautführung, der Rückkehr in die Häuslichkeit in ihrer Anwendung auf Menelaos und Helena (Ov. S. 261), auf Achilles und Briseis einen unerwarteten Reiz gewinnen. Bei weiteren Darstellungen ist es nicht mehr das Epos, sondern die Entwicklung der Sage in Drama und Lyrik, von welcher auch die Kunst in der Auswahl der Scenen bedingt erscheint.

In den Kyprien überwiegen die Beziehungen auf Zukünftiges; nach dem Ende der Ilias drängt alles bestimmter zum Abschluss. Zunächst erscheint allerdings noch der Kampf gegen Penthesilea als eine sehr selbständige Episode des Krieges, die sich eben so selbständig auch künstlerisch verwerthen liess und wirklich verwerthet wurde. Dagegen soll der Kampf gegen Memnon den Achilles vor seinem nahen Ende noch eumal in dem vollen Glanze seines Heldenthums zeigen, was nur dadurch erreicht wird, dass ihm ein an Geburt, Rang und Tapferkeit durchaus ebenbürtiger Gegner gegenübersteht. Unter diesem Gesichtspunkte ist denn auch die Memnonsage in ihren verschiedenen Phasen besonders von der Vasenmalerei seit früher Zeit behandelt und reich entwickelt worden, und überragt bei weitem die Darstellungen vom Tode des Achilles selbst: das ruhmlose Dahinsinken durch einen Pfeilschuss aus dem Hinterhalte entbehrte des tieferen poetischen Reizes und erst die spätere Kunst verschmähte die Darstellung auch dieses Momentes

nicht. Die ältere gab dem Kampfe um die Leiche den Vorzug. Auf ihn bezieht sich ein berühmtes statuarisches Werk, die eine der Giebelgruppen von Aegina. Von Vasenbildern ist das des Exekias unbedeutend, während uns das Pembrokesche durch alterthümliche Lebendigkeit der thatsächlichen Schilderung anzieht. — Vereinzelt finden wir auf der typischen Grundlage der Todtenklage auch Achilles auf dem Todtenbett von Nereiden und Musen beklagt (Ann. d. I. 1864, t. OP; vgl. A. Z. 1866, p. 200).

In einer andern Bilderreihe, dem Aufheben der Leiche und ihrem Forttragen durch Aias, ist es nicht mehr Achilles, um den es sich in erster Linie handelt, sondern Aias, dessen Untergang durch diese Scene mit dem Tode des Achill eng verknüpft werden soll. Mit dieser Andeutung scheint sich die ältere Vasenmalerei begnügt zu haben. Die Darstellung des Redekampfes zwischen Aias und Odysseus auf einem schwarzfigurigem Vasenbilde (Ann. d. I. 1865, t. F) zeigt eine zu feine Ironie, um für eine ursprünglich alte Erfindung zu gelten. Bei der Darstellung des Conflictes auf zwei Trinkschalen übte wenigstens indirect das Drama schon seinen Einfluss aus, wie schon die Compositionsweise der einen andeutet, die mit dem dramatischen Conflict auch die Lösung durch die Rückgabe der Waffen an Neoptolemos im Innenbilde verbindet (Philologenvers. in Innsbruck S. 157). Die Darstellung des Selbstmordes ist einige Male, und nicht nur von etruscischen Künstlern versucht worden, aber nicht zu einer wirklich befriedigenden Lösung des für die Vasenmalerei überhaupt nicht wohl lösbaren Problemes gelangt (vgl. Heydemann: A. Z. 1871, S. 60). Verhältnissmässig am besten gelungen ist das eine der griechischen Vasenbilder, welches indessen nicht den Selbstmord, sondern die Auffindung der Leiche durch Diomedes und Odysseus darstellt und wegen der Motivirung dieser beiden Gestalten für weniger alt zu halten sein möchte, als es den Anschein hat.

Die Bedeutung des Neoptolemos als Nachfolger des Achilles wird durch seinen Abschied von Lykomedes in der bekannten typischen Auffassung eingeleitet (Ann. d. I. 1860, t. I.) Dagegen ist es wiederum charakteristisch, dass weder die Sage von der Abholung des Philoktet, noch die vom Raube des Palladion in der älteren, ja die erstere überhaupt nicht in der Vasenmalerei vertreten sind. Die einzige Darstellung des Raubes, oder vielmehr des Streites um zwei Palladien aus der mittleren Zeit (M. d. I. VI, 22) steht poetisch und künstlerisch durchaus auf einer Linie mit den beiden auf das Waffenurtheil bezüglichen Trinkschalen. Beide Sagen mussten erst aus dem Zusammenhange des Epos, in welchem sie nur episodische Bedeutung hatten, herausgelöst und namentlich durch das Drama selbständig ausgestaltet werden, um auch in dem Kreise künstlerischer Darstellung Verwendung zu finden. — Die Zimmerung des hölzernen Rosses auf einer rothfigurigen Schale kann nur als ein misslungener Versuch bezeichnet werden, der auch in andern Kunstgattungen nur mit geringem Erfolge wiederholt worden ist. — Laokoon ist der Vasenmalerei fremd.

Die verschiedenen Episoden der eigentlichen Iliupersis sind allerdings in der Vasenmalerei ziemlich vollständig, aber keineswegs gleichmässig vertreten. Abgesehen von Andromache, welche ganz zurücktritt, und von dem etwas zweifelhaften Bilde der Hekabe bei Polymestor, das übrigens jedenfalls von der Tragödie abhängig ist, erscheint die Rückführung der Aethra erst in der mittleren Vasenmalerei, wohl durch athenischen Einfluss. Die eigentlichen Ziele des Krieges werden erreicht durch die Rückführung der Helena und die Ermordung des Priamos und Ästyanax, während die Rettung der Aeneaden als versöhnendes Element eintritt. Am Schluss dient die Opferung der Polyxena der Erinnerung oder der Erneuerung des Andenkens an

den gewaltigsten Helden, an Achilleus. Der Frevel an *Kassandra* endlich veranschaulicht theils die Greuel der Eroberung einer Stadt, theils leitet er zu den *Nostoi* über, auf welche hier nicht weiter einzugehen nöthig ist, da sie überhaupt für die ältere Vasenmalerei gar nicht in Betracht kommen. Auch die *Odyssee* geht, von dem einzigen *Polyphemabenteuer* abgesehen, in dieser Denkmälerklasse leer aus.

In der Auswahl der Scenen treten uns also auch hier überall bestimmte Gesichtspunkte entgegen, die es genügen mag nur angedeutet zu haben, um dadurch an die Betrachtung der Monumente der *Ilias* einigermaßen vorbereitet herantreten zu können.

Bei diesen werden wir die Zeitfolge der Begebenheiten vorläufig ausser Acht lassen und einzelne Gruppen zunächst nach besonderen Gesichtspunkten ausscheiden.

Vor allem ist der Einfluss des *Aeschylus* hervorzuheben, welcher der epischen eine dramatische *Ilias* oder *Achilleus* in trilogischer Gliederung entgegenstellte. Hierin folgte ihm die Vasenmalerei: die Darstellungen der Wegführung der *Briseis*, der Gesandtschaft an *Achill*, weiter die Darstellungen der Waffenübergabe an *Achill*, sowie der Lösung des *Hektor*, in denen die typische Gestalt des erzürnten *Achilleus* constant wiederkehrt, weisen in bestimmter Weise auf *Aeschylus* als Quelle hin (vgl. *Ann. d. Inst.* 1858, p. 366 sgg.).

Sehr vereinzelt steht das Aussenbild einer Trinkschale da: *Diomedes* im Kampfe gegen die dem *Aeneas* zu Hülfe kommende *Aphrodite* (*Journal of Philology* VII, 215). Der Kampf selbst trägt in der *Ilias* einen durchaus episodischen Charakter. Betrachten wir aber die Trinkschale weiter: da finden wir im zweiten Aussenbilde *Herakles* im Kampfe gegen den seinem Sohne *Kyknos* zu Hülfe eilenden *Ares*, im Innern den Ringkampf des *Peleus* mit der *Thetis*. Also

dreimal sind es Sterbliche, welche den Kampf gegen Unsterbliche mit Erfolg aufnehmen. Unter diesem Gesichtspunkte hob der Maler die Aeneasepisode aus dem Zusammenhange der Ilias heraus; dass es aber gerade die Ilias war, ist vom poetisch-künstlerischen Standpunkte reiner Zufall und daher gleichgültig.

Eine Episode ist auch die Doloneia, und es ist anerkannt, dass sie auch durch ihre poetische Färbung mehr als andere Theile sich als ein selbständiges Lied aus dem Zusammenhange des Ganzen aussondert. Es ist also dieser romantische Reiz, der in der Verkleidung des Dolon dem Künstler auch eine äussere Charakteristik darbietet, welcher den Anlass gab, dass die Vasenmalerei der mittleren und späteren Zeit sich der Darstellung dieser Episode zuwandte (vgl. Ann. d. Inst. 1875, p. 299 sgg. Die beiden schwarzfigurigen Bilder bei Ov. N. 39 und 40 stellen einfach einen Bogenschützen zwischen zwei Hoplitzen dar). Der mit der Doloneia eng verbundene Raub der Rosse des Rhesos ist nur durch ein vereinzelt spätes und keineswegs hervorragendes Vasenbild vertreten.

Ein Glanzpunkt poetischer Schilderung ist Hektors Abschied von Andromache. Allein nur ein einziges Mal, und nicht einmal völlig sicher, finden wir die Scene auf einem Vasenbilde in mehr allgemein schematisirter, als individualisirter Auffassung. Die dichterische Bedeutung dieses Abschieds für das Ganze des Epos oder vielmehr für den ganzen troischen Krieg erfassten die Künstler in weit selbstständigerer Weise, indem sie Rüstung, Abschied und Auszug des Hektor ohne Rücksicht auf poetische Einzelschilderung auf den Grundlagen künstlerischer Typik so darstellten, dass diese Scenen uns als die geistigen Gegenstücke zu dem Abschied des Achill entgegentreten (vgl. Sitzungsber. 1868, S. 73).

Einer besonderen Betrachtung bedarf eine Reihe von

einzelnen Kampfszenen. Wie ein kindliches Gemüth, welches sich in der Fülle der Einzelheiten eines Epos noch nicht zurecht zu finden weiss, sich an gewissen allgemeinen Vorstellungen genügen lässt, so wird sich auch die Kunst in ihrer Kindheit die Dinge in ähnlicher Weise zurechtlegen. Sie bildet sich gewisse allgemeine Schemata des Aufmarsches, des Zweikampfes, des Kampfes um eine Leiche, und sucht ihnen eine tiefere Bedeutung durch Hinzufügung von Namen beizulegen. So stehen auf einer sehr alten Vase (A. Z. 1864, T. 184) Achilleus, Patroklos, Protesilaos, Palamedes dem Hektor und Memnon gegenüber, sämmtlich zu Pferde, aber ohne jede persönliche Charakteristik oder auch nur Bewaffnung: Griechen gegen Troer, und es würde thöricht sein, hier mehr als diesen einfachen Gegensatz sehen zu wollen, unter dem sich eine kindliche Anschauung den troischen Krieg in seiner Gesammtheit vorstellte. So finden wir bei zwei Kämpfenden zwischen zwei Knappen einmal nur den Namen des Aeneas (Ann. d. I. 1866, t. Q), ein anderes Mal den des Achilleus und des Memnon (Mon. II, 38, 2). Dann kämpfen wieder Hektor und Sarpedon gegen Achilleus und Phoenix, die beiden Aias gegen Aeneas und Hippokles, während nebenbei noch die vereinzelte Figur des Dolon erscheint (Ann. 1862, t. B); oder Aias gegen Hektor und Aeneas (Mon. II, 38, 1); sowie Hektor gegen Menelaos über der Leiche des Euphorbos (Verh. der Philol. in Hannover 1864). Aber es würde vergeblich sein, hier eine Uebereinstimmung der Bildwerke mit den Worten Homers nachweisen zu wollen und noch thörichter, auf andere poetische Quellen als Homer zu schliessen. Dass auch noch später als in diesen alterthümlichen Bildern erhebliche Ungeschicklichkeiten vorkommen, wird uns nicht Wunder nehmen. Wir werden daher einem Kampfe des Diomedes gegen Hektor über der Leiche eines Skythes (Gerhard A. V. 192) keine Bedeutung beilegen; eben so wenig einer

Kampfszene, in welcher nach der Stellung der Inschriften Aias und Hektor einem Tydys und Genossen gegenüberstehen (München N. 53). Wir erkennen vielmehr an diesen Ausnahmen, welche an verwandte Bestrebungen aus der Kindheitszeit der Archäologie, jede beliebige Kampfszene mit mythologischen Namen auszustatten, erinnern, wie wenig die Malerei geneigt war, rein episodische Szenen in den Kreis ihrer Darstellungen aufzunehmen.

Fragen wir jetzt nach den Szenen der Ilias, welche nach diesen durch besondere Gesichtspunkte motivirten Ausscheidungen als ihrer Auffassung nach speciell oder specifisch episch übrig bleiben, so tritt uns sofort die äusserst charakteristische Erscheinung entgegen, dass die ersten vierzehn Gesänge der Ilias, auch in andern Denkmälerklassen schwach vertreten, in der Vasenmalerei völlig leer ausgehen. Ja, selbst unter den ausgeschiedenen Kategorien begegnen wir nur in jenen halbverstandenen Kampfszenen, sonst nirgends einem schwarzfigurigen Vasenbilde. Erst mit dem 15. Gesange ändert sich das Verhältniss. Noch vereinzelt steht auf einer Vase von provinciell etruscischer Technik (roth auf schwarz aufgemalt) der Kampf bei den Schiffen, mit dem auf der Rückseite als Gegenbild der Besuch des Priamos bei dem (zürnenden) Achill verbunden ist. Hier steht also dasjenige kriegerische Ereigniss, welches den ersten Anlass bietet, die *μῆνις* des Achill zu brechen, der dadurch eingeleiteten Schlusskatastrophe der Ilias gegenüber. — Die nächste Folge dieses Kampfes ist der Tod des Patroklos. Trotz seiner hohen, ja entscheidenden Bedeutung für die Entwicklung der Ilias finden wir nur einige Male den Kampf um seine Leiche: das erste Mal (s. F.) in oberflächlicher Schematisirung, bei der ausserdem noch entweder die Inschriften oder der phrygische und der griechische Bogenschütz vertauscht sind, das andere Mal (s. F.) nicht eben besser als Pendant zum Kampfe um

die Leiche des Achill, zum dritten Male (r. F.) in Verbindung mit dem Auszuge des Achill zum Kriege, so dass der Tod des Patroklos gewissermassen als der Anfang des Endes auf das nun schneller nabende Verhängniss des Achilles hinweist. Ueber ein viertes Bild s. u. — Vereinzelt steht wieder ein Bild (r. F.) der Thetis in der Schmiede des Hephaestos, bei dem wir nicht übersehen dürfen, dass diesem Innenbilde einer Trinkschale aussen die Darstellung einer Erzgiesserei entspricht, die Scene der Ilias also nicht wegen ihres epischen Inhaltes, sondern aus Rücksicht auf die hier hervortretende Kunstthätigkeit des Gottes gewählt ist. — Für die Darstellung Waffen tragender Nereiden scheint nicht selten noch mehr als der poetische Inhalt, die Verwendbarkeit eines Nereidenzuges für decorative Zwecke ausschlaggebend gewesen zu sein.

Der Zweikampf des Achilles und Hektor mag in einem schwarzfigurigen Bilde erkannt werden; häufiger ist er in rothfigurigen guten Styls, in denen er mehrere Male durch die Hindeutung auf die Rache Apollos eine bestimmte Beziehung auf den eigenen Tod des Achilles erhält. Die ältere Vasenmalerei hat als eine weit drastischere Scene die Schleifung des Hektor darzustellen geliebt ¹⁾, die ausserdem nur einmal im unteritalischen Style vorkommt (Heydemann, Neapel N. 3228). Vereinzelt findet sich das Wagenrennen bei der Leichenfeier des Patroklos auf der Françoisvase. Die Wahl ist hier wahrscheinlich durch den Zusammenhang mit andern troischen Scenen auf derselben Vase bedingt,

1) Auf einer dieser Darstellungen (Ov. 19,8) findet sich über einer beflügelten Gestalt jenseits der Rosse der Name *Κορυσος*, der zu der Annahme eines wundersamen Dämons der Bestäubung Anlass gegeben hat. Allein er ist rückläufig geschrieben und offenbar nur bei der Uebertragung des Bildes von der Rundung der Vase auf das glatte Papier vom Kopfe des Wagenlenkers abgerückt worden, für welchen er ebenso passend, wie für einen Dämon unpassend erscheint.

auf den im Einzelnen einzugehen hier zu weit führen würde. Sonst begegnen wir der Leichenfeier und speciell der Opferung der troischen Jünglinge auf einem grossen unteritalischen Vasenbilde (Mon. d. Inst. IX, 32) und ausserdem öfter in etwa gleichzeitigen italischen Bildwerken, wie Cisten, etruscischen Wandgemälden und Urnen. Es bleibt noch die Schlusscene, der Besuch des Priamos bei Achilles. Hier erscheint einmal Priamos sich zur Ausfahrt rüstend (Bull. d. I. 1843, p. 75); aber es ist eine der öfter in typischer Gestaltung vorkommenden Darstellungen der Anschirrung eines Viergespannes, der man durch Namensbeischrift eine bestimmte Beziehung zu geben gesucht hat.¹⁾ In der Schilderung des Besuches selbst stehen neben den schon erwähnten, an Aeschylus sich anschliessenden Bildern diejenigen, in denen Achill, dem Epos entsprechend, beim Mahle ausruht, und zwar sowohl in schwarz-, wie in rothfigurigem Styl. — Typische Geltung auf dem Gebiete der Vasenmalerei haben also aus dem ganzen Kreise der Ilias als Epos eigentlich nur in älterer Zeit die Schleifung und die Lösung des Hektor, etwas später der Zweikampf des Achilles und Hektor erlangt.

Durch diese Statistik erhält also die am Anfange ausgesprochene Voraussetzung eine fast über Erwarten glänzende Bestätigung: nicht jede beliebige Scene des troischen Krieges stellten die Vasenmaler dar, selbst wenn dieselbe an sich in der Schilderung eines epischen Dichters die Elemente für eine künstlerische Conception darbot, sondern in ähnlichem Sinne wie die Tragiker wählten sie mit Umsicht und im Hinblick auf die Gesamtentwicklung des Sagenkreises dasjenige aus, was über die äussere Gestaltung der

1) Ich erinnere mich von flüchtiger Betrachtung her nur noch den Namen *Παρις* gelesen zu haben. Die Vase kam im Anfang der sechziger Jahre in den Besitz des spanischen Banquiers Salamanca.

Darstellung hinaus der Phantasie eine reichere Anregung bot. Spricht sich nun schon in der Wahl der einzelnen Scenen ein feiner poetischer Sinn aus, so werden wir denselben in der Verbindung verschiedener Scenen auf einem und demselben Gefässe gewiss in nicht geringerem Maasse voraussetzen müssen. Gegen einen so banausischen Standpunkt, wie der ist: dass der Zusammenhang hinreichend gewahrt sei, wenn auf jeder Seite einer und derselben Vase eine Scene der Ilias dargestellt sei, lässt sich schon ganz äusserlich der Umstand geltend machen, dass ja die Verbindung zweier Scenen aus der Ilias, ja nicht einmal aus dem ausgedehnteren troischen Cyclus keineswegs Regel ist, sondern dass vielmehr eben so oft, wenn nicht öfter Scenen aus verschiedenen, von einander ganz unabhängigen Sagenkreisen mit einander verbunden sind. Wollen wir darin nicht reine Willkür sehen, wozu wir uns doch wenigstens bei den sorgfältiger ausgeführten Gefässen nicht leicht entschliessen werden, so werden wir den Zusammenhang nicht in dem Stofflichen des Inhaltes, sondern in poetischen Beziehungen anderer Art zu suchen haben. Einer mehr als alexandrinischen Zuspitzung bedarf es dabei keineswegs. Aus einer auch nur flüchtigen Lectüre pindarischer Siegeslieder oder auch tragischer Chorgesänge wird es sich leicht ergeben, dass es sich zumeist um dieselben einfachen Gesetze der poetischen Analogie handelt, nach denen die Dichter derselben die Thaten, Schicksale und Situationen ihrer Helden durch verwandte Thaten, Schicksale und Situationen anderer Heldengestalten in ein helles Licht zu setzen lieben. Einiges ist bereits im Vorhergehenden kurz angedeutet worden, Anderes denke ich im Anhang zu diesem Aufsätze zur Sprache zu bringen. Auf eine systematische Behandlung verzichte ich vorläufig, um mich endlich dem diesmaligen Hauptthema wieder zuzuwenden.

Die Besorgung einer Leiche durch zwei geflügelte Dä-

monen ist nicht nur einmal dargestellt, sondern hat in der älteren und mittleren Vasenmalerei eine typische Geltung erlangt, wie sie nur den Kern- und Knotenpunkten der Sage zu Theil geworden ist. Ist aber der Tod des Sarpedon ein solcher Knotenpunkt? Er ist eine rein poetische, epische Episode zur Verherrlichung des Patroklos, welche dessen Geschick nur für einen Augenblick aufhält, aber ohne entscheidende Bedeutung für den Fortschritt der Handlung. Wenn nun schon der um so viel bedeutsamere Tod des Patroklos zu einer sehr schwachen, fast nur durch die Beziehung auf Achill bedingten künstlerischen Entwicklung gelangt ist, so ist für den Tod des Sarpedon eine stärkere Betonung in der Kunst sicher nicht zu erwarten. Nur eine besonders scharfe Charakteristik in den Bildwerken selbst könnte diese Annahme umstossen.

Unter diesen war bisher am besten charakterisirt die Schale des Pamphaeos (Ov. 22, 14). Nach Robert (S. 9) scheint Iris „den Zug begleitet zu haben und nun durch die ausgestreckte Linke den geflügelten Trägern den Befehl zum Niederlegen der Leiche zu geben. Die rechts, deren Bewegung Schrecken und Trauer kund giebt, ist als eine dem Toten Nahestehende, sei es Mutter, sei es Gattin, nicht zu verkennen; auch das ist deutlich, dass sie erst in diesem Moment durch den Anblick der Leiche ihren Verlust erfährt.“ Mit Nichten! Die Bewegungen dieser Figur entsprechen durchaus denen der Iris; sie sind nicht etwa verschieden, wie die der Eos und der Thetis auf derselben Tafel bei Ov. N. 3, 4, 7 und 13. Also wird auch ihre Thätigkeit die gleiche sein; nicht kommt die eine erst an; sie sind gleichzeitig zur Stelle und beide ordnen, eine wie die andere, das Niederlegen an. Das schickt sich wohl für Eos neben der Iris, nicht aber für die so gut wie unbekannte Mutter oder Gattin des Sarpedon. — Gar zu oberflächlich hat Robert auch das Gegenbild der Schale ange-

sehen (Gerhard A. V. 221), in dem man „ohne alle Berechtigung“ Amazonen habe erkennen wollen. Wenn ihm aus blossem künstlerischem Empfinden der weibliche Charakter der Kämpferinnen nicht klar wurde (vgl. z. B. Gerhard A. V. 103), so hätte er doch die deutlich angegebene weibliche Brust wenigstens einer der Gestalten, der dritten von rechts, nicht übersehen dürfen. Wir haben es also hier wirklich mit einer Rüstung von Amazonen zu thun, die in einem nahen historischen Zusammenhange nicht mit dem Tode des Sarpedon, wohl aber mit dem des Memnon steht. Absichtlich sind beide Bilder nicht als durchaus gleichwerthig behandelt: die Rüstungsscene in allgemeiner Charakterisirung als Einleitung der Aethiopis, um die Bestattung des Memnon, wie sie den Höhepunkt des Gedichtes bezeichnet, so auch hier als Hauptbild bedeutender hervortreten zu lassen.

Aber Robert selbst liefert mir noch weitere Waffen gegen seine eigene Meinung. Auf einer von ihm S. 17 abgebildeten flüchtig gemalten attischen Trinkschale neigt sich eine geflügelte Frau mit vorgestreckten Armen liebevoll über die von Schlaf und Tod getragene Leiche. Hier kann Robert selbst nicht umhin, Eos und Memnon zu erkennen. Er nennt die Vase „ein rechtes Beispiel für die gerade in Athen so häufige Klasse von Vasen, in denen die alte schwarzfigurige Technik während der Blütezeit der rothfigurigen noch bis tief ins 4. Jahrhundert hinein fortlebt, und schwerlich älter als die Mitte des genannten Jahrhunderts,“ und baut darauf (S. 18) die Folgerung, dass „in der That die Wegführung und Bestattung durch Thanatos und Hypnos, die einst ein späterer Vertreter des jonischen Epos als höchste dem Zeus-Sohn Sarpedon erwiesene Ehre sich erdacht hatte, auch auf einen andern Heros, den Sohn der Eos übertragen wurde, freilich aber in einer Zeit, wo derselbe Zug sogar bereits auf gewöhn-

liche Sterbliche übertragen war“. Ueber den letzten Punkt später! Aber wenn auch die Ausführung spät ist, worüber sich ja Robert mit grosser Zuversicht ausspricht, wie lässt sich behaupten, dass die weit ältere Conception in einem übertragenen, nicht in dem ursprünglichen Sinne verwendet war? Bisher galt es als Grundsatz in der Archäologie, dass eine in gewissem Sinne unvollständige Composition, wie die des am Anfange genannten Campana'schen Krater, nach der vollständigeren, hier der attischen Schale, zu deuten sei, nicht umgekehrt.

Wenn also der Todte ursprünglich als Memnon gedacht war, so erklärt es sich auch leichter, wie auf einem sicilischen Lekythos (bei Benndorf Gr. u. sic. Vas. 42, 2) der Maler die Figuren von Schlaf und Tod in zwei Mohren übersetzen konnte.¹⁾ Damit ist indessen noch keineswegs zuzugeben, dass auf einem von Robert (S. 16) erwähnten, noch unedirten Bilde ein von zwei Kriegern fortgetragener nackter und von seinem gewaffneten Eidolon begleiteter Todter ebenfalls für Memnon zu halten sei, weil auf der Rückseite derselben Vase Eos mit der Leiche des Memnon dargestellt ist. Im Gegentheil: wenn es auch nicht gerade unerhört ist, dass die Scene der einen Seite die fast unmittelbare Fortsetzung der andern bildet (vgl. Troilos bei Ov. 15, 5 u. 6), so gehört dies doch zu den Ausnahmen. Man liebte es, weiter auseinander liegende, oft nicht einmal durch die Einheit der Person, sondern nur durch die einheitliche poetische Idee verbundene Momente zu wählen.

1) Ueber dem Todten schwebt eine kleine geflügelte Figur, wie sie einige Male auch auf Alkyoneus-Vasen vorkommt. Robert bemerkt: „Heydemann irrt gewiss, wenn er diese Figur auf den Alkyoneus-Vasen für männlich hält und Thanatos benennt“. Aber ist es nicht ein weit schwererer Irrthum, diese einige Male völlig nackt gebildete und nicht weiss colorirte Figur für weiblich zu erklären und an der Benennung Ker festzuhalten?

Nehmen wir an, dass hier einer Seits (nach II. 17, 719; vgl. meine Urne etrusche p. 76) Patroklos, der Freund, anderer Seits Memnon, der Feind des Achill, aus dem Kampfe getragen wird, so finden wir, dass durch die beiden Bilder der Anfang vom Ende, d. h. der Anfang, der zum Wiedereintreten des Achilles in den Krieg den Anlass bietet, und der letzte siegreiche Kampf vor seinem eigenen Ende an unserer Phantasie vorübergeführt wird. Der Ideengehalt entspricht also ziemlich genau dem des Campana'schen Krater, nur dass dort an die Stelle des Todes des Patroklos die Gesandtschaft des Odysseus bei Achilles getreten ist, die an der Hartnäckigkeit des letzteren scheiterte und dadurch den Tod des Patroklos zur ersten, fast unmittelbaren Folge hatte.

Doch zurück zu Sarpedon! Wenn der neuere Zuwachs von Vasenbildern keine neuen Momente für Sarpedon, sondern vielmehr für Memnon ans Licht gebracht hat, so muss ich Robert noch besonders dankbar sein, dass er auch das Gewicht der poetischen Quellen, welche er und Andere für Sarpedon geltend gemacht, bedeutend abgeschwächt hat. Hören wir ihn selbst (S. 5): „Lachmann hat die beiden Abschnitte, in denen von der Entführung der Leiche des Sarpedon die Rede ist, das Gespräch des Zeus mit Hera (II, 432—458) und seinen Befehl an Apollo (II, 666—683) für den ausschmückenden Zusatz eines späteren Dichters erklärt; wenn er Recht hat — und ich vermag nicht einzusehen, was man seinen Gründen entgegenhalten kann — so liegt die Möglichkeit immerhin vor, dass die Parallel-Episode der Aithiopsis, die Entführung der Leiche des Memnon durch seine Mutter Eos, welche andernfalls für eine Nachahmung des homerischen Liedes gelten müsste und auch gemeiniglich gilt, vielmehr das Vorbild ist, nach welchem der Nachdichter seinen schönen und ergreifenden, aber, wie mir dünkt, nicht allzu genau in den Vorstellungs-

kreis der Ilias passenden Zug erfand. Man wird sogar zugeben müssen, dass die Episode in der Aithiopis viel inniger dem Zusammenhang der Erzählung sich anschmiegt, als in der Ilias, wo sie ein ziemlich loses Anhängsel ist und sich auch äusserlich leicht als späteren Zusatz zu erkennen giebt“. Nun aber erfolgt eine plötzliche Wendung: die Concession wird auf die Rettung der Leiche des Memnon durch Eos beschränkt; dagegen: „Thanatos und Hypnos kommen — man weiss nicht woher“, und sie sollen daher nun wieder dem Erweiterer der Ilias als dessen persönliche Erfindung vindicirt werden.

Dass Schlaf und Tod Brüder sind, dass sie im Tartaros wohnen, als Kinder der Nacht bezeichnet werden und Aehnliches, das sollen nach Robert (S. 6) mehr religiöse als poetische Vorstellungen sein, die nichts enthalten, wozu es der schöpferischen Erfindungskraft eines Dichters bedürfe, nichts, was nicht von Vielen und an vielen Orten unabhängig gedacht und erfunden sein könne. Anders im Sarpedonliede: da werden sie nicht etwa gerufen, um zu tödten oder einzuschläfern, sondern um eine Leiche fortzutragen; dieses Motiv könne nur einmal und von einem bestimmten Dichter erfunden sein. Die Entführung der Leiche des Sarpedon durch Schlaf und Tod gehöre nicht dem Mythos, sondern der poetischen Behandlung an. Wo uns immer dieselbe Vorstellung in späterer Zeit begegne, müsse sie stets als aus diesen Iliasversen hervorgegangen betrachtet werden, ohne dass freilich der Dichter oder Künstler sich dieser Abhängigkeit immer klar bewusst zu sein brauche. So sollen denn auch die von Robert später besprochenen Bilder attischer Lekythoi, welche die Bestattung nicht mythischer Personen, sondern gewöhnlicher Menschen durch Schlaf und Tod darstellen, in ihrer letzten Quelle auf das Sarpedonlied zurückgehen, „und zwar unmittelbar, ohne dass eine poetische Bearbeitung den Ueber-

gang vermittelt oder der Volksglaube einen Anhalt dafür geboten hätte; denn nach dem früher Bemerkten bedarf es wohl kaum noch des besonderen Hinweises darauf, dass es nie eine attische Volksvorstellung gegeben hat, nach welcher die Bestattung der Toten die Aufgabe des Schlafes und des Todes war, zumal da weder diese beiden Gestalten selbst der Volkspheantasie besonders geläufig waren, noch diese Thätigkeit sich aus den Begriffen, welche beiden zu Grunde liegen, ohne Weiteres oder nur mit besonderer Leichtigkeit ergibt“ (S. 25).

Die Uebertragung einer rein dichterischen Episode oder man möchte noch mehr sagen: einer ganz zufälligen dichterischen Erfindung auf Darstellungen so allgemeiner, genereller Art, wie die der attischen *Lekythoi* sind, wird wohl nicht mir allein bedenklich scheinen; und gewiss wird daher die Frage gestattet sein, ob nicht die ganze Annahme durch eine ungenügende Vorstellung von der Bedeutung des *Thanatos* (und *Hypnos*) veranlasst ist. Ueber diese herrscht, wie mir scheint, nicht nur bei Robert, sondern überhaupt eine grosse Unklarheit, die dahin geführt hat, dass man dem *Thanatos* den Charakter einer mythologischen Persönlichkeit fast so gut wie ganz hat absprechen wollen. Allerdings ist in Literatur und Poesie, besonders in späterer Zeit *Thanatos* als Begriff und als Person nicht immer streng geschieden, und wir dürfen daher nicht erwarten, dass es bei jeder einzelnen Erwähnung gelingen müsse, dieses begriffliche und persönliche Wesen streng auseinander zu halten. Das schliesst indessen nicht aus, dass nicht ursprünglich — die Poesien Homers und Hesiods legen dafür Zeugniß ab — *Thanatos* wirklich als Person aufgefasst wurde, und wir werden uns mit dem Nachweise begnügen dürfen, dass auch in späterer Zeit die ursprüngliche Bedeutung, wenn auch oft verdunkelt, doch nie ganz verschwunden ist.

Die grösste Schwierigkeit scheint es geboten zu haben, die Figur des Thanatos von der des Hades loszulösen, mit welcher sie mehrfach ineinander zu fliessen scheint, und zwar so, dass Hades als der Gott von umfassenderer Bedeutung den Thanatos gewissermassen in sich absorbiert. Hier ist es gewiss nicht nur sachgemäss, sondern das natürlichste Verfahren, die erste Frage an die bildende Kunst zu richten, welche ja Hades und Thanatos nur in persönlicher Gestalt darzustellen vermag. Sie aber lehrt uns sofort klar und deutlich, dass hier die beiden Gestalten durchaus selbstständig, ohne sich zu berühren oder auszuschliessen, neben einander stehen. Fassen wir nun die Darstellung, welche uns bis jetzt beschäftigt, sowie die von Robert veröffentlichten, auf die Bestattung Sterblicher bezüglichen attischen Lekythoi ins Auge, so muss hervorgehoben werden, dass Schlaf und Tod, obwohl sie beflügelt sind und obwohl sie in der Sarpedon- und Memnon-Sage den Todten von Troja nach Lykien oder Aethiopien schaffen sollen, niemals fliegen, sondern nur beschäftigt sind, den Leichnam an der Gruft, was wohl bedeuten soll, in die Gruft niederzulegen. Mit Rücksicht hierauf bemerkt Robert (S. 26): „in jener Iliasstelle ist die Ueberführung des im fremden Lande Gefallenen in seine Heimath der erste und wichtigste Theil der Aufgabe, an den sich das Niederlegen der Leiche nur als Folge anschliesst. Auf den attischen Lekythen ist, so scheint es, dieser zweite Theil zur Hauptsache geworden, ja vielleicht selbst aus dem Niederlegen — im Widerspruch zur ursprünglichen Erfindung — die eigentliche Grablegung geworden, während der erste Theil des dem Thanatos und Hypnos ertheilten Auftrags ganz vergessen zu sein scheint“. Ich glaube, wir werden vielmehr zur Klarheit gelangen, wenn wir umgekehrt als das Ursprüngliche und zwar als etwas von der besonderen Beziehung auf Sarpedon oder Memnon ganz Unabhängiges im

Wesen des Thanatos gerade in seiner Beziehung zur Bestattung, zur Grablegung finden. Er hat nichts zu thun mit den Seelen der Abgeschiedenen im Hades, sondern nur mit den Leichen, die er unter die Erde zu bringen und dem Hades zu übergeben hat. Er führt das Schwert (Eur. Alc. 73; vgl. Serv. ad Aen. IV, 694), nicht um damit zu tödten und zu morden, sondern um das dem Tode bestimmte Opfer zu weihen, gerade wie Kalchas oder Agamemnon die Iphigenie. Darum nennt ihn Apollo (Eur. Alc. 25) *ἱερῆ θανόντων*, welcher die Alkestis *εἰς Αἶδον δόμους μέλλει κατάξειν*; vgl. v. 47: *κατάξομαι γε νεκτέραν ἐπὶ χθόνα*. Darum heisst es von Alkestis (v. 871), dass sie *Αἶδη Θάνατος παρέδωκεν*, und Alkestis selbst ruft (v. 259), es führe sie jemand (der Tod) *νεκίων ἐς αὐλάν*. So erklärt es sich, dass Herakles (v. 843) ihn *ἄνακτα τὸν μελάμπειλον νεκρῶν Θάνατον* nennt und davon *τῶν κάτῳ Κόρης ἄνακτός τ'... ἀνηλίους δόμους* (v. 851) unterscheidet. Er trinkt von dem Blute der Opfer an der Gruft (v. 845), und an der Gruft ist es, wo Herakles mit Thanatos um die Alkestis ringt (v. 1142). Mit dieser Auffassung steht es durchaus nicht, wie J. Lessing (p. 28) meint, im Widerspruch, sondern im besten Einklange, wenn der euripideische Thanatos den Römern (Macrob. Sat. V, 19; Serv. ad Aen. IV, 694) nicht zur weiblichen Mors, sondern zum Orcus wird, bei dessen Namen „die heutige Etymologie gewöhnlich an das griechische *ἔρκος* in der Bedeutung eines Verschlusses denkt“ (Preller, gr. Myth.³ 453 und 454). Auch die Römer scheinen also den Orcus als den eigentlich vollziehenden, in die Gruft bannenden Gott des Todes von Dis pater oder Ditis pater als dem Fürsten der Unterwelt geschieden zu haben.¹⁾

1) Sollte nicht die weder für Pluto, noch für Charon recht passende Figur auf dem neapeler Protesilaossarkophage (Mon. d. I. III, 49) als Orcus ihre richtige Erklärung finden? — Von Robert's Deutung eines pompeianischen Wandgemäldes (Helbig N. 1305; Zahn II, 61) als Admet,

Auch andere Erwähnungen treten uns jetzt in einem weit bestimmteren Lichte entgegen. So ist es bei Euripides (Medea 1109—11):

*εἰ δὲ κρηῆσαι
δαίμων οὔτος, φροῦδος ἐς Αἴδην
Θάνατος προφέρων σώματα τέκνων*

Thanatos wieder der Dämon, der sich der Leichen bemächtigt. Als Person werden wir ihn ferner auffassen dürfen, wenn in der Ilias 24, 132 Thetis den Achilles mahnt:

*ἀλλὰ τοὶ ἤδη
ἄγχι παρέστηκεν Θάνατος καὶ Μοῖρα κραταιή*

oder wenn in einem Epigramm des Leonidas (Anth. Pal. VII, 731) ein Alter sagt: *καλέει μ' εἰς αἴδην Θάνατος*. Er steht und harrt, bis es Zeit ist, dass er seines Amtes warte, — keineswegs immer ein unerwünschter Gast:

*ὦ Θάνατε Παιάν, μὴ μ' ἀτιμάσης μολεῖν,
μόνος γὰρ εἶ σὺ τῶν ἀνηκέστων κακῶν
ιατρός, ἄλγος δ' οὐδὲν ἄπτεται νεκροῦ*

lässt Aeschylus den Philoktet ausrufen (fr. 250 N.); und ebenso rufen bei Sophokles Philoktet (v. 797) und Aias (854) den Tod als Erlöser an. Denn er ist keineswegs ein rächender, strafender Dämon, ja wir dürfen vielleicht sogar sagen, überhaupt kein ethisches Wesen, sondern der Vertreter des Sterbens als eines physischen Vorganges, des LoslöSENS, aber auch ErlöSENS vom Leben. Darum lässt sich wohl möglicher Weise Kore, selbst Hades erbitten (Eur. Alc. 853); Thanatos dagegen ist unbestechlich: *μόνος θεῶν γὰρ Θάνατος οὐ δώρων ἐρᾷ*: Aesch. fr. 156 N. Er ist unerbittlich, weil er ohne eigenen Willen nur vollzieht was seines Amtes ist. Nicht ihm verdankt Admet sein Leben,

Alkestis und Orcus erfahre ich erst während des Druckes durch die kurze Notiz in der A. Z. 1880, S. 42. Es mag vorläufig genügen, auf meine Bemerkungen über dieses Bild bei Ribbeck (die römische Tragödie, S. 679) hinzuweisen.

sondern der Täuschung der Moiren durch Apollo (Eur. Alc. 13 u. 33). Darum soll ihn Apollo nicht eines zweiten Leichnams (*δευτέρου νεκροῦ*: v. 43) berauben, und Apollo selbst versucht es kaum, ihn zu überreden (v. 49):

οὐ γὰρ οἶδ' ἂν εἰ πείσαιμί σε.

Θ. κτείνειν δὲν ἂν χερῶν; τοῦτο γὰρ τετάγμεθα.

Nur mit Gewalt, durch einen Herakles, ist er zu überwinden, oder durch List, wie es durch Sisyhos geschah, der ihn zeitweilig fesselt; oder, um zu zeigen, wie diese Idee auch später noch fortwirkte, durch Demokrit, von dem es in einem Epigramm (des Diogenes Laërtius: Anth. Pal. VII, 57) heisst:

ὄς Θάνατον παρόντα τρεῖ ἤματα δώμασιν ἔσχεν
καὶ θερμοῖς ἄρτων ἄσθμασιν ἐξέτισεν.

Hier mag auch noch der Beflügelung gedacht werden, für die sich jetzt leicht eine passende Erklärung finden lässt. In einer von Robert S. 34 citirten metrischen Grabchrift (Kaibel epigr. gr. 89), die nach Robert sicherlich beträchtlich jünger ist, als das 5. Jahrhundert, heisst es allerdings von Hades: *Ἄιδης οἱ σκοτίας ἀμφέβαλεν πτέρυγας*. Offenbar ist aber hier Hades irrthümlich an die Stelle des Thanatos getreten: diesem kommt es zu, dass er die Sterbenden „in die dunkelen Flügel“ einhüllt. Hier mögen wir uns erinnern, dass Homer sich den Hypnos noch in einen Nachtvogel verwandeln lässt. Erst weit später, etwa in praxitelischer Zeit, lernt es die Kunst, das Herabsenken des Schlafes auf die Augen durch aus den Schläfen herauswachsende Flügel zum vollendeten künstlerischen Ausdruck zu bringen (vgl. Ann. d. Inst. 1868, p. 356). Das Zwischenstadium bildet die einer mehr allgemeinen Typik angehörige Beflügelung der Schultern. Jenes Einhüllen in die dunklen Flügel ist eben auch nichts anderes, als das Schliessen, das Verhüllen und Bedecken des Auges mit Dunkel im Moment

des Einschlafens, wie des Sterbens. Darauf beruht es, dass in der Sage Schlaf und Tod, d. h. der Dämon des Entschlafens und Sterbens zu Brüdern geworden sind.

Endlich aber verträgt sich die hier vertretene Auffassung vom Wesen des Thanatos und Hypnos auf das Beste mit ihrer ganzen Stellung in der Sarpedon- und Memnonsage. Sind sie es etwa, welche die Leiche des Sarpedon den Händen der plündernden Feinde entreissen? Nein, sondern mit diesem Amte beauftragt Zeus den Apollon. Erst nachdem Apollo dann am Flusse den Körper gereinigt und gesalbt, übergibt er ihn den beiden Brüdern, um ihn nach Lykien überzuführen — zur Bestattung:

*ἐνθα ἔ ταρχύσουσι κασίγνητοί τε ἔται τε
τύμβῳ τε στήλῃ τε τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων.*

Jetzt verstehen wir es auch, weshalb wir das eine Mal den Memnon in den Händen der Eos, das andere Mal in den Händen der beiden Brüder, sei es allein sei es in der Begleitung der Eos und der Iris oder des Hermes sehen. Eos entrafft den Memnon vom Schlachtfelde, die beiden Dämonen besorgen die Ueberführung zur Gruft, unter der Leitung und nach der Anweisung der begleitenden Götter, gerade wie auch auf einem der attischen Lekythoi (bei Robert S. 27) Hermes gegenwärtig ist, um die Bestattung zu überwachen.

Thanatos ist also kein rein begriffliches Wesen, dem jede mythologische Substanz abgehen soll, und es entspricht gewiss einer alten religiös-volksthümlichen Anschauung, wenn bei der Versenkung in den „Todesschlaf“ und bei der Bestattung Thanatos mit Hypnos verbunden wird. Es ist also zum mindesten unnöthig anzunehmen, dass die Maler der attischen Lekythoi die Idee ihrer Darstellungen, sei es einem einzelnen, nachträglich der Ilias eingefügten Liede, sei es der Aethiopis, entnommen haben sollen. Gerade um-

gekehrt schöpfen die Dichter aus der allgemeinen Volksvorstellung. In ihr war die Bethätigung der beiden Dämonen bei der Grablegung und Bestattung das Ursprüngliche, Gegebene. Wenn nun ausnahmsweise die Bestattung in weiter Entfernung von der Stätte des Todes stattfinden soll, so ist es gewiss nichts Absonderliches, sondern einfach und natürlich, dass ihre Thätigkeit schon früher, bei der Ueberführung der Leiche nach ihrem Bestimmungsorte beginnt.

Es geschieht nicht selten, dass, wenn in einer wissenschaftlichen Frage erst einmal der richtige Grundgedanke aufgestellt ist, derselbe auf gewisse Erscheinungen benachbarter oder verwandter Gebiete ein unerwartetes Licht wirft und seiner Seits von dort her wieder eine nachträgliche Bestätigung erhält. So boten sich mir erst nach Abschluss der vorhergehenden Erörterungen noch folgende weitere Erwägungen dar. Nachdem Hektor gefallen, erscheint in der Nacht dem Achill die Psyche des Patroklos und fordert von ihm ein baldiges Begräbniss, um unbehelligt von den andern Schatten in die Thore des Hades eingehen zu können (Il. 23, 79). Eben so tritt in der Odyssee (11, 60), noch ehe die Schatten von dem Blute der geschlachteten Thiere trinken, die Psyche des Elpenor an Odysseus heran und bittet diesen, nach der Rückkehr auf die Oberwelt ihm die versäumten Ehren der Bestattung zu gewähren. In der Sisyphossage ferner verbietet dieser seinem Weibe ihn zu bestatten, und benützt dann die ihm angeblich verweigerten Grabeshren als Vorwand, um von Pluton die Rückkehr auf die Oberwelt zu erwirken: eine List, die freilich nur einen vorübergehenden Erfolg hat (vgl. Preller *gr. Myth.* II, 76). Ausserdem ist ja der Brauch bekannt genug, einem wegen irgend welcher Umstände unbeerdigt gebliebenen Leichnam durch Bewerfen mit einer Hand voll Erde wenigstens eine symbolische Bestattung zu Theil werden

zu lassen, oder auch nicht aufzufindenden Leichen Kenotaphien zu errichten. Allen diesen Erzählungen und Gebräuchen liegt eine und dieselbe allgemeine Vorstellung zu Grunde, dass der Todte zwischen dem Momente des Sterbens und dem bleibenden Eintritte in die Behausungen des Hades in einem unbehaglichen Zwischenzustande sich befinde, der erst durch die Vollziehung der Begräbnissfeierlichkeiten sein Ende erreiche. Bringen wir nun damit die Auffassung der Persönlichkeit des Thanatos in Verbindung, wie sie sich uns in den obigen Erörterungen herausgestellt hat, so ergibt sich leicht, dass gerade dieser Zwischenzustand das eigenste Gebiet ist, welches dem Wirken und der Thätigkeit des Thanatos anheimfällt, dass sich aber auch sein Wirken über dieses Gebiet hinaus nirgends erstreckt. Wir erkennen aber daraus von Neuem, wie Thanatos nicht das Erzeugniss einer poetischen oder philosophischen Reflexion war, sondern wie seine Persönlichkeit mit den Vorstellungen des Volksglaubens in engster Beziehung stand.¹⁾

1) Einer besonderen Untersuchung würde die Frage bedürfen, ob eben diese Vorstellungen von Schlaf und Tod auch in Altitalien, namentlich in der so reich entwickelten Dämonologie der Etrusker Eingang gefunden haben. Um wenigstens die Berechtigung dieser Frage darzutun, mag auf die Gruppe eines tarquiniensischen Grabgemäldes (bei Micali ant. mon. t. 75) hingewiesen werden, in der eine nach Art der Schatten verhüllte Gestalt auf einem zweiräderigen Karren von zwei geflügelten Dämonen, einem bärtigen schwarzen und einem unbärtigen von hellem Colorit weggeführt wird. Die Vermuthung, in ihnen Tod und Schlaf zu erkennen, scheint hier nahe genug zu liegen. — Auch die beiden geflügelten Jünglingsgestalten auf der Aeneas-Ciste (Mon. d. Inst. VIII, 8) haben hiernach auf den Namen von Schlaf und Tod vielleicht gerechteren Anspruch, als ich früher glaubte zugeben zu dürfen. — Deutlich sind Schlaf und Tod mit einem Leichnam beschäftigt auf dem Relief einer kleinen Terracottabasis von altitalischer Form aus Rom in den so eben erschienenen Mon. d. Inst. XI, t. 10, 3. Ist der Styl auch nicht echt archaisch, so weist er doch auf ältere Vorbilder hin, in denen die beiden Dämonen von der Sarpedon- oder Memnonsage unabhängig erschienen.

Hiernach werden wir uns nur noch die Frage vorzulegen haben, welche Stelle die Episode von Schlaf und Tod in der poetischen Motivirung der Sage des einen, wie des andern Helden einnimmt. Es ist schon oben bemerkt worden, wie die Memnonsage zur Verherrlichung des Achilles in dem Sinne dient, dass diesem in der Person des Memnon hier ein völlig ebenbürtiger Gegner, der Sohn einer Unsterblichen, wie er selbst ist, gegenübergestellt wird. Darum hat die Seelenwägung, die in der Ilias beim Tode des Hektor nur kurz berührt wird, hier eine weit tiefere Bedeutung: bei dem gleichen Werth der beiden Helden vermag nur das Schicksal zu entscheiden. Unterliegt aber der eine, so darf er darum an Ehren dem andern nicht nachstehen. Nun wird Achill bei seinem bald nachher erfolgenden Tode von Thetis und dem Chor der Musen und Nereiden beklagt und dann nach der Insel Leuke versetzt, wo ihm göttliche Ehren zu Theil werden. Darin darf ihm Memnon nicht nachstehen und dadurch wird seine Rückführung nach seiner Heimat zu einer poetischen Nothwendigkeit. Gegenüber dem Chore der Musen und Nereiden aber genügt es nicht, dass Eos allein den Leichnam des Sohnes vom Schlachtfeld entführt oder gewissermassen nur heimlich entwendet. Auch hier bedarf es einer breiteren poetischen Entwicklung. Wenn nun hier zuerst Eos den Leichnam dem Kampfplatze entrückt, dann aber die beiden Dämonen, vielleicht auf das Geheiss des Zeus durch Hermes oder Iris zur Stelle gerufen, die Ueberführung nach Aethiopien besorgen, so ist damit nicht nur eine äussere Verherrlichung des Helden gegeben, sondern wir sind durch das Wunderbare dieser Errettung auf das Weitere, noch Aussergewöhnlichere vorbereitet, dass Zeus auch dem Memnon die Unsterblichkeit verleiht. Hier ist also Alles auf das Beste motivirt, in sich abgerundet und abgeschlossen. — Für Sarpedon fehlen alle diese Nothwendigkeiten; eine Vergleichung lässt sich

nur an den einen Punkt anknüpfen, dass auch Sarpedon ein Göttersohn war. Gerade dieser Umstand wird es gewesen sein, welcher den Anlass zu der Erweiterung des ursprünglichen Textes bot: auch ihm sollten höhere Ehren zu Theil werden. Indem aber hier der letzte Zweck fehlt, dem die wunderbare Ueberführung des Memnon wie des Achill nur als Mittel dient, nemlich die Verleihung der Unsterblichkeit, verliert eigentlich der Beistand der göttlichen Wesen, die nichts thun, als den Leichnam in Lykien niederlegen, um dann — zu verschwinden, seine tiefere Berechtigung. Für eine einfache Bestattung in der Heimath hätte das Geleit trauernder Kampfgenossen nicht nur genügt, sondern vom Standpunkte menschlicher Rührung aus betrachtet vielleicht sogar den Vorzug verdient.

Behaupte ich nun hiemit, dass die Sarpedon-Episode direct aus der Aethiopis des Arktinos entlehnt sei? „Es ist ja leider (sagt Robert S. 5) bei der Spärlichkeit und Unzuverlässigkeit unserer Nachrichten über die sog. kyklischen Epen nur selten möglich in Fragen der Priorität ein einigermaßen sicheres Urtheil zu fällen, und auch das nur, wenn man die Hypotheseis richtig zu behandeln versteht und zugeibt, dass in diesen Epen ein gut Theil ächter Volkspoesie steckt“. So mag es vielleicht Gründe geben, über welche mir ein Urtheil nicht zusteht, nach denen die Episode der Ilias, obwohl nicht ursprünglich, doch immer noch für älter zu halten wäre, als das Gedicht der Aethiopis. Aber war auch Arktinos der Verfasser des Gedichtes, so war er doch nicht der Schöpfer des in demselben behandelten Stoffes. Zwar die Ilias erwähnt den erst nach Hektors Tod in den Kampf eintretenden Memnon noch nicht. Aber die Odyssee (4, 188) kennt den Besieger des Antilochos:

τόν δ' Ἡοῦς ἔκτεινε φαινήης ἀγλαῶς υἱός,

und indem (11, 522) Odysseus im Gespräche mit dem Schatten

des Achill die Schönheit des von Neoptolemos getödteten Eurypylos mit der des Memnon vergleicht:

κεῖνον δὴ κάλλιστον ἴδον μετὰ Μέμνονα δῖον,

ist dort eine nur leise verdeckte Hinweisung auf den letzten Kampf gegeben, in dem sich Achill kurz vor seinem eigenen Ende nochmals unsterblichen Ruhm erwarb. So mochte damals die Sage von dem Ende und der Verklärung des Memnon in der Volkspoesie bereits so weit entwickelt sein, dass die Episode von Schlaf und Tod schon vor Arktinos aus dieser Quelle auf Sarpedon übertragen werden konnte, während sie ihre abgerundete, harmonische dichterische Ausgestaltung erst in der Aethiopis erhielt und von hier aus in den Kreis künstlerischer Darstellungen aufgenommen wurde.

Eine Achilleis.

In einem früheren Aufsätze (Sitzungsber. 1868, S. 226) hatte ich die Schwierigkeiten, welche die Deutung der Iliupersis auf einer Trinkschale des Brygos darbot, dadurch zu lösen versucht, dass ich die Inschriften als missverständlich hinzugefügt, gänzlich ausser Betracht liess und den Inhalt der Darstellungen einzig aus den wirklich zur Anschauung gebrachten künstlerischen Motiven zu entwickeln unternahm. Dieses Verfahren mochte allerdings noch gewagter erscheinen, als es wirklich ist, so lange es nur an einem vereinzelt Vasenbilde geübt wurde, während es eine weit grössere äussere Berechtigung erlangen muss, sobald sich noch weitere Beispiele einer gleichen irrthümlichen Anwendung von Inschriften nachweisen lassen. Ein solches bietet sich in einer schönen Trinkschale des Duris dar, welche mir bisher ihre richtige Deutung noch nicht gefunden zu haben scheint (Fröhner, *Choix de vases du prince Napoléon* pl. 2 — 4; auch in Conze's Uebungsblättern Ser. VI, 7). Das

Innenbild ist richtig auch durch die Inschriften als die Aufhebung der Leiche des Memnon (MEMNON) durch Eos (HEOS) bezeichnet. Auf dem einen Aussenbilde stürmt ein Krieger gegen seinen bereits verwundeten und rückwärts stürzenden Gegner ein: der Angreifer, dem Athene (ΑΘΕΙΑ) beisteht, soll Aias (ΑΙΑΙ) sein; der Unterliegende, hinter dem Apollo ΑΠΟΟΛΛΟΝ) erscheint, ist als Hektor (HEKLOR) bezeichnet. Auf dem zweiten Aussenbilde wendet sich ein Krieger vor dem ihn angreifenden Gegner zur Flucht. Dem Letzteren, hinter dem eine weibliche Gestalt (ohne Namen) mit einer Blume in der erhobenen Linken steht, ist der Name des Menelaos (MENELEOS) beigeschrieben, der Fliehende, auf dessen Seite uns Artemis (ARTEMIS) entgegentritt, heisst Alexandros (ALEXSANAROS). Wir haben es allerdings nachgerade verlernt, in den Vasenbildern, und besonders in vielfach unter einander verwandten Kampfszenen die Illustration eines Dichters in strenger Uebereinstimmung mit seinen Worten zu erwarten. Hier sind aber die Unterschiede der Schilderungen, die wir von den Zweikämpfen des Aias mit Hektor und des Menelaos mit Paris bei Homer finden, so bedeutend, dass es auch bei der Annahme des grössten Maasses künstlerischer Freiheit nicht mehr möglich ist, in den beiden Bildern eine Darstellung der durch die Inschriften bezeichneten homerischen Szenen anzuerkennen. Anderer Seits kommen wir immer mehr davon zurück, wo eine solche Uebereinstimmung fehlt, zu dem Auskunftsmittel zu greifen, dass etwa der Maler einer andern, uns nicht mehr zugänglichen „Version“ des Mythos gefolgt sei. Denn diese andere Version würde hier im Grunde einer Vernichtung der Substanz der homerischen Dichtung gleich kommen. Das für den vorliegenden Fall im Einzelnen nachzuweisen, halte ich für überflüssig: genug, dass eine Deutung der Bilder auf Grundlage der Inschriften nicht

möglich ist. So werden wir auf denselben Standpunkt gedrängt, auf den wir uns (S. 228) bei der Deutung der Ilupersis des Brygos stellen mussten: „In einem Kunstwerke muss in erster Linie das, was sich in den künstlerischen Motiven klar ausspricht, für die Erklärung bestimmend sein, und kein beigefügter Name vermag die Bedeutung einer in klaren Zügen dargestellten Handlung zu verändern“. Betrachten wir also auch die Schale des Duris einmal für sich allein, ohne uns um die beigeschriebenen Namen zu kümmern.

Ueber die Deutung des angeblichen Zweikampfes zwischen Aias und Hektor würde ohne die beigefügten Inschriften niemand im Zweifel sein. Auf mehreren, in allem Wesentlichen übereinstimmenden Vasenbildern (Gerhard A. V. 202 und 204; Overbeck troisch. Cycl. 19, 3 und 4) sehen wir den Kampf des Achilles gegen Hektor: Achill unter dem Schutze der Athene, Hektor schon im Niedersinken, obwohl auch zu seinem Beistande ein Gott, Apollon, zur Stelle gekommen war. Mit diesen Bildern stimmt das Gemälde der Schale des Duris bis auf ein einziges Motiv; in dem ersteren nemlich verlässt Apollo den Kampfplatz und erhebt rückwärts blickend in seiner Rechten den Pfeil, welchem später Achilles erliegen soll (vgl. 1868, S. 77); bei Duris unterscheidet sich sein Auftreten kaum oder im Grunde gar nicht von dem der Athene: er assistirt mit lebhaft erregter Geberde. Sollen wir aber wegen dieser Abweichung die Deutung der ganzen Scene aufgeben? Schwerlich; denn Apollo war doch immer bis zu diesem Moment der Schutzgott des Hektor, wie Athene Schützerin des Achilles. Man könnte also höchstens sagen, dass Duris durch nicht strenges Einhalten des Momentes einen feinen Zug, die Hinweisung auf das spätere Geschick des Achill, aufgegeben und die ursprüngliche Composition, die er hier benutzte, verflacht habe. Und von einem solchen limitirten Tadel glaubte ich

allerdings Duris nicht gänzlich freisprechen zu dürfen. Die Art jedoch, wie ich mich nun einmal gewöhnt habe, gute Vasenbilder anzusehen, lässt noch im letzten Moment während des Niederschreibens bei mir das Bedenken entstehen, ob denn selbst ein solcher Tadel seine Berechtigung habe, ob die Veränderung nicht eine absichtliche, nicht mit vollem Bewusstsein unternommen sein könne. Seine Erledigung wird jedoch dieser Zweifel erst finden, nachdem wir uns über das zweite Aussenbild der Schale eine bestimmte Ansicht gebildet haben werden.

Wenn in dem ersten Hektors Besiegung durch Achill, in dem Innenbilde der von Achill getödtete Memnon dargestellt ist, so liegt gewiss der Gedanke nahe, dass es sich auch bei dem noch übrigen dritten Bilde um einen von Achill besiegten Gegner handele. Neben einem Achill findet sofort die ihn begleitende weibliche Gestalt als Thetis eine ungesuchte Erklärung. Der Gegner aber kann keine ruh- oder namenlose Persönlichkeit sein. Aus der Aethiopis kann neben Memnon Penthesilea wegen ihres Geschlechts nicht in Betracht kommen. Die Ilias bietet neben Hektor keinen nennenswerthen Gegner. So werden wir auf die Kyprien zurückgewiesen. In diesen wurde allerdings berichtet, dass Achill den Telephos verwundete, aber wie es scheint, nur in einem Vertheidigungskampfe, während in dem Vasenbilde der Gegner unverwundet zurückweicht. Zu den vollständig überwundenen, besiegten und getödteten Gegnern des Achill gehört Telephos nicht. Wohl aber heisst es, dass, als bei der Landung in Troas Protesilaos von Hektor getödtet war, Achill die Troer in die Flucht jagte, nachdem er Kyknos, den Sohn des Poseidon, getödtet. Dieser Kyknos, König von Kolonae in Troas, ein Göttersohn und unverwundbar, war ein gewaltiger Gegner, und erst seine Besiegung ermöglicht die Festsetzung des griechischen Heeres auf troischem Boden. So wird denn diese

Besiegung unter den Hauptthaten des Achill bis in späte Zeiten herab gepriesen (vgl. Welcker ep. Cycl. II, 104 und 145; gr. Trag. I, 115). Auf des Kyknos stolzes Auftreten weisen die Fragmente der „Hirten“ des Sophokles hin. Eine Schilderung des Kampfes selbst besitzen wir nur noch bei Ovid (Metam. XII, 76 sqq.). Dort bekämpft Achill den Kyknos zuerst vergeblich mit dem Speer, dann ebenso mit dem Schwert, drängt ihn aber dennoch rückwärts und rennt ihn um (v. 134):

cedentique sequens instat, turbatque ruitque,
attonitoque negat requiem. Pavor occupat illum.

Dann kniet er auf ihn und erwürgt ihn mit dem Helmbriemen. Ovid kann natürlich nicht die Quelle für einen Vasenmaler sein; aber seine Schilderung entspricht durchaus der in der Unverwundbarkeit des Kyknos gegebenen Grundlage des Mythos und ist in den Hauptzügen gewiss älteren Quellen entlehnt. Betrachten wir jetzt das Vasenbild, so unterscheidet es sich von der Masse ähnlicher Kampfszenen in einem sehr wesentlichen Punkte, nemlich dadurch, dass der Angegriffene, ohne verwundet zu sein und ohne sich wenigstens im Umdrehen noch zur Wehre zu setzen, wie z. B. Hektor gegen Achill (Overb. 19, 1), feige zurückweicht vor dem mit Ungestüm vordringenden Angreifer: *pavor occupat illum*. Hierin liegt offenbar das besondere künstlerische, für die Deutung entscheidende Grundmotiv; und darin stimmt das Bild mit Ovid, während sich für das gleiche Motiv schwerlich ein passenderer Name darbietet.

Artemis wird bei Ovid nicht erwähnt; und vergebens habe ich gesucht, ob sich nicht etwa in Kolonae oder sonst in der Umgebung von Troja ein Tempel oder ein Heiligtum nachweisen lasse, welches ihre Gegenwart bei dem Zweikampfe des Kyknos rechtfertige. Aber auch bei dem Zweikampfe des Menelaos und Paris, auf den sich die Inschriften beziehen, wird ihr Erscheinen nicht nur nicht er-

klärt, sondern steht mit der Ueberlieferung sogar in directem Widerspruch. Und überhaupt wird sich bei keinem der troischen Kämpfe für ihre Dazwischenkunft ein directes Zeugniß beibringen lassen. In der Ilias wenigstens tritt sie durchaus in den Hintergrund. Bei dem Streite der Götter im 21. Gesange wird sie von Hera in handgreiflicher Weise zurechtgewiesen (v. 480 sqq.). Ausserdem erscheint sie nur noch bei der Pflege des Aeneas im Tempel ihres Bruders, theilhaftig (5, 447). Der Kampf des Kyknos nun findet in weiterer Entfernung von Troja, als die späteren Kämpfe, an der Meeresküste bei der Landung statt. Damit steht es wohl in Verbindung, dass in der Tragödie des Sophokles, in welcher auch der Tod des Kyknos behandelt wurde, der Chor aus Hirten bestand, nach denen das Stück benannt wurde; und so läge vielleicht der Gedanke nicht fern, dass, wie Apollo als Schützer der Stadt und ihrer näheren Umgebung erscheint, nun Artemis, da sie doch jedenfalls auf der Seite der Troer stand, wegen ihres ländlichen Charakters als Schützerin der entfernteren Umgebung, von Flur und Wald gefasst wurde. Doch gehen wir vielleicht mit Erwägungen solcher Art schon zu weit. Der Maler brauchte aus künstlerischen Gründen eine Göttergestalt. Den Poseidon, den Vater des Kyknos, konnte er, da dieser auf der Seite der Griechen stand, nicht wohl einführen. In dem Parallelbilde war Apollo durch Sage, Poesie und Kunst bestimmt gegeben, und so bot sich ihm Artemis gewissermassen von selbst dar, um so mehr, als diese auch zu der Thetis auf Seiten des Achilles ein durchaus passendes Gegenstück bildete.

Die Hauptsache bleibt immer, dass zum Kampfe gegen Hektor und gegen Memnon kein dritter sich besser fügt, als der gegen Kyknos. Die Verherrlichung des Achilles in seinen drei berühmtesten Kämpfen ist also das Grundthema. Wollte aber der Künstler diesen und keinen anderen Ge-

danken ausdrücken, so ergibt sich wohl daraus der Grund, weshalb er im Bilde des Hektor von der für andere Zwecke so feinen Motivirung des Apollo hier Gebrauch zu machen Anstand nahm. Die Hinweisung auf den Tod des Achill lag seiner Auffassung nicht nur fern, sondern sie hätte den einfachen Grundgedanken zerstört, der sich in seiner weiteren Motivirung, aber immer ganz kurz so zusammenfassen lässt: drei gewaltige Gegner besiegte Achill, obwohl jeder von ihnen sich des besonderen Schutzes einer Gottheit zu erfreuen hatte. Diesen Grundgedanken entwickelt er gewissermassen in trilogischer Gliederung, oder, wenn wir in Betracht ziehen, dass nach den räumlichen Bedingungen der Vase nur zwei Bilder sich genau entsprechen, das Innenbild dagegen anderen Compositionsgesetzen unterworfen war, so dürfen wir wohl sagen, dass er zu den beiden Aussenbildern als Strophe und Antistrophe das Innenbild als Epode hinzufügte.

Wird man mir auch hier wieder mehr als alexandrinische Zuspitzung vorwerfen? Auf einen vollständigen Chorgesang freilich vermag ich mich nicht zu berufen. Aber was den Gesamttinhalt anlangt, so kann ich mich eines Gewährsmannes rühmen, dem Niemand den Vorwurf des Alexandrinismus machen darf. Pindar (Ol. 2, 145) preist den Achill:

ὄς Ἐκτοῦ ἔσφαλε, Τρώας
ἄμαχον ἀστραβῆϊ λίονα, Κύννον τε θανάτῳ πόρον,
ἴους τε παῖδ' Αἰθίοπα.

Briseis und Peleus.

Bei der oben erwähnten Besprechung der Iliupersis auf der Trinkschale des Brygos hatte ich das Innenbild unberücksichtigt gelassen. Auf demselben steht, durch Inschrift bezeichnet, Briseis, mit einer Kanne in der halb ge-

hobenen Rechten, die Linke sinnend oder nachdenkend dem Gesichte nähernd, vor einem sitzenden greisen Könige, der ihr eine Schale entgegenstreckt, um sie von ihr gefüllt zu erhalten. Schild und Schwert als Ausfüllung des Raumes zwischen den Figuren dienen zur Andeutung eines Innenraumes und weisen auf die kriegerische Tüchtigkeit des Königs in seinen früheren Jahren hin. Gewiss richtig behauptet der erste Herausgeber, Heydemann (S. 27), dass hier Niemand anders als der greise Peleus dargestellt sein könne, dem Briseis, bei seinem Anblick vielleicht in sinnender Erinnerung an den zu früh gestorbenen herrlichen Sohn befangen, die hingehaltene Schale füllen will. Aber was veranlasste den Maler, gerade dieses Bild in das Innere der Schale zu setzen? Heydemann hat gewiss sorgfältig den Nachrichten der Alten über die späteren Schicksale der Briseis nachgeforscht; aber auch er vermag nichts weiter beizubringen, als dass Neoptolemos, der Sohn und Erbe des Achill, sie wie eine Mutter ehrte. Nicht einmal, dass er sie nach Beendigung des Krieges mit sich in seine Heimath führte, wird in den uns erhaltenen schriftlichen Quellen ausdrücklich berichtet, sondern kann nur als selbstverständlich angenommen werden; und noch weniger erfahren wir von besonderen Ereignissen, die sich etwa zwischen ihr und dem alten Peleus zugetragen. Und doch wird Niemand in diesem Zusammensein etwas Auffälliges finden; auch Heydemann erklärt es für gleichgültig, ob Brygos aus bestimmten, ihm überlieferten Sagen geschöpft habe, da jedenfalls eine innere Berechtigung für die Verbindung der beiden Gestalten in den allgemeinen Zügen der Sage gegeben sei. Je mehr wir also die Selbständigkeit des Künstlers in der Wahl und Behandlung seines Bildes anerkennen, um so mehr werden wir erwarten, ja sogar von ihm verlangen dürfen, dass er mit der Wahl einen bestimmten Gedanken verband; und wir dürfen vermuthen,

dass bei der Allgemeinheit und der durchaus typischen Behandlung der dargestellten, fast actionslosen Situation, dieser Gedanke in einer Beziehung des Innenbildes zu den Aussenbildern liegen wird. Das hat auch Heydemann gefühlt, und er sagt deshalb: „der troische Krieg ist längst vorüber, die Helden sind in ihr Vaterland heimgekehrt; die Gefangenen aber, welche der Tod verschont hat, geniessen die schöne Milde der Sieger; dies ist der Grundgedanke des Innenbildes“. Aber weshalb wählte der Künstler zu diesem Zwecke die Briseis? Gerade sie durfte, sofern dieser Gedanke ausgedrückt werden sollte, nicht mit einer der nach der Einnahme Iliions als Beute vertheilten Frauen, einer Andromache, einer Kassandra auf eine Linie gestellt werden. Sie lebte mit Achill in einem thatsächlicher ehelichen Verhältniss, man möchte sagen, in einer Gewissensehe, für welche eine spätere Legitimierung in Aussicht gestellt war (II. 19, 298). Wenn sie also Neoptolemos mit sich in das grossväterliche Haus führt, so ist dort ihre Stellung dem Wesen nach die der Wittwe des Achilles. Neoptolemos aber, obwohl er sie wie eine Mutter ehrt, ist doch nicht ihr eigener Sohn; ja noch mehr, wir dürfen in unserer Phantasie ergänzen, dass sie auch dieser Stütze bald beraubt wurde, da Neoptolemos noch vor Peleus vom Tode ereilt wurde. Peleus, der Ueberlebende, ist allerdings der Gatte der Thetis, die als Unsterbliche ihm nicht im Tode vorangehen kann. Aber nachdem der aus dieser widerwillig eingegangenen Ehe entsprossene Sohn dem Schicksal verfallen war, was konnte da die Göttin noch an den greisen Peleus fesseln? Sie ist, wenigstens vom poetischen Standpunkte aus, wieder die Unsterbliche, die Nereide. So bleibt dem Peleus nur Briseis, die Geliebte des Sohnes, der Briseis nur Peleus, der Vater des Geliebten. Schon so betrachtet gewinnt das Bild des Brygos einen wehmüthigen Inhalt. Doch damit noch nicht genug! Die Hoffnung auf eine freudige

Zukunft ist der Briseis nicht weniger als dem Peleus abgeschnitten. Um so enger leben sie vereint in der Erinnerung an die Vergangenheit. Oft mögen beide laut geklagt haben über das Schicksal des Sohnes, des Geliebten. Aber auch dieser laute Schmerz wird gemildert durch die Zeit. Von der geliebten Person als dem Mittelpunkte der Erinnerung wendet sich die Aufmerksamkeit auf weitere Kreise der Umgebung, auf die Folgen der früheren Grossthaten, auf das Ganze des Krieges, in dessen Mittelpunkt die Persönlichkeit des Achilles stand. So tritt nun Briseis vor Peleus als liebevolle Pflegerin seines Alters; sie bietet dem Greise einen stärkenden Trunk; aber auch Geist und Gemüth soll von Schmerz und Kummer zwar nicht befreit, aber doch erleichtert werden, und darum erzählt Briseis dem Peleus die Geschichte von Ilions Untergang. Was sie erzählt das sehen wir in dem Aussenbilde wirklich dargestellt; und da Briseis es ist, welche es schildert, so tritt zugleich vor unsere Phantasie die Gestalt des Achilles, der zwar an dem Schlusse der Katastrophe nicht selbst, sondern nur durch seinen Sohn Theil nahm, aber das Ende durch seine früheren Thaten vorbereitet hatte. So erweitert sich die Darstellung der Schale des Brygos von einer Iliupersis zur Idee einer ganzen und vollen Ilias.

Wenn sich der Gedankeninhalt des Ganzen in einer einzigen Zeile zusammenfassen lässt, so wird sich meiner Deutung wenigstens Einfachheit nicht absprechen lassen. Wie ich aber bei der Erklärung der Schale des Duris mich direct auf Pindar berief, so mag es mir gestattet sein, bei der Iliupersis des Brygos die Autorität keines Geringeren als des Homer selbst wenigstens indirect für mich in Anspruch zu nehmen. Man preist es als eine der sinnigsten Erfindungen des Dichters, dass beim Mahle der Phäaken im achten Gesange der Odyssee die Erzählung von Ilions Fall und von der hervorragenden Betheiligung des Odysseus an demselben dem Sänger Demo-

dokus in den Mund gelegt wird. Denn indem wir wissen, dass unter den Hörern Odysseus selbst sich befindet, verdoppelt sich unsere Theilnahme; es sind nicht mehr fremde Ereignisse, von denen wir hören, sondern Ereignisse, an denen wir selbst gewissermassen persönlichen Antheil haben, insofern wir die Empfindungen, die den Odysseus beim Anhören des Gesanges bewegen mussten, unwillkürlich auf uns selbst übertragen. In verwandtem, durchaus homerischem Geiste sind die Malereien des Brygos erfunden. Wir sehen, oder sagen wir einmal: wir vernehmen die Schilderung von Iliions Untergang. Aber indem es Briseis ist, von der die Erzählung ausgeht, und Peleus derjenige, an den sie gerichtet ist, vernehmen wir nicht nur die Thatsachen, sondern wir theilen die Empfindungen derjenigen, deren eigenes Schicksal mit jenen Thatsachen auf das Engste verknüpft ist.

Parisurtheil und Apollons Ankunft in Delphi.

Auf den beiden zuletzt betrachteten Trinkschalen waren es überall troische Scenen, welche durch eine poetisch-künstlerische Idee einheitlich mit einander verbunden wurden. Dass zu demselben Zwecke aber auch Scenen aus verschiedenen Sagenkreisen zusammengestellt werden konnten, lehrte z. B. die S. 179 erwähnte Trinkschale, auf der zu dem Ringen des Peleus und der Thetis und zu dem Kampfe des Diomedes gegen Aphrodite als drittes Bild der Kampf des Herakles gegen Ares gesellt war. Hier bedurfte es keiner langen Erörterungen, um den allen drei Darstellungen gemeinschaftlichen einheitlichen Grundgedanken als das erfolgreiche Kämpfen dreier Sterblicher gegen Unsterbliche nachzuweisen. Die Richtigkeit dieser Auffassung lässt sich vielleicht nicht besser erproben, als wenn wir einmal versuchen wollten, an die Stelle des Aeneas die künstlerisch so gut

wie gleichwerthige Scene der Errettung des Paris durch Aphrodite zu setzen: es genügte ja fast, nur die Inschriften zu vertauschen. Allein der geistige Zusammenhang wäre gelöst. Wenn nun auch die wechselseitigen Beziehungen nicht immer so offen darliegen, so sind sie doch darum oft genug nicht weniger vorhanden. Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich zum Schlusse noch eine ausgezeichnete Vase betrachten, deren zweites Bild ohnehin seine richtige Erklärung noch nicht gefunden zu haben scheint. Es ist dies der Krater der petersburger Eremitage, der von Stephani im C. R. 1861, T. 3 und 4 publicirt ist. (Die Vorderseite ist wiederholt in meinen Uebungsblättern T. 10^b; die Rückseite in den Conze'schen, Ser. II, T. 7; letztere ausserdem in der A. Z. 1866, T. 211). Die Vorderseite enthält das durch die Gegenwart von Themis und Eris ausgezeichnete Parisurtheil, über welches ich meine Ansichten in den Sitzungsber. 1868, S. 52 ff. dargelegt habe. Auf der Rückseite erblicken wir in grösserer Umgebung, welche auf Delphi als Local hinweist, Dionysos, in dessen Rechte Apollo jugendlich und halb schüchtern die seinige legt. An einen Zusammenhang der beiden Bilder dachte allerdings schon Stephani und er fasst das Resultat seiner langen Erörterungen S. 114 in folgenden Sätzen zusammen: „Wir haben oben gesehen, dass sie (Dionysos und Apollo) hier als *ἑέμοιοι* oder *ἑεμοιογόροι*, als Inhaber des delphischen Orakels und Repräsentanten des Antheils gedacht sind, welchen die Alten diesem für alles göttliche Recht maassgebenden Orakel auch an dem Urtheile des Paris zuschrieben. Demnach erscheint es mir offenbar zu sein, dass die beiden Söhne des Zeus durch den Handschlag, durch welchen sie sich mit einander verbinden, nichts Anderes als ihre Einigkeit in Bezug auf den eben von Paris zu fällenden Urtheilsspruch bezeugen wollen, dass sie sich dadurch verpflichten, auch ihrer Seits dem Ausspruche, dass Aphrodite die schönste

der Göttinnen sei, in der gesammten hellenischen Welt allgemeine Gültigkeit zu verschaffen und zu erhalten.“ Allein die in den letzten Worten ausgesprochene Auffassung des Parisurtheils ist bereits früher von mir abgewiesen worden. Wenn ferner auch Stephani (S. 67) einige entfernte Beziehungen des delphischen Orakels zum troischen Kriege constatirt, so fehlt doch in denselben jede bestimmtere Hinweisung eben auf das Parisurtheil. Aber selbst wenn wir eine Beziehung desselben zu Apollo gelten lassen wollten, in welchem Verhältniss zu dieser Scene, ja überhaupt zum troischen Kriege sollen wir uns den Dionysos vorstellen? So weit es sich also um die Ansicht Stephani's handelt, ist Weniger (im Text zur Tafel der A. Z.) durchaus im Recht, wenn er eine Beziehung der beiden Bilder auf einander in Abrede stellt. Doch scheint mir auch Weniger die Bedeutung der delphischen Scene nicht richtig erkannt zu haben. Er stellt sich bei seiner Erklärung zu einseitig auf einen religiös-mythologischen Standpunkt, dessen Berechtigung, namentlich bei der Erklärung von Vasenbildern, in neuerer Zeit auch anderwärts einer mythologisch-poetischen Betrachtungsweise hat weichen müssen. Jedenfalls haben wir von dem Bilde selbst, von der im Bilde dargestellten Handlung auszugehen. Hier hat nun Weniger richtig den Charakter jugendlicher Schüchternheit in dem Auftreten des Apollo hervorgehoben. Er bemerkt ferner richtig, dass Apollo eben angekommen zu sein scheine. Wenn er aber dann hinzufügt: eine freundliche Begrüssungsscene finde statt, so ist damit zu wenig gesagt. Die feierliche Handreichung bedeutet mehr: es bedarf nicht der ganzen Masse des von Stephani angehäuften, aber wenig gesichteten Materials, um zu behaupten, dass hier die Handreichung eine enge Vereinigung, das Eingehen eines Versprechens, eines Bündnisses bezeichnet. Dionysos hatte die Gipfel des Parnass bereits früher in Besitz genommen; er

steht hier umgeben von seinem Thiasos, der bei musikalischer Unterhaltung der Ruhe pflegt. Da erscheint als Fremdling Apollo. Es wird ihm ein Sitz an dieser Stätte gewährt: durch feierlichen Vertrag wird er Inhaber des Orakels in Delphi (Welcker gr. Götterl. I, 430; Eurip. Iph. Taur. 1234; Argum. Pind. Pyth.). Dargestellt ist also die Besitzergreifung des delphischen Orakels durch Apollo unter dem Bilde einer *ὁμόνοια* (vgl. Stephani S. 86). Den Gegensatz zu *ὁμόνοια* bildet *σιάσις*: *ἢνὶ δὲ πάντες ἂν ὁμολογήσαιτε ὁμόνοϊαν μέγιστον ἀγαθὸν εἶναι πόλει, σιάσιν δὲ πάντων κακῶν αἰτίαν* (Lysias or. 18, 17). Eine solche *σιάσις*, Ursache der grössten Uebel, ist der Schönheitsstreit der drei Göttinnen, den auf der andern Seite der Vase Paris schlichten soll.

Gegen die Annahme eines solchen Ideenzusammenhanges zwischen den beiden Bildern liesse sich vielleicht einwenden, dass die beiden Begriffe, um die es sich handelt, doch gar zu allgemeiner Art seien und dass es schwer sei einzusehen, weshalb der Künstler zu ihrer Veranschaulichung gerade die beiden Szenen gewählt habe, die wir wirklich dargestellt sehen. Aber auch darüber hat uns der Künstler nicht im Unklaren gelassen, sofern wir nur unsere Augen öffnen wollen. In der Umgebung des Dionysos befinden sich drei Silene, eine Bacchantin mit dem Tympanon, eine zweite, welche für Apollo den Sitz bereitet, ausserdem aber noch eine dritte weibliche Gestalt gerade hinter Dionysos. Diese jedoch unterscheidet sich nicht nur von den beiden andern durch verschiedene Bekränzung, durch edlere Bekleidung und den Schmuck der Armbänder, sondern, indem sie in nachdenklicher Stellung seitwärts angelehnt nach der Mitte sich umblickt, wendet sie der Hauptscene eine so scharfe und gespannte Aufmerksamkeit zu, dass sie, obwohl ihrer äusseren Stellung nach dem Dionysos und Apollon untergeordnet, doch für die tiefere Motivirung des Ganzen

eine besondere Bedeutung haben muss. In keinem Falle also darf sie für eine gewöhnliche Bacchantin gehalten werden. Der Kreis aber, in welchem wir einen andern Namen für sie zu suchen haben, ist ein sehr beschränkter. Fragen wir nur, wer ausser Dionysos in Delphi schon anwesend war, ehe Apollo ankam, so tritt uns in erster Linie Themis entgegen, die Inhaberin des Orakels vor der Ankunft des Apollo: niemand also kann näher als sie durch sein Erscheinen berührt werden. Bei Aeschylus (Eum. 4) heisst es allerdings, dass Themis das Orakel der Phoibe übergibt und erst diese es wieder dem Apollo überlässt. In solchen Einzelentwickelungen der Sage ist die Ueberlieferung selten consequent; und wenn bei Euripides (Iph. Taur. 1259) Gaea, die Mutter der Themis, dem Apollo zürnt, dass ihrer Tochter die Ehren des Orakels geraubt wurden, so werden wir auch diesem Nebenumstande eine geringe Bedeutung beilegen gegenüber der Hauptthatsache, dass Apollo der Nachfolger der Themis in Delphi ist. Vgl. auch Argum. Pind. Pyth. Nach delphischer Ueberlieferung endlich, die uns Pausanias (X, 5, 6) mittheilt, überliess Themis ihren Antheil am Orakel dem Apollo als Geschenk. Im Vasenbilde nun zeigt Themis, wie bemerkt, eine gespannte Aufmerksamkeit, aber nichts verräth, dass sie durch die Ankunft des Apollo etwa besonders überrascht wäre. Nach ihrer Erscheinung könnte es nicht auffallen, wenn uns irgendwo berichtet würde, dass sie selbst als Seherin und Prophetin die Ankunft ihres Nachfolgers vorausgesagt oder vorausgewusst hätte. Wie dem auch sein mag: die künstlerischen Motive des Gemäldes erklären sich gewiss am besten durch die Annahme, dass zwar als im Augenblick handelnd Dionysos und Apollo im Vordergrund stehen, dass aber an der Schürzung und Verknüpfung der geistigen Fäden, welche zu dieser Handlung führen, Themis einen hervorragenden, wenn nicht den entscheidenden Antheil hat.

Und nun wenden wir uns zurück zu dem Bilde der Gegenseite! Da erblicken wir, das einzige Mal auf den so zahlreichen Darstellungen des Parisurtheils, im Hintergrunde der Scene Themis in Berathung mit Eris, nicht nach dem Wortlaute, aber durchaus in dem Sinne jenes berühmten Einganges der Kyprien, in dem Zeus, um die Erde von der Ueberlast der Sterblichen zu erleichtern, sich mit Themis über den troischen Krieg beräth. Auch hier steht Themis nicht im Vordergrund der besonderen, äusseren Handlung; um so deutlicher aber tritt sie hervor als geistige Lenkerin, wenn es auch durch die Gegenwart des Zeus ausgesprochen ist, dass sie nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nach dem Willen eines höheren Herrschers thätig ist.

So erscheint die Gestalt der Themis in beiden Bildern als ein durchaus gleichwerthiger Factor; und der Gegensatz von Streit und friedlicher Vereinigung, den wir zuerst in der äusseren Handlung erkannten, wird jetzt wieder durch das Eintreten der Themis zu einer inneren, ideellen Einheit verbunden. Denn mag sie nun hier „die grosse Eris des troischen Krieges“ auf die Erde schleudern, oder dort bei der Aufnahme des Apollo in Delphi gewissermassen ein ethisches Centrum für das gesammte Hellenenthum begründen helfen, immer ist es nur das Walten der ewigen Weltgesetze, einer höheren Weltordnung, deren Erkenntniss sie auch zur Seherin macht, welches in diesem ihrem doppelten Wirken zum sprechenden Ausdrucke gelangt.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Vom kirchlich-historischen Verein in Freiburg i. Br.:

Freiburger Diöcesan-Archiv. Bd. 13. 1880. 8°.

Von der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues in Brünn:

Katalog der Bibliothek des Franzens-Museums. 2 Tble. 1868 bis 1879. 8°.

Vom historischen Verein in St. Gallen:

- a. Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Theil III. Lief. 6 und 7 hsg. v. H. Wartmann. 1879. 4°.
- b. Joachim v. Watt (Vadian) deutsche historische Schriften. Bd. III. 1879. gr. 8°.

Vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag:

- a. Mittheilungen. Jahrg. XVII und XVIII. 1878-79. 8°.
- b. 17. Jahresbericht f. d. J. 1876-78. 1879. 8°.
- c. Die Chronik der Stadt Elbogen (1471-1504) von L. Schlesinger. 1879. 8°.

Von der Akademie in Metz:

Mémoires. Année 59. 1877-78. 1879. 8°.

Vom historischen Verein für Steiermark in Graz:

Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark bearbeitet von
J. v. Zahn. Bd. II. 1879. 8°.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Abhandlungen. Bd. 25. 1879. 1879. 4°.

Vom Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Mittheilungen. 1880. 1880. 8°.

Vom Benediktinerstift St. Bonifaz hier:

Die Schriftsteller des Benediktinerordens in Bayern von Aug.
Lindner. 2 Bde. Regensburg 1880. 8°.

*Vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in
Donaueschingen:*

Schriften. Heft 3. 1880. Tübingen 1880. 8°.

Von der südslavischen Akademie der Wissenschaften in Agram:

a. Rad. Bd. 49. 1879. 8°.

b. Starine. Bd. 11. 1879. 8°.

Von der Académie impériale des sciences in St. Petersburg:

Bulletin. Tom. XXVI. 1880. 4°.

*Von der Section historique de l'Institut Royal Grand-Ducal in
Luxembourg:*

Publications. Année 1879 Tom. 33. 1879. 8°.

Von der Société d'histoire de la Suisse romande in Lausanne:

Mémoires et Documents. Tom. 32. 1880. 8°.

Von der American oriental Society in New-Haven:

Proceedings 1878—79. 1879. 8°.

Von der Royal Asiatic Society in London:

The Journal. XII. 1. 1879—80. 8°.

Von der Historisch Genootschap in Utrecht:

Bijdragen en Mededeelingen. Deel III. 1880. 8°.

Von der Académie Royale des sciences in Brüssel:

Annuaire. 46^e année 1880. 1880. 8°.

Von der archäologischen Gesellschaft in Athen:

Ἀθήναιον. Tom. ι' τεύχος ε'. 1880. 8°.

Von der Smithsonian Institution in Washington:

Introduction to the Study of Sign Language, by Garrick Mallery. 1880. 4°.

Von der Universität in Upsala:

Upsala Universitets fyrahundraårs Jubelfest. Sept. 1877.
Stockholm. 1879. 8°.

Von der Real Academia de la Historia in Madrid:

Boletin. Tomo I cuad 5. 1879. 8°.

Von der Biblioteca nacional in Rio de Janeiro:

Annaes. Vol. I—VI. 1876—79. 8°.

Von der Université catholique in Louvain:

- a. Revue catholique. Tom. 21. und 22. 1879. 8°.
- b. Annuaire. 43^e année 1879. 1879. 8°.

Von der Astor Library in New-York:

31. annual Report for the year 1879. Albany 1880. 8°.

Vom Herrn Alexander Conze in Berlin :

- a. Pergamon. 1880. 8^o.
- b. Archäologische Untersuchungen auf Samothrake. Bd. 2. Wien 1880. Folio.

Vom Herrn Wilh. Heyd in Stuttgart :

- a. Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Eine freie Anzeige. München. 1880. 8^o.
- b. Ueber die angeblichen Münzprägungen der Venetianer in Accon, Tyrus und Tripolis. 1879. 8^o.

Vom Herrn Carl Ritter v. Mayerfels in Alt-Meersburg am Bodensee :

Der Wittelsbacher Stamm-, Haus- und Geschlechtswappen. Konstanz 1880. 8^o.

Vom Herrn Alfred v. Reumont in Burtscheid :

König Gustav III. von Schweden in Aachen 1780 und 1791. Aachen 1880. 8^o.

Vom Herrn Constantin v. Höfler in Prag :

Abhandlungen aus dem Gebiete der slavischen Geschichte. I. II. III. Wien 1879—80. 8^o.

Vom Herrn J. F. J. Biker in Lissabon :

Supplemento à collecção dos tratados etc. Tom 21. 1879. 8^o.

Vom Herrn H. Girard in Paris :

La philosophie scientifique. 1880. 8^o.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 5. Juni 1880.

Herr v. Christ hielt einen Vortrag über:

„Die Wiederholungen gleicher und ähnlicher Verse in der Ilias.“

Die dunklen Pfade der Untersuchung über den Ursprung und das allmähliche Wachstum der homerischen Gedichte erhalten von keiner Seite mehr Licht als von der Beobachtung gleicher Verse und ähnlicher Szenen. Solche wiederkehrende Stellen haben zu aller Zeit, seitdem man sich überhaupt eingehender mit den Dichtungen Homers beschäftigte, ihre Beachtung gefunden, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Die alexandrinischen Gelehrten berührte mehr die kritische Seite der Sache, indem an vielen Stellen die wiederholten Verse so schlecht in den Zusammenhang zu passen schienen, dass sie den Verdacht der Entlehnung und späteren Zufügung wach riefen. Die neueren Forscher beschäftigte mehr die literarische und ästhetische Frage nach Original und Kopie, da jeder durch öftere Wiederholung zur formelhaften Phrase gewordene Vers an einer Stelle ursprünglich und dort ganz passend

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 3.]

15

und angemessen gewesen sein muss, Partien hingegen, in denen formelhaft wiederholte Verse gehäuft sind, den kopierenden und nachahmenden Dichter verraten. Ausserdem verdient auch für die Erklärung einzelner Stellen die Frage nach der Wiederholung des Verses oder der Phrase sorgsame Beachtung. Denn an der Originalstelle ist man berechtigt jedes Wörtchen auf die Goldwage zu legen, an den nachgeahmten Stellen darf man selbst in Ilias und Odyssee vor der Annahme einer formelhaften, halb gedankenlosen Phrase nicht zurückschrecken.

Die Wichtigkeit der Sache führte denn auch in unserer Zeit zu einem eingehenden Studium derselben und zunächst zu einer sorgfältigen Zusammenstellung des Materials. Luschington Prendergast hat nach dem Vorbild der biblischen Concordanzen eine Concordance of the Ilias a. 1875 geschrieben¹⁾; Imm. Bekker hat in seiner Bonner Homerausgabe v. J. 1858 die wiederholten Verse und Halbverse im Commentar sämmtlich verzeichnet, dabei aber leider nur rückwärts, nicht auch vorwärts verwiesen; unter den neueren Herausgebern haben sich besonders Ameis und La Roche die dankenswerte Mühe gegeben mit peinlicher Genauigkeit vorwärts und rückwärts die übereinstimmenden Verse und Wendungen anzumerken. Das letztere Verfahren ist deshalb das allein zweckmässige, weil es ja bei Homer von vornherein gar nicht feststeht, ob der an späterer Stelle eingegliederte Gesang wirklich auch der Entstehung nach der jüngere und nicht vielmehr umgekehrt der ältere und originellere ist.

Ich selbst habe in dieser Abhandlung die Wiederholungen lediglich auf die Frage hin untersucht, wo das Original und wo die Nachbildung zu erkennen sei. Auch von dieser Seite ist die Frage schon behandelt worden, aber

1) Ich habe das Buch leider nicht selbst zu Gesicht bekommen, sondern nur durch zweite Hand Kenntnis von demselben erhalten.

nicht in zusammenhängender und selbständiger Weise, sondern lediglich zu dem Zwecke, um das Verhältnis eines Gesanges zu einem andern festzustellen.¹⁾ Ja ich wage sogar zu behaupten, dass Lachmann und Köchly, die vorzugsweise auf diesen Punkt ihre Aufmerksamkeit richteten, nicht in einer so viel Widerspruch herausfordernden Weise die homerische Frage verwickelt hätten, wenn sie unabhängig von ihrer auf anderer Grundlage gewonnenen Liedertheorie das Verhältnis der übereinstimmenden Verse zu einander untersucht hätten. Ich werde natürlich nicht leugnen, dass auch mir bei diesen Untersuchungen die Klärung der homerischen Frage als fernes Ziel vorschwebte; aber ich kann mir doch das Zeugnis geben, dass ich mit voller Unbefangenheit an die Vergleichung der Stellen herangetreten bin und mich vorerst ruhig von dem Strome tragen liess. Im Gegensatz indes zu meiner früheren Abhandlung über die Interpolationen bei Homer vom metrischen und sprachlichen Gesichtspunkte (Stzb. v. J. 1879 Bd. I Heft 2) habe ich mich dieses Mal auf die Ilias ausschliesslich beschränkt; die Odyssee wird hoffentlich einer meiner jungen Freunde, angezogen durch die von unserer Fakultät in diesem Jahre gestellte Preisaufgabe, nach den gleichen Gesichtspunkten durcharbeiten.

Schon an und für sich hat die Wiederholung der gleichen Verse und Wendungen etwas Auffälliges; sie sieht aus wie ein Plagiat, was freilich in einer Zeit, wo

1) Ganz in unserem Sinne hat einen Teil der Frage, das Verhältnis der Odyssee zur Ilias betreffend, H. Düntzer behandelt in dem Aufsatz, die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Kritik in *Jahrb. f. Phil.* 1863 S. 729 ff., jetzt *Homerische Abhandlungen* S. 464 ff. In grösserem Umfange, aber in unitarischem Geiste ist die Frage besprochen von G. W. Nitzsch, *die Sagenpoesie der Griechen* S. 150-63, und *Beiträge z. Gesch. d. epischen Poesie* S. 325-7. Speziell das 24. Buch der Ilias hat mit Bezug auf unsere Frage untersucht Peppmüller in seinem *Commentar* p. XVII sq.

noch nicht der einzelne Dichter eifersüchtig über sein Eigentum wachte, wenig zu bedeuten hatte; sie sieht aber auch aus wie ein Armutzeugnis, indem der Dichter der genialen Schöpferkraft Neues zu gestalten entbehrt zu haben und deshalb zu bereits Gesagtem zurückgekehrt zu sein scheint. Die Aesthetiker wissen sich zu helfen, indem sie diese Wiederholungen für eine charakteristische Eigenschaft der epischen Poesie erklären und aus dem Wesen derselben abzuleiten suchen. In anschaulicher Weise, sagen sie, läßt der epische Dichter die Handlung Schritt für Schritt an unseres Geistes Auge vorüberziehen und läßt, wenn ein zweiter Held vom feindlichen Speere getroffen danieder sinkt, zum zweiten Mal auch die Rüstung am Leibe des fallenden Helden erklimmen, ohne nach des Dramatikers oder Redners Art die beiden zeitlich aneinanderliegenden Handlungen in einem Satze zusammenzufassen. Gewiss ist daran etwas Richtiges, gewiss reicht der Hinweis auf die epische Objektivität und auf die thatsächliche Wiederkehr gleicher Handlungen vollkommen aus, um die Wiederholung einzelner Verse, wie

δούπησεν δὲ πεσὺν, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐκ' αὐτῷ

oder

ἐν τ' ἄρα φοι φῶ χειρὶ φέπος τ' ἔφατ' ἔκ τ' ὀνόμαζεν

zu erklären. Aber wenn nicht ein einzelner Vers oder eine kleine Satzwendung wiederholt wird, sondern eine ganze Gruppe von Versen, oder wenn da, wo eine andere Fassung und namentlich ein anderer Vergleich möglich war, dieselben Worte in eintöniger Weise wiederkehren, wird man sich nicht bei dem Hinweis auf die epische Treue der Erzählung beruhigen dürfen. So schön auch der Vergleich des zum Kampfe eilenden Kriegers mit dem edlen Rosse ist, das das fesselnde Band abgerissen hat und mutig durch die Ebene hinstürmt, so muss es uns doch befremden, dass der gleiche, durch 6 Verse fortgesponnene Vergleich an

zwei Stellen desselben Gedichtes (Z 506—11 = O 263—8) wiederkehrt.¹⁾ Auch wird jedermann zugeben, dass es des Guten zu viel ist, wenn die Achäer von Agamemnon drei Mal (B 111—8, I 18—25, Ξ 65—81) und zum Teil mit denselben Worten auf die Probe gestellt werden, und dass es uns besser gefällt, wenn der Dichter bei der Schilderung von der Rüstung des Agamemnon (A 16—45) und Achilles (T 369—Θ1) zum Teil wenigstens neue Farben wählt, als wenn er, wie bei dem Anlegen der Waffen des Patroklos (H 131—9), die ganz gleichen Verse wie in Γ 330—8 gebraucht. Noch befremdender ist es, wenn die eschene Lanze des Achilles zwei Mal (H 141—4 = T 388—91) und zwar mit ganz denselben Worten beschrieben wird,²⁾ oder wenn wir gar dieselbe Notiz, wie die von der Herkunft des Medon zwei Mal (O 333—6 = N 694—7) vorgesetzt erhalten. Und ist es nicht läppisch und ein Zeichen von Unbeholfenheit, wenn in ganz kurzen Zwischenräumen dieselbe Uebergangsformel wiederkehrt, wie das εἰ μὴ ἄρ' ὀξὺ νόρσε in Θ 91 und 132³⁾, oder wenn in demselben Gesang (Y 200—2 = 431—3) der ohnehin etwas triviale Gedanke

*Πηλείδῃ μὴ δὲ με φέπεσσι γε νηπίτιον ὧς
ἔλλεο δειδίξεσθαι, ἔπει σάφα φοῖδα καὶ αὐτός
ἦμὲν κερτομίας ἦδ' αἴσυλα μνθίσασθαι*

zwei Mal, von Aineias und Hektor, ausgesprochen wird?

1) Den Anstoss der Wiederholung eines zweiten weit ausgesprochenen Vergleichs, obendrein in zwei nahe stehenden Gesängen N 389—91 und H 482—6 hat Köchly durch Ausscheidung der letzten, auch sonst anstössigen Stelle beseitigt. Es bleibt noch A 550—5 = P 654—5.

2) Ein ähnliches Beispiel von auffälligster Wiederholung bietet die Odyssee mit der doppelten Beschreibung des Mischkrugs δ 61—71 = ο 113—9; s. Hermann, de iteratis apud Hom. Opusc. VII 1.

3) Weniger anstössig, wenn auch gerade nicht schön ist die Wiederholung eines erläuternden Verses in E 316 f. und 345 und 396 f.

Solchen Wiederholungen gegenüber genügt nicht die Entschuldigung der epischen Objektivität; hier muss man teils zum Seciermesser greifen, wie ich unbedenklich in *O* 333—8 thue, wo die Erwähnung der athenischen Bukoliden ¹⁾ uns auf den Ursprung der Interpolation deutlich hinweist, teils muss man sich nach anderen Erklärungsgründen umschaun. Einen hauptsächlichen Erklärungsgrund finde ich aber mit G. Hermann, der zuerst in seiner Abhandlung, *De iteratis apud Homerum* (Opusc. VIII, 15 ff.) diesen Punkt eingehender beleuchtet hat, in der Vortragsweise der homerischen Lieder; hintereinander hat selbst in später Zeit nur selten eine Versammlung alle Gesänge der Ilias gehört; in älterer Zeit, selbst als schon die poetische Kraft über die Periode des epischen Liedes hinausgegangen war und mehrere Lieder zu einem epischen Gedicht zusammenzuweben begonnen hatte, wurden immer nur einzelne Rhapsodien oder kleinere Cyklen von Gesängen vorgetragen. Nie oder doch nur äusserst selten mochte es in der Zeit des epischen Helden- gesanges vorkommen, dass neben den *ᾠρξια* und der sich daran anschliessenden *Διομήδεια* (*ΓΔΕ*) auch noch die *Ἀριστεία Ἀγαμέμνονος* (*Α*) oder neben dem Mauer- und Schiffskampf (*Μ Ν Ξ Ο*¹) auch noch die *Πατρόκλεια* (*Ο*³ *Π Ρ Σ*¹) zum Vortrag kam. Es darf daher weniger Anstoss erregen, wenn Kampffessenen und Gleichnisse, welche sich in den Gesängen *Γ—Η* finden, in *Α* oder in *Α—Ο* wiederkehren, oder wenn Verse und selbst mehrere Verse der Patrokleia und Achilleis an bekannte Stellen der älteren Gesangsgruppen anklingen. Umgekehrt gab es Schilderungen von Kampfesmut und Kampfesnot, die so sehr ge-

1) Mit dem in *O* 338 erwähnten Athener *Σφῆλος Βουκολίδης* hängt wohl das sogenannte *Βουκολεῖον* in Athen zusammen. Benicken in Jahrb. f. Phil. CXV, 111 hat umgekehrt die Verse in *N* zu verdächtigen gesucht.

fielen, dass man sie gerne wieder bei anderer Gelegenheit und in anderer Umgebung vortragen hörte. Dazu stimmt es sehr gut, dass thatsächlich auch in dem alten Kern der Ilias innerhalb derselben Gesänge und Gesangesgruppen sich meist nur einzelne Verse und Halbverse wiederholt finden, die grösseren Wiederholungen aber sich auf die verschiedenen Cyklen verteilen. So kommen z. B. von längeren Partien des Gesanges *Z* folgende wieder in den Schilderungen des dritten Schlachtages vor: *Z* 46–50 = *A* 131–5, *Z* 73–4 = *P* 319–20, *Z* 103–6 = *A* 211–4, *Z* 207–8 = *A* 783–4, *Z* 506–11 = *O* 263–8, und entsprechen sich die beiden gleichmässig durch Alter und originelle Kraft ausgezeichneten Aristeiai in folgenden grösseren Versgruppen *E* 40–2 = *A* 447–9, *E* 309–10 = *A* 355–6, *E* 494–7 = *A* 211–4, *E* 652–4 = *A* 443–5, *E* 739–42 = *A* 36–7.

Bei den Wiederholungen dieser Art ist es meistens sehr schwer zu sagen, an welcher der zwei oder drei Stellen die Verse besser angebracht seien. Denn die älteren Partien der Ilias sind so geschickt entworfen, dass, wenn sich Verse wiederholen, sie jedesmal gleichgut in die Situation passen, oder durch kleine Modifikationen erst recht gut den veränderten Umständen angepasst sind.¹⁾ Ein belehrendes Beispiel der letzten Art bieten die Verse *E* 652–4 = *A* 443–5, auf die wir weiter unten eingehender zu sprechen kommen werden. Verschieden davon sind diejenigen Wiederholungen, welche ganz offenbar in der Nachahmung einer Originalstelle bestehen. Vorzüglich sind es die Rhapsodien

1) Auch zwei junge Gesänge *K* und *Ω* haben mehrere, von Pöppmüller p. XXVII sq. zusammengestellte Verse mit einander gemein, (vgl. besonders *K* 83 und 386 = *Ω* 363, *K* 111 = *Ω* 70, *K* 384 und 405 = *Ω* 380 und 656), die aber an beiden Stellen so gut passen, dass man eher an den gleichen, sich selbst wiederholenden Sänger als an Originaldichter und Nachahmer denken möchte.

Θ T Y, welche an derartigen Nachahmungen reich sind; aber auch andere Gesänge der Achilleis und Patrokleia und selbst einige ältere Rhapsodien bieten vereinzelte Beispiele solcher Kopien. Es ist theils die grammatische Form, theils die Umgebung, theils die Veränderung eines einzelnen Wortes, welche die Kopie verrät und zur Auffindung des Originals führt. Auf den nächsten Blättern wollen wir zunächst die hauptsächlichsten Beispiele dieser verschiedenen Arten von Nachahmung kennen lernen.

Nachahmungen mit grammatischen Anständen.

Θ 538—41

εἰ γὰρ ἐγὼν ὡς
εἶην ἀθάνατος καὶ ἀγήρωσ ἦματα πάντα,
τιοίμην δ' ὡς τίετ' Ἀθηναίη καὶ Ἀπόλλων,
ὡς νῦν ἡμέρη ἦδε κακὸν φέρει Ἀργείοισιν.

Das Pronomen ἦδε muss hier gegen alle Grammatik von dem nachfolgenden Tage verstanden werden; in der Stelle, welche der unserigen zum Vorbild diente, N 825—8, bezieht sich das ἡμέρη ἦδε der Regel entsprechend auf den gegenwärtigen Tag.

P 453—5

ἔτι γὰρ σφίσι κῦδος ὀρέξω
κτείνειν, εἰς ὃ κε νῆας ἐνσοέλμους ἀφίκηται,
δίη τ' ἠέλιος καὶ ἐπὶ κνέφας ἱερὸν ἔλθῃ.

Die Stelle stimmt mit A 192—4 überein, nur dass es dort im Eingang mit einer kleinen Modifikation heisst τότε φοι κράτος ἐγγυαλίξω. Aber während in A das Pronomen φοι seine vollständige Erklärung hat, müssen in P unter σφίσι die Troer verstanden werden, obwohl unmittelbar zuvor von den Pferden des Achill die Rede ist und auch in den weiter rückwärts liegenden Versen nur der Priamide Hektor, nicht die Troer im allgemeinen genannt sind.¹⁾

1) Ueber die verschiedene Stellung, welche die Gelehrten zu den

II 58 f.

τήν ἄψ ἐκ χειρῶν ἔλειτο κρείων Ἀγαμέμνων
 Ἀτρεΐδης ὡς εἴ τιν' ἀτίμητον μετανάστιν.

Der Akkusativ μετανάστιν lässt sich zur Not damit erklären, dass man mit den Ausiegern sagt ἄψ ἐκ χειρῶν ἔλειτο sei so viel als ἀφείλειτο, aber auch nur zur Not; viel einfacher und unbehinderter ist die Construction in I 647 f. ὡς μ' ἀσύφηλον ἐν Ἀργείοισιν ἔρεξεν Ἀτρεΐδης ὡς εἴ τιν' ἀτίμητον μετανάστιν.

N 22

χρῦσα μαρμαίροντα τετεύχεται ἄφθια αἰεί.

Der Vers ist entstellt durch einen Hiatus, den durch ein eingeschobenes τ' wegemenidieren wollen die Kraft des Ausdrucks schwächen heisst. Vielmehr ist der Hiatus wahrscheinlich entstanden durch Nachahmung des anstandslosen Versausgangs ἄφθιτον αἰεί in B 46. 146, Ξ 238. Ebenso verhält sich der Versausgang τετελεσμένα ἦεν Σ 4 zu τετελεσμένον ἦεν A 212; vgl. Hoffmann, Quaest. Hom. I 93.

Ψ 198 f.

ὠκέα δ' Ἴρις

ἀράων αἰούσα μετάγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Auch hier muss der metrische Fehler im Versausgang, nämlich die Vernachlässigung des Digammas von Ἴρις, auf die Nachahmung des fehlerlosen Versausgangs ὠκέα Ἴρις in A 195. 210, O 168 zurückgeführt werden.

Φ 225

πρὶν ἔλσαι κατὰ φάσιν καὶ Ἐπιόρι πειριθῆναι.

Die Construction von πειριθῆναι mit dem Dativ wird von La Roche lediglich mit der Versnötigung entschuldigt: richtiger wird man sagen, dass der häufige Versausgang οἷς ἔντεσι (τείχεσι) πειριθῆναι E 220, A 356, X 361

fraglicher Versen genommen haben, gibt ausführliche Auskunft Hentze, Anhang zu Homers Ilias IV, 53 f.

den Dichter zu der kühnen Construction "Εκτορι περιφθῆναι verleitet hat.

O 397 = ν 198

ῥῆμωξέν τ' ἄρ' ἔπειτα καὶ ὦ πεπλήγετο μηρώ.

Die Vernachlässigung des Digammas von ὦ wird am füglichsten zurückgeführt auf die ungeschickte Nachahmung von M 162 δῆ ῥα τότε ῥῆμωξεν [τε] καὶ φὼ πεπλήγετο μηρώ, wie ich bereits in meiner Abhandlung über die Interpolationen bei Homer S. 29 gethan habe. Ebendasselbst habe ich auch gewagt die Vernachlässigung des Digammas in Ξ 162¹⁾ und E 204 aus der Nachahmung von P 551 und A 230 zu erklären; diesen Stellen darf vielleicht noch beigefügt werden περισεύοντο δ' ἔθειραι T 382 nach περισεύοντο φέθειραι X 315.

Ψ 352

ἐν δὲ κλήρους ἐβάλοντο.

Natürlich ist zu ἐνεβάλοντο hinzuzudenken ein Dativ, wie κυνέη. Dass aber diese Ellipse so ganz ohne Anstand hingenommen wird, kommt doch wohl daher, dass die Leser und Hörer an das zu ergänzende Objekt gewöhnt waren durch die vorausgegangenen Verse H 176 ἐν δ' ἔβαλον κυνέη Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο, und Γ 316 κλήρους ἐν κυνέη χαλκήρεϊ πάλλον ἐλόντες.

X 400.

μάστιξέν ῥ' ἐλάαν, τῷ δ' οὐκ ἀέκοντε πετέσθην.

Wer hier unter τῷ zu verstehen sei, darüber kann kein Mensch im Zweifel sein; aber auffällig ist es doch, dass in X der Pferde zuvor gar nicht gedacht ist, während

1) Bentley nahm an, dass in Ξ 162 ἦδε δέ φοι κατὰ θυμὸν ἀρίστη φαίνεται βουλή ἐλθέμεν εἰς Ἴδην εὐ ἐντύνασαν ἔ αὐτήν ursprünglich das Digamma von φέ gar nicht vernachlässigt gewesen sei, indem der Dichter mit einer kühnen Sinnconstruction den Nominativ c. infin. ἐντύνασα φέ αὐτήν gesetzt habe.

in der Parallelstelle *E* 366 einige Zeilen zuvor die ἵπποι auch wirklich genannt sind.

Ω 220 f.

εἰ μὲν γὰρ τίς μ' ἄλλος ἐπιχθονίων ἐκέλευεν,
 ψευδός κεν φαίμεν καὶ νοσφιζοίμεθα μᾶλλον.

Wer sind die Wir? der König Priamos. Aber wie unpassend ist hier der pluralis maiestatis in einer Rede des Königs an seine Frau Hekabe und nach vorausgegangenem Singular μέ? Hingegen ganz in Ordnung ist der Plural in der Originalstelle *B* 80 f., wo unter den 'wir' die Greise verstanden werden. Dieses grammatische Verhältnis hat bereits richtig erkannt Bäumlein im Philol. 7, 232. Es ist aber die Vergleichung der beiden Stellen besonders deshalb wichtig, weil die Originalstelle in der viel angefochtenen *Βουλή γερόντων* steht. Dieselbe scheint demnach doch vor dem letzten Gesang der Ilias, den bekanntlich Köchly sogar unter die alten Iliaslieder aufnahm, gedichtet zu sein.

Ω 229 ff.

ἔνθεν δώδεκα μὲν περικαλλέας ἔξελε πέπλους,
 δώδεκα δ' ἀπλοῦδας χλαίνας, τόσους δὲ τάπητας,
 τόσσα δὲ φάρεα καλά, τόσους δ' ἐπὶ τοῖσι χιτῶνας·
 χρύσου δὲ στήσας ἔφερον δέκα πάντα τάλαντα,
 ἐκ δὲ δὺ' αἴθωνας τρίποδας, πῖσυρας δὲ λέβητας.

Da mit dem ἐκ des letzten Verses der erste Teil des Compositums ἔξελε wieder aufgenommen wird, so erregt der vorletzte Vers mit seinem Simplex ἔφερε mit Recht Anstoss, während der gleiche Vers in *T* 247 ganz ohne Bedenken ist. Doch möchte ich lieber als an eine Nachahmung an eine Interpolation denken und den Vers Ω 233 in Klammern setzen.

T 182 f.

οὐ μὲν γὰρ τι νεμεσητὸν βασιλῆα
 ἄνδρ' ἀπαρέσσασθαι, ὅτε τις πρότερος χαλεπίνῃ.

Der Satz ist wahrhaft auf Schrauben gestellt, so dass

es einer Sphinx bedarf, um uns zu belehren, dass βασιλῆα nicht Subjekt zu ἀπαρέσσωσθαι sei, sondern mit ἄνδρα einen Begriff bilde. Auch gehen in der That die Erklärer in der Deutung der dunklen Worte verschiedene Wege. Der Grund des Anstosses liegt aber zumeist in dem indefiniten Pronomen τις, das ungeschickt gesetzt bleibt, mag man βασιλῆα mit ἄνδρα verbinden oder nicht. Wie klar und eben ist hingegen alles in Ω 368 f. οὔτ' αὐτὸς νέος ἔσσι, γέρον δέ τοι οὔτος ὀπηδεῖ, ἄνδρ' ἀπαμίνεσθαι, ὅτε τις πρότερος χαλεπήνη? Diese Stelle wird also das Vorbild für den Dichter von T 182 f. gewesen sein, wenn man dasselbe nicht mit Friedländer, Anal. hom. in Jahrb. f. Phil. Suppl. III 481, in den Versen der Odyssee π 71 f. finden will.¹⁾

Schwerer fällt die Entscheidung an anderen Stellen, so bei der Vergleichung von E 827

μήτε σὺ γ' Ἄρηα τό γε δαίδιθι μήτε τιν' ἄλλον ἀθανάτων
und E 342

Ἥρη, μήτε θεῶν τό γε δαίδιθι μήτε τιν' ἀνδρῶν ὕψεσθαι.

Die grammatische Construction der letzten Stelle ist allerdings weit einfacher als die der ersten, an der der ungewöhnliche Gebrauch des doppelten Akkusativs bei δαίδιθι und die Wiederholung der Partikel γε auffällt. Aber trotzdem kann man zweifeln, ob der Dichter von E die Satzverbindung verwickelt, oder umgekehrt der gewandte Dichter der Apate die Härte der Construction ausgeglättet habe. Nach dem ganzen Charakter der beiden Gesänge scheint mir das letztere die grössere Wahrscheinlichkeit für sich zu

1) Friedländer hat ausserdem den Anstoss in unserer Stelle (T 183) zu mindern gesucht, indem er ὅτε μιν statt ὅτε τις zu lesen vorschlug; aber dann entsteht eine neue Unklarheit, da es wiederum nicht auf den ersten Blick klar ist, ob bei μιν an den βασιλεύς oder an den ἀνὴρ zu denken sei.

haben. Das doppelt gesetzte γε war ohnehin durch die Parallelstelle E 258 und 287 vollauf geschützt.

E 590

τοὺς δ' ἔκτωρ ἐνόησε κατὰ στήχας, ὄρωτο δ' ἐπ' αὐτοῖς

A 343

ἔκτωρ δ' ὄξυ νόησε κατὰ στήχας, ὄρωτο δ' ἐπ' αὐτοῖς.

Missverstanden kann keine der beiden Stellen werden, wengleich ἐπ' αὐτοῖς sich in E leichter als in A an das Vorausgehende anschliesst, mag man nun die Verse E 528—589 beibehalten, oder mit Köchly als spätere Zudichtung verwerfen¹⁾. Denn in dem elften Gesang beherrschen wohl an der fraglichen Stelle die Heldenthaten des Odysseus und Diomedes die ganze Scene, aber unmittelbar zuvor V. 336—42 ist doch nur von Diomedes die Rede. Aber auf der anderen Seite stossen wir uns in E an der stilistischen Härte, dass zwei Verse nach einander mit demselben Anfange τοὺς δέ beginnen. Wenn wir ferner auch mit Bernhardt die Verse A 335—42²⁾ streichen, so passt doch der nachfolgende Vers τὸν δὲ φιδῶν ἔίγησε βοήν ἀγαθὸς Διομήδης (E 596 = A 345) ungleich besser in E als in A. Denn vor dem mit Hektor verbundenen Ares konnte auch ein Held wie Diomedes zusammenschrecken, gegenüber dem Hektor allein war eine solche Angst nicht an der Stelle, zumal gleich nachher Hektor die Ueberlegenheit des Diomedes böse fühlen muss.

O 208—10

ἀλλὰ τόδ' αἰνὸν ἄχος κραδίην καὶ θυμὸν ἰκάνει,

1) Schon der Umstand, dass der wieder aufgerichtete Aineias doch auch etwas thun muss, nimmt mich gegen Köchly's Ausscheidung ein. Doch halte ich deshalb an der Ueberlieferung nicht fest und erkläre mich jedenfalls gegen Vers 589 τοὺς δ' ἴμασι κ. τ. λ., auf den nicht ein neuer Vers mit τοὺς δέ folgen konnte.

2) Vergleiche über diesen und verwandte Vorschläge Hentze Anhang zur Ilias IV, 55.

*ὄππότε φισόμορον καὶ ἑμῇ πεπρωμένον αἴσῃ
νεικεῖεν ἐθέλῃσι χολωτοῖσιν φεπέεσσι.*

II 52—4

*ἀλλὰ τόδ' αἰνὸν ἄχος καρδίην καὶ θυμὸν ἰκάνει,
ὄππότε δὴ τὸν ὅμοιον ὀνήρ ἐθέλῃσιν ἀμέρσαι
καὶ γέρας ἄψ ἀφελέσθαι, ὅτε κράτει προβεβήκη.*

Bei dem Dunkel, welches über das Verhältniß der Apatē zur Patrokleia herrscht, wäre es sehr wichtig festzustellen, welche von den beiden angeführten Stellen Original, und welche Kopie sei. Doch ist es schwer darüber in's Klare zu kommen. Höchstens kann man sagen, dass die generalisierende Bedeutung des Coniunctivs wenig zur Stelle der Patrokleia passt, wo auf eine ganz bestimmte That des Agamemnon hingewiesen wird.

Θ 191 = Ψ 414

ἀλλ' ἐφομαρτεῖτον καὶ σπεύδεται.

Der Dual erklärt sich in Ψ ohne alle Umschweife von den zwei Wagenpferden, in Θ bedarf es der Annahme, dass die vier Pferde des Hektor zu je zwei Paaren zusammenge-spannt waren. Doch ergibt sich auch diese Deutung des Duals so einfach und ungezwungen, dass ich damit den Beweis der Nachahmung nicht erbracht halten kann.

Die Nachahmung aus dem Zusammenhang erwiesen.

E 648—54

*Τληπόλεμ', ἦτοι κείνος ἀπώλεσεν Ἴλιον ἰρήν,
ἀνέρος ἀφραδίῃσιν ἀγανοῦ Λαομέδοντος,
ὅς ῥά μιν εὖ φέρξαντα κακῶ ἠρίπατε μῖθῳ
οὐδ' ἀπέδωχ' ἕππους, ὧν εἵνεκα τηλόθεν ἦλθεν.
σοὶ δ' ἐγὼ ἐνθάδε φημὶ φόνον καὶ κῆρα μέλαιναν
ἐξ ἐμέθεν τεύξεσθαι, ἐμῶ δ' ὑπὸ δουρὶ δαμέντα
εὐχος ἐμοὶ δώσειν, ψυχὴν δ' Ἰδι κλυτοπόλω.*

Α 441—5

ὦ δειλ', ἢ μάλα δὴ σε κικάνεται αἰνὺς ὄλεθρος·
 ἦτοι μὲν ῥ' ἔμ' ἔπανσας ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι·
 σοὶ δ' ἐγὼ ἐνθάδε φημι φόνον καὶ κῆρα μέλαιναν
 ἤματι τῷδ' ἔσσεσθαι, ἐμῶ δ' ὑπὸ δουρὶ δαμέντα
 εὐχος ἔμοι δώσειν, ψυχὴν δ' Ἄϊδι κλυτοπόλωρ.

Die drei letzten Verse stimmen im Wesentlichen an den beiden Stellen miteinander überein; in der kleinen Abweichung zeigt sich eine ungemein feine Hand. In Α hatte kurz zuvor V. 431 der Troer Sokos geprahlt: *σήμερον ἢ δοιοῖσιν ἐπέυξειαι Ἰηπασίδησιν ἢ κεν ἐμῶ ὑπὸ δουρὶ τυπείσ ἀπὸ θυμὸν ὀλέσσης*; deshalb lässt Odysseus in seiner Entgegnung den Gegensatz zwischen den Personen zurücktreten und antwortet auf das *σήμερον* mit *ἤματι τῷδε*. Damit sind die drei Verse in Α dem Zusammenhang so gut angepasst, dass der Verdacht einer Nachahmung zurückgedrängt wird. Eher könnte die Partikel *ἐνθάδε* zu Ungunsten des 11. Gesanges ausgebeutet werden, da dieselbe sehr gut in *E* passt, wo dem Tlepolemos gewissermassen als Antwort auf seinen Hohn *τίς τοι ἀνάγκη πτώσειεν ἐνθάδ' ἔονται* (V. 634) von Sarpedon der Tod fern vom Vaterlande hier auf troischer Erde angekündigt wird und die Worte *τηλόθεν ἦλθεν* und *σοὶ δ' ἐγὼ ἐνθάδε* einen schönen Gegensatz bilden. Doch gibt die Partikel auch in Α einen guten Sinn und enthält eine wirksame Ergänzung zu dem nachfolgenden *σήμερον*. Es wird daher hier die Entscheidung der Frage, welche der beiden Stellen den Anspruch auf höheres Alter habe, nicht vom Texte der entsprechenden Verse, sondern von anderen weiter greifenden Betrachtungen abhängig gemacht werden müssen.

Im Anschluss daran will ich gleich noch zwei andere Parallelverse berühren, die mit dem Verhältnis von *E* und Α, um das sich wie um einen Angelpunkt die homerische Frage dreht, in Beziehung stehen. Die Verse *ἔστι γινῆ*

ἐριπὼν καὶ ἐρείσατο χειρὶ παχείῃ γαίης, ἀμφὶ δὲ ὅσσε κελαινὴ
 νύξ ἐκάλυψεν kehren in *E* 309 und *A* 355 wieder; dort sind sie
 von der schweren Verwundung des Aineias an der Hüftpfanne,
 hier von dem betäubenden, aber keinen Körperteil verletzenden
 Lanzenwurf auf Hektors Helm gebraucht. Den alten Gram-
 matikern und insbesondere Aristarch schien an der zweiten
 Stelle Ursache und Wirkung so wenig in Einklang zu stehen,
 dass sie die beiden Verse mit dem Obelos notierten oder
 ganz wegliessen. Das ist aber nicht statthaft, da das nach-
 folgende τόφρ' Ἐκτωρ ἄμπνυτο (*V.* 359) sich auf sie zurück-
 bezieht; es wird also nur die Annahme unpassender Nach-
 ahmung bleiben.

Umgekehrt passt in der Schilderung des Schild-
 schmuckes das Wort ἐστεφάνωται in *E* 739 besser als in
A 36 zur beigetzten Präposition (περὶ in *E*, ἐπὶ in *A*),
 obschon an beiden Stellen die Plastik der Beschreibung zu
 wünschen übrig lässt. Von neueren Gelehrten wird der
 Abschnitt von der Wappnung des Agamemnon im Anfang
 von *A* teils ganz, teils in der betreffenden Partie als jüngere
 Zudichtung angefochten.

B 1 f

ἄλλοι μὲν ἴα θεοὶ τε καὶ ἄνδρες ἱπποχορυσταί
 εἶδον παννίχιοι, Δία δ' οὐκ ἔχε φίδυμος ἕπνος.

K 1 — 4

ἄλλοι μὲν παρὰ νηυσὶν ἀριστῆες Παναχαϊῶν
 εἶδον παννίχιοι μαλακῶν δεδμημένοι ἕπνω,
 ἀλλ' οὐκ Ἀτρεΐδην Ἀγαμέμνονα ποιμένα λαῶν
 ἕπνος ἔχε κρατερός.

In *B* passen die Worte trefflich in den Zusammenhang,
 in *K* stehen sie in Widerspruch mit dem gleich nachher
 Erzählten. Denn nicht blos Agamemnon kann nach dem
 Unglück des Tages nicht schlafen, auch von Menelaos heisst
 es *K* 25 οὐδὲ γὰρ αὐτῷ ἕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἐφίζανε, und
 zu Nestor spricht Agamemnon *K* 96 ἐπεὶ οὐδὲ σέ γ'

ἔπος ἰκάνει. Das ist keine maskierte Nachahmung mehr, sondern eine gedankenlose Wiederholung. Wo möglich noch grösser ist die Gedankenlosigkeit des Nahahmers in

Y 413—6

τὸν βάλε μέσσον ἄκοντι ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεύς
νώτα παραῖσσοντος, ὅθι ζωστῆρος ὄχῃες
χρύσειοι σύνεχον καὶ διπλῶος ἦντετο θώρηξ·
ἀντιζυῖς δὲ διέσχε παρ' ὀμφαλὸν ἔγχεος αἰχμῆ.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, dass man den Gurt vorn auf der Brust mit Schnallen oder ineinandergreifenden Spangen zusammenband, wie man z. B. hier im Antiquarium an der trefflich erhaltenen Bronzerüstung eines grossgriechischen Grabes beobachten kann. Dass es zur Zeit Homers nicht anders war, ersieht man aus der Originalstelle *I* 132 f., wo der den Feinden zugekehrte Menelaos vorn, wo die Spangen des Gürtels zusammengreifen, durch des Pandaros' Pfeil verwundet wird. Hier in Y soll sich dieselbe Stelle am Rücken befinden, so dass von da die Lanzenspitze zu dem Nabel des getroffenen Kriegers durchdringt. Gar nichts zu der Stelle zu bemerken, heisst blind sein gegen sachliche Schwierigkeiten; anzunehmen, dass der Dichter nicht die Stelle selbst, sondern die Gegend gegenüber in gleicher Höhe gemeint habe, heisst à tout prix den Dichter vor dem Vorwurf der gedankenlosen Nachahmung schützen wollen.

O 367—9

ὥς οἱ μὲν παρὰ νηυσὶν ἐρητύοντο μένοντες,
ἀλλήλοισι τε κεκλόμενοι καὶ πᾶσι θεοῖσιν
χειρας ἀνίσχοντες μεγάλ' εὐχετόωντο φέκαστος.

Die gleichen Verse lesen wir *O* 345—7, nur ohne das einleitende ὥς; aber gerade dieses ὥς verrät den ungeschickten Nachahmer, da dasjenige, was in den vorausgehenden Versen vom siegreichen, alles vor sich niederwerfenden Vordringen des Gottes gesagt ist, in keiner Weise zu der mit

ὡς eingeleiteten Schlussfolge berechtigt; vgl. Lachmann, Betr. 59. Ausserdem hat in Θ das οἱ μὲν seinen ganz passenden Gegensatz, aber nicht so in O. Denn den Achäern ist an der ersten Stelle der feindliche Hektor gegenüber gestellt, an der zweiten der greise Nestor. Damit man aber nicht aus dieser offenbaren und ungeschickten Nachahmung der Κόλος μάχη auf den ganzen Gesang O einen ungünstigen Schluss ziehe, bemerke ich, dass die Ἀπάτη unmittelbar zuvor mit Vers 366 abschliesst, und das was zunächst nachfolgt zu den jüngsten Interpolationen der Ilias gehört.

Y 445—450

τρίς μὲν ἔπειτ' ἐπόρουσε ποδάροης δῖος Ἀχιλλεύς
 ἔγχει χαλκείῳ, τρίς δ' ἠέρα τύψε βαθεΐαν.
 ἀλλ' ὅτε δὴ τὸ τέταρτον ἐπέσσυτο δαίμονι φῖσος,
 δεινὰ δ' ὀμοκλήσας φέπεα πιερόεντα προσήδα
 ἔξ αὖ νῦν ἔφηνες θάνατον, κύν. ἦ τέ τοι ἄγχι
 ἦλθε κακόν, νῦν αὖτέ σ' ἐρύσσατο Φοῖβος Ἀπόλλων.

An den zwei andern Parallelstellen E 436—8 und II 702—6 tritt effektiv beim vierten Anstürmen ein Gott zürnend dem übermütigen Helden entgegen; an unserer Stelle wird in abgeschmackter Weise der gleiche Apparat des dreimaligen Anstürmens aufgeboten, damit beim vierten Mal der Held selbst absteht und sich in drohender Fluchrede ergeht. Die Stelle verliert auf solche Weise so an aller Kraft, dass man sich schon im Altertum, wie man aus dem handschriftlichen Apparat bei La Roche sieht, mit dem Ausscheiden des Verses 447 zu helfen suchte. Aber Aristarch, der nach der Ueberlieferung des cod. Ven. A zu schliessen den Vers beibehielt, folgte auch hier einem ganz richtigen Urteil. Denn es musste der Moment bezeichnet werden, wo Achill in die Worte ausbrach ἔξ αὖ νῦν ἔφηνες: es wird doch nicht der Held jedes Mal bei dem dreimaligen Anstürmen jene Worte gesprochen haben. Hier heisst es also

nicht *καίειν καὶ τέμνειν*, sondern einsehen, dass Horaz nicht so Unrecht hatte mit seinem „*quandoque bonus dormitat Homerus*“

A 498 f. = *E* 753 f.

εἶφεν δ' εὐρύοπα Κρονίδην ἄτερ ἡμενον ἄλλων
ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδειράδος Οὐλίμποιο.

Θ 2 f.

Ζεὺς δὲ θεῶν ἀγορῆν ποιήσατο τετρακίερανος
ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδειράδος Οὐλίμποιο.

Einzig schön lässt der Dichter in *A* und *E* den Vater der Götter in erhabener Majestät einsam sitzen auf des Berges höchster Spitze. In *Θ* überkommt einen unwillkürlich das Gefühl der unbehaglichen Enge, wenn man die versammelten Götter auf dem schmalen Raume einer Bergspitze zusammensitzen denken soll.

B 79 = *I* 17,

ὦ φίλοι Ἀργείων ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες.

In *B* werden mit jenen Prädikaten passend die Fürsten und Geronten angeredet; in *I* wird die gleiche Anrede ungeschickter Weise auf das in der *Ἀγορά* anwesende Volk übertragen.

B 333 f. = *II* 276 f.

ἀμφὶ δὲ νῆες
σμερδαλέον κονάβησαν ἀσάντων ὑπ' Ἀχαιῶν.

In *B* dröhnen die Schiffe wider von dem Beifallsruf, in *II* von dem Kriegsgeschrei. Leicht könnte einem das letztere angemessener, das erstere hingegen etwas übertrieben zu sein scheinen; aber bei näherem Zusehen stellt sich die Sache umgekehrt. Das Wort *Ἀχαιῶν* ist in *B*, wo es sich um den Beifall des gesammten Volkes handelt, ganz an seinem Platze; in *II*, wo von dem Kriegsgeschrei der Myrmidonen allein die Rede ist, erwartet man ein Wort von engerem Umfange.

O 427 f.

ἀλλ' ὤϊα Κλυτίοιο σαώσατε, μή μιν Ἀχαιοὶ
τεύχεα σλήσωσι νεῶν ἐν ἀγῶνι πεσόντα.

II 498 ff.

σοὶ γὰρ ἐγὼ καὶ ἔπειτα κατηφείη καὶ ὄνειδος
ἔσσομαι ἧματα πάντα διαμπερές, εἴ κέ μ' Ἀχαιοὶ
τεύχεα σλήσωσι νεῶν ἐν ἀγῶνι πεσόντα.

Die letzten Worte sind ganz an ihrer Stelle in O, da in der That Klytios bei den Schiffen fällt; von Sarpedon aber kann es nur in uneigentlichem Sinne heissen, dass er im Kreise der Schiffe gefallen sei, da schon zuvor II 366 ff. die Troer mit ihren Bundesgenossen aus den Schiffen getrieben und über den Graben in das offene Feld gedrängt worden waren. Der Vers ist in II aber um so auffälliger, als es zuvor in M 403 von Sarpedon geheissen hatte Ζεὺς κῆρας ἄμυνε παιδὸς ἰοῦ, μὴ νηυσὶν ἐπι πρυμνῆσι δαμείη.

E 791 = N 107

νῦν δὲ φέκας πόλιος κοίλης ἐπὶ νηυσὶ μάχονται.

Hier haben wir ein ganz ähnliches Verhältnis. Die Worte passen unstreitig besser zur Sachlage in N, da dort die Troer wirklich bei den Schiffen kämpfen; um sie in E zu verteidigen, muss man zur Annahme einer Uebertreibung seine Zuflucht nehmen. Doch beachte man, dass einerseits auch in E 700 (vgl. A 247) die Troer nahe den schwarzen Schiffen gedacht werden, und anderseits Haupt zu Lachmanns Betrachtung S. 108 die ganze Partie 711—92 und 907—909 ausgeschieden hat. Ich ziehe es daher vor hier mein Urteil vorerst zu suspendieren.

N 683 f.

τεῖχος ἐδέδμητο χθαμαλώτατον, ἔνθα μάλιστα
ζαχρηεῖς γίγνοντο μάχη αὐτοὶ τε καὶ ἔπποι.

Mit Recht hebt Friedländer, die homerische Kritik von Wolf bis Grote S. 53 hervor, dass die Vorstellung von

den am Graben zurückgelassenen Wagen (M 80—85) der Erzählung in den drei folgenden Büchern zu Grunde liegt, indem nicht nur die Troer (ausser Asios N 385, 400) überall zu Fuss erscheinen, sondern auch die zurückgelassenen Wagen ausdrücklich erwähnt werden N 536, Ξ 430, O 3. Nur zwei Stellen widerstreiten, die oben angegebene und N 748 f.

ὥς φάτο Πουλυδάμας, φάδε δ' Ἐκτορι μῦθος ἀπήμων.
αὐτίκα δ' ἔξ ὀχέων σὺν τεύχεσιν ἄλλο χαμᾶζε.

Die zweite darf uns nicht viel aufhalten, da der Vers 749 sonder Zweifel aus M 81 ungeschickter und unnötiger Weise wiederholt ist und schon von Aristarch, wie man aus dem Fehlen des Verses im cod. Ven. schliessen muss, aus dem Texte entfernt wurde. An unserer Stelle N 684 hat sich Fäsi durch Betonung des Imperfektes γίγνοντο zu helfen gesucht, indem er bemerkt: „die Kämpfenden überhaupt, nicht nur die Troer, und auch in früheren Kämpfen“. Ja wenn das „auch“ der Erklärung seine Richtigkeit hätte, dann wollten wir uns eine solche Wegräumung der Schwierigkeit gefallen lassen. Aber von einem 'auch an früheren Tagen' kann schon deshalb nicht geredet werden, weil an jenem Tage sicher die Pferde gegen den bezeichneten Teil der Mauer nicht anstürmen konnten, abgesehen davon, dass wir von früheren Kämpfen an der Mauer des Schiffslagers nichts wissen, diese vielmehr selbst nach H 436 erst zwei Tage zuvor hergestellt worden war. Aber auch die Annahme, dass die berufenen Verse erst von einem interpolierenden Dichter später zugefügt worden seien, hat keine Wahrscheinlichkeit, da niemand einen Grund absehen kann, der die Interpolation veranlasst hätte. Hingegen darf ich wohl auf die Zustimmung unbefangener Kritiker rechnen, wenn ich den Fehler von einer unbedachten Nachahmung des gleichen oder ähnlichen Versausgangs in A 525 Τρωῆς ὀρίονται ἐπιμιῖς ἵπποι τε καὶ αὐτοὶ herleite.

B 45 heisst es von Agamemnon

ἀμφὶ δ' ἄρ' ὅμοισιν βάλετο ξίφος ἀργυρόηλον.

In *A* 29 lesen wir vom gleichen Schwert des Agamemnon: *ξίφος, ἐν δέ φοι ἦλοι χρύσειοι πόμφαινον.* Die Abweichung der beiden Stellen berührt nur eine untergeordnete Nebensache, und es fällt mir nicht ein dieselbe zum Ausgangspunkt weitgehender Schlüsse zu machen. Immerhin wird es aber doch erlaubt sein zu bemerken, dass der gleiche Vers sich auch bei der Rüstung des Paris *Γ* 334, und ausserdem noch an zwei* anderen Stellen *Π* 135 und *T* 372 findet, ohne daselbst irgend einen Anstoss zu erregen. In *B* steht obendrein der Vers an einer Stelle, die schwerlich einen Bestandteil der alten *Ἀγορά* bildete.

Θ 530 f. = Σ. 303 f.

*πρῶι δ' ὑπὸ τοῖσι σὺν τεύχεσι θωρηχθέντες
νησὶν ἐπὶ γλαφυρῆσιν ἐγείρομεν ὄξυν Ἄρηα.*

In Θ passen die Verse durchweg in den Zusammenhang; in Σ hingegen sind die Worte *νησὶν ἐπὶ γλαφυρῆσιν* matt und bedeutungslos, da dort bereits den ganzen Tag über bei den Schiffen gekämpft worden war.

Ξ 440 f.

*Ἀργεῖοι δ' ὡς οὖν φίδον Ἐκτορα νόσφι κίοντα,
μᾶλλον ἐπὶ Τρώεσσι θόρον, μνήσαντο δὲ χάρις.*

Θ 251 f.

*οἱ δ' ὡς οὖν ἐφίδονθ' ὅτ' ἄρ' ἐκ Διὸς ἦλυθεν ὄρις,
μᾶλλον ἐπὶ Τρώεσσι θόρον, μνήσαντο δὲ χάρις.*

In Ξ hat der Comparativ *μᾶλλον* seine volle, durch den Zusammenhang gerechtfertigte Bedeutung, in Θ ist er zur leeren Formel herabgesunken, da nichts vorausgeht, worauf er sich beziehen könnte.

Ebenso sind in *T* 65 f. die Worte

*ἀλλὰ τὰ μὲν προτετεύχθαι ἐάσομεν ἀχνύμενοί περ,
θυμὸν ἐνὶ στήθεσσι φίλον δαμάσαντες ἀνάγκη.*

zur bedeutungslosen, oder doch ganz ungenügend motivierten Verbindungsformel geworden, während sie in Σ 112 f. und noch mehr in Π 60 trefflich zum Vorausgehenden stimmen.

In ähnlicher Weise stehen die einleitenden Worte

*κέκλυτέ μιν πάντες τε θεοὶ πᾶσαι τε θεάωναι,
ὄφρ' εἴπω τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει*

in Θ 5 f. in Einklang mit der Wichtigkeit des erteilten Befehles, während man sich in Γ 101 f. unwillkürlich fragt, quid dignum tanto tulit hic promissor hiatu?

Wiederum ist der mit den pomphaften Worten *ἐνθα κε λογὸς ἔην καὶ ἀμύχανα φέεργα γέροντο* (Λ 310 = Θ 130) angekündete Umschlag des Schlachtenglückes in Λ gut und ausreichend motiviert, während in Θ die einzige That des Diomedes (Θ 118–23) in keinem Verhältnis steht zu der daran geknüpften Folge. Hier also und in V. 66–8 scheint der magere Dichter der *Κόλος μάχη* den Stoff zu den Umrissen seines Bildes dem glänzenden Schlachtgemälde der *Ἀριστεία Ἀγαμέμνονος* entlehnt zu haben.

Und um gleich noch ähnliche formelhafte Uebergänge zusammenzustellen, so vergleiche man nur

οἷδ' ἀλασκολίην εἶχε κρείων Ἐνοσίχθων

in N 10 und K 515,

*ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι Ὀλύμπια δόματ' ἔχουσαι,
ὅστις δὴ πρώτος*

in Λ 218, Π 112 und Ξ 508,

ὄχθήσας δ' ἄρα φεῖπεν ἐὼν μεγαλήτορα θυμὸν

in Λ 403 und Φ 53, um sich zu überzeugen, wie der Gehalt der Worte an den nachahmenden Stellen abgeschwächt und abgegriffen erscheint.

Nicht so entschieden möchte ich bezüglich des Verses

Πουλυδάμα, σὺ μὲν οἶκέτι' ἐμοὶ φίλα ταῦτ' ἀγορεύεις
 M 231 = H 357 = Σ 285 über den formelhaften Gebrauch von *οἶκέτι* urteilen. Allerdings kann das Wort an

der ersten der drei Stellen ganz wörtlich gedeutet werden, da die vorausgehende Rede des Pulydamas den Beifall des Hektor gefunden hatte, während eine solche wörtliche Deutung an den beiden andern Stellen nicht möglich ist. Aber vielleicht darf man auch in *M* 231 keine Bezugnahme auf die frühere Rede *M* 80 suchen, sondern muss auch hier *οὐκέτι* so deuten, dass die letzten, den entschiedenen Missfall herausfordernden Worte der Rede im Gegensatz zu dem gleichgiltigen Eingang derselben gedacht werden; vgl. *I* 164.

Ich wende mich wieder zu anderen Stellen, wo nicht sowohl der formelhafte Wortgebrauch als die Verschiedenheit der Situation den Nachahmer verrät.

A 776 f.

*σφῶι μὲν ἀμφὶ βοῶς ἔπετον κρέα, νῶϊ δ' ἔπειτα
σῆμεν ἐνὶ προθύροισι ταφῶν δ' ἀνόρουσεν Ἀχιλλεύς.*

Die letzten Worte stehen schon in *I* 193. Während aber dort die Erwähnung des Aufstehens ganz den Umständen angemessen ist, da zuvor Achilleus sitzend (s. *I* 190 und 194) die Ruhmesthaten der Helden besingt, begreift man in *A* nicht, wie denn Achilleus beim Schlachten des Opfertieres und beim Zerhacken des Fleisches gesessen haben soll; hatte er aber zuvor nicht gesessen, so hatte es auch keinen Sinn vom Aufsteigen zu reden. Uebrigens beachte man, dass die Stelle nicht in der alten *Aristeia* steht, sondern in der jüngeren Fortsetzung derselben, welche die nachfolgende *Patrokleia* einleiten sollte.

A 453 f. = *II* 236 f.

*ἦ μὲν δὴ ποτ' ἐμεῦ πάρος ἔκλυες εὐξαμένοιο,
τίμησας μὲν ἐμέ, μέγα δ' ἕψασ λαὸν Ἀχαιῶν.*

In *A* steht das *εὐξαμένοιο* mit Bezug auf das vorausgehende Gebet des Chryses *V.* 35 ff., so dass das Wort seine volle und ganze Bedeutung hat; in *II* lässt sich zwar auch das *εὐξαμένοιο* erklären, aber doch nur auf Umwegen;

denn direkt hatte Achill zum Vater Zeus nicht gebetet, sondern sich nur an seine Mutter Thetis gewandt, damit diese bei Zeus für ihn eintrete.

\mathcal{A} 362 f. = Y 449 f.

ἐξ αὐτῆς νῦν ἔφυγες θάνατον, κίον ἢ τέ τοι ἄγχι
ἦλθε κακόν.

In \mathcal{A} war dem Hektor der Tod wirklich nahe getreten; denn vom Schlage betäubt war er zu Boden gesunken; in Y war wohl Achill dem Hektor zu Leibe gegangen, aber ohne ihm ein Leid anzuthun; denn nur die Luft hatte er mit den Schwertstreichen getroffen.

X 326 = Θ 327

τῆ ῥ' ἐπὶ φοῖ μεμαῶτα βάλεν λίθῳ ὀκρούοντι.

In X stürmt Hektor in des Kampfes heisser Entscheidungsstunde mit dem Schwerte auf Achilles ein; von ihm heisst es daher gut und treffend ἐπὶ φοῖ μεμαῶτα. Aber kaum passt das Wort auf den Bogenschützen Teukros, der in Θ , ohne sich vom Platze zu bewegen, den Pfeil auf Hektor richtet. Weniger ungünstig für eine der beiden Stellen fällt der Vergleich von \mathcal{A} 98 und M 186 aus; doch steht auch hier das δάμασσε δέ μιν μεμαῶτα in \mathcal{A} besser in Einklang mit dem vorausgehenden τὸν δ' ἰθὺς μεμαῶτα (95).

M 84 f. = \mathcal{A} 47 f.

ἠνιόχῳ μὲν ἔπειτα ἐῷ ἐπέτελλε φέκαστος
ἵππους εὖ κατὰ κόσμον ἐρυζέμεν αὐθ' ἐπὶ τάφρῳ.

In M sind die Verse ganz am Platz und stehen mit dem Rat des Pulydamas, die Wagen am Graben zurückzulassen (M 61—79), gut in Einklang. In \mathcal{A} aber begreift man gar nicht, warum die in die weite Ebene hinausstürmenden Achäer die gleiche Vorsicht beobachten, und noch weniger, warum sie gleich nachher trotzdem die Wagenlenker nachkommen lassen (\mathcal{A} 51—2). Denn die Gefahr bei einem Rückzug in dem Graben mit dem Wagen

zu stürzen, die dem Pulydamas den klugen Rat eingegeben hatte, war ja auch nachher die gleiche geblieben. Kurz die Verse sind in *M* ebenso passend, wie in *A* unnütz. Doch möchte ich deshalb nicht den genialen Dichter der *Ἀριστεία Ἀγαμέμνονος* zu einem Nachahmer der Teichomachie degradieren; der ganze Abschnitt *A* 47—55 ist zu wenig originell und leidet an zu grosser Unklarheit, als dass er von einem alten Sänger herrühren könnte; er sieht mehr wie die späte Zudichtung eines ungeschickten Nachdichters aus.¹⁾

Eher sind die Verse *A* 211—3

Ἐκτωρ δ' ἐξ ὀρέων σὺν τεύχεσιν ἄλτο χαμᾶζε,
πάλλων δ' ὄξεα δοῦρα κατὰ στρατὸν ὄχετο πάντη,
διρίτων μαχέσασθαι, ἔγειρε δὲ φίλοπιν αἰνήν

eine alte Nachahmung von *E* 494 ff. oder *Z* 103 ff. Denn während Hektor in *E* nach der Aueiferung der Genossen sich dann auch selbst mutig am Kampfe beteiligt, und in *Z* die Schlacht nur verlässt, um den Greisen und Frauen in Troja einen Auftrag zu erteilen, bringt er in *A*, gleich nachdem er die andern angefeuert, seine eigene Person in Sicherheit. Daran wird nun zwar nichts geändert, mag die eine oder die andere Stelle Original sein; aber schwerlich wird doch an der primären Stelle ein so anstössiger Widerstreit zwischen Wort und That bestanden haben. Es hat daher wohl der Dichter von *A* jene Verse aus einem anderen Liede wiederholt; ob man dabei aber eher an die Stelle in *Z* als in *E* zu denken habe, ist eine zweifelhafte Sache, zu deren Entscheidung noch andere Umstände herbeigezogen werden müssen.

1) Die Verse *A* 47—55 werden auch von H. Düntzer, die Interpolationen im elften Buche der Ilias im 3. Suppl. d. Jahrb. f. Phil. S. 836 ff., als Interpolation eines ungeschickten Rhapsoden verworfen. Dem tritt im wesentlichen auch Wold. Ribbeck bei in der Anzeige von Köchly's kleiner Ilias, in Jahrb. f. Phil. 1862 S. 82.

A 131 f.

μη δὲ σῆτες ἀγαθός περ εἶν, θεοείκελ' Ἀχιλλεῦ,
κλέπτε νόον.

T 155 f.

μη δὲ σῆτες, ἀγαθός περ εἶν, θεοείκελ' Ἀχιλλεῦ,
νήσιας ὄτρυνε προτὶ Ἴλιον νῆας Ἀχαιῶν
Τρωσὶ μαχεσσομένους.

Mit περ wird ein concessives, auf einem Gegensatz beruhendes Satzverhältnis ausgedrückt; ein solcher Gegensatz liegt auch vor zwischen ἀγαθός und κλέπτε. Was hat aber an der zweiten Stelle der Adel der Gesinnung damit zu thun, ob die Lente nüchtern oder nach gutem Imbiss in den Kampf geführt werden?

Γ 442—6

οὐ γάρ πώ ποτέ μ' ὠδέ γ' ἔρος σφίνας ἀμφεκάλυψεν,
οὐδ' οτε σε πρῶτον Λακεδαιμόνος ἐξ ἑραιεινῆς . . .
ὥς σεο νῦν ἔραμαι καί με γλυκὺς ἕπνος ἰκάνει.

Ξ 315—28

οὐ γάρ πώ ποτέ μ' ἄδε θεῆς ἔρος οὐδὲ γυναικὸς
θυμὸν ἐνὶ στήθεσσι περιπροχυθεὶς ἐδάμασσεν . . .
ὥς σέο νῦν ἔραμαι καί με γλυκὺς ἕπνος ἰκάνει.

Man braucht nur die beiden Stellen nebeneinander zu stellen, um sofort zu erkennen, wie sich in der Präcision des Gegensatzes οὐ ποτέ und ὥς σεο νῦν die Originalität der ersten Stelle kund gibt. An der zweiten Stelle würde man an und für sich nichts Erhebliches auszustellen haben; aber mit der ersten verglichen zeigt sie sich doch als die minder gelungene, als die gute Kopie eines besseren Originals.

N 25 = Θ 43

χευσὸς δ' αὐτὸς ἔδνευε περὶ χροά.

Die Schilderung vom Aufbruch des Zeus zum Ida steht parallel mit dem Aufbruch des Poseidon zum achäischen Lager; welche von den beiden Stellen Original sei, wäre

schwer zu sagen, gäbe uns nicht der ausgehobene Vers einen Fingerzeig. Zeus schaut aus sicherer Ferne, von der Warte des Ida, dem Schlachtengewühl zu; was bedarf er da des schützenden Panzers? aber den Panzer konnte Poseidon nicht entbehren, da er sich selbst in den Kampf mischte und seine Brust dem Lanzenwurf der Troer aussetzte.

A 825 f. = *II* 23 f.

οὐ μὲν γὰρ δὴ πάντες ὅσοι πάρος ἦσαν ἄριστοι
ἐν νηυσὶν κέαται βεβλημένοι οὐτάμενοί τε.

Beide Stellen gehen auf die schweren Verluste der Achäer am dritten Schlachttag. Aber zwischen *A* und *II* liegt jetzt *Ξ* 1—152, 379—81, worin uns erzählt wird, wie die verwundeten Könige die Zelte verliessen und anfangs hinter der Schlachtlinie die kämpfenden Achäer zur mutigen Ausdauer aneiferten, dann die Scharen der Kämpfer ordneten. In *II* konnte also nicht mehr im strengen Sinne gesagt werden ἐν νηυσὶν κέαται βεβλημένοι. Aber ich fürchte, es ist hier etwas mehr als die blosser Ungeschicklichkeit des Nachahmers im Spiel. Der Anfang von *Ξ* selbst erregt schwere Bedenken.

X 183 f. = *Θ* 39 f.

θάρσει Τριτογένεια, φίλον τέκος· οὐ νύ τι θνητῶ
πρόφρονι μὲθέομαι· ἐθέλω δέ τοι ἴπιος εἶναι.

Mit diesen Worten nimmt Zeus seinen Rat und Befehl zurück und lässt seine Tochter gewähren. Das passt in *X*, wo Zeus nicht fest entschlossen war den Hektor zu retten, sondern nur die Frage angeregt hatte, ob es nicht besser sei ihn zu retten als vom Peliden bezwingen zu lassen. In *Θ* aber ist dieses anders; da hatte Zeus einen strengen Befehl erlassen und hält an demselben entschieden fest, so dass es fast lächerlich ist ihm die Worte οὐ νύ τι θνητῶ πρόφρονι μὲθέομαι in den Mund zu legen.

Doch darf ich nicht unberührt lassen, dass in Θ die ganze Partie V. 28—40 als späte Nachdichtung angefochten worden ist.

Auf der anderen Seite ist der dritte Vers in der Rede des Zeus X 185

ἔρξον ὅπη δῆ τοι νόος ἐπλετο μηδέ τ' ἐρώει

gewiss nur eine Nachbildung von B 179

ἀλλ' ἴθι νῦν κατὰ λαὸν Ἀχαιῶν μηδέ τ' ἐρώει.

Denn so rasch hätte sich doch nicht das Wohlwollen des Zeus in das Gegenteil verkehren sollen, dass er nun gar die Athene zur Beschleunigung des Todes seines früheren Lieblings aufforderte.

Aus dem gleichen Grund passen auch die zwei folgenden Verse X 186 f.

ὡς φειπὼν ὤτρυνε πάρος μεμαυῖαν Ἀθήνην·

βῆ δὲ κατ' Οὐλίμποιο καρῆνων αἶψαα

weniger zur Lage der Dinge in X, während sie sehr angemessen sind in der Originalstelle A 73, und auch gut passen in T 349, nur dass an der letzteren Stelle die weitere Verwandlung der Athene in einen Vogel weniger zur Einfachheit der Ilias als zum Wunderreichtum der Odyssee stimmt.

A 46—9

τάων (πόλεων) μοι περὶ κῆρι τίεσζετο Ἥλιος ἰρή

καὶ Πριάμος καὶ λαὸς εὐμμελίῳ Πριάμοιο·

οὐ γάρ μοι ποτε βωμὸς ἐδεύετο δαιτὸς εἰσις

λοιβῆς τε κνίσης τε· τὸ γὰρ λάχομεν γέρας ἡμεῖς.

Die zwei letzten Verse sind hier, wo Zeus seine Vorliebe für die heilige Ilios ausdrückt, ganz in Ordnung; nicht so in Ω 69 f., wo mit denselben Zeus seine Vorliebe für den Priamiden Hektor begründet, und zwar im Gegensatz zu den andern Bewohnern Ilios. Denn es gab nur einen Altar der Stadt, auf dem die Stadt oder der Vertreter

der Stadt, der König Priamos, opferte; von einem Hausaltar eines Einzelnen, wie hier des Hektor, weiss das heroische Zeitalter nichts.

I 315—7

οὐτ' ἐμέ γ' Ἀτρεΐδην Ἀγαμέμνονα πεισέμεν οἶω
οὔτ' ἄλλους Δαναούς, ἐπεὶ οὐκ ἄρα τις χάρις ἦεν
μάρνασθαι δῆϊοισιν ἐπ' ἀνδράσι νωλεμὲς αἰεὶ.

Die Worte passen hier vortrefflich im Munde des Achill, wie er von beissendem Ingrimme über den schweren Undank des Agamemnon sich fortreissen lässt. Wenn aber in ähnlichem Sinne *P* 147 Glaukos zu Hektor sagt

οὐ γάρ τις Λυκίων γε μαχεσσόμενος Δαναοῖσιν
εἶσι περὶ πτόλιος· ἐπεὶ οὐκ ἄρα τις χάρις ἦεν
μάρνασθαι δῆϊοισιν ἐπ' ἀνδράσι νωλεμὲς αἰεὶ

so schiessen die Worte über's Ziel; denn ein eigentliches Unrecht hatten ja die Lykier von Hektor nicht erlitten; es liess es bloss Hektor an mannhafte Mut in der Verteidigung der Leiche des Sarpedon fehlen.

Ebenso ist es weit mehr begründet, wenn *Φ* 373 der Flussgott in äusserster Bedrängnis zum Schwure sich herbeilässt, nie den Troern Hilfe zu leisten,

μήδ' ὀπότ' ἂν Τροίη μαλερῶ πύρρ' ἴσθαι
καίόμενῃ, καίωσι δ' ἀρήϊοι νῆες Ἀχαιῶν,

als wenn *Υ* 313 Here ohne ähnlich zwingenden Anlass sich auf den gleichen Schwur beruft. Auch beachte man, wie die zwei ausgeschriebenen Verse gewisser Massen dem Flussgott auf den Leib geschrieben sind, da ja er bei einem Brand das Wasser zum Löschen hergeben musste.

II 822

δούπησεν δὲ πεσών·

An diesen Worten nahm Naber, *Quaest. Hom.* p. 188, weil nach dem heutigen Texte Patroklos zuvor seiner Rüstung entkleidet worden sei, so sehr Anstoss, dass er jene Verse

selbst, II 800—4, als junge Interpolation zu streichen empfahl. Aber abgesehen davon, dass doch auch der blosser Fall des schweren Körpers einen dumpfen Ton hervorbringen konnte, scheinen die Worte *δούπησεν δὲ πεισών* nur eine formelhafte Phrase zu sein, die allerdings an anderen Stellen, wie II 599. 401, O 578 etc., wo der Krieger mitsamt der Rüstung zu Boden fällt, besser passt.

In ähnlich formelhafter Wendung wird Γ 328 vom Anlegen der Rüstung gesagt

αὐτὰρ ὃ γ' ἄμφ' ὁμοίῳ ἐδύσετο τεύχεα καλά

und dann gleich fortgefahren

κνημῖδας μὲν πρῶτα περὶ κνήμησιν ἔθηκεν

während passender in den Parallelstellen A 16, II 130, T 364 eine allgemeinere Wendung, wie *ἐδύσετο νόροπα χαλκόν* vorausgeht. Doch scheint mir die Sache nicht bedeutend genug zu sein, um die Schlussfolgerung zu rechtfertigen, dass entweder Γ 328 ff. eine Kopie der anderen Stellen, oder die Schilderung der Rüstung im Einzelnen, Γ 330—8, eine spätere Interpolation sei.

Nachahmungen mit Variationen.

Mit den Stellen, deren nachahmender Charakter aus dem Zusammenhang erkenntlich ist, berühren sich nahe jene, in denen der Ausdruck und Gedanke eine kleine Variation erlitten hat, nicht aber zu seinem Vortelle. Ich stelle unter denselben voran die berühmte Wägung der Todenlose in

X 208—13 und Θ 68—75.

Längst hat man bemerkt, wie weit passender die Keren zweier Helden als die von zwei feindlichen Heeren in die Wagschalen gelegt werden, und wie die Worte *ῥέπε δ' αἴσιμον ἤμαρ Ἀχαιῶν* in Θ 72 schon deshalb nicht angemessen sind, weil ja nicht alle Achäer an jenem Tage dem Tode (*κῆρ τανηλεγέος θανάτοιο*) verfielen. Auch die

Uebergangsform, mit der in *X* die Wägung der Lose an das Vorausgehende angeknüpft wird,

ἀλλ' ὅτε δὴ τὸ τέταρτον ἐπὶ κρουνοῦς ἀφίοντο,
καὶ τότε δὴ χροῦσεια πατὴρ εἴτιαινε τάλαντα

lässt uns in *X* das Original und in Θ die Kopie erkennen. Allerdings sieht man aus dem Ausdruck γινῶ γὰρ Διὸς ἰσὰ τάλαντα *II* 658 und ἐπὴν κλίνησι τάλαντα Ζεύς, dass die Vorstellung von dem das Schlachtenglück abwägenden Vater Zeus eine früh und weit verbreitete war; aber das ändert nichts an dem Verhältnis der fraglichen Stellen in Θ und *X*, legt vielmehr die Vermutung nahe, dass auch der Dichter von *II* und *T* von der Stelle in *X* oder richtiger in *X* und Θ ausgegangen sei. Es kommt sehr darauf an über dieses Verhältnis mit sich völlig ins Klare zu kommen, da es einen Angelpunkt in der homerischen Frage bildet und den Forscher in grosse Verlegenheiten bringt. Es gibt natürlich auch Auswege, um sich dem zwingenden Zirkel der Beweisführung zu entziehen; am wenigsten darf unter denselben die Ausrede verfangen, dass schon irgend ein älterer unbekannter Dichter das Bild vom Abwägen der Todeslose zweier Helden gebraucht und dem Dichter unserer *Ilias* zum Vorbild gedient habe.¹⁾

Θ 502 = *I* 65

ἀλλ' ἦ τοι νῦν μὲν πειθώμεθα νυκτὶ μελαίνῃ
δόρυα τ' ἐφοπλισόμεθα.

1) G. Hermann, de iteratis apud Hom., Opusc. VIII 16 bemerkt über die Verse in Θ zuversichtlich: praeclaros illos versus *Iliad.* XXII 209 Achivis aptavit, qui istam carminis partem ex Homericis versibus composuit. quae qui accurate consideraverit, quid aliud quam ornamenta esse ex antiquorum poetarum carminibus decerpta fateri cogitur? Ebenso bestimmt urteilt Köchly, de *Iliadis* carminibus dissert VII, 18, nur dass er durch die Conjectur πατὴρ ἔκλυε τάλαντα die Stelle selbst zu retten sucht. Nitzsch (*Sagenpoesie* d. Gr. S. 154) freilich will auch hier die Wiederholung als eine stehende Formel entschuldigen.

Ψ 48

ἀλλ' ἢ τοι νῦν μὲν στυγερῇ πειθώμεθα δαιτί,
ἧῶθεν δ' ὄτρυνε.

Es wird wohl niemand daran zweifeln, dass die Wendung *πειθέσθαι νυκτί* die angemessenere und ursprüngliche sei, zumal man ja auch gar nicht einmal dem Mahle, sondern nur dem Appetit oder der zum Mahle bestimmten Zeit gehorchen kann.

X 106

μή ποτέ τις φείπησι κακώτερος ἄλλος ἐμεῖο.

Ψ 575

μή ποτέ τις φείησιν Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων.

An der zweiten Stelle verbot der Zusammenhang den Versausgang *κακώτερος ἄλλος ἐμεῖο*; aber was Menelaos dafür setzt *Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων* ist eine verblasste Allgemeinheit, nur dazu da, den Vers zu füllen.

A 796

ἀλλὰ σέ περ προέτω, ἅμα δ' ἄλλος λαὸς ἐλέσθω.

II 38

ἀλλ' ἐμέ περ πρόες ὦχ', ἅμα δ' ἄλλον λαὸν ὄπασσον.

Die Veränderung des Ausdrucks ist dadurch bestimmt, dass in *A* Nestor zu Patroklos, in *II* Patroklos selbst zu Achilleus spricht. Also musste die Form der dritten Person *προέτω* geändert werden; aber die Ungeduld, die aus *πρόες ὦχα* spricht, stimmt gut zur Grösse und Nähe der Gefahr in *II*.

T 218 f.

ἐγὼ δέ κε σεῖο νοήμασί γε προβαλοίμην

πολλόν, ἐπεὶ πρότερος γεγόνμην καὶ πλείονα φοῖδα.

Der erfahrene Odysseus kann schon dem Achilleus gegenüber seine grössere Einsicht geltend machen; aber zu sagen, dass er weit (*πολλόν*) überlegen sei, ist doch eine ungeschickliche, fast verletzende Prahlerei, die den Ange-redeten schier zu einem dummen Jungen herabdrückt. Das

Unschickliche kam erst von dem Zusatz *πολλόν*, der aber auch nicht steht in den zwei Parallelstellen, weder in *N* 355, noch in dem unserer Stelle noch näher kommenden Vers *Φ* 440, und offenbar nur der metrischen Not eines ungewandten Nachahmers seinen Ursprung verdankt.

B 42

ἔξετο δ' ὀρθωθείς, μαλακὸν δ' ἔνδυε χιτῶνα.

Ψ 235

ἔξετο δ' ὀρθωθείς καὶ σεας πρὸς μῦθον ἔειπεν.

Auch wir pflegen, wenn wir aufgewacht sind, uns aufzurichten und aufrecht sitzend die Strümpfe anzuziehen; aber wenn jemand uns zu so früher Morgenstunde sprechen will, so machen wir es uns nicht so bequem im Bette sitzen zu bleiben, sondern gehen, wenn uns nicht Krankheit hindert, dem Eintretenden entgegen. Homer hatte ein so feines Anstandsgefühl, dass er es gewiss gerade so machte und seine Helden machen liess; nur hier hat den Dichter die Wiederholung des Verses aus *B* zu einer etwas ungeschickten Darstellung verleitet.

Φ 20 f.

*τύπτε δ' ἐπιστροφάδην, τῶν δὲ στόνος ὄρνυτ' ἀεικίς
ἄορι θεινομένων, ἐρυθαίνεται δ' αἵματι ἕδωρ.*

K 483 f.

*κτεῖνε δ' ἐπιστροφάδην τῶν δὲ στόνος ὄρνυτ' ἀεικίς
ἄορι θεινομένων, ἐρυθαίνεται δ' αἵματι γαῖα.*

Düntzer, Homerische Abhandlungen S. 470 spricht sich ohne weiteres für die Priorität der ersten Stelle aus. Mir scheinen an beiden Stellen die Worte so gut den Umständen angepasst zu sein, dass ich mich nicht mit gleicher Zuversicht auszusprechen wage. Allerdings ist das Verbum *τύπτε* neben *ἐπιστροφάδην* signifikanter, greifbarer als das abstraktere *κτεῖνε*, das in *K* nicht bloss durch die handschriftliche Ueberlieferung, sondern auch durch das voraus-

gehende ἡὲ σύ γ' ἄνδρας ἔναιρέ geschützt wird.¹⁾ Auch scheint jenes τύπτε mehr in Einklang zu stehen mit dem nachfolgenden ἄορι θειομένων. Aber der zweite Vers ist in *K* ganz anstandslos, während wir uns in *Φ* an dem Hiatus αἵματι ἔδωρ stossen. Doch dürfte dieses Bedenken untergeordneter Natur sein, da der Hiatus nach der Dativendung öfters bei Homer vorkommt und seine besondere Entschuldigung hat; s. Hartel, hom. Studien I² S. 58.

In *Φ* 165 f. heisst es einfach

οὐδὲ διαπρό

ῥῆξε σάκος χρυσὸς γὰρ ἐρύκαζε, δῶρα θεοῖο.

In *Υ* 267 ff. hingegen lesen wir ausführlicher

οὐδὲ τότ' Αἰνείαιο δαίφρονος ὄβριμον ἔγχος

ῥῆξε σάκος χρυσὸς γὰρ ἐρύκαζε, δῶρα θεοῖο·

ἀλλὰ δῶ μὲν ἔλασσε διὰ πτύχας, αἱ δ' ἄρ' ἔτι τρεῖς

ἦσαν, ἐπεὶ πέντε πτύχας ἦλασσε κυλλοποδίων,

τὰς δύο χαλκείας, δύο δ' ἐνδύθι κασσιτέροιο,

τὴν δὲ μίαν χρυσέην.

Hätte der Dichter uns sagen wollen, dass von den 5 Lagen des Schildes 2 von Erz, 2 von Zinn, eine und zwar die oberste von Gold war, so hätte er uns das gleich bei der Fertigung des Schildes *Σ* 481 gesagt. Denn diese Sache gehört sicher nicht zu denjenigen, von welchen Horaz sagt: pleraque differat et praesens in tempus omittat. Der verschiedenen Metalle hatte allerdings der Dichter in *Σ* 474 f. Erwähnung gethan: χαλκὸν δ' ἐν πυρὶ βάλλεν αἰτερέα κασσιτέρον τε καὶ χρυσὸν τιμῆντα καὶ ἄργυρον. Aber sehen wir näher zu, so hatte das Gold und Zinn, das Hephästos in die Esse warf, in der Hoplopoie eine ganz andere Verwendung; es diente nicht dazu, um damit ganze

1) In den zwei parallelen Stellen der Odyssee steht τύπτον *χ* 308, hingegen κτείνον *ω* 184, so aber dass auch hier das τύπτον wegen des folgenden κράτων τοπιτομένων als das ursprünglichere erscheint.

Lagen des Schildes zu fertigen, sondern um Farbe und Abwechslung in die kunstvollen Metallarbeiten zu bringen, indem einzelne Figuren, wie Pallas und Ares, von Gold (Σ 517), der Zaun von Zinn (Σ 564), die Pfähle von Silber (Σ 563) gefertigt wurden. Die in *Y* zugefügten Verse enthalten daher eine nicht bloss ungeschickte, sondern geradezu verfehlte Erklärung des $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{o}\varsigma$ γὰρ ἐρύκαξε δῶρα θεοῖο der einfachen Vorlage, die eben deshalb, weil sie verfehlt und falsch ist, auch nicht einmal dem Homer in einer unglücklichen Stunde entschlüpft sein kann, sondern notwendiger Weise von einem anderen Dichter oder Dichtering herrühren muss, so dass nur ein Zweifel darüber bestehen kann, ob sie dem Dichter des Gesanges *Y* oder, wie die Alexandriner wollten, einem späteren Interpolator zuzuschreiben seien.

Das sind die Hauptstellen, in denen sich das Verhältnis von Original und Kopie kundgiebt; einige weitere werde ich einfach in dem Verzeichnis aufführen, weil ich zur Begründung derselben nichts Wesentliches hinzuzufügen habe.¹⁾ Andere, bei denen ich bezüglich der Priorität zu keiner festen Ueberzeugung gelangen konnte, habe ich ganz bei Seite gelassen. Bei fortgesetzter Forschung wird es vielleicht gelingen noch andere Beispiele zu finden und neue Gesichtspunkte für Erkenntnis des Prioritätsverhältnisses aufzudecken.²⁾ Aber auch schon das hier Gebotene

1) Bezüglich *H* 79 f. = *X* 342 f. verweise ich auf Düntzer, Hom. Abh. 292. Doch halte ich die Sache nicht für entschieden, da allerdings in *H* der Gegensatz zu οἰκαδὲς schärfer hervortritt, aber auch der Ausdruck in *X* vollständig verständlich ist. Die Entscheidung wird daher noch von andern Erwägungen abhängen.

2) Manches habe ich absichtlich übergangen. Wenn z. B. Peppmüller in seinem Commentar zu *Il.* XXIV p. XXI in Ω 637 εἰσορόων ὄψιν τ' ἀγαθῆν καὶ μῦθον ἀκούων an dem nachschleppenden καὶ μῦθον ἀκούων Anstoss nimmt, so pflichte ich ihm vollständig bei; wenn er

gibt uns verlässigen Aufschluss über Dinge, deren Ermittlung Grote und Friedländer, die hom. Kritik S. 28, für unmöglich hielten; es zeigt uns unzweideutig, dass Grote's Achilleis Teile enthält, welche nach dem Vorbild solcher Gesänge (*B—H*) gedichtet sind, welche nach Grote erst in die ältere Achilleis eingeschoben sein sollen, dass also, wenn man sich überhaupt auf jene Weise die Ilias entstanden denken dürfte, das Verhältnis der Teile eher umzukehren wäre.

Ausser den einzelnen Parallelstellen sollten hier auch noch die Parallelszenen in Betracht gezogen werden. Denn es giebt auch ganze Partien, welche nach dem gleichen Plane angelegt sind, wie die Beratung der Götter vor dem Fall des Hektor (*X* 166 - 87) und vor dem des Sarpedon (*II* 431 - 61), die Beratung der Troer am Ende des ersten (*H* 345 - 80), zweiten (*Θ* 489 - 542) und dritten (*Σ* 243 - 313) Schlachttages, die Rüstung des Paris (*Γ* 328 - 39), Agamemnon (*Α* 15 - 46), Patroklos (*II* 130 - 54) und Achilleus (*T* 364 - 98), der Zweikampf des Paris und Menelaos in *Γ* und der des Hektor und Aias in *H*, die Götterschlacht in *E* und die in *Φ*, die Beratung der Geronten in *B*, *I*, *Ξ*, die Einlegung einer seelenvollen Familienscene in die Schilderung der blutigen Kämpfe am ersten und am dritten Schlachttage (*Ἀνδρομάχης ὀμιλία* und *Διὸς ἀπάτη*), der dramatische Szenenwechsel im Eingang (*O³ II*) und am Schluss (*Σ¹*) der Patrokleia, die Klaggesänge (*θρήνοι*) über Hektors Fall im 22. und im 24. Buch. Auch hier ist es zum Teil möglich Anzeichen von Original und Kopie nachzuweisen, doch habe ich es vorgezogen diese weiter-

dann aber sich nach einer Stelle umschaute, aus der der Dichter jenen Versausgang könnte entlehnt haben, so urteile ich über diese Vorstellung von der Armseligkeit des fingierten Dichters gerade so wie mein Freund Römer in dem Programm, Ein Dichter und ein Kritiker vor dem Richterstuhl des Herrn Peppmüller.

gehenden, verwickelteren Untersuchungen hier vorläufig bei Seite zu lassen und mich auf die zuverlässigere Vergleichung der Einzelstellen zu beschränken.

Auch auf die Erörterung der Frage, ob der Dichter nicht bloß aus Unvermögen und der epischen Treue zu lieb, sondern manchmal auch in bewusster Absicht den gleichen Vers oder das gleiche Bild wiederholt habe, bin ich hier nicht eingegangen. Ich bezweifle zwar nicht, dass es solche Stellen gibt ¹⁾, und dass ihre Betrachtung für das volle Verständnis der homerischen Kunst von grosser Bedeutung ist, aber in Bezug auf die Prioritätsfrage ist es gleichgiltig, ob der Dichter an der späteren Stelle in bequemer Nachahmung oder in kunstgerechter Absicht einen früheren Vers wiederholt hat.

Um aber auch nur aus dem hier gebotenen Material richtige Schlüsse auf die frühere oder spätere Abfassung der einzelnen Teile der Ilias zu ziehen, kommt es sehr darauf an, in jedem einzelnen Fall zu ermessen, wie weit die Tragweite der nachgewiesenen Nachahmung reicht. Kann die Nachahmung als eine Interpolation, als ein nachträgliches Einschiesel erwiesen werden, so beweist sie natürlich gar nichts für die Abfassungszeit des Gesanges oder auch nur der kleineren Partie, in die sie eingeschoben wurde. Aber selbst wenn kein Verdacht einer späten Interpolation vorliegt, hüte man sich in der Schlussfolgerung zu weit zu gehen. Vorsicht thut namentlich in den Fällen not, wo durch die

1) Auf eine solche Stelle weist z. B. Lachmann, Betrachtungen S. 7 hin. Ich selbst will nur bemerken, dass es gewiss nicht Zufall ist, wenn der Vergleich der Thränen des Fürsten mit dem schwarzen Quell im Eingang von *I* und *II* wiederkehrt, und dass man an der Wiederholung des Verses *σιῆ δὲ μεταστρεφθεῖς, ἐπεὶ ἔκετο φίθνος ἐταίρων* in *A* 595 und *O* 591 den alten Schluss der *Ἀριστεία Ἀγαμέμνονος* und den Ausgang der erweiterten *Διὸς ἀπάτη* erkennen kann.

nicht immer glückliche Abtheilung unserer jetzigen 24 Bücher der Ilias, die ohnehin in einer neuen Ausgabe des Homer durch eine bessere ersetzt werden sollte, zusammenhängende Partien, wie der Schluss von *O* und der Anfang von *II* auseinander gerissen sind, oder wo schon in früherer Zeit an einen älteren Kern eine jüngere Partie angedichtet oder zwischen selbständige ältere Gesänge eine vermittelnde Partie eingelegt wurde, wie dieses zum Beispiel in *B*, *A* und *Ξ* der Fall ist. Auf alle diese Punkte bin ich aber nicht eingegangen, ich wollte hier nur darauf hinweisen, damit einer nicht durch unbesonnene Benützung des gebotenen Materials die homerische Frage statt zu lösen, noch mehr verwirre. In dem Verzeichnis habe ich bloß durch Klammern oder einen Stern die unechten Verse und späteren Zudichtungen, durch ein Fragezeichen aber diejenigen Stellen bezeichnet, bei denen es fraglich ist, teils ob überhaupt eine Nachahmung anzunehmen sei, teils welche der beiden Stellen zum Vorbild gedient habe. Dass die Zahl dieser letzten Art von Stellen noch bedeutend vermehrt werden könne, namentlich wenn man auch noch die gleichen Szenen, wie von der grausamen Tötung der um Gnade Flehenden in *Z* 37—65 und *A* 122—47, heranziehen wollte, ist mir nicht entgangen; aber ich habe mir hier, um den Umfang der Abhandlung nicht allzu sehr anwachsen zu lassen, eine gewisse Beschränkung auferlegt und muss die Leser bitten sich mit dem Gebotenen zu begnügen.

Verzeichnis der Nachahmungen in der Ilias.

<i>A</i>	254 ff. :	<i>H</i> 124 ff.
abmt nach: keine Stelle,	363 :	<i>II</i> 19
wird nachgeahmt:	411 f. :	<i>II</i> 273 f.
131 f. :	<i>T</i> 155 f.	453 f. :
? 176 f. :	<i>E</i> 890 f.	493 :
212 :	<i>Σ</i> 4	499 :
		<i>Θ</i> 313 f.

528 : P 209
 567 : O 105
 ? 586 : E 382
 607 f. : A 76 f.

B

ahmt nach:

? 45 : Γ 334
 ? 73 : I 33

wird nachgeahmt:

1 f. : K 1—4
 42 : Ψ 235
 46 : N 22
 79 = A 276 : I 17
 81 : Ω 222
 179 : X 185
 333 f. : II 276 f.
 453 f : [A 13 f.]

Γ

ahmt nach: keine Stelle,

wird nachgeahmt:

34 : Ω 170
 39 = A 385 : N 769
 ? 334 : B 45
 442—6 : Ξ 315—28

A

ahmt nach: keine Stelle,

wird nachgeahmt:

48 f. : Ω 69 f.
 73 f. : X 186 f.
 132 f. : Y 413 f.

E

ahmt nach:

? 204 : A 230

? 382 : A 586
 ? 590 ff. : A 343 ff.
 ? 652 ff. : A 443 ff.
 ? 706 : M 140

753 f. : A 498 f.

? 791 : N 107

? 890 f. : A 176 f.

wird nachgeahmt:

? 7 : P 205
 273 : Θ 196
 309 f. : A 355 f.
 366 : X 400
 436 ff. : Y 445 ff.
 494 ff. = Z 103 ff. : A 211 ff.

603 : Y 98

? 739 ff. : A 36 f.

? 827 : Ξ 342

vgl. 471 ff. u. P 142 ff.

Z

ahmt nach: keine Stelle,

wird nachgeahmt:

103 ff. = E 494 ff. : A 211 ff.

506—11 : O 263—68

vgl. 37—65 u. A 122—147

H

ahmt nach:

124 ff. : A 254 ff.

? 357 : M 231

wird nachgeahmt:

? 79 f. : X 342 f.

162 ff. : Θ 261 ff.

176 : Ψ 352

273 f. : P 530 f.

Θ	515	: N 10
ahmt nach:	wird nachgeahmt:	
3 : A 499 = E 754	298	: Ψ 806
*39 f. : X 183 f.		
43 : N 25		A
68 ff. : X 208 ff.		ahmt nach:
130 f. : A 310 f.	[13 f.]	: B 453 f.
196 : E 273	?36 f.	: E 739 ff.
? 251 f. : E 440 f.	[47 f.]	: M 84 f.
261 ff. : H 162 ff.	76 f.	: A 607
327 : X 326	211 ff.	: E 494 ff. = Z 103 ff.
541 : N 828	355 f.	: E 309 f.
wird nachgeahmt:	766	: I 253
5 f. : T 101 f.	777	: I 193
141 = P 566 : [Φ 570]	wird nachgeahmt:	
345 ff. : O 367 ff.	98	: M 186
502 = I 65 : Ψ 48	192 ff.	: P 453 ff.
? 530 f. : Σ 303 f.	195	: Ψ 198
I	218 f.	: E 508 f.
ahmt nach:	? 230	: E 204
17 : A 276 = B 79	310 f.	: Θ 130 f.
? 403 : X 156	? 343 ff.	: E 590 ff.
wird nachgeahmt:	362 f.	: Y 449 f.
? 33 : B 73	385 = Γ 39	: N 769
65 = Θ 502 : Ψ 48	403	: Φ 53
193 : A 777	? 443 ff.	: E 652 ff.
253 : A 766	525	: N 684
316 f. : *P 147 f.	534 ff.	: *Y 499 ff.
517 : Ω 297	573 f.	= O 316 f. : Φ 167 f.
? 647 f. : II 58 f.	669	: Ω 359
K	? 675	: M 306
ahmt nach:	796	: II 38
1 ff. : B 1 f.	826	: II 24
? 483 : Φ 20	vgl. 122—47 u. Z 37—47.	

	M	507	:[II 283]
	ahmt nach:		O
? 29	: Φ 314		ahmt nach:
* 175	: O 414	105	: A 567
186	: A 98	? 208 ff.	: II 52 ff.
? 306	: A 675, 61, 296	263—68	: Z 506—11
	wird nachgeahmt:	? 269	: X 24
84 f.	: [A 47 f.]	* 367 ff.	: Θ 345 ff.
? 140	: E 706	* 397	: M 162
162	: * O 397		wird nachgeahmt:
? 231	: H 357 = Σ 285	? 12	: II 431
504 f.	: [II 614 f.]	237	: * II 677
	N	414	: * M 175
	ahmt nach:	427 f.	: II 499 f.
22	: B 46	565	: * II 562
684	: A 525		II
769	: A 385 = Γ 39		ahmt nach:
	wird nachgeahmt:	19	: A 363
10	: K 515	24	: A 826
25	: Θ 43	38	: A 796
46	: * II 555	? 58 f.	: I 647 f.
107	: E 791	236 f.	: A 253 f.
504 f.	: [II 614 f.]	273 f.	: A 411 f.
808	: Ξ 40	276 f.	: B 333 f.
828	: Θ 541	[283]	: Ξ 507
	Ξ	? 431	: O 12
	ahmt nach:	* 440 ff.	: X 179 ff.
40	: N 808	499 f.	: O 427 f.
? 162	: P 551	* 555	: N 46
315 ff.	: Γ 442 ff.	* 562	: O 565
342	: E 827	[614 f.]	: M 504 f.
508 f.	: A 218 f.	* 677	: O 237
	wird nachgeahmt:		wird nachgeahmt:
? 440 f.	: Θ 251 f.	? 52 ff.	: O 208 ff.

*60 f. = Σ 112 f. : T 65 f.	413 f. : A 132 f.
P	445 ff. : E 436 f.
ahmt nach:	449 f. : A 362 f.
*147 f. : I 316 f.	*499 ff. : A 534 ff.
205 : E 7	wird nachgeahmt:
209 : A 528	? 164 : Ω 572
384 : A 279, A 472	Φ
453 ff. : A 192 ff.	ahmt nach:
530 f. : H 273 f.	53 : A 403
wird nachgeahmt:	167 f. = O 316 f. : A 573 f.
? 551 : Ξ 162	225 : E 220, A 386
vgl. 142 ff. und E 471 ff.	[570] : P 566 = Θ 141
Σ	wird nachgeahmt:
ahmt nach:	? 20 : K 483
4 : A 212	165 f. : Y 267 ff.
? 303 f. : Θ 530 f.	? 314 : M 29
wird nachgeahmt:	374 ff. : Y 313 ff.
112 f. = Π 60 f. : T 65 f.	440 : T 219
T	X
ahmt nach:	ahmt nach:
65 f. : Π 60 f. = Σ 112 f.	185 : B 179
101 f. : Θ 5 f.	186 f. : A 73 f.
155 f. : A 131 f.	? 342 f. : H 79 f.
182 f. : Ω 368 f.	400 : E 366
219 : Φ 440, N 355	wird nachgeahmt:
382 : X 315	? 24 : O 269
wird nachgeahmt:	106 : Ψ 575
? 220 : Ψ 591	? 156 : I 403
Y	179 ff. : * Π 440 ff.
ahmt nach:	183 f. : Θ 39 f.
98 : E 603	208 ff. : Θ 68 ff.
267 ff. : Φ 165 f.	315 : T 382
313 ff. : Φ 374 ff.	326 : Θ 327
356 f. : M 410 f.	

ψ		Ω	
	ahmt nach: -		ahmt nach:
48	: I 65 = Θ 502	31	: A 493
198	: A 195	69 f.	: A 48 f.
235	: B 42	170	: Γ 34 = Ξ 506
352	: H 176	222	: B 81
575	: X 106	[232]	: T 247
? 591	: T 220	297	: I 517
806	: K 298	359	: A 669
wird nachgeahmt: nirgends	? 572	: Y 164	
		wird nachgeahmt:	
		368 f.	: T 182 f.

Die Bezugnahmen in der Ilias.

Im Anhang und gleichsam als Ergänzung des Verzeichnisses der Nachahmungen will ich noch eine Zusammenstellung der Verse geben, wo der Dichter sich auf früher Gesagtes zurückbezieht oder im voraus auf das, was nachher erzählt werden soll, hinweist. Direkte und ausdrückliche Rückbeziehungen finden sich nur selten, was theils im Wesen der Dichtkunst selbst begründet ist, theils sich aus der selbständigen Stellung der einzelnen Gesänge des homerischen Epos erklärt. Doch finden sich solche, wie z. B. in *Π* 61 ἦτοι ἔφην γε οὐ πρὶν μνηθμὸν καταπαυσέμεν, ἀλλ' ὁπότ' ἂν δὲ νῆας ἐμὰς ἀφίκηται αὐτῇ τε πτόλεμός τε. Denn offenbar bezieht sich hiemit Achill auf seine Worte in *I* 650 οὐ γὰρ πρὶν πολέμοιο μεδήσομαι αἱματόεντος, πρὶν γ' εἶδόν Πριάμοιο δαΐφρονος, Ἐκτορα δῖον, Μυρμιδόνων ἐπὶ τε κλισίας καὶ νῆας ἰκέσθαι, etwas was durch keine Winkelzüge der Erklärung weggestritten werden kann.¹⁾

1) Dass man nicht ἔφην (*Π* 61) mit Fäsi in dem vagen Sinn 'ich gedachte, hatte beschlossen' nehmen dürfe, zeigt namentlich auch die Vergleichung von ἦτοι ἔφης γε in *X* 280. Verschieden ist φῆς που *E* 473, wo durch den Zusatz von ποῦ die Sache ins Unbestimmte gewendet wird.

Häufiger finden sich indirekte Rückbeziehungen, indem der Dichter auf dasjenige anspielt, was in früheren Gesängen erzählt war, wie wenn er Θ 108 mit *ἵππους οὔς ποτ' ἀπ' Αἰνείαν ἔλόμην* und Ψ 291 mit *ἵππους οὔς ποτ' ἀπ' ἄλγηρα Αἰνείαν* auf die in E 260—327 erzählte Heldenthat des Diomedes zurückweist. Hier ist die Zurückweisung noch mit dem unbestimmten *ποτέ* gegeben; es gibt aber auch solche Formen der Rückbeziehung, welche schon die enge Zusammenziehung der ganzen Erzählung voraussetzen, wie T 194 *δῶρα, ὅσσ' Ἀχιλλῆι χθιζοὶ ἐπέστημεν δώσειν*, doch scheinen sich Beispiele der letzteren Art nur in ganz jungen Gesängen oder interpolierten Stellen zu finden.

In den bis jetzt angeführten Versen nimmt der Dichter auf eine ganz bestimmte einzelne Thatsache Bezug. Wir haben aber auch einige Stellen, wo der Dichter im allgemeinen die ganze vorausgegangene Erzählung rekapituliert, oder die künftige Entwicklung voraussagt. Die wichtigsten dieser zum Teil in hohem Grade der Interpolation verdächtigen Stellen, welche in dem Verzeichnis selbst keinen Platz finden konnten, sind:

- Θ 175—83, 470—6 Zeus sagt die Zukunft voraus,
- * Θ 535—8 Hektor kündigt die Ereignisse des folgenden Tages an,
- M 216—29 Pulydamas prophezeit das kommende Verhängnis,
- * O 56—77 Zeus sagt die Zukunft voraus,
- P 201—8 Zeus verheißt dem Hektor Sieg und Tod,
- Σ 440—61 Thetis erzählt dem Hephaistos das Geschehene,
- Φ 293—7 Poseidon erteilt dem Achill Auftrag.

Von Bedeutung ist hierbei, dass in drei Stellen O 70, Φ 277, X 358 die Hindentung auf die Zukunft über den Kreis der Ilias hinausgreift und die Wechselfälle der Aethiopsis und Iliupersis berührt.

Eine andere Art von Bezugnahme besteht darin, dass der Dichter, ohne sich direkt auf etwas Erzähltes zurückzubeziehen, das bereits Erzählte zur Voraussetzung seiner neuen Erzählung nimmt, wie wenn in *B—T* Achill vom Kampfe fern bleibt, und auch Agamemnon, Diomedes und Odysseus nach ihrer Verwundung in *A* vom Schauplatz der Kämpfe verschwinden.¹⁾ Feinerer Art sind die versteckten Verknüpfungen früherer und späterer Gesänge, wie die *ᾠμῆλια Ἀνδρομάχης καὶ Ἐκτορος*, durch welche Paris wieder in den Kampf zurückgeführt wird, und der Mauerbau in *H*, durch den die Teichomachie eingeleitet wird.

Wie bei den Nachahmungen so fühlen wir aber auch hier nur zu oft den Boden unter unseren Füßen wanken. Es frägt sich vielfach, wie weit die Tragweite der Rückbeziehung im Einzelnen auszudehnen sei, ob die bezugnehmende Stelle echt oder interpoliert sei, endlich ob man überhaupt mit Recht eine Bezugnahme in den Worten des Dichters finden dürfe. Namentlich die letzte Frage ist an vielen Stellen äusserst schwer mit einiger Zuversicht zu beantworten. Wenn z. B. Teukros in *O* 469 sagt *νευρήν ἐξέρηξε νέστροφον, ἣν ἐνέδησα πρώϊον, ὅφρ' ἀνέχοιτο θαμὰ θρώσκοντας οἰστούς*, so haben darin bereits die alten Erklärer, darunter Aristarch, eine Bezugnahme auf den Unfall des Teukros am vorausgehenden Tage finden wollen, bei dem ihm durch den Stein des Hektor die Bogensehne zerschmettert worden war (*Θ* 328). Aber abgesehen davon, dass Zenodot nicht *πρώϊον*, sondern *πρώην* las, scheint doch auch die Bezugnahme auf das früher Erzählte eine äusserst gesuchte zu sein, zumal der beigefügte Grund *ὅφρ' ἀνέχοιτο*

1) Lachmann, Betracht. S. 47 lässt es unentschieden, ob schon in *M* die Verwundung der drei Helden als geschehen gedacht werde. Aber bei solch einer entscheidenden Wendung des Kampfes, wie es die Einnahme der Mauer ist, konnte doch der kräftigste oder zweitkräftigste der Achäer, Diomedes, nicht fehlen, ausser er war hors de combat.

θαυὰ θρώσχοιτας οἰσιούς ganz allgemeiner Natur ist und eher darauf hinzuweisen scheint, dass der Bogenschütze aus Vorsicht früh morgens eine neue Sehne eingezogen hatte. In ähnlicher Weise kann wohl der Vers *H* 282 *νῆξ δ' ἤδη τελέθει ἀγαθὸν καὶ νεκτὶ πιθέσθαι* eine Anspielung enthalten auf *B* 386 *οὐ γὰρ πανσολή γε μετέσσειται οὐδ' ἤβαιόν, εἰ μὴ νῆξ ἐλθοῦσα διακρινέει μένος ἀνδρῶν*. Aber die Worte in *H* sind doch ganz wohl verständlich, auch wenn man die Annahme jeder Rückbeziehung ausschliesst; und bei Homer zumal pflegt immer die einfachste Erklärung auch die richtigste zu sein.

Mehr begründet scheint die Annahme zu sein, dass das leichte Verständniss von *N* 185 ff., wo Amphimachos, der Sohn des Kteatos Aktorion, ein Enkel des Poseidon heisst, die Kenntnis von *A* 750 voraussetze, wo die beiden Aktoriones als Söhne des Poseidon bezeichnet werden. Aber was uns Spätlingen zu den abgelegenen und erklärungsbedürftigen Partien der Sage zu gehören scheint, konnte Homer leicht bei seinen Zuhörern als bekannt voraussetzen, zumal wenn wirklich damals schon, wie Hermann und mit ihm Nitzsch und Bergk vermuten, ein altes Lied von den Thaten Nestors in Umlauf war.¹⁾

Erschwert wird die Untersuchung auch noch dadurch, dass an einigen Stellen die Bezugnahme zwar zweifellos ist, es sich aber fragt, ob der Dichter bei der zweiten Stelle die erste oder umgekehrt bei der ersten die zweite vor Augen gehabt habe. So stimmt *M* 5—33 so sehr mit *H* 442 64 überein, dass die Uebereinstimmung keine zufällige sein kann, sondern der Dichter der einen Stelle die

1) Friedländer Anal. Hom. (Jahrb. f. Phil. Suppl. III, 463) nimmt an, dass in *N* selbst durch einen ausgefallenen Vers das Verwandtschaftsverhältnis des Amphimachos zu Poseidon ausgesprochen war; schade nur, dass der Ausfall gerade eines solchen Verses das Allerunwahrscheinlichste der Welt ist.

andere bereits vorgefunden haben muss; aber wahrscheinlich hatte nicht der Dichter des Eingangs der Teichomachie den zweiten Teil von *H* vor Augen, sondern wurde umgekehrt der letztere erst hinzugefügt, um die bereits gedichtete Teichomachie einzuleiten. Aehnlich wird auch das Verhältnis zwischen *B* 763—7 und Ψ 288 ff. gewesen sein. Ich begnüge mich in einem solchen Fall damit, in dem Verzeichnis bloss mit 'vergleiche' auf die Wechselbeziehung der beiden Stellen aufmerksam zu machen.

Verzeichnis der Bezugnahmen in der Ilias.

<p><i>A</i></p> <p>wird vorausgesetzt in <i>B</i>—Ω, speciell in <i>I</i> \mathcal{A}^3 <i>II</i>—<i>X</i>, ferner in <i>B</i> 4. *239—42. 375—80. 686—94. 769—79, \mathcal{A} 512 f., <i>E</i> 788—91, \mathcal{Z} 99 f., <i>H</i> 113 f., 228—30, Θ 473 f., <i>K</i> 106 f. <i>M</i> 10, <i>N</i> 113. 324. *347—50. 746 f., Ξ 50. 139—42. 366 f., <i>O</i> *63—77. *402. 598. *613, insbesondere</p> <p>3 in *\mathcal{A} 54 f. 232 in *<i>B</i> 242 408 ff. in Σ 75—7 500 ff. in Θ 370—2 528 ff. in *<i>O</i> 75—7. nimmt Bezug: vergl. \mathcal{A} 5 und <i>B</i> 5</p> <p style="text-align: center;"><i>B</i></p> <p>wird vorausgesetzt in Γ, 11—5 in <i>I</i> 18—20 685 in *<i>II</i> 168 ff. knüpft an: an \mathcal{A}</p>	<p>vergl. <i>B</i> 5 und \mathcal{A} 5 763—7 und Ψ 288 ff.</p> <p style="text-align: center;">Γ</p> <p>wird vorausgesetzt in \mathcal{A} <i>E</i>, knüpft an: 1 an <i>B</i> 476 und 815</p> <p style="text-align: center;">\mathcal{A}</p> <p>wird vorausgesetzt in <i>E</i>—<i>H</i>, insbesondere in <i>H</i> 69—72. 351 f, ferner</p> <p>370—400 in <i>I</i> 34 f. 86—152 in <i>E</i> 207, knüpft an: an Γ</p> <p style="text-align: center;"><i>E</i></p> <p>wird vorausgesetzt in \mathcal{Z} <i>H</i>, insbesondere in \mathcal{A} 382 f., ferner</p> <p>260—327 in Θ 108 und Ψ 291 825—63 in Ψ 396—8, knüpft an: an \mathcal{A}, insbesondere 207 an \mathcal{A} 86—152 vergl 674 f. und <i>II</i></p>
--	--

Z

wird vorausgesetzt im Eingang von *H*,

knüpft an: an *E*

H

wird vorausgesetzt in *Θ—O*, insbesondere 436—41 in *Θ* 177 ff., *I* 349 f. und *Ξ* 66—8, leitet *M* ein,

knüpft an: an *Γ—Z*, insbesondere 69—72. u. 351 f. an *Δ*, vergl. 442—64 und *M* 5—33.

Θ

wird vorausgesetzt in *I K*, insbesondere in **N* 745, 75, 133, 170 in *I* 236

182—2 in *I* 241—3

u. *Ξ* 45—7

328 in *O* 470

530 ff. in *I* 240—3

553 ff. in *I* 77 und

232—4,

setzt voraus *A—H*,

insbesondere geht

108 auf *E* 323 ff.

370 ff. auf *Δ* 500 ff.

vergl. 453—5 u. *K* 11 f.

1—29 u. *N* 523—5

12—16 u. *O* 117 ff.

I

wird vorausgesetzt in *II—T*, insbesondere

81—3 in *K* 196

260—70 in *T* 140 f. u. 194 f.

650—3 in *II* 61—3,

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 3.]

knüpft an: an *Θ*, speciell bezieht sich

18—20 auf *B* 11 — 5

34 f. auf *Δ* 370—400

77 u. 232 ff. auf *Θ* 553 ff.

236 auf *Θ* 75. 133. 170

240 ff. auf *Θ* 180—2 und

530—41

349 f. auf *H* 436—41

vergl. *I* und *Δ* 609

I 83 und *N* 478. 541. 576.

K

wird vorausgesetzt: nirgends,

knüpft an; an *I*, speciell

196 an *I* 81—3.

Δ

wird vorausgesetzt in *M—X*, insbesondere

?84 ff. in *II* 777 ff.

191 ff. in *M* 236

248 in *T* 53

577 ff. in *P* 347 ff.

624 in *Ξ* 1

604 in *II*

knüpft an

382 f. an *E*

[543] an *H* 288 ff. u. 111,

vergl. 609 u. *I*

192—4 u. *P* 453—5

794—803 u. *II* 36—45

823—7 u. *II* 22—9

M

wird vorausgesetzt in *N—O*,

insbesondere

1 f. in *O 390— 4
 116 f. in N 384--401
 387—91 in *II 509— 12
 397 in *II 558
 knüpft an: an A, besonders
 236 an A 191 ff.
 vergl. 5—33 u. H 442--64.
 M 96 f. u. II 717 f.

N

wird vorausgesetzt in E O,
 insbesondere in O 696, ferner
 ? 329 in P 612

518—25 in O 110—2,
 knüpft an: an M, bezieht sich
 insbesondere
 384 ff. auf M 116 f.
 701 auf M 344—70
 *745 auf O
 vergl. 411 f. u. P 347 f.,
 523—5 u. O 1--29
 *681 f. u. O 705. II 286

E

wird vorausgesetzt in O,
 insbesondere

? 516 in P 24,
 knüpft an: an N, insbesondere
 1 f. an A 624
 45—7 an O 180— 2
 66—8 an H 436—41.
 vergl. 128—34 u. *379—81.

O

wird vorausgesetzt in II,
 insbesondere

? O 420 in X 374,

hängt zusammen mit E, ins-
 besondere bezieht sich

75—7 auf A 528 ff.
 696 auf N
 110—2 auf N 518—25
 *390—4 auf A Schluss
 ?470 auf O 328
 vergl. 117 f. u. O 12 ff.
 212 ff. u. Y 33 ff.
 515 f. u. P 306 f.
 705 u. N 681 f.

II

wird vorausgesetzt in P—Ψ,
 insbesondere in Φ 100

87 in Σ 13
 ? 122 in X 374
 663—5 in Ψ 800,
 knüpft an an O, im einzelnen
 61 ff. an I 650 ff.
 *168 ff. an B 685
 286 an O 705
 509 ff. an M 387 ff.
 558 an M 397
 777 ff. an A 84 ff.

vergl. E 674 f., insbesondere
 85 f. und T 140—302.
 22 ff., 36 ff. u. A 823 ff., 794 ff.
 717 f. u. M 96 f.

P

wird vorausgesetzt in Σ—Ψ,
 insbesondere in Φ 4 f.,
 hängt zusammen mit II,
 insbesondere bezieht sich
 ?24 ff. auf E 516

347 ff. auf *A* 577 ff. und

N 411 f.

?612 auf *N* 329,

vergl. 453—5 u. *A* 191—4

306 f. u. *O* 515 f.

Σ

wird vorausgesetzt in *T*,

insbesondere

249 ff. in *X* 100 ff.

334 ff. in *Ψ* 20 ff. 175 ff.

481 in *Y* 270

612 in *T* 383 u. *X* 316

knüpft an: an *P*, insbesondere

13 an *II* 87

449 an *I* 121 u. 515

75—7 an *A* 408 ff.

T

wird vorausgesetzt in *Y*,

knüpft an: an *Σ* und *I*,

insbesondere

53 an *A* 248

140 f. u. 194 f. an *I* 260—75

383 an *Σ* 612

vergl. 140—302 u. *II* 85 f.

23—31 u. *Ψ*

Y

wird vorausgesetzt in *Φ X*,

insbesondere

19—40 in *Φ* 229—32 u. 290

407—18 in *X* 46—8,

knüpft an: an *T*, insbesondere

270 an *Σ* 481

vergl. 73 u. *Φ* 332

5 ff. u. *T* 42 ff.

Φ

wird vorausgesetzt in *X—Ψ*,

insbesondere

26 ff. in *Ψ* 20 ff. 175 ff.

34 ff. in *X* 46 ff.

139 ff. in *Ψ* 808,

knüpft an: an *Y*, insbesondere

4—5 an *P*

90 f. an *Y* 407—18

100 an *II*

396 an *E* 825 ff.

vergl. 332 und *Y* 73

X

wird vorausgesetzt in *Ψ Ω*,

hängt zusammen mit *Φ*,

insbesondere bezieht sich

46—8 auf *Y* 407—18

u. *Φ* 34—135

100—2 auf *Σ* 249—313

?316 auf *Σ* 612

331 u. 386 auf *II*

374 auf *O* 420 und

II 122 ff.

vergl. *X* 336 386 und *Ψ*

416 ff. und *Ω*.

Ψ

wird vorausgesetzt in *Ω*,

knüpft an: an *X*, insbesondere

20 ff. u. 175 ff. an *Σ* 334 ff.

u. *Φ* 26 ff.

291 f. an *E* 260—327

800 an *II* 663—5

18*

808 an Φ 183 Ω

vergl. *T* 23—31 und *X* 336. wird vorausgesetzt: nirgends,
 386 knüpft an: an Ψ , insbesondere
 an *X* 416 ff.

Zum Schlusse will ich nur noch die Bemerkung beifügen, dass die Verzeichnisse, wie sie hier stehen, Widersprüche enthalten. Spätere Gesänge, welche sich auf frühere beziehen, enthalten hinwiederum Verse, welche in früheren Gesängen nachgeahmt wurden; namentlich sind es die Gesänge *E* und *A*, *II* und *P*, Φ und *X*, die nach dieser Seite Bedenken erregen. Mir sind natürlich jene Widersprüche nicht verborgen geblieben, vielmehr erst gerade durch diese Untersuchungen lebhaft zum Bewusstsein gekommen. Auch habe ich meine Gedanken über die Lösung der Widersprüche; doch davon ein ander Mal! nur so viel sei hier schon gesagt, dass ich in den Verzeichnissen nur die offenbar interpolierten Stellen äusserlich gekennzeichnet habe, damit aber meinem Urtheil über andere Stellen nicht vorgegriffen haben will.

Der Classensekretär legt eine Abhandlung des Herrn G. F. Unger vor:

„Zeitfolge der vier ersten demosthenischen Reden.“

Die in unsern Handschriften und Ausgaben eingehaltene Aufeinanderfolge der drei olynthischen Reden des Demosthenes, ihre Stellung an der Spitze der ganzen Sammlung und die der ersten philippischen am vierten Platze rührt wie die Anordnung der ganzen Sammlung überhaupt von Kallimachos her und ist also kaum ein Jahrhundert jünger als die Reden selbst; aber noch unter Augustus stand es keineswegs fest, dass er das Richtige getroffen habe. Caecilius von Kalakte hielt es für nöthig, diese Anordnung gegen Dionysios von Halikarnassos zu vertheidigen, welcher die erste olynthische Rede für jünger als die zweite und dritte erklärt, die erste Philippica aber in zwei Reden zerlegt. Diesem haben sich in Bezug auf die olynthischen Reden Thirlwall und Holzinger vollständig, Stüve und Grote insofern angeschlossen, als sie die zweite der ersten vorausgehen lassen; seine Ansicht über die erste Philippica theilt Seebeck. Die andern neueren Forscher erkennen die Richtigkeit der kallimachischen Ordnung für die olynthischen Reden und die von ihr vorausgesetzte Einheit der ersten philippischen so einhellig an, dass seit dem Erscheinen des epochemachenden Werkes von Arn. Schäfer, Demosthenes

und seine Zeit. 1856, diese Fragen fast gar nicht mehr discutirt werden.

Die Datirung der einzelnen Reden, wie sie uns in dem ersten Schreiben des Dionysios an Ammaios vorliegt, beruht keineswegs auf alter Ueberlieferung sondern auf den Untersuchungen und Ansichten dieses Kritikers; doch hat er mit ihr bei den Neueren mehr Glück gehabt als mit seiner Anordnung. Seit Schäfer wenigstens wurde bis in die neueste Zeit allgemein mit Dionysios den drei olynthischen Reden Ol. 107, 4. 349/8 v. Chr. und der ersten philippischen (mit Ausnahme des Epilogs, den Dionysios als besondere Rede in Ol. 108, 2. 347/6 setzt) 107, 1. 352/1 als Datum zugewiesen; erst W. Hartel, Demosthenische Studien. Akad. Sitzungsberichte, Wien 1877 (Juli) und Demosthenische Anträge. Commentationes in honorem Theod. Mommseni 1878 p. 578 ff., hat es unternommen, die olynthischen Reden nach dem Vorgang von Boehnecke und Grote in Ol. 107, 3. 350 zu verlegen. Nach der Ansicht, welche in vorliegender Auseinandersetzung begründet werden soll, fällt

olynth. II	Vorsommer	352	(cap. IV)
olynth. I	Februar	351	(cap. III)
philipp. I	Anfang Oktober	351	(cap. V)
olynth. III	um Anfang August	349	(cap. I).

Die Grundlage aller bisherigen Untersuchungen über Zeit und Folge dieser Reden (der Philippica wenigstens in mittelbarer Weise) bildet das Zeugniß eines der bewährtesten attischen Chronisten, des um 260 v. Chr. gestorbenen Philochoros bei Dionys. ad Amm. I 19, dass am Anfang des Archontenjahres 107, 4 (welches um 28. Juli 349 anhub) Athen mit Olynth ein Bündniß geschlossen und sogleich ein Hilfsheer abgeschickt, in demselben Jahre aber diesem zweimal Verstärkungen zugesandt hat. Jeder von diesen drei Hülfsesendungen läßt Dionysios eine der drei olynthischen Reden voraufgehen und wenn die Neueren ihm hierin auch

nicht ganz gefolgt sind, so haben sie doch in der Zeitbestimmung ihm Recht gegeben. Was ihr im Wege steht, ist die aus Demosthenes gegen Meidias § 161. 197 und gegen Neaira 4 bekannte Thatsache, dass schon im Anfang des bei Tamynai auf Euböia geführten Krieges eine Hülfsendung nach Olynthos abgegangen ist, im Frühling eines sicher vor 349 liegenden Jahres, nach Schäfers allgemein gebilligter Annahme 350; eine Hülfsendung setzt aber, wie Hartel Dem. Studien p. 25 ff. darthut, das Bestehen eines Bündnisses voraus. Hartels eigener Ansicht freilich, dass der letzte, mit der Zerstörung der Stadt beendigte olynthische Krieg vor 349 begonnen habe und das Bündniss dem Anfang, die erwähnten Hülfsendungen sammt den drei Reden dem Laufe des J. 350 angehören, steht wiederum das Zeugniß des Philochoros entgegen und wenn er Dem. Studien p. 11 und Dem. Anträge p. 351 vermuthet, dieser habe in entschuldbarer Ungenauigkeit die Ereignisse mehrerer Jahre unter einem einzigen zusammengedrängt, so ist das eine Ausflucht, welche einer ersten Prüfung keinen Stand halten kann. Die Atthis des Philochoros war gleich den Atthisen anderer Schriftsteller ein Jahrbuch, welches unter jedem Archonten die Ereignisse seiner Regierungszeit verzeichnete: eine Ungenauigkeit obiger Art ist bei dieser Einrichtung von vornherein ausgeschlossen, sie wäre weder zu entschuldigen noch zu erklären; aber auch angenommen, dass er eine Digression habe geben wollen (wozu in diesem Falle ein Anlass nicht erfindlich ist), so hätte er nothwendig das anzeigen und Dionysios es erkennen müssen. Dieser aber citirt die einzelnen Meldungen des Philochoros wörtlich, gibt bei den späteren an, dass sie an einer späteren Stelle der Jahrbeschreibung stehen (*ἔπειτα διεξελθὼν ὀλίγα τὰ μεταξύ γινόμενα τίθησι ταυτὶ* und *ἔπειθ' ἐπὲρ τῆς τρίτης συμμαχίας λέγει ταυτὶ*) und die erste hat folgende, jeden Zweifel über das Jahr ausschliessenden Anfang: *Καλλίμαχος*

Περγασῆθεν (Archont von 107, 4. 349/8). *Ἐπὶ τούτου Ὀλυνθίοις πολεμουμένοις ἐπὶ Φιλίππου καὶ πρέσβεις Ἀθηναῖζε πέμψασιν οἱ Ἀθηναῖοι συμμαχίαν τε ἐποίησαντο* (folgt eine leere halbe Zeile in der massgebenden Handschrift, Hartel) *καὶ βοήθειαν ἔπεμψαν.*

Hienach scheint es als hätten wir nur die Wahl zwischen zwei gleich unstatthaften Annahmen, der eines Zuzuges, welchem das Bündniss erst 1¼ Jahre später nachfolgte, und der Verwerfung eines unantastbaren Zeugnisses über das Zeitverhältniss dieser zwei Ereignisse; ein Dilemma dieser Art kann aber nur entstehen, wenn entweder die Ueberlieferung getrübt oder die Forschung nicht zum Abschluss gebracht ist. Dass letzteres der Fall ist, lässt sich beweisen. Beide und überhaupt alle bis jetzt in dieser Frage ausgesprochenen Ansichten gehen von der Voraussetzung aus, dass das einmal von Athen mit Olynth gegen Philippos geschlossene Bündniss ununterbrochen fortbestanden habe bis zum Untergang jener Stadt; sie ziehen zunächst die Möglichkeit nicht in Rechnung, dass das von der früheren, vor 349 geleisteten Hülfe vorausgesetzte Bündniss durch den für Olynth unglücklichen Ausgang jenes Krieges kraft einer von dem Sieger gestellten Friedensbedingung aufgelöst und erst später, im Sommer 349 wieder erneuert worden ist. Ausserdem sind auch noch andere Fälle denkbar. Olynth, der Vorort und das Haupt von mindestens 32 Stadtgemeinden, fühlte sich so gut als Grossmacht wie Athen; es gieng mit dieser Stadt kein ewiges, kein Verfassungsbündniss ein, welches derselben in ähnlicher Weise ein Hegemonieverhältniss verschafft hätte wie vorher in den Zeiten des zweiten und noch früher des ersten Seebundes; das Bündniss Athens mit Olynth gehört in dieselbe Kategorie, wie die zu verschiedenen Zeiten in oft kurzen Zwischenräumen geschlossenen und oft bald wieder aufgelösten Bundesverträge mit Sparta, Theben und anderen

Grossstaaten. Es war ein Waffenbund für einen bestimmten Zweck; nach dessen Erreichung oder Misslingen oder durch irgend einen neuen Zwischenfall konnte er ein Ende nehmen, durch einen anderen wieder zum Aufleben kommen.

Dass der zuerst aufgestellte Fall wirklich eingetreten ist, dass der frühere Krieg mit einem die Olynthier demüthigenden und ihren Bund mit Athen auflösenden Friedensschluss geendigt hat, welcher beim Wiederausbruch der Missheiligkeiten den Abschluss eines neuen Bundesvertrags mit den Athenern nöthig machte, wird unten (cap. III) gezeigt werden; die Ursache aber der bisherigen Verkennung dieses Sachverhaltes liegt vor allem in der Zeitbestimmung, welche dem Feldzug von Tamynai und damit auch der ersten Hülfsendung Athens nach Olynth gegeben worden ist. Indem diese in das J. 350 gesetzt wurde, verengte sich die Zeit zwischen dem Ende jenes Krieges und dem, wie aus Philochoros oben citirten Worten *Ἐπὶ τούτου Ὀλυνθίους πολεμουμένοις ἐπὶ Φιλίππου κτλ.* hervorgeht, spätestens Mitte 349 eingetretenen Anfang des späteren und dazu kam noch, dass unter dem Einfluss derselben Zeitbestimmung des früheren Krieges auch über diesen die Untersuchung nicht zum rechten Ziele gelangt ist. Der Zug nach Tamynai und die früheste Hülfsendung nach Olynth fand nicht $1\frac{1}{4}$ sondern $2\frac{1}{4}$ Jahre vor Mitte 349 statt, eine Zwischenzeit von ausreichender Dauer, um die Auflösung und Wiederanknüpfung des Bundesverhältnisses zwischen beiden Staaten zu begreifen.

I. Die dritte Rede.

Die letzte olynthische Rede setzt Schäfer Demosth. II 153 in die erste Hälfte des J. 348, zwischen die zweite, gleich der ersten bloss aus Söldnern bestehende Hülfsendung bei Philochoros und die dritte, welche ein Bürgerheer brachte: denn die Söldner haben zwar einmal ein glückliches Treffen

bestanden (§ 35. 36), aber selber sind die Athener noch nicht ins Feld gerückt, trotz der dahin zielenden Beschlüsse, weil es an Geldern zur Mobilmachung fehlte (§ 10. 20. 36). Diese Gründe und bis zu einem gewissen Grad auch ihre Consequenzen erkennt Hartel (Dem. Studien p. 10 ff.) an: die dritte Rede scheint ihm nicht sehr lang nach der ersten und zweiten, welche er sehr nahe aneinander rückt, aber Ol. 107, 3. 350 gehalten. Wir sind (wovon unten) mit jener Begründung Schäfers nicht einverstanden; über die Zeit der Rede aber spricht sich Demosthenes selbst in einer Weise aus, welche für das Datum des Philochoros: Ol. 107, 4 in unwidersprechlicher Weise entscheidet.

In § 4 erinnert der Redner daran, dass früher einmal eine gute Gelegenheit versäumt worden sei: *μένυσθε οὐ ἀπηγγέλθη Φίλιππος ἡμῖν ἐν Θράκη τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τοῦ Ἑραῖον τείχος πολιορκῶν τότε τοῖνον ἢν μαιμακτηριῶν* — (§ 5) *καὶ μετὰ ταῦτα διελεύοντος τοῦ ἐνιαυτοῦ ἑκατομβαιῶν μεταγεινιῶν βοιδρομιῶν*; erst zu Ende dieses Boedromion habe man den Charidemos mit zehn leeren Schiffen und fünf Talenten ausgeschiedt, weil Philippos inzwischen krank oder todt gemeldet worden war. Vom fünften Monat des J. 107, 1 (27. Nov. bis 26. Dec. 352) bis in die erste Hälfte von 107, 3 (die zweite von 350), wohin Hartel Stud. p. 31. 41 die drei olynthischen Reden setzt, das vierte Jahr zu zählen ist unmöglich; daher erklärt er p. 28 ἢ *τέταρτον* für einen unächtigen Zusatz: eine beiläufige Bezeichnung des Jahres bei genauer Angabe des Monats sei um so unangemessener als sich der Redner eine Menge Details aus jenen Monaten zu entsinnen wisse. Dieses Argument beweist zu viel: der unbestimmte Charakter der Jahresbestimmung wird durch den Abstrich von ἢ *τέταρτον* keineswegs beseitigt; wenn eine bestimmte Bezeichnung gleich der, welche im Monatsnamen vorliegt, vom Redner beabsichtigt gewesen wäre, so würde er auch dem Jahr seinen

Namen, d. i. den des eponymen Archonten gegeben haben; auch bei *τρίτον* allein bleibt dem Zuhörer die Unsicherheit einer Wahl zwischen zwei Archonten, so dass, wenn z. B. die Rede Ol. 107, 3 gehalten wurde, er nicht wusste ob 107, 1 oder 106, 4 gemeint war. Dem Redner ist es aber gar nicht um das Datum des Jahres sondern um die Bezeichnung des Zeitraums zu thun, welcher seit der versäumten Gelegenheit verflossen ist. Bei den Monatsnamen ist durch ihre jährliche Wiederkehr und feste Ordnung die Dauer des Zeitraums von einem Monat bis zum andern von vornherein bestimmt; dies war bei der Datirung der Jahre nach Archonten nicht der Fall. Wollte der Redner ausser der Entfernung auch das Datum bestimmen, so musste er sämtliche Archonten angeben, also in ähnlicher Weise wie bei den Monaten sich ausdrücken; aber darum ist es ihm, wie schon bemerkt, nicht zu thun. Dass er *τρίτον ἢ τέταρτον* anstatt *τρίτον* oder *τέταρτον* setzt, ist nicht mit der Mehrzahl der Ausleger aus Anwendung zwei verschiedener Jahrformen, des Kalender- und des Naturjahrs, zu erklären sondern daraus, dass die Rede am Anfang des Archontenjahres gehalten worden ist. Nach wahrer Zeit waren es 2 Jahre 8 Monate (*τρίτον ἔτος*); weil aber seit ein paar Tagen ein neuer Archont im Amt ist, so hat Demosthenes das Recht, auch von einem vierten Jahre zu sprechen.

Davon dass Athen schon eine oder, wie von Hartel behauptet wird, zwei Hülfsendungen nach Olynth habe abgehen lassen, ist in der Rede kein Anzeichen zu entdecken; wenn der Redner verlangt, dass die Hülfsstruppen aus Bürgern bestehen sollen, so ist damit keineswegs gesagt, dass bisher schon Hülfe, aber nur durch Söldner, geleistet worden sei. Vielmehr spricht gerade die Stelle, welche für das Vorausgehen von Söldnersendungen angeführt wird, dafür, dass solche von Athen noch nicht ausgegangen sind, § 35 fg. *οὐκ ἔστιν αὐτοῖς μὲν ἀργεῖν καὶ σχολάζειν καὶ ἀπορεῖν,*

ὅτι δὲ οἱ τοῦ δεινὸς νικῶσι ξένοι, ταῦτα πυνθάνεσθαι ταῦτα γὰρ νυνὶ γίγνεται. καὶ οὐχὶ μέφομαι τὸν ποιούντά τι τῶν δεόντων ἐπὶ ἐρ ἑμῶν κτλ. Die 4000 Peltasten und 150 Reiter, aus welchen die zweite der 107, 4. 349 abgegangenen Hülfe sendungen nach Philochoros bestand, standen gleich den zuerst unter Chares abgeschickten Miethstruppen im Brod und Sold des Demos von Athen; ihr Anführer Charidemos von Oreos war nicht bloss vor mehr als 13 Jahren mit dem attischen Bürgerrecht beschenkt sondern seit vier Jahren in Athen sesshaft geworden und wie schon Ol. 107, 1. 352/1 so auch jetzt als Stratege ein Beamter des Demos: wie hätte ein attischer Redner dazu kommen sollen, vom Volk angeworbene, ausgesickte und bezahlte Landsknechte Söldner eines Anderen als der Athener zu nennen, welchem Sturm in der Volksversammlung würde er sich mit οἱ τοῦ δεινὸς ξένοι, ausgesetzt haben. Diese Worte belehren uns vielmehr dahin, dass Athen noch gar keine Hülfe geschickt hat: der Redner will einer Einrede begegnen, durch welche andere die Unterstützung Olynths als unnöthig zu erweisen suchten, dem Einwand, dass ja schon die Söldner eines anderen Kriegsherrn Hülfe leisten und sich als ausreichend zum Erringen von Erfolgen bewiesen haben. Man darf an Prätendenten denken wie z. B. die Stiefbrüder Philipps, deren Aufnahme in Olynth den Anlass zum Kriege gegeben hatte (Justin VIII 3, 10, vgl. VII 4, 5): der eine von ihnen, Menelaos, welcher 351 unter dem Titel eines attischen Hipparchen die nördlichen Besitzungen der Athener vertheidigte, wird philipp. I 27 in ähnlicher Weise erwähnt wie der Ungenannte an unsrer Stelle. Derselbe hatte sich laut inscr. att. II 55 schon 363 durch Kriegs- und Geldhülfe um Athen verdient gemacht, vgl. Böhnecke Forschungen II 207 ff.; er heisst dort ein Pelagone, offenbar war ihm Pelagonien von Amyntas oder einem Nachfolger desselben verliehen worden.

Dass Olynth von den Athenern noch keine Hülfe erhalten hat, geht, wie L. Spengel Akad. Abhandl. 1860. IX 72 erkannt hat, schon aus § 10 *Ἀλλ' ὅτι μὲν δεῖ βοηθεῖν, ἅπτοι τις ἂν, πάντες ἐγνώκαμεν, καὶ βοηθήσομεν· τὸ δ' ὅπως, τοῦτο λέγε* mit Sicherheit hervor. Eine Mahnung an die Pflicht zu helfen setzt voraus, dass noch nicht geholfen worden ist; die Einrede, dass auch die Erneuerung der Unterstützung eine Hülfe sei, ist durch die Art der Aufforderung ausgeschlossen. In diesem Falle müsste der Redner davon gesprochen haben, dass zwar bisher schon, aber in ungenügender Weise Hülfe geleistet worden sei; hier dagegen wird eingewendet: aber das Wie? Das gib an'. Wer noch nicht weiss, wie er die Hülfe einrichten soll, der hat sie überhaupt noch nicht geleistet. Wir stehen also am Anfang des letzten olynthischen Krieges: im Princip ist schon das Waffenbündniss und die Hülfesendung beschlossen (*ἐγνώκαμεν* a. a. O.), die Olynthier heissen daher bereits Verbündete (§ 2 *ὅπως τοὺς συμμάχους σώσομεν*); über die Art der Hülfe aber ist noch nicht entschieden und der Bundesvertrag noch nicht abgeschlossen. Aus dem Text des Philochoros: *Καλλίμαχος Περγασῆθεν· Ἐπὶ τούτου Ὀλυνθίοις — συμμαχίαν τε ἐποίησαντο* geht hervor, dass dies am Anfang des Jahres 107, 4 geschehen ist: regelmässiger Termin der Volksversammlung im ersten Monat war der 11. Hekatombaion (im J. 349 etwa der 7. August), Reusch *de diebus concionum*. 1880 p. 95; möglich wäre aber, dass man zu einer so wichtigen Angelegenheit eine ausserordentliche Versammlung schon vor diesem Tage anberaumat hätte. Der Antrag des Demosthenes wurde nur zur Hälfte angenommen: das Bündniss und die Unterstützung, wie der Redner schon im Voraus wusste, genehmigt, aber kein Bürger, nur ein Söldnerheer ausgeschickt.

II. Die erste Rede jünger als die zweite.

Zur Begründung der herrschenden Ansicht von dem Zeitverhältniss der ersten olynthischen Rede zur zweiten wird von dem besten Vertreter derselben lediglich darauf hingewiesen, dass das Bündniss Ol. I 10 in nächste Aussicht genommen, II 2 dagegen schon abgeschlossen sei (Schäfer II 152 ff.). Beide Stellen werden aber von anderen im entgegengesetzten Sinne verstanden: ob mit Recht oder Unrecht, kann vorläufig dahin gestellt bleiben; es erhellt daraus so viel, dass die einzige Grundlage der herrschenden Meinung eine schwankende und unsichere ist. Um diese besser zu stützen, beruft sich v. Klebelsberg, Progr. Triest 1868 darauf, dass bei höherem Alter der zweiten Rede man in dieser die Hauptsache, den näheren Erweis der nöthigen Hülfe vermissen würde. Demosthenes ist aber weder der erste noch der einzige Redner, der in dieser Sache das Wort ergreift (vgl. phil. I 1); er kann sich sowohl auf die Darlegung im Probuleuma des Rathes als auf die der anderen Redner beziehen; die Ausführung im Einzelnen zu besprechen überlässt er diesen, für ihn ist der Beschluss zu helfen die Hauptsache, II 10 *φημι δὲ δεῖν τοῖς Ὀλυνθίοις βοηθεῖν καὶ ὅπως τις λέγει καὶ κάλλιστα καὶ τάχιστα, οὕτως ἀρέσκει μοι*. Diese Stelle spricht zugleich sowohl gegen die herrschende Meinung, welcher zufolge diese Rede vor der zweiten Hülfsendung gehalten worden ist (während die andere der ersten Sendung vorausgegangen sei), als gegen die Behauptung Hartels, beide seien kurz nach einander zwischen der zweiten und dritten Hülfsendung des Philochoros gesprochen: dieses *φημι δεῖν βοηθεῖν καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα ἀρέσκει μοι* beweist gleich dem c. I besprochenen *ὅτι δεῖ βοηθεῖν ἐγνώκαμεν, τὸ δ' ὅπως, τοῦτο λέγε*, dass in diesem Kriege noch keine Hülfe geleistet worden ist; die Stellen, welche Hartel aus der ersten Rede anführt (§ 11. 14), kann man ebenso

gut gegen wie für die Voraussetzung schon geleisteter Hülfe verwenden.

Die zweite Rede für die älteste der olynthischen zu halten, veranlasst zunächst der Umstand¹⁾, dass sie den Krieg erst in die Zukunft legt. während die erste, ebenso wie die dritte, ihn schon im Gange weiss, ol. II 1 τὸ τοῦς πολεμήσοντας²⁾ Φιλίππῳ γεγενῆσθαι δαιμονία τινὶ ἔοικεν εὐεργεσία, vgl. mit I 5 δῆλον τοῖς Ὀλυνθίοις ὅτι νῦν περὶ μέρους χώρας πολεμοῦσιν; 7 εἰ ἔφ' ἑμῶν πεισθέντες ἀνείλοντο τὸν πόλεμον, σφαλεροὶ σύμμαχοι ἂν ἦσαν ἴσως; 21 οὐτ' ἂν ἐξήργεκε τὸν πόλεμον τοῦτον; einige Städte werden schon von ihm belagert, § 17. 18.

Einen zweiten, von Holzinger, Grote u. a. bereits geltend gemachten Grund liefert die Besprechung der Verhältnisse von Magnesia. Nach dem Abzug der Tyrannen Ostthessaliens hatte der König die Hafenstadt von Pherai, Pagasai, für sich behalten und die Magneten waren zu ihm in dasselbe Abhängigkeitsverhältniss getreten, in welchem sie sich bisher zu den Tyrannen befunden hatten. Die Hegemonie über die Thessaler hatte er dann durch das Versprechen erhalten, den heiligen Krieg für sie zu führen und Magnesia ihnen zu überlassen, II 17 Θετταλοῦς νῦν (εὐρίστω προσαγαγόμενον) τῷ Μαγνησίαν παραδώσειν ὑποσχέσθαι καὶ τὸν Φωρικὸν πόλεμον πολεμήσειν ὑπὲρ αὐτῶν ἀναδέξασθαι. An dieses Versprechen wollen sie in Bezug auf Magnesia zur Zeit der zweiten Rede ihn erst mahnen, § 11 νῦν εἰσιν ἐρηγισμένοι Παγασᾶς ἀπαιτεῖν καὶ περὶ Μαγνησίας λόγους ποιῆσθαι; die erste weiss, dass es bereits

1) Ausser den hier angeführten Gründen werden in cap. III und IV noch andere zur Sprache kommen.

2) So die meisten und besten Handschriften und alle Herausgeber ausser Rehdantz; πολεμήσαντας ist ein durch die Rücksicht auf die überlieferte Ordnung der Reden hervorgerufener Besserungsversuch des spätesten Mittelalters.

geschehen ist und wenigstens dazu geführt hat, dass er die beabsichtigte Festungsanlage einstellte und dadurch die Botmässigkeitsfrage offen liess, § 22 *Παγασῶς ἀπαιτῶν αὐτόν εἶσιν ἐψηφισμένοι* ¹⁾ καὶ *Μαγνησίαν κεκολύχασι τεχιζέειν*. Diese Verhinderung ist, wie die Ausleger richtig bemerken, auf dem Wege der Verhandlung, durch Vorstellungen bewirkt worden; die *λόγοι*, welche in der zweiten Rede noch bevorstehen, gehören in der ersten schon der Vergangenheit an. Von den Anhängern der herrschenden Ordnung wird über dieses gegen dieselbe sprechende Argument theils mit Stillschweigen theils mit nichtssagenden Bemerkungen (z. B. der, dass II 11 zur Erklärung von I 22 diene) hinweggegangen.

Die in den zwei Reden vorausgesetzte Situation ist keineswegs die gleiche; in den Machtverhältnissen und der Lage, in den Aussichten und Befürchtungen der drei zunächst beteiligten Staaten ist, wie besonders Grote hervorgehoben hat, ein grosser Umschwung eingetreten, welcher dazu nöthigt, in der ersten die spätere zu erblicken.

Olynth erscheint in der ersten Rede schon schwer bedroht: Philippos hat den Krieg eröffnet (§ 13), er belagert einige Städte der Olynthier (18. 13); ein Theil ihres Gebiets steht auf dem Spiel (5). Gehen diese Plätze verloren, dann handelt es sich für die Olynthier selbst um Sturz und

1) Die Rückforderung von Pagasai mögen die Thessaler aufgeschoben haben: so lange ein neuer Versuch der nicht bloss mit den Phokern sondern auch mit dem mächtigsten Seestaat verbündeten Tyrannen, sich wieder in Pherai festzusetzen, befürchtet werden musste, konnte der Beschützer der thessalischen Freiheit und Heerführer ihres Bundes das Besatzungsrecht in der Hafenstadt von Pherai, welche zugleich der wichtigste Küstenplatz von ganz Thessalien war, in Anspruch nehmen; dem Zwecke des Redners, welcher die Möglichkeit eines Abfalls der Thessaler nahe legen will, dient es, jenen Beschluss als noch in Kraft stehend zu bezeichnen.

Knechtung (5 *περὶ ἀνασίσεως καὶ ἀνδραποδισμοῦ πολεμοῦσαν*). So schwach wusste sie Philippos von vorn herein, dass er gar keinen Widerstand sondern sofortige Ergebung erwartet hat (21); man muss eilen Hülfe zu bringen, sonst werfen sie sich ihm in die Arme (3). So weit ist es in der zweiten Rede noch lange nicht gekommen. Zum grossen Glück für Athen haben sich die Olynthier entschlossen, Krieg mit Philippos zu führen (1); sie brauchen und wünschen dazu die Hülfe Athens (10); eine Aussöhnung mit ihm würde ihre Existenz zunächst nicht bedrohen, aber eine Unsicherheit der Beziehungen bewirken, welche schliesslich doch wieder zu Krieg und dadurch zu ihrem Falle führen könnte (1 *τὰς διαλλαγὰς πρῶτον μὲν ἀπίστους εἶτα τῆς ἰαυτῶν πατρίδος νομίζειν ἀνάστασιν*).

Die Macht des Königs erscheint in der zweiten Rede nicht sehr bedeutend. Viele von seinen Erfolgen verdankt er dem Glück (22), andere seiner Rührigkeit und Unternehmungslust (15), das beste hat die Beihülfe starker Völker gethan, welche er mit Lug und Trug seinem Interesse dienstbar zu machen gewusst hat, der Athener, Olynthier, Thessaler (5—8). An sich ist Makedonien nur eine Macht zweiten Ranges (*ἐν προσθήκης μέρει*), welche erst durch die Verbindung mit einer grossen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale zu werfen befähigt wird, während es selbst kraftlos und mit Schwächen aller Art behaftet ist (14); es lässt sich beweisen, dass Philippos ein verächtlicher Gegner ist (5 *φαῖλον φαίνεσθαι*, wie Rhod. libert. 24 *Φιλίππου ὡς ἄρ' οὐδενὸς ἀξίον ὀλιγοροῦντας* gleichbedeutend mit dem folg. *τὸν μὲν ὡς φαῖλον οὐκ ἀμυνοίμεθα*); die nächste beste Schlappe wirft das Kartenhaus seiner Macht über den Haufen (9—10. 21). Die erste Rede hat einen ganz andern Begriff von ihm: er ist so stark und mächtig wie kein König Makedoniens vor ihm (9); der Anfangs so schwache ist jetzt gross und gefürchtet (12); seine Rührigkeit und



Rastlosigkeit wird auch hier hervorgehoben, aber nicht zur Erklärung der Erfolge eines an Macht unbedeutenden Herrschers sondern als Fingerzeig dessen was weiter noch von ihm zu befürchten steht (12—15).

Die zweite Rede spricht mehr von dem eigenen bisherigen Krieg der Athener mit Philippos als von dem bevorstehenden der Olynthier.¹⁾ Letzterer ist für Athen Mittel zum Zweck: Amphipolis und die andern verlorenen Besitzungen im Norden sollen wieder gewonnen werden durch den Beitritt der Olynthier. Wenn die Athener jetzt ihre Schuldigkeit nicht thun, so verzichten sie ehrvergessen auf die Aussicht, mit Hilfe Olynths dieselben wieder zu bekommen (2. 24. 25). Von solchen Aussichten ist in der ersten keine Andeutung mehr zu finden, obgleich die verlorenen Orte erwähnt werden; das Glück, welches auch hier in dem Beitritt der Olynthier gefunden wird, besteht nur darin, dass diese einen Ersatz für Amphipolis, Potidaia, Pydna und Methone bieten (10); was dagegen zu befürchten steht, wenn den Olynthiern nicht geholfen wird, das ist nicht der bleibende Entgang dieser Städte, sondern dass der König Athen thun wird, was er jetzt jenen thut: nichts wird ihm mehr hindern zu marschiren wohin er immer will (12); die Athener werden sich bedroht finden im eigenen Lande (15); sie haben gar keine Wahl, ob sie in den olynthischen Krieg ziehen wollen oder nicht: weder die Thebaner noch die Phoker werden ihn abhalten Attika selbst anzugreifen (25—27).

Die Anstrengungen, welche dem Volke zugemuthet werden, sind dem bisher geschilderten Unterschied beider

1) Von diesem ist bloss zweimal die Rede, § 11 *φρημί δειν τοῖς Ὀλυνθίοις βοηθεῖν* und 1 *τοῖς πολεμήσουστας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι*. Die Behauptung, dass der bestehende Krieg, von welchem ausserdem gesprochen wird, Olynthos betreffe, entbehrt jedes Anhaltes im Texte.

Reden entsprechend in der ersten weit grösser als in der zweiten, und doch geht diese auf ein höheres und wie man denken könnte schwerer zu erreichendes Ziel aus als jene. Die zweite Rede spricht nur von Hülfe schlechthin; in welcher Weise sie am besten und schnellsten geleistet wird, anzugeben überlässt sie anderen (11); man lasse nur einmal eine Leistung sehen, damit die Thessaler und Olynthier Vertrauen zu Athen bekommen (12); die bisherige Unthätigkeit soll aufhören, es muss gezahlt, ausgerückt, Eifer an den Tag gelegt werden (13. 27. 31); wenn man nur einigermaßen seine Schuldigkeit thut, wird sich das Blatt schnell wenden (22), Philippos bald bezwungen werden (13). Statt jener unbestimmten und allgemeinen Rathschläge entwirft die erste Rede einen bestimmten Kriegsplan, auszuführen von zwei Heeren und Flotten (17—18); nicht bloss die gewöhnlichen Beisteuern werden hier in's Auge gefasst sondern ausserordentliche Massregeln (6), die Schaugelder sollen wieder zu Kriegsgeldern erhoben werden (19). Gleichwohl verfolgt sie, wie Grote bemerkt, ein bloss defensives Ziel, die Rettung der olynthischen Städte und durch sie die Sicherung Athens (28), während die zweite Rede die verlorenen Besitzungen Athens wiedergewinnen und den König von seiner Höhe herabstürzen will (8).

Beide Reden kommen darin überein, dass sie das Volk zur Unterstützung der Olynthier gegen Philippos bewegen wollen; wie kommt es, dass sie zu gleichem Zweck verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Mittel anwenden, dass die erste dem Volk Schrecken einjagen, die zweite es mit Selbstvertrauen erfüllen will?

Zwischen den zwei Reden liegt keine lange Zeit, kaum ein ganzes Jahr: denn beide erwähnen, dass die Thessaler den Beschluss gefasst haben Pagasai zurtückzufordern, woraus beide die Folgerung ziehen, dass jene mit dem Gedanken

umgehen von dem König abzufallen. Wenn trotzdem die Macht des Philippos in der zweiten als geringfügig in der ersten als furchtbar dargestellt wird, wenn die zweite mit spielender Hand die Demüthigung des Königs zu erreichen hofft, die erste dagegen ausserordentliche Finanzmassregeln verlangt und doch nur auf Rettung des dermaligen Besitzes bedacht ist, so muss in der Zwischenzeit die Macht des Königs einen bedeutenden Zuwachs oder die seiner zwei Gegner eine wesentliche Einbusse erfahren und die ganze Situation einen solchen Umschlag erlitten haben, dass auch den vertrauensseligsten Athenern die Augen über die Gefährlichkeit dieses Gegners aufgegangen sein konnten.

Worin die Ereignisse bestanden, welche einen so grossen Umschwung hervorgerufen hatten, lässt sich schon durch eine Vergleichung der zwei Reden miteinander ohne Schwierigkeit erkennen. Die spätesten in der zweiten erwähnten Vorgänge sind der Sturz der Tyrannis von Pherai (14), das Bündniss der Thessaler mit dem König als ihrem Schutzherrn (8) und der Beschluss derselben, die Herausgabe von Pagasai und Magnesia zu verlangen (11); sie fallen in die erste Hälfte von 352. Die erste Rede fügt in der Uebersicht der Leistungen Philipps nach der Unterordnung Thessaliens noch den grossen thrakischen Feldzug des Königs im Spätjahr 352 und seinen Angriff auf die Olynthier in den ersten Monaten von 351 hinzu. Die zweite Rede kennt letzteren noch nicht: sie spricht bloss davon, dass die Olynthier bald Krieg mit Philippos führen werden; auch der thrakische Feldzug Philipps ist ihr nicht bekannt: denn nach diesem war eine so vertrauensvolle Rede nicht mehr möglich. Diese Unternehmung ist es, welche den grossen Umschwung in der Lage und den gewaltigen Umschlag der Stimmung hervorgerufen hat. In den thrakischen Gauen nördlich von Thasos und Samothrake setzte er Könige ab und ein (cap. III); mit dem einen der drei

mächtigen Odrysenfürsten, Amadokos, welcher die Länder am ägäischen Meer östlich von Maroneia bis über den Hebrus hinaus beherrschte, im Bunde bekriegte er dessen Vetter, den durch seine Herrschaft über die Thraker hinter der Chersonesos und an der Propontis für Athen höchst wichtigen Kersobleptes und demüthigte ihn so tief, dass derselbe seinen Sohn als Geisel und Unterpfand der Unterwerfung stellen musste; mit den zwei grössten Colonien jener Küste, Perinthos und Byzantion, schloss er ein Bündniss und die Stadt Heraion in der Nähe der ersteren begann er zu belagern (Schäfer Dem. I 402 ff.). Das ganze thrakische Küstenland von Amphipolis bis Byzantion und die meisten griechischen Colonien daselbst standen nunmehr theils mittelbar, theils unmittelbar unter seiner Botmässigkeit: die Chersonesos, das bedeutendste Besitzthum Athens im Norden, war jetzt beständig bedroht, schon jener Feldzug selbst wird phil. I 17 eine Unternehmung gegen die Chersonesos genannt und ebend. 41 heisst es mit Bezug hierauf: 'erst wenn ihr ihn in der Chersonesos hört, beschliesst ihr dorthin Hülfe zu senden'; seine Flotte, verstärkt durch die Schiffe von Abdera und Maroneia, von Perinthos und Byzantion konnte im Herbst den Kornzufuhren aus dem Pontus, von welchen die Ernährung der Bevölkerung Attikas abhieng, den Weg verlegen oder sie abfangen, jederzeit aber über die attischen Inseln Thasos, Lemnos, Samothrake, Imbros u. a. herfallen. Die Lage Athens war jetzt auf einmal eine andere geworden, nicht mehr vom Wiedergewinn der früheren Besitzungen, nur noch von der Behauptung der noch übrigen konnte die Rede sein und auch dazu war der Hinzutritt eines irgend bedeutenden Bundesgenossen von hoher Wichtigkeit. Dieser Sachlage entsprach auch die Wirkung, welche die Nachricht von der Belagerung von Heraion im Nov./Dec. 352 zu Athen hervorbrachte. Viele Reden, sagt Demosthenes ol. III 4, wurden

in der Volksversammlung gehalten, Lärm und Verwirrung herrschte, zuletzt beschloss man 40 Trieren auszusenden, die ganze waffenfähige Mannschaft vom 20. bis zum 45. Jahre in Dienst zu stellen und 60 Talente Kriegssteuer zu erheben. Die Ausführung unterblieb vorläufig, weil die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs kam, überdies war es Winter; gleich nach seiner Genesung aber, noch vor dem Frühling 351 zog der König wieder ins Feld, diesmal gegen Olynthos. Und jetzt wurde, wie im nächsten Capitel sich bestätigen wird, die erste olynthische Rede gehalten.

III. Die erste Rede.

Die erste olynthische Rede, wie meist geschieht, dem Mitte 349 geschlossenen Bündniss und der ersten Hülfsendung des Philochoros unmittelbar vorausgehen zu lassen, verbietet der von Hartel Dem. Anträge p. 529 treffend hervorgehobene Umstand, dass zur Zeit der Rede sich keine olynthische Gesandtschaft in Athen befunden hat, *I 2 ἔστι δὴ τὰ γ' ἐμοὶ δοκοῦντα ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν, πρεσβείαν δὲ πέμπειν ἣτις ταῦτ' ἐρεῖ*, vgl. mit Philochoros b. Dion. ad Amm. I 9 *πρέσβεις Ἀθήναζε πέμψασι συμμαχίαν τε ἐποιήσαντο καὶ βοήθειαν ἔπεμψαν*. Aus demselben Grund kann sie aber auch nicht bei den Verhandlungen über die zweite oder dritte von Philochoros erwähnte Hülfsendung gehalten worden sein: denn bei diesen waren ebenfalls olynthische Botschafter anwesend, Philoch. *πρεσβευσαμένων Ἀθήναζε* und *πάλιν δὲ τῶν Ὀλυνθίων πρέσβεις ἀποστειλάντων*. Gegen Hartels Ansicht, dass sie zwischen die zweite und dritte Sendung falle, und überhaupt gegen die Meinung, dass sie dem letzten olynthischen Krieg angehöre, spricht ferner der Umstand, dass nicht bloss keinerlei Angabe oder Andeutung über bereits geleistete Hülfe vorkommt sondern § 10 (s. oben p. 281) die Annahme einer

solchen ausschliesst. Dem gegenüber kann es nicht in's Gewicht fallen, dass nirgends von den Bündnissbedingungen gesprochen wird: Demosthenes war ja nicht der erste oder einzige Redner, welcher das Wort ergriff; ganz unbegründet aber ist die Behauptung, dass die Anträge der Rede sich nur auf die Mobilisirung und auf Operationen beziehen: worin dieselben eigentlich bestehen, sagt § 10 ἔστι δὲ τὰ γ' ἐμοὶ δοκοῦντα ψηφισασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν, πρεσβείαν δὲ πέμπειν κτλ.

Die Rede ist demnach vor Ol. 107, 4 (28. Juli 349 beginnend) gehalten und da zu ihrer Zeit ein Krieg zwischen Philippos und den Olynthiern bereits im Gange war, so muss sie entweder in den Anfang des letzten (Mitte 349 oder früher) oder in die Zeit des früheren (erste Hälfte von 351) fallen. Für letzteres entscheidet zunächst der Umstand, dass die Rede das Verlangen, die Theorika zum Kriege zu verwenden, nur schüchtern und behutsam andeutet, während doch nach Dem. g. Neaira 3 schon bei Gelegenheit des ersten olynthischen Krieges Apollodoros den darauf bezüglichen Antrag gestellt und durchgesetzt hatte; die Rücksicht auf das spätere Schicksal des Antrags und seines Vertreters kann den Redner nicht bestimmt haben: er hätte wenigstens Anlass gehabt, daran zu erinnern, dass ein solcher Antrag bereits einmal angenommen worden war. Der Zusammenhang der damaligen Ereignisse ist aber verdunkelt und verkannt worden unter dem Einfluss eines alten Vorurtheils über die nemeischen Spiele. Die Rede gegen Neaira erinnert a. a. O., dass Apollodoros jenen Antrag stellte, als man damit umgieng, das ~~voll~~ Heeresaufgebot nach Euböia und Olynth zu schicken; ~~ebenfalls~~ erwähnt die Rede gegen Meidias 161. 197, dass zur ~~Zurück~~ des Feldzuges von Tamynai eine Hülfsendung nach ~~Olynth~~ abgieng. In diese Zeit fällt die Beleidigung ~~des Olynthiers~~ durch Meidias an den grossen Dionysien (im Apr. ~~197~~).

Anfang des einen der zwei Archontenjahre, in welche sich der von Demosthenes desswegen eingeleitete Process hinüberzog, also im Sommer entweder jenes julianischen Jahres, in welchem die Beleidigung stattgefunden hatte und die zwei erwähnten Kriege spielten, oder in dem des folgenden gieng der Redner als Architheore zu den nemeischen Spielen. Von diesen glaubte man bisher allgemein, dass nur die in's vierte Jahr jeder Olympiade fallende Feier dem Sommer angehört habe, also die der Jahre 353 349 345, während man die von Pausanias erwähnten Winternemeien dem ersten oder zweiten Jahr der Olympiade zuwies. Hiedurch wurde Schäfer (Dem. II 103 ff.) veranlasst die nemeische Architheorie des Demosthenes, weil von 353 und 345 keine Rede sein kann, an den Anfang von Ol. 107, 4. Sommer 349 zu verlegen; der Auszug nach Tamynai und Olynth und die That des Meidias als im Frühling eines der zwei vorangegangenen Archontenjahre geschehen, konnten nur entweder 107, 2. Frühl. 350 oder 107, 3. Frühl. 349 stattgefunden haben und da das spätere dieser zwei Data durch andere Gründe ausgeschlossen ist, so hat Schäfer diese Ereignisse dem Frühjahr 350 zugewiesen. Dies war die nothwendige Consequenz der seit Corsini herrschenden Theorie über die Nemeien und desswegen hat die eben erwähnte Zeitbestimmung ungetheilte Zustimmung gefunden. Die Wahrheit ist jedoch, wie ich im Philologus XXXIV 50 ff. XXXVIII 524 ff. und in d. Akad. Sitzungsberichten 1879. II 164 ff. bewiesen zu haben glaube, dass die Winternemeien erst unter K. Hadrian eingeführt, die grossen nemeischen Spiele aber immer am gleichen Termin, dem 18. Hekatombaion des 2. und 4. Archonten jeder Olympiade, also im Juli oder August aller vorchristlichen Jahre ungerader Zahl gefeiert worden sind, und im vorliegenden Fall lässt sich die Unrichtigkeit der Corsinischen Lehre daran erweisen, dass sie viele schlimme Consequenzen nach



sich gezogen hat. Von diesen sollen drei sogleich besprochen werden.

Durch die Verlegung der Auszüge nach Tamynai und Olynth in das Frühjahr 350 wird 1) der letztere in eine Zeit gebracht, in welcher schlechterdings keinerlei Anlass zu einer Hülfesendung nach Olynth erfindlich ist; Schäfer sieht sich II 115 genöthigt anzunehmen, der Ausbruch des letzten, erst im Sommer 349 eröffneten Krieges habe bereits damals bevorzustehen geschienen; die athenischen Reiter hätten wohl die Bestimmung gehabt zur Feldwacht mitzuwirken (II 108). Bei unserer Datirung der in der Meidiasrede erwähnten Nemeien (Sommer 351) entfällt die Hülfesendung in das Frühjahr 351, in welchem nachweislich und anerkannt die Olynthier von Philippos angegriffen wurden; bei dieser wirklichen Gefährdung muss Schäfer II 53. 114 umgekehrt annehmen, dass Olynth von den Athenern im Stiche gelassen worden sei. Also 351 ein Hilfsbedürfniss ohne Hülfe und 350 eine Unterstützung ohne ersichtlichen Anlass. 2) Nicht zu Anfang des dritten sondern des zweiten der drei Archontenjahre, durch welche sich der Prozess des Meidias zog, wurde die Nemeienfeier abgehalten und von Demosthenes besucht, wie aus § 110 ff. der Rede, worauf Schäfer keine Rücksicht genommen hat, mit Sicherheit hervorgeht. Wären die Spiele von 349 gemeint, so müsste dem entsprechend der Auszug nach Euboiä und Olynth vielmehr in das Frühjahr 349 verlegt werden; was bei jenem gegen alle Wahrscheinlichkeit, bei diesem aber gegen die bestimmten Zeugnisse streitet, welche die früheste Hülfesendung dieses Jahres nach Olynth erst im Hochsommer vor sich gehen lassen. 3) Demosthenes nennt sich zur Zeit der Rede gegen Meidias 32 Jahre alt (§ 154); geboren war er nach Schäfer im ersten Viertel von Ol. 99, 1, Spätsommer oder Herbst 384. Hiernach wäre die Rede, wenn mit Schäfer ihre Entstehung in die ersten Monate

des attischen Jahres gesetzt und das offenbar möglichst niedrig berechnete Alter des Redners zu fast 33 Jahren genommen wird, Ol. 107, 2. 351 verabfasst, der Zug nach Euböia und Olynth also nicht nach 352 geschehen. Da dies unmöglich ist, so sieht sich Schäfer zu der Vermuthung veranlasst, die Zahl 32 sei aus 34 verdorben; dadurch kommt die Rede zwar in 107, 4. 349 zu stehen, aber die Zahl 32 ist auf's Beste bezeugt, Plutarçh Demosth 12 citirt sie und, wie Schäfer selbst nachweist, schon der Rechnung des Dionysios liegt dieselbe zu Grunde. In den Akad. Sitzungsberichten a. a. O., wo diese Fragen ausführlicher erörtert sind, wird gezeigt, dass die (von uns dort bestätigten und verstärkten) Argumente Schäfers den Spätsommer 383, nicht 384, als Geburtszeit des Redners ergeben; mit fast 33 Jahren von da kommt die Rede in den Anfang von Ol. 107, 3. Sommer 350, das zweite Archontenjahr des Processes wird 107, 2. 351/0, in dessen Beginn die Nemeien fallen, und das erste 107, 1. 352/1; der Feldzug von Tamynai und die Hülfesendung nach Olynthos gehören demnach der ersten Hälfte von 351 an, der Zeit also, in welcher diese Stadt wirklich von Philippos bekriegt wurde.

Dass auf diesen Krieg sich die erste Rede des Demosthenes bezieht, ist bereits in cap. II erkannt worden; zu den dort angeführten Gründen kommen noch andere. Der Angriff auf Olynth 351 ist nicht bloss das späteste in der Rede (§ 13) erwähnte Ereigniss sondern überhaupt die späteste Unternehmung des Königs welche der Redner kennt,¹⁾ und da sie derselben Stadt gilt, welche gegen den

1) Der Aorist Ὀλυνθίους ἐπεχείρησεν von der jüngsten, mit ihren Folgen in die Gegenwart reichenden Vergangenheit wie ol. II 8 ὡσπερ διὰ τούτων ἤρθη μέγας, οὕτως ὀφείλει διὰ τῶν αὐτῶν τούτων καὶ κατααιρεθῆναι πάλιν.

bereits begonnenen Angriff des Königs zu unterstützen in der Rede verlangt wird, so muss dieser mit dem 351 gemachten identisch sein. Der Redner gibt § 12 fg. einen Ueberblick der Thaten, durch welche der König seine jetzige Macht begründet hat: ‚Erwägt und beachtet einer von euch, wie es kommt, dass der Anfangs schwache Philippos so gross geworden ist? zuerst gewann er Amphipolis (358/7 v. Ch.), nachher Pydna (357/6), weiter Potidaia (356), später Methone (354/3), dann zog er nach Thessalien (353); nachdem er dann (352) über Pherai, Pagasai, Magnesia ganz nach seinem Belieben verfügt hatte, erschien er auf einmal in Thrake, setzte dort Könige ab und ein und erst eine Erkrankung steckte seiner Thätigkeit Schranken (November oder December 352); wieder genesen gönnte er sich keine Ruhe, sondern griff sogleich (Febr. 351) die Olynthier an. Auf seine Feldzüge gegen Illyrier (359. 358. 356), Paioner (359. 356), Arybbas¹⁾ und gegen wen sonst immer gehe ich gar nicht ein? Wäre nach dem letzten in chronologischer Folge aufgezählten Ereigniss, dem Angriff auf die Olynthier noch ein zweiter, zur Zeit der Rede spielender auf sie erfolgt, so hätte dieser dem Zweck der Stelle entsprechend mit erwähnt werden müssen; denn dass es gilt, die rastlose Thätigkeit des Königs vor Augen zu stellen, lehren die darauffolgenden Worte § 13: ‚Warum nun, könnte jemand sagen, hältst du uns diese Dinge vor? Auf dass ihr zweierlei euch zu Herzen nehmt, das Verderbliche enrer Fahrlässigkeit bei den einzelnen Unternehmungen und die Philippos innewohnende Rührigkeit, welche ihm nicht gestatten wird auf seinen Erfolgen auszuruhen?‘

1) Nicht 351 sondern zw. 356—354, wie aus dem einzigen Zeugnis in dieser Sache, Justin. VII 6, 12 zu schliessen ist: dort wird die Niederlage des Molosserkönigs nach der Vermählung mit Olympias und vor der Belagerung von Methone erwähnt.

Ueberdiess müsste man, wenn der § 13 erwähnte Angriff auf Olynth von dem jetzigen verschieden wäre, einen beide unterscheidenden Zusatz erwarten, welcher die eben wegen eines solchen Vorganges zur Berathung versammelten Zuhörer vor Verwechslung behütet haben würde. Die nur beiläufig angedeuteten Unternehmungen sind deswegen ausgeschieden, weil sie bloss binnenländische Barbarenvölker im Norden und Westen betreffen und mit den Interessen Athens in geringem Zusammenhang stehen; um so weniger lässt sich annehmen, dass der jetzige Krieg gegen Olynth unter ihnen versteckt wäre.

Die Erkrankung des Königs im Lager von Heraion hat seine damaligen Unternehmungen zum Stillstand gebracht; sonst würde Demosthenes gesagt haben: 'trotz seiner Erkrankung setzte er den Krieg fort'; dasselbe ergibt sich daraus, dass die Athener auf die Nachricht von seiner Krankheit ihre Rüstungen eingestellt haben: denn sie bewiesen sich in Sachen der Chersonesos und ihrer im Norden spielenden Interessen keineswegs so gar saumselig, wie der Redner ol. III 4 es, geleitet von einem rhetorischen Interesse, scheinen lässt. Nicht auf dem Rückmarsch, wie Schäfer II 114 (der den bei ihm isolirt und von Athen unbeachtet erscheinenden ersten Krieg gegen Olynth nothgedrungener Weise möglichst abzuschwächen und zu einer nicht sehr ernst gemeinten Bedrohung herabzudrücken¹⁾ sucht) annimmt, griff er die Olynthier an; das verbot ihm schon die Krankheit. Da diese ihn hinderte, die Belagerung von Heraion und seine ganze Thätigkeit in Thrake fortzusetzen, und es schon Winter war, so lässt sich nur annehmen, dass er sich in die Heimat hat bringen lassen; der Zug gegen die Olynthier war ein neues, von seinem Reiche aus ins Werk gesetztes Unternehmen, wie phil. I 17

1) Vgl. hierüber cap. IV.

ιας ἐξαιρήνης ταύτας ἀπὸ τῆς οἰκείας χώρας αὐτοῦ στρατείας εἰς Ἠύλας καὶ Χερρόνησον καὶ Ὀλυνθον καὶ ὅποιοι βούλονται ausdrücklich angegeben wird: denn dass *Χερρόνησον καὶ Ὀλυνθον* zusammen nur ein einziges Glied dieser Aufzählung bilden, wird Niemand wahrscheinlich finden. Auch der Grund, aus welchem Schäfer ihn an den Anfang von 351 setzt, seine Erwähnung in der ersten Philippica, wird hin-fällig, wenn diese Rede später als Frühjahr 351 gehalten worden ist; doch gibt es andere Gründe, welche ihn jenem Zeitpunkt nähern. Ein Theil der Reiterei, welche Phokion am 12. Anthesterion 107, 1 (c. 7. März 351) nach Euböia mitnahm, war für Olynthos bestimmt und gieng einige Wochen später dahin ab, Dem. g. Meid. 161. 197. Die erste olynthische Rede setzt voraus, dass bis dahin noch keine Hülfe abgesandt oder auch nur beschlossen worden ist (oben p. 280), sie ist also vor dem 12. Anthesterion gehalten.

Genauerer erfahren wir aus der Rede gegen Neaira, deren hieher bezügliche Angaben bei der bisher herrschenden Chronologie des olynthischen und euböischen Krieges un-verständlich oder unrichtig erscheinen mussten und daher vielfach verkannt worden sind. Dort heisst es § 3 fg.: als ein entscheidender Moment und ein Krieg eingetreten war, in welchem ihr entweder siegend an die Spitze von Hellas treten, euren Besitz wiedergewinnen und den Philippos niederwerfen oder mit der Hülfe zu spät kommend und die Bundesgenossen, deren Heer in Folge Geldmangels aus-einanderzugehen drohte, preisgebend sowohl diese ins Ver-derben stürzen als das Vertrauen der andern Hellenen ver-scherzen und den Rest eurer Besitzungen, Lemnos, Imbros, Skyros, die Chersonesos verlieren musstet, als ihr im Be-griffe waret euer ganzes Aufgebot sowohl nach Euböia als nach Olynthos zu schicken, damals beantragte Apollodoros die Umwandlung der Schangelder in Kriegsgelder'. Die

hier besprochenen Zustände und Vorgänge, welche bisher sammt dem in der Midiana erwähnten in Ol. 107, 2. 350 verlegt worden sind, gehören mit diesen und den der ersten olynthischen Rede ¹⁾ zu Grund liegenden, meist in 107, 4. 349 gestellten zusammen dem J. 107, 1. 351 an; sie alle erhalten ihr rechtes Verständniss erst unter dieser Voraussetzung. Der grosse Wendepunkt, von welchem gesprochen wird (*συμβάντος καιροῦ τῇ πόλει τοιούτου καὶ πολέμου ἐν ᾧ κτλ.*), ist Dank dem durch Philipps Erkrankung in seinen Eroberungen eingetretenen Stillstand noch derselbe ²⁾ wie im Nov./Dec. 352, als die Schreckensbotschaft von Heraion gekommen und ebenfalls der Auszug der ganzen waffenfähigen Mannschaft bis zum 45. Lebensjahr beschlossen worden war (olynth. III 4); Olynthos bedeutete an sich mehr als Heraion, aber dieses lag an der wichtigsten, Athens vitalste Interessen berührenden Linie; die Gefahr ist gleich gross: wie dort so stehen hier die im Norden noch vorhandenen Besitzungen auf dem Spiel. Erst jetzt begreift man vollständig, warum Demosthenes, der doch den schmählichen Ausgang der euboischen Unternehmung nicht voraussehen konnte, sich derselben so entschieden widersetzt hat: er erkannte, dass es vor allem darauf ankomme, im Norden das schwer bedrohte Interesse des Staates zu wahren. Die Bundesgenossen, deren Geldquellen zu versiechen drohen, müssen dieselben sein, welchen man Hülfe

1) Die Nichterwähnung der euboischen Angelegenheiten in derselben erklärt sich daraus, dass Demosthenes diese in einer eigenen, gegen die Absicht ihretwegen einen Feldzug zu unternehmen gerichteten Rede besprochen hatte.

2) Es ist derselbe *καιρός*, von welchem in derselben Zeit ol. I 2 *ὁ παρῶν καιρός μόνον οὐχὶ λέγει φωνῆν ἀφίεις* bis *8 οὐ δεῖ δὴ τοιοῦτον παραπειτικώτα καιρῶν ἀφιέναι* mit Anwendung auf die Unterstützung Olynths besprochen wird.

bringen soll und will, die Olynthier ¹⁾): weil die östlichen chalkidischen Städte sich ihrem Abfall von dem Bündniss mit Philippos nicht angeschlossen haben (cap. IV) und sie fast auf sich allein angewiesen sind, wenn Athen nicht zu Hülfe kommt, haben sie vermuthlich gleich beim Abfall ein Söldnerheer angeworben und ernähren es bereits ungefähr dreiviertel Jahre.

Die erste olynthische Rede ist vor dem Antrag des Apollodoros auf Verwendung der Schangelder zum Krieg gehalten: denn sie wagt nur schüchtern und verstohlen auf diese hinzuweisen; der Antrag selbst aber muss noch vor dem 12. Anthesterion gestellt worden sein, weil zu seiner Zeit der Auszug noch nicht geschehen war; vielleicht am 8. Anthesterion, einem gewöhnlichen Versammlungstag (Reuss, de diebus p. 99); für die Rede kann man den letzten d. i. 30. Gamelion (c. 23. Febr. 351) oder einen der nächst vorhergehenden Tage annehmen. Der Bund mit Olynth ist noch nicht geschlossen, § 10 *πεφηγνέναι τιν' ἡμῖν συμμαχίαν τοῦτων ἀντίρροπον, ἂν βουλόμεθα χρῆσθαι*: er hat sich dargeboten, vgl. coron. 190 *τῶν φαινομένων καὶ ἐνότων τὰ κράτισθ' ἐλέσθαι*. Der Redner will, dass man ihn schliesse und dem entsprechend sich für Hülfsendung entscheide. Dies ist geschehen. Auch das Verlangen des Demosthenes, ein Bürgerheer, nicht bloss Söldner auszusenden, wurde erfüllt; aber zuerst musste es nach Euböia gehen und als sich dort der Krieg in die Länge zog und immer grössere Anstrengungen nöthig machte, giengen vorläufig bloss 150 Reiter nach Norden ab. Die Olynthier sahen sich schliesslich nicht mehr im Stande auszuhalten: sie mussten weil sich die Dinge in Euböia für Athen schlimm gestalteten, die Hoffnung aufgeben, dass ihnen von

1) Darauf dass es Griechen sind, führt *τοῖς ἄλλοις Ἑλλήσιν*; beim Gegensatz zu Athen würde *τοῖς Ἑλλήσιν* zu erwarten sein.

diesem Staate noch eine ausgiebige Unterstützung zukommen werde; das Söldnerheer konnten sie nicht mehr halten und es traf ein, was der Redner (ol. I 3) befürchtet: sie machten ihren Frieden mit dem König, vielleicht noch im Frühjahr 351.

Welches die Bedingungen waren, zu denen sie sich verstehen mussten, lässt sich zum Theil wenigstens aus der Nachricht des Philochoros über den zweiten Zuzug der Athener im letzten olynthischen Kriege erschliessen. Dieser, aus 4000 Peltasten und 150 Reitern unter Charidemos bestehend, verband sich mit den Olynthiern zur Verwüstung von Pallene und Bottiaia. Die grosse, mit vielen hellenischen, meist eretrischen Colonien besetzte Halbinsel südlich und das allezeit eng mit Olynthos verbunden gewesene Bottiaia westlich dieser Stadt waren also jetzt Feindesland; wären sie erst im Lauf des letzten Krieges dem König in die Hände gefallen, so würden sie schwerlich mit Verheerung heimgesucht worden sein. Da Bottiaia von Pallene nur durch das Gebiet von Potidaia getrennt war, so muss auch dieses im J. 349 schon makedonisch gewesen sein; als makedonisch, nicht olynthisch erscheint es phil. I 4 (vgl. 44), s. Böhnecke I 242. II 194; Schäfer II 67, 7. Diese Rede ist aber nach der unsrigen, im Herbst 351 gehalten. Potidaia sammt Anthemus hatte er den Olynthiern abgetreten als Preis ihres Bundes mit ihm¹⁾; die nothwendige Folge ihres vertragswidrigen Friedensschlusses mit Athen musste die Forderung Philipps sein, ihm diese Plätze zurückzugeben, die ihrer Weigerung und des dadurch herbeigeführten Krieges aber, dass sie dieselben herausgeben mussten. Am Abfall von Philippos hatten sich die west-

1) Die abgetretenen Städte waren es wohl, mit deren Belagerung er den Krieg eröffnete; ol. I 17 *τὰς πόλεις τοῖς Ὀλυρθίοις σώσαντες* passt nicht auf verbündete sondern nur auf abhängige Orte.

lichen Städte des chalkidischen Bundes beteiligt (cap. IV); daher finden wir 349 Pallene und Bottiaia in Abhängigkeit von Philippos und in dieses Verhältniss waren wahrscheinlich noch andere Nachbarstädte von Olynthos gekommen. Der erste olynthische Krieg des Philippos überlieferte ihm die ganze Westküste der Chalkidike: im thermaischen Busen ist seitdem er allein Herr; von hier und nur von hier aus begreifen wir, wie sich Demosthenes phil. I 44 den Einwand: *ποῖ οὖν προσορμιούμεθα*; machen und als Operationsbasis gegen Philippos nur eine weit von seinem Hauptland entfernte Insel wie Lemnos, Thasos oder Skiathos (§ 49) wählen kann. Die Olynthier konnten unter den damaligen Umständen noch sehr zufrieden sein, dass ihrer Stadt das Schicksal einer Belagerung und Eroberung erspart blieb: sie erkaufte diesen Gewinn mit der Lossagung vom Bunde mit Athen. Dies ist an sich von vornherein wahrscheinlich: denn wenn den Anlass zum Bruche und zum Kriege der Friedens- und Freundschaftsschluss mit Athen gegeben hatte, so war die selbstverständliche Bedingung des Friedens mit Philipp, dass sie in das frühere Bundesverhältniss zu ihm zurückkehrten. Olynth trat 351 in Abhängigkeit von Makedonien, insofern es gehalten war, dieselben Freunde und dieselben Feinde zu haben. Dass dem wirklich so war, geht eben aus jenem *ποῖ προσορμιούμεθα* hervor: sie durften Handelsverkehr mit Athen pflegen, aber kein Kriegsschiff dieses Staates einlaufen lassen. Dass sie dieses Joch wieder abzuschütteln suchten, unter der Hand mit Athen wieder anknüpften, seine feindlichen Stiefbrüder bei sich aufnahmen, endlich offen sich auflehnten, sind Gegenschläge, welche dieser Vorgang nach sich zog; die östlichen Chalkidier aber sahen, dass jetzt, wenn sie sich nicht aufrafften, auch ihre Unterwerfung nur noch eine Frage der Zeit war: im letzten olynthischen Krieg sind sie

mit Olynth gegen Philippos vereinigt; in den zwei ersten handelt es sich bloss um die westlichen Chalkidier, in der letzten um alle.

IV. Die zweite Rede.

Dass zur Zeit der zweiten Rede den Olynthiern noch keine Hülfe wenigstens in dem Kriege, welchen sie im Auge hat, geleistet worden war, beweist, wie p. 282 gezeigt wurde, § 10; dass sie der ersten vorausgegangen ist, haben wir in cap. II gesehen und das aus dem Inmitteliegen des grossen thrakischen Feldzugs erklärt, welchen der König im Spätjahr 352 führte. Nicht gar lange vorher, jedenfalls im J. 352 muss sie gehalten worden sein, weil sie die Erwerbung von Pagasai und Magnesia durch Philippos erwähnt. Dass diese und der Beitritt Thessaliens die letzten Ereignisse sind, welche die Rede kennt, beweist der Ueberblick der Leistungen und Erfolge des Königs, welchen auch diese Rede anstellt. Sie leitet denselben § 5 mit den Worten τὸ πάνθ' ὅσα πάποτε ἔπραξε διεξιόντ' ἐφ' ἅλασι τοῦτοις ἐλέγγειν καὶ βραχείως λόγου δεῖται καὶ δυοῖν ἐνεχ' ἡγοῦμαι συμφέρειν εἰρησθαι und erwähnt § 6—7 die Vorgänge von Amphipolis (357), dann das Bündniss mit Olynth und die Eroberung von Potidaia (356), zuletzt den Gewinn von Thessalien (353—352), bezeichnet diesen § 7 durch νῦν τὰ τελευταῖα (ebenso § 14 durch νῦν ἑπιταλοῖς σιασι-ἀζοῦσι καὶ τεταραγμένοις ἐβοήθησε) ausdrücklich als Ereigniss der jüngsten Vergangenheit und der Schluss § 8 καιροῦ μὲν δὲ πρὸς τοῦτο πάρεσι Φιλίππῳ τὰ πράγματα zeigt an, dass der durch diese Thaten erzielte Umfang seiner Macht der jetzt bestehende ist. Die Eroberung von Pydna und Methone, die Siege über Epeiroten, Paioner, Illyrier und andere Barbaren durfte er als weniger wichtig und bedeutend übergehen, aber den thrakischen Feldzug

von 352, durch dessen Wirkungen der ganze Athen im Norden gebliebene Besitz und die Getreideversorgung der Stadt bleibend gefährdet wurde, ein Ereigniss, welches die Gemüther der Bürger noch lange Zeit nachher in Aufregung erhielt, hätte er nicht verschweigen können: es wäre ein eitles Unterfangen gewesen dadurch ihre Sorge hinwegtäuschen zu wollen. Auch wäre es eine gar zu grobe Uebergewalt gewesen, wenn er alles was der König je geleistet hatte durchnehmen wollte, einen Feldzug zu übergehen, welcher die ganze thrakische Südküste von Amphipolis bis nach Byzantion und mit Ausnahme fast nur der Chersonesos auch die dortigen Hellenenstädte in Abhängigkeits- oder Bundesverhältniss zu ihm gebracht hatte. Eines hätte er allenfalls thun können, wenn die Rede nach diesem Kriege gehalten wäre: die Erfolge desselben der Hilfe eines starken Verbündeten, des Odrysenkönigs Amadokos beimessen; aber § 13 werden in solcher Beziehung nur die Olynthier und die Thessaler genannt.

Was in cap. II angeführt ist, um das Vertrauen und die sichere Hoffnung auf den Sturz des Gegners aufzuzeigen, welche in der Rede zu Tage tritt, das alles setzt voraus, dass Philippos den thrakischen Feldzug zur Zeit noch nicht begonnen hat; charakterisch ist in dieser Beziehung auch, was § 26 gesagt wird: 'aller Besitz ist leichter zu behaupten als zu gewinnen; jetzt aber haben wir in Folge des Krieges mit ihm nichts mehr von unsern alten Besitzungen zu behaupten; wieder gewinnen müssen wir sie'. Zu einer Zeit also, wo Athen im Norden noch die Chersonesos und die Inseln Thasos, Lemnos, Samothrake, Imbros, Skyros, Skiathos besass, wird die ungefährdete Fortdauer ihres Besitzes als so selbstverständlich, ihr Verlust als so undenkbar vorausgesetzt, dass wegen des Entganges der andern gesagt werden kann, man habe nichts mehr zu verlieren. Eine solche Aeusserung war seit dem thrakischen Feldzuge nicht mehr

möglich, von da an galt es, wie g. Neaira 4 von den auf ihn folgenden Zuständen gesagt wird, *κινδυνεύειν περὶ τῶν ὑπολοίπων, περὶ τε Λήμνου καὶ Ἰμβρου καὶ Σκύρου καὶ Χερρονήσου.*

In der Rede gegen Aristokrates, welche im Sommer 352, nach der Unternehmung Philipps gegen Thermopylai und vor seinem grossen thrakischen Feldzuge gehalten ist (Schäfer I 399), wird § 109 erwähnt, dass Olynth mit Athen Freundschaft geschlossen hat und ein Bündniss zwischen ihnen zu erwarten steht. Zur Beantwortung der Frage, ob unserer Rede dieses schon vorausgegangen ist, besitzen wir bloss eine Stelle derselben, § 2 *ἔστι τῶν αἰσχίστων μὴ μόνον πόλεων καὶ τόπων ὧν ἡμεν ποτὲ κύριοι φαίνοσθαι προϋέμενους ἀλλὰ καὶ τῶν ἐπὶ τῆς τύχης παρασκευασθέντων συμμάχων καὶ καιρῶν;* welche sowohl für als wider die Ansicht, dass schon ein Bund besteht, in Anspruch genommen wird. Die beschränkende Bedeutung, welche das Particip durch die Stellung zwischen Artikel und Substantiv bekommt, spricht dafür, dass Demosthenes die Olynthier nicht als schon erworbene Bundesgenossen ansieht, sondern als zu hoffende, deren Waffenbrüderschaft vom Glück bereit gestellt, aber erst durch selbstthätige Ergreifung dieses göttlichen Geschenkes, d. h. mittelst Vertrages herbeizuführen ist. Wäre dieser schon abgeschlossen, so hätten wir nicht den mindestens zweideutigen Zusatz *ἐπὶ τῆς τύχης παρασκευασθέντων* zu erwarten, dieser wäre auf *καιρῶν* beschränkt und *συμμάχων* würde entweder allein stehen oder mit einem Zusatz wie *ἄρτι γεγενημένων* verbunden sein. Demosthenes räumt aber dem Wirken des Glückes, d. i. der Götter in allem menschlichen Thun einen entscheidenden Einfluss ein, vgl. ol. II 22 *μεγάλη ἔστι μᾶλλον δὲ ὅλον ἢ τύχη παρὰ πάνι' ἐστὶ τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα;* v. Frieden 8 *δι' εὐτυχίαν, ἣν συμπόσις ἐγὼ τῆς ἐν ἀνθρώποις οὔσης δεινότητος καὶ σοφίας ὀρθῶ κραινοῦσαν;*

da dies auch vom Gewinn eines Bündnisses gilt, so muss die Hervorhebung der Thätigkeit des Glückes in dieser Verbindung einen besonderen, emphatischen Sinn haben und dieser liegt eben darin, dass nur vom Glück, aber noch nicht von den durch dasselbe begünstigten Menschen bis jetzt das hiezu Nöthige geschehen ist.

Die Olynthier sind zur Zeit noch nicht im Kriege begriffen, dieser ist erst zu erwarten, § 1 τὸ τοῦς πολεμήσοιτας Φιλίππῳ γεγενῆσθαι; die schnelle und gute Hülfe also, welche § 11 verlangt wird, soll sie in Stand setzen, dem in nächster Zeit zu befürchtenden Angriff des Königs kräftig zu begegnen oder demselben durch Ergreifung der Offensive zuvorzukommen. Ob Philipp schon im Jahre 352 einen Krieg gegen Olynth unternommen hat? Nach dem thessalischen Kriege folgt bei Justinus VIII 3, 6 ein Zug des Philippos in Chalcidicam (wie bisher meist gelesen wurde), welchen Schäfer II 114 mit dem Dem. ol. I 13 erwähnten Anfall auf die Olynthier im Anfang 351 verbindet, um durch Beziehung der Angaben Justins auf denselben eine Abschwächung dieses vermeintlich von Athen unberücksichtigt gebliebenen Angriffes zu erzielen (vgl. oben p. 296): der König habe auf dem Rückweg von Heraion einen Einfall in Bisaltien (vgl. Theopomp fr. 136) gemacht und sei bis zu dem olynthischen Bundesgebiet vorgedrungen; aber sein Angriff habe nicht so sehr den hellenischen Städten als den Fürsten der angrenzenden Völkerschaften gegolten, welche er gefangen nahm und tödtete. Indem Schäfer weiter die für uns zeitlose Nachricht über die Fabel von Polemos und Hybris, welche der König den Gesandten der Chalkidier erzählte (Theop. fr. 139), und die Angabe bei Dem. phil. III 11 von den heuchlerischen Freundschaftsversicherungen desselben gegen Olynth verbindet, gewinnt er schliesslich das Ergebniss, dass es 351 zu gar keinem Krieg zwischen Philippos und dieser Stadt gekommen sei.

Wie Demosthenes von einem derartigen Kriege Ὀλυνθίους ἐλεχέρισην sagen kann, ist uns unbegreiflich. Es wurde indess schon p. 297 bemerkt, dass der Angriff auf Olynth 351 eine neue Unternehmung von Makedonien aus war; bei Justinus aber schreibt Jeep nach den Handschriften: in Cappadociam traicit: ubi bello pari perfidia gesto captisque per dolum et occisis finitimis regibus univrsam provinciam imperio Macedoniae adiungit. Dass hinter dem verdorbenen Namen nicht Chalcidicam versteckt ist, geht aus der Nennung von Königen hervor; man kann, da Justinus nachher von den auch in der ersten Philippika (Herbst 351) erwähnten Festungsbauten und dann dem letzten olynthischen Kriege spricht, kein anderes Unternehmen verstehen als den grossen thrakischen Feldzug im Spätjahr 352; ausserdem kennen wir aus dieser Zeit nur den ersten olynthischen Krieg (Anfang 351). Was die bedeutendste Leistung des thrakischen Feldzugs war, gibt Dem. ol. I 13 an: ἐκεῖ τοὺς μὲν ἐκβαλὼν τοὺς δὲ καταστήσας τῶν βασιλέων (ἰσθύνεισεν); womit sich Justin's captis per dolum et occisis regibus leicht vereinigen lässt. Die Frage, wie der Name des Landes bei diesem zu verbessern ist, veranlasst uns zu einer durch die Nothwendigkeit, gewissermassen erst die Existenz desselben nachzuweisen, sich ergebenden Abschweifung.

Ein vor einigen Jahren aufgefundener attischer Volksbeschluss (inscr. att. II 105) aus der ersten Prytanie des Arch. Elpines (Sommer 356), welcher ein Bündniss mit dem thrakischen Fürsten Ketricoris und seinen Brüdern, mit Lypeios von Paionien und dem Illyrier Grabos betrifft, verspricht diesen eidlich Freundschaft und Theilnahme an Kriege gegen Philippos, dem Ketricoris insbesondere, dessen einer Bruder nach Athen gekommen zu sein scheint, den Rückerwerb von Krenides und andern in makedonischen Besitz übergebenen Orten. Man hat sogleich erkannt,

dass es sich um das von Diodor XVI 22 aus Ol. 106, 1. 356 gemeldete Unternehmen eines thrakischen, eines paionischen und eines illyrischen Fürsten handelt, welche er einzeln, ehe sie mit ihren Rüstungen fertig waren, angriff und unterwarf. Es war nicht das erste Mal, dass diese Fürsten von ihm besiegt wurden (*προηττημένοι*); einen früheren Krieg mit Thrakern meldet ausserdem nur Artemidoros bei Steph. Byz. *Φίλιπποι τὸ παλαιὸν Κρηίδες τοῖς δὲ Κρηίταις πολεμουμένοις ὑπὸ Θρακῶν βοηθήσας ὁ Φίλιππος Φιλίππουσιν ὠνόμασεν*; was nach Diodor XVI 8 im Jahr der Einnahme von Amphipolis und Pydna, also 357 geschehen ist und offenbar dieselbe Völkerschaft betrifft. Der Fürst Ketriporis war schon vorher aus Münzen bekannt; die thasischen Typen derselben weisen gleichfalls in die Gegenden an der Ostgrenze Makedoniens in der Nähe der Meeresküste; ebendesswegen war Ketriporis für Athen der wichtigste von jenen drei Fürsten, vgl. Weil in Bursian's Jahresb. 1876. III 453. In ihm und seinen Brüdern glaubt A. Hoeck Neue Jahrb. 1877. CXV 837, welchem Dittenberger, Hermes 1879. XIV 298 zustimmt, die Söhne des Berisades zu erkennen, des einen der drei Theilherrscher des grossen, früher in einer Hand vereinigten Odrystenreichs, welcher mit Amadokos, nach dem 360 erfolgten Tode des Kotys den Sohn desselben, Kersobleptes aus seinem Erbe zu verdrängen suchte. Der Antheil des Kersobleptes lag in der Nähe der Propontis und hinter der Chersonesos, welche zeitweilig ihm gehört hat; der des Amadokos reichte von da nach Westen bis an die Grenze des Gebietes von Maroneia (Dem. g. Arist. 183); daraus folgert Hoeck, dass das thrakische Land von Maroneia westlich bis zum Strymon den Theil des Berisades gebildet habe. Er übersieht, dass die von Kersobleptes und Amadokos regierten Gaue von unterworfenen Stämmen bewohnt waren; das eigentliche Odrystenland bestand aus dem Flussgebiet des oberen Hebros

(Boehnecke Forsch. II 542) und dort suchen wir daher den Berisades und seine Söhne; Philippos unterwarf dasselbe erst 341 ¹⁾ und die Stadt Philippopolis, welche er dort gründete, war noch unter den römischen Kaisern die Residenz der Odrysenkönige (Tac. ann. III 38).

Eine wesentliche Förderung unseres Wissens über Ketriporis hat Dittenberger a. a. O. durch eine evidente Textverbesserung geliefert. Bei Aristot. hist. anim. IX 36 (24) schrieb man bisher in Uebereinstimmung mit Antigonos mirab. 28 ἐν Θράκη (oder nach Sylburgs Conj. Θράκης) τῇ καλουμένῃ ποτὲ Κεδρειπόλει, während die meisten Handschriften Κεδρειπόλιος geben, die zwei aber welche Κεδρειπόλει aufzeigen, auch sonst in Fehlern zusammenstimmen. Dittenberger stellt mit geringer Aenderung ἐν Θράκῃ τῇ καλουμένῃ ποτὲ Κεδριπόλιος her, ebenso bei Theophrast odor. 2, 4 αἱ κριθαὶ αἱ ἐκ τῆς Κεδριπόλιος (statt Κεδροπόλιος) und weist so an beiden Stellen das ehemals von Kedripolis d. i. Ketriporis ²⁾ beherrschte Land nach. Er vergleicht die römischen Benennungen Alpes Cottiae, Pontus Polemoniacus, hergenommen von dem Namen des letzten Herrschers; doch ist es möglich, dass Aristoteles und Theophrast einen Gewährsmann ausgeschrieben haben, der zu den Zeiten des Ketriporis schrieb. Entschieden bestreiten

1) Aus diesem Grunde geht es auch nicht an, ol. I 13 unter den abgesetzten Königen mit Schäfer I 404 die Söhne des Berisades zu verstehen.

2) Dieser auch in Rascuporis Rascupolis erscheinende Wechsel ist schwerlich aus dem Streben, den Rhotacismus zu vermeiden, oder aus dem Einfluss von Namen wie Eupolis, Agesipolis zu erklären; er findet sich auch in Sale Herod. VII 59 = Sare Liv. XXXVIII 41 und hängt wohl mit eigenthümlicher Aussprache der Liquida zusammen. Bekannt ist die Identität des thrakischen — para, — bria in Drusipara, Bessapara, Mesambria, Selymbria, Poltyobria mit πόλις und dem indischen puram, purf.

müssen wir aber die Ansicht, dass die Ortsbestimmung bei [Arist.] mirab. auscult. 118 (einer Parallelstelle zu Arist. hist. an. IX 36) *περὶ τὴν Θράκιαν τὴν ὑπὲρ Ἀμφίπολιν*, welche Plinius hist. X 23 in *Thraciae parte super Amphipolin* übersetzt, im Munde eines Hellenen nur die Gegend östlich von Strymon (also das sich nach Maroneia hin erstreckende Land) bezeichnen könne; für Seeanwohner wie die Griechen bezeichnet 'über' bei dem Namen einer dem Meere nahen Stadt das hinter derselben gelegene Binnenland, hier also die Gegend nördlich von Amphipolis. Haben Ketriporis und seine Brüder einen einzigen Stamm beherrscht, so ist entweder an die Edonen oder an die Odomanten zu denken; jene bewohnten das Flussgebiet des von Osten her in den grossen strymonischen See mündenden Angites: Enneahodoi, das spätere Amphipolis, hatte ihnen früher gehört, Myrkinos am See gehörte noch 424 ihrem König Pittakos (Thuk. IV 107); Drabeskos, wo 465 die ersten attischen Ansiedler von ihnen aufgerieben wurden, lag wenig nördlich von Krenides. Ihre nördlichen Nachbarn, die Odomanten, im J. 422 von Polles beherrscht (Thuk. V 7), hatten zum Hauptort die zu allen Zeiten bedeutende Stadt Siris (Herod. VIII 115) oder Sirrai (Liv. XLV 4), j. Seres. Die Edonen sind nach dem peloponnesischen Kriege politisch verschollen, die Odomanten werden von Herodot V 16. VIII 115 als Paioner, erst von den Späteren als Thraker angesehen; diese Umstände und die Herrschaftstheilung unter mindestens drei Brüder unterstützen die Vermuthung, auf welche uns die eigenthümliche Bezeichnung des Landes nach dem Namen seines Herrschers führt, dass Ketriporis im Verein mit seinen Brüdern über mehrere Stämme regiert hat. Insofern liesse sich auch die oben bestrittene Meinung aufrecht erhalten: man dürfte nur annehmen, dass sein Reich auch das Land von Krenides (später Philippi) bis Maroneia, so weit es nicht hellenisch war, in sich be-

griffen habe; aber das wird durch die Vorgänge des J. 356 nicht sehr wahrscheinlich.¹⁾

Den Ketriporis hat Philippos, nachdem er zum zweiten Mal mit ihm hatte Krieg führen müssen, wohl in so strenge Abhängigkeit zu bringen gewusst, dass es kaum zu vermuthen steht, er habe nach vier Jahren schon wieder gegen ihn oder seine Nachfolger einschreiten müssen. Um so wahrscheinlicher ist es, dass er jetzt in dem Küstenland zu thun hatte, welches man ohne triftige Gründe dem Ketriporis zuweisen will: er zog nach der Einsetzung neuer Fürsten in die östlich an dasselbe grenzende Herrschaft des Amadokos und mit diesem zur Propontis; dazu stimmt die Meldung des Justinus, dass er das Land der getödteten oder gefangen genommenen Könige seinem Reiche einverleibt habe. Das Küstenland von Philippi bis zum Vorgebirge Serrion östlich Maroneias war zu einem besonderen Gebiete gut geeignet: die vom unteren Nestos und zahlreichen Küstenflüssen durchströmten Ebenen scheidet vom inneren Lande ein Gebirgskranz, welcher die Grenze gegen das Flussgebiet des Strymon und das des Hebros bildet: die grosse Völkerstrasse, welche längs der Küste hindurchführte, beherrschten am Eingang und am Ausgang desselben schwierige Pässe, welche in der Geschichte oft eine Rolle spielen, die wichtigste im römischen Bürgerkrieg des J. 42 (Appian b civ. IV 87—106). Dort werden die Pässe des Ismarosgebirges bei Tempyra und Serrion nach den Korpilen, die nach Neapolis und Philippi führenden (das Akontisma der Kaiserzeit) nach den Sapaiern benannt, offen-

1) Was dafür spricht, ist lediglich der Umstand, dass eine Mehrzahl gleichzeitiger Fürsten, wie sie Demosthenes und Justinus voraussetzen, sich in Ketriporis und seinen Brüdern nachweisen lässt; doch finden sich solche Theilungen eines mehrere Stämme umfassenden Gebiets auch sonst in der thrakischen Geschichte, z. B. bei den Odrysen, und die Sapaierherrschaft war auch im J. 42 unter zwei Brüder getheilt.

bar desswegen, weil Brutus und Cassius auf ihrem nach Westen gehenden Zuge vor jenen Pässen die Korpilen, vor diesen die Sapaier sesshaft fanden. Die thrakischen Stämme, deren Gaue 480 Xerxes vom Hebros bis zum Strymon durchzog, werden von Herod. VII 110 *Παῖτοι Κίζονες Βίστιονες Σαπαῖοι Λεσσαῖοι Ἰδωνοὶ* genannt. Die Paitoi, an deren Stelle wir später die Korpilen finden, wohnten östlich, die Edoner westlich dieses Küstenlandes. Die Dersaier sind wenig bekannt, die Kikonen um Ismaros, Maroneia und Xantheia (Herod. VII 59) und die Bistonen um Dikaia und Abdera (Herod. VII 109 Strab. VII fr. 44) frühzeitig verschollen, vermuthlich in Folge politischer Vereinigung mit einem mächtigeren Stamme. Im J. 394 verlangten, jedenfalls an einem der zwei Pässe, die Tralleis von dem heimziehenden Agesilaos als Preis des Durchlasses 100 Talente und 100 Frauen, wurden aber durch eine Schlacht zum Nachgeben genöthigt: jenen Tribut hatte Xerxes ihnen entrichtet (Plut. Ages. 16); den Ostpass machten 188 die Trausi dem Manlius beim Heimzuge streitig (Liv. XXXVIII 41). Wie diese, so werden auch die Priantai, von welchen die *χωρὶς τῆν Βριαντιζήν* Herod. VII 108 = Liv. a. a. O. campus Priaticus zwischen Serrion und Maroneia den Namen hatte, nur selten (Plinius hist. IV 41) genannt. Bedeutend und zu allen Zeiten namhaft erscheinen nur die Sapaier: anstatt der Kikonen und Bistonen nennt sie Strabon als Nachbarn von Maroneia (VII fr. 44) und Abdera (XII 3, 20). anderswo gibt er ihnen das Land gegenüber Samothrake zum Wohnsitz (X 2. 17): im Inneren erstreckten sie sich bis zu den Bessoï der Gebirge Rhodope und Pangaion (Strab. VII fr. 48). Im römischen Bürgerkrieg gehörte das Land zwischen den zwei Pässen den Brüdern Raskos und Raskuporis, von welchen verabreiteter Massen der eine mit 3000 Reitern zu Brutus und Cassius, der andere mit der gleichen Zahl zu den Triumvirn stieß: Raskuporis

hatte früher dem Pompeius 200 Reiter aus Macedonien¹ zugeführt (Caesar b. civ. III 4); eine Benennung, welche sich daraus erklärt, dass 168 das Küstenland zu dieser Provinz geschlagen worden war (Liv. XLV 29). Diese zwei Brüder halten wir für Sapaierfürsten. Der Thraker Abru-
polis, welchen Perseus, angeblich weil er nach dem Tode des Philippos (179) die Bergwerke am Pangaion überfallen (Polyb. XXII 22 a) und Ostmakedonien bis nach Amphipolis verheerend durchzogen hatte (Liv. XLII 41), bekriegte und seiner Herrschaft beraubte, wird von Pausanias VII 10 König der Sapaier genannt; die eine Tochter des letzten pontischen Herrschers Polemon unter Augustus heiratete der Sapaier Kotys (Strab. XII 3, 29). Nach dem Aussterben seines Hauses, wie es scheint, wurde das Land zur Provinz Thracien geschlagen: in dieser findet sich bei Ptolemaios geogr. III 11, 9 *πρὸς τῇ Μακεδονίᾳ καὶ τῷ Αἰγαίῳ πελάγει* die *στρατηγία Μαιδική* (am mittleren Strymon) *Δρσαικὴ Κοιλιτικὴ* (beide in der Rhodope) *Σαπαϊκὴ Κορπιλικὴ Καινικὴ* (am Hebros); die Sapaïke bezeichnet also wieder das Küstenland von Philippoi bis Maroneia. Hienach vermuthen wir, dass Cappadociam bei Justinus aus Sapaicam verdorben ist.¹⁾

Für die Frage, welche zu dieser Auseinandersetzung geführt hat, erhellt aus derselben so viel, dass sich eine thatsächliche Bedrohung der Olynthier durch Philippos im J. 352 nicht nachweisen lässt; und die Rede selbst lehrt nicht nur, dass ein Krieg mit ihm erst in Aussicht stand, sondern auch dass sie vor dem Unternehmen gegen Thermopylai, also in der ersten Hälfte jenes Jahres ge-

1) Ausser Ptolemaios bezeugt den Namen Steph. Byz. *Σάπαι λέγονται δὲ Σαπαῖοι καὶ Σάιοι καὶ τὸ κρητικὸν Σαπαϊκὸν καὶ Σαπαϊκή*, sofern man annehmen darf, dass wegen *κρητικὸν* zu *Σαπαϊκὴ* das Subst. *χαῖρα* (wie *χωρίον* zu *Σαπαϊκὸν*) zu ergänzen ist.

halten ist. Philippos hat in jüngster Zeit das Versprechen für die Thessaler den heiligen Krieg in Phokis zu führen gegeben, es aber noch nicht erfüllt, § 7 *Θεिताλοῦς νῦν τὰ τελευταῖα (προσαγαγόμενον εὐρίσκω) τῷ Μαγνησίαν παραδώσειν ἐπιοσχέσθαι καὶ τὸν Φωκικὸν πόλεμον πολεμήσειν ἐπὲρ αὐτῶν ἀναδέξασθαι*. Mit dem Zug nach Thermopylai unternahm er es zu erfüllen; derselbe misslang zwar, aber den Anfang zu der Führung jenes Krieges hat er damit gemacht, es war kein blosses Versprechen mehr wie das unerfüllt gebliebene, welches Magnesia betraf.¹⁾ Diese Auffassung bestätigen die Vorwürfe, welche der Redner dem Volk wegen seiner bisherigen Unthätigkeit macht. Unter Nausikles fuhren 4000 Mann Fussvolk und 400 Reiter, zum grössten Theil Bürger nach Thermopylai, die Kosten betragen über 200 Talente mit Einschluss der von den ausgezogenen selbst gebrachten Opfer (Schäfer II 461); das blosses Erscheinen dieser Heeresmacht veranlasste den König zur Umkehr. Konnte einige Wochen oder Monate nachher Demosthenes sagen: lasst einmal auch eine That sehen, indem ihr auszieht und dem Namen der Stadt Ehre macht (§ 12)? konnte er, wie von § 22 bis § 31 geschieht, ihnen vorhalten, dass sie noch gar keine kriegerische Thätigkeit entwickelt haben, sie ermahnen, endlich die träge Ruhe aufzugeben, Geldopfer zu bringen, selbst in den Krieg zu ziehen und nicht das Beste von andern zu erwarten? Alle diese Vorwürfe und Mahnungen waren nur möglich vor jener glänzenden Leistung der Bürgerschaft. Andererseits hätte der Absicht des ersten Theils der Rede, dem Volk Muth zu machen und die nach der Ansicht des Redners geringe Leistungsfähigkeit des Philippos auf ihren wahren

1) Von ausgeführten Zusagen wird a. a. O. anders gesprochen (*τῆν Ὀλυμπίαν φίλιαν προσαγαγόμενον τῷ Ποτιδαίαν ἐξιέλιν παραδοῦναι δ' ἐπίνοις*).

Stand zurückzuführen, nichts besser in die Hände gearbeitet, als ein Hinweis darauf, wie gleich die erste wahre Kraftentfaltung der Athener seine Schwäche offenbart und ihn vollständig eingeschüchtert hatte.

Damit rückt die Rede dem Zeitpunkt sehr nahe, in welchem Athen mit Olynth Frieden geschlossen hat. Wenn wir der Zeittafel Schäfers (III B. 330), welche diesen Vertrag an den (um 1. August 352 fallenden) Anfang von Ol. 107, 1 setzt, folgen wollten, so würden wir mit der Rede, da sie vor dem Zug nach Thermopylai gehalten ist, in eine noch wenigstens einige Wochen vor dem Friedensschluss liegende Zeit kommen, denn jene Kriegsunternehmung geschah nach Dionys. Deinarch 13 ἐπὶ Θουδήμου ἄρχοντος, vgl. Schäfer I 398. 462, d. i. vor Ablauf von 106, 4, spätestens Mitte 352. Besser ist das von Schäfer II 114 dem Vertrag gegebene Datum Ende Ol. 106, 4; aber die den zwei Zeitbestimmungen des Vertrags zu Grund liegende Voraussetzung, dass er nach jenem Zuge abgeschlossen worden sei, steht mit Libanios Einleit. z. d. olynth. Reden p. 7, 14 ἀποδημοῦντα δὲ τηρήσαντες αὐτὸν πέμψαντες πρὸς Ἀθηναίους κατελίσαντο τὸν πρὸς αὐτοὺς πόλεμον in Widerspruch: die Olynthier schlossen ihn, während der König ausser Landes war, d. i. als er sich noch in Thessalien aufhielt. Der Friedens- und Freundschaftsvertrag fällt demnach spätestens kurz vor Ende 106, 4, in d. Juni 352: denn nach dem vergeblichen Versuch auf Thermopylai zog der König unverweilt nach Hause, Diod. XVI 38 προῆγεν ἐπὶ τὰς Πύλας πολεμήσων τοῖς Φωκεῖσι, κωλυσάντων δὲ τῶν Ἀθηναίων διελθεῖν τὰς παρόδους ἐπανῆλθεν εἰς Μακεδονίαν. Für dieses Datum (Ol. 106, 4) wird sich unten auch eine urkundliche Bestätigung finden.

Dass jener Vertrag auch nicht viel früher abgeschlossen worden ist, folgt aus dem Grunde, der die Olynthier dazu bewog: welcher laut dem Zeugniß des Demosthenes in der

352 durch den Sturz der Tyrannis von Pherai, die Erwerbung von Magnesia und Pagasai und das Bündniß mit Thessalien herbeigeführten Machtzunahme des Königs gefunden wird.¹⁾ Somit fällt die zweite olynthische Rede in dieselbe Zeit wie der Abschluss des Friedens zwischen den zwei Städten. Damit ist auch gefunden, was die Rede eigentlich will: sie ist gehalten bei den Verhandlungen, welche zu Frieden und Freundschaft führten, ihr ist aber dies nicht genug; sie will einen Kriegsbund mit Olynth, ohne Zweifel entsprechend dem Wunsche dieser Stadt selbst. Aus Dem. g. Aristokr. 109 *ἐπειδὴ δὲ εἶδον μείζω γιγνόμενον, ἡμᾶς φίλους πεποιήνται* *φασὶ δὲ καὶ συμμάχους ποιήσεσθαι* geht nicht hervor, dass sie Anfangs noch nicht um ein Bündniß angehalten hätten: denn *ποιήσεσθαι* kann auch heissen, dass es ihnen später gelingen werde, dasselbe abzuschliessen. Die Dinge standen so, dass den Olynthiern alles daran liegen musste, es zu erlangen. Jene Botschaft nach Athen hinter dem Rücken des Königs abzusenden und einen einseitigen ohne Wissen und Willen desselben verhandelten Frieden zu schliessen, konnten sie nicht ohne offenen Vertragsbruch und Meineid unternehmen: denn es war ausbedungen, dass die Friedensverhandlungen ebenso gemeinsam wie der Krieg geführt werden sollten, Libanios a. a. O. 7, 17 *συνετέθειντο γὰρ καὶ κοινῇ πολεμεῖν πρὸς Ἀθηναίους κἂν ἄλλο τι δόξη, κοινῇ σπεύσασθαι*. Sie hatten also, sobald der König Kunde davon erhielt, einen Angriff zu gewärtigen, einen Krieg in welchem sie viel aufs Spiel setzten und auch im Verein mit dem ganzen chalkidischen Bund bei der jetzigen Macht des Königs nur geringe Aussicht auf Sieg gehabt hätten,

1) Aristokr. 108 (*οἱ Ὀλύθθιοι*) *τίως μὲν ἐώρων αὐτὸν τηλικούτων, ἡλικος ὦν καὶ πιστός ἐπῆρξε, σύμμαχοι ἦσαν, ἐπειδὴ δὲ εἶδον μείζω τῆς πρὸς αὐτοῖς πίστειος γιγνόμενον, ἡμᾶς φίλους πεποιήνται*.

bei dem augenblicklichen Stande ihrer Kriegsmittel aber, von welchem gleich zu reden sein wird, ohne einen mächtigen Bundesgenossen wie Athen von vorn herein verloren waren. Der König hatte ihnen die Mark des mit dem Blut seiner Krieger und ansehnlichen Geldopfern eroberten Potidaia geschenkt (Dem. o! II 7. phil. II 20), ihnen die von Hause aus makedonische Landschaft Anthemus abgetreten (phil. II 20), beides um das Bündniss mit ihnen gegen Athen zu erlangen. Dass ein Staat gutwillig Städte und ganze Landschaften nach mehrjährigem Besitz wieder herausgibt, ist ein seltener Fall; von den Olynthiern aber, denen es auf einen schnöden Vertragsbruch nicht ankam, werden wir am wenigsten annehmen dürfen, dass sie sich zugleich entschlossen hätten Potidaia und Anthemus zurückzugeben; dieselbe in der Aristocratea den Athenern ¹⁾ als Muster vorgehaltene Staatsraison, mit welcher sie jenes Vorgehen entschuldigten, musste ihnen sagen, dass der bereits zu mächtig gewordene König dadurch noch mächtiger werden würde; die Abtretung von Potidaia würde sie überdies von der Landverbindung mit Pallene abgeschnitten und auf beiden Landseiten zwischen feindliches Gebiet eingekeilt haben.

Die zweite olynthische Rede unterstützt also den Antrag der olynthischen Gesandten, der nicht bloss, wie die andere Partei will, auf Friede und Freundschaft, sondern auf Bund und Waffenbrüderschaft zielt. Mit dürren Worten spricht sie es nicht aus; aber die Gesandten hatten den Antrag schon vorgebracht und Demosthenes hat, wie aus der über ein volles Jahr später gehaltenen ersten Philippika (§ 1) hervorgeht, in der Versammlung anderen Rednern

1) Welche sich übrigens derselben selbst schon gegen Philippos bedient hatten, als ihr Feldherr Mantias den Nebenbuhler desselben unter der Hand unterstützte, und doch über Treulosigkeit und Verrath schrieen, als er sie bei Amphipolis mit gleicher Münze bezahlte.

den Vortritt gelassen. Wenn er aber Hülfe und Unterstützung im künftigen Kriege (§ 1) verlangt, ohne auf das Nähere einzugehen (§ 11), und wenn er die Olynthier § 2 Bundesgenossen nennt, die das Glück zur Verfügung gestellt habe und die man nicht fahren lassen solle, so passt das alles nur unter der Voraussetzung zusammen, dass ein Bund angetragen worden ist, gegen dessen Anuahme einflussreiche Stimmen laut geworden sind: vor der Unterstützung eines noch nicht verbündeten Staates muss erst das Bündniss abgeschlossen werden. Demosthenes erreichte seinen Zweck nicht; die Gegner drangen durch und es kam vorläufig nur zu einem Friedens- und Freundschaftsvertrag. Mit diesem zusammen setzen wir die Rede in den Vorsommer, in die zweite Hälfte des Mai oder erste des Juni 352.

Die Antwort auf die Frage, warum die Athener sich nicht dazu entschlossen haben, sofort ein Kriegsbündniss mit Olynth einzugehen, entnehmen wir einer Urkunde. Inscr. att. II 105 beginnt nach Köhlers Ergänzung mit den Worten *Ἐπὶ Θεέλλου ὄρχοντος* || *τοῖς Χαλκιδέων τῶν ἐπὶ Θράκης* ἰσπερίοις und enthält der Ergänzung von Z. 11 *ὅπως ἂν ἀπολάβωσι* τὸν || *ὄρκον* zufolge einen feierlichen Staatsvertrag; von Strategen und Eiden spricht auch inscr. II 106, welche nach Köhler mit ihr zusammengehört. Hartel Dem. Antr. p. 533 vermuthet darin den Bundesvertrag zwischen Athen und Olynth, der nach ihm unter jenem Archonten, Ol. 107, 2. Anfang 350 geschlossen worden ist. Damit können wir allem bisherigen zufolge nicht einverstanden sein, da nach unsrer Ansicht zwei Verträge geschlossen worden sind, der eine Ol. 106, 4. 352 unter Arch. Thudemos, welcher Ol. 107, 1. 351 aufgelöst wurde, der andere wie Philochoros bezeugt 107, 4. 349 unter Arch. Kallimachos. Köhler ist aber zur Ergänzung des Namens Theellos, wie er selbst angibt, durch die Voraussetzung gekommen, dass ein Vertrag, sei es auf

Frieden oder auf Bündniss, nur Ol. 107 vorgekommen sei, und hiezu veranlasste ihn vielleicht das p. 314 erwähnte Datum für den ersteren in Schäfers Zeittafel: einen so kurzen Namen wie ihn der Raum der Lücke verlangt. gaben ihm die drei anderen Archonten dieser Olympiade, Aristodemos, Apollodoros, Kallimachos, nicht an die Hand. Bereits J. G. Droysen im Hermes XIV 10 hat, von andern Erwägungen ausgehend, erinnert dass die Raumverhältnisse ebensogut die Ergänzung *Ἐπὶ Θουδίμου* vertragen Auf diesen, den Archonten von 106, 4. 353/2 passen alle Verhältnisse, insbesondere aber der beschränkende Zusatz bei dem Namen der Chalkidier.

Das bei der herkömmlichen Auffassung befremdliche *ἔσπερίοις* ist es, welches die Beweggründe der Majorität und den Misserfolg der demosthenischen Rede aufhellt. Nicht alle Städte des chalkidischen Bundes waren es, welche an jenem Schritte Olynths theilnahmen, sondern nur die ihnen örtlich nächsten und daher am stärksten ihrem Einfluss ausgesetzten; wir dürfen vermuthen, dass es so ziemlich dieselben waren, welche wir im letzten olynthischen Kriege in Abhängigkeit von Philippos finden, die Bottiaier, die Städte auf Pallene, wohl auch Stolos und andere in der Nähe von Olynth. Der Ausgang des Krieges im J. 351 brachte Olynth und sie unter die Botmässigkeit des Königs; der Stolz führte die Olynthier 349 zum Abfall und neuen Bund mit Athen, dem sich auch die vorher zurückhaltenden östlichen Städte anschlossen; die kleineren westlichen waren durch den Ausgang jenes Krieges gewitzigt. Die Olynthier hatte derselbe Stolz 352 zur Lossagung von dem zu mächtig gewordenen König veranlasst; die östlichen Städte aber hatten den Vertragsbruch gescheut und zugleich eben in der vergrösserten Macht Philipps einen starken Abhaltungsgrund gefunden. Derselbe Beweggrund aber, welcher den Olynthiern Athens Kriegsbeistand dringend

nöthig erscheinen liess, das Zusammenschrumpfen ihres Bundes zu einer geringen Anzahl von Städten, musste umgekehrt die Athener zur Vorsicht mahnen: sie, die bis jetzt für ihre eigenen Interessen so wenig und so schwach eingetreten waren, hätten sofort für einen andern Staat, von dem sie bisher nur Feindschaft erfahren, mit ihrer vollen Macht eintreten müssen, wenn der Zweck erreicht werden sollte, und wer bürgte ihnen dafür, dass die bereits meineidig gewordenen nicht während des Krieges die Partei noch einmal wechseln oder nach günstigem Ausgange desselben nicht auch Athen wiederum zu mächtig finden würden? Als freilich der thrakische Feldzug die Chersonesos gefährdete, da erkannte man, dass Demosthenes Recht gehabt, und fasste Beschlüsse, welche durch die Erkrankung des Königs und den Winter nur aufgeschoben und erst durch den unglückseligen Zug nach Euboia ganz aufgehoben wurden. Die zweite' olynthische Rede dürfte gleichwohl nicht ganz wirkungslos verhallt sein: nach wenigen Wochen folgte ihr die glänzende Leistung von Thermopylai, welche denn auch in der nächsten Rede (phil. I 17) gebührend anerkannt wird.

V. Die erste Philippica.

Die erste (den Alten, welche auch die olynthischen dazu zählten, vierte) philippische Rede setzt Schäfer Dem. II 66 ff. in den Frühling 351. Ol. 107, 1, und hat damit allgemeine Zustimmung gefunden; erwiesen ist jedenfalls von ihm, dass sie nach 352 und vor Mitte 349 gehalten ist. Letzteres geht daraus hervor, dass zu ihrer Zeit Philippos keinen Krieg mit Olynth führt, § 17 diese Vorkehrungen halte ich für nöthig gegen jene plötzlichen Angriffe auf Thermopylai, die Chersonesos, Olynthos u. a.'; der nach § 27 zur Zeit als Hipparch der Athener im Felde stehende Menelaos ist einer von den Stiefbrüdern des Königs, durch

deren Aufnahme die Olynthier im J. 349 den Krieg heraufbeschworen. Die soeben aus § 17 angeführte Stelle beweist zugleich, dass die Rede jünger ist als der im Frühjahr 351 geführte erste olynthische Krieg, und auf die Meldung von dem Kranksein oder Tod des Königs, welche um Ende 352 die Abrüstung in Athen veranlasste, spielt § 11 an: *ist Philippos todt? nein, aber krank?*; der ebendort erwähnte Zug gegen die Chersonesos war es, welchem seine Erkrankung damals ein Ende gemacht hatte. Die Rede ist also jünger als die zwei ersten olynthischen und älter als die dritte derselben.

Sie in's J. 351 zu setzen wird Schäfer II 69 durch die Erwähnung des raschen Auszugs der Athener nach Euboia (358 v. Chr.) bewogen, welche § 17 in solcher Weise geschehe, dass offenbar noch kein späterer Zug wie der von Tamynai dahin unternommen sein könne. Wir müssten das zugeben, wenn diese Erwähnung innerhalb einer den Angelegenheiten jener Insel gewidmeten, das in Sachen derselben bis jetzt von den Athenern Geschehene betreffenden Auseinandersetzung vorkäme; es wird aber an jener Stelle über Euboia weiter gar nichts gesagt, dem Redner ist es vielmehr darum zu thun, dem Volke glänzende Beispiele rechtzeitiger und darum erfolgreicher Wahrnehmung des Staatsinteresses vorzuhalten, und er erinnert zu diesem Behuf an die Züge nach Euboia (358), Haliartos (395) und jüngst (352) nach Pylai. Auch der nach Haliartos war weder der einzige in Sachen der boiotischen Interessen Athens unternommene noch der jüngste: der Ausmarsch des Chabrias 378 konnte ihm füglich an die Seite gestellt werden. Den Feldzug von Tamynai aber dem Volk als ein solches Muster hinzustellen konnte Niemanden, am allerwenigsten unserem Redner einfallen, der mit gutem Recht sich rühmt von der Unternehmung jenes *unrühmlichen und kostspieligen* Krieges abgerathen zu haben (v. Fried. 5). Es war der

grösste aller während des Kriegs mit Philipp begangenen Fehler, diesen Zug zu unternehmen, zu einer Zeit, wo die Lage der Chersonesos schnellstes Einschreiten nöthig machte und jener zugleich Olynthos angriff: in Folge davon, dass die Athener jetzt auf Euböia zu thun hatten, konnte er Olynth zwingen, vom Bunde mit Athen zu lassen, und die ganze Ostküste des thermatischen Meerbusens sammt Pallene sich unterthan machen; der Feldzug selbst aber endigte mit der Gefangennahme des athenischen Heeres und seines Feldherrn, dem Abfall der ganzen Insel und der völligen Erschöpfung des Staatsschatzes.¹⁾ Ein solches Unternehmen konnte doch nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Dasselbe war aber, wie cap. II gezeigt worden ist, gleichzeitig mit dem in der Rede § 17 erwähnten Zug des Philippos gegen Olynthos; woraus sich uns ergibt, dass sie frühestens in den Vorsommer 351 fällt.

Etwas weiter herab führt § 48 von uns aber gehen die einen umher und lassen Philippos im Bund mit Sparta auf den Fall Thebens und die Zerreißung der Verfassungen

1) Worauf sich § 37 *εἰς τοῦθ' ἕβρωτος ἐλήλυθεν ὥστ' ἐπιστελλεῖν Εὐβοιῦσιν ἤδη τοιαύτας ἐπιστολάς* bezieht, ist nicht bekannt; die Behauptung des Scholiasten: *Φίλιππος ἐπέστειλεν Εὐβοιοῦσι συμβουλευίαν μὴ δεῖν ἐλπίζειν εἰς τὴν Ἀθηναίων συμμαχίαν, οἳ οὐδὲ αὐτοὺς δύναται σῶσειν* ist, wie Schäfer II 69 bemerkt, aus Demosthenes Worten herausgelesen. Die *ἕβρωτος* geht vielmehr die Euboier an (zu der Athen betreffenden, von welcher in § 3 gesprochen wird, vergl. § 9 *ἀπειλεῖ καὶ λόγους ὑπερηφάνους λέγει*): vielleicht hat ihnen der König als Vertreter Thessaliens im heiligen Krieg Vorwürfe wegen ihrer Verbindungen mit den Tempelräubern gemacht. Bei Aischines III 87 ist das mit gleichzeitiger Unterstützung der Euboier durch Phalaikos im Krieg von Tamynai unvereinbare *παρὰ Φιλίππου δύναμιν μεταπεμφάμενος (Καλλίας ὁ Χαλκιδεὺς)* von Ferd. Schultze Neue Jahrb. XCIII 314 auf Grund der neuen Scholien (*λαβῶν παρὰ Φαλαίκου*) in *παρὰ Φαλαίκου δέ. μετ.* verbessert und dadurch Uebereinstimmung mit Aisch. a. a. O. *τοῖς Φωκικοῦς ξείνοις διαβιβύσας* hergestellt worden.

hinarbeiten, nach andern hat er Briefe an den Grosskönig geschrieben, andere wollen wissen, dass er in Illyrien Festungen baut'. Dies waren keineswegs grundlose Gerüchte, vgl. Schäfer II 71; das Schlimme war nur, dass die Athener plauderten anstatt zu handeln, und dass sie von den Unternehmungen Philipps sprachen, als hätten sie selbst kein praktisches Interesse daran. Auf die Bauten in Illyrien wird mit Recht Justin. VIII 3 bezogen: *deinde ad abolendam invidiae famam per regna mittit et opulentissimas civitates, qui opinionem sererent regem Philippum magna pecunia locare et muros per civitates et fana ac templa facienda et ut per praecones susceptores sollicitarent. qui cum in Macedoniam venissent, variis dilationibus frustrati vim regiae maiestatis timentes taciti proficiscebantur.* Diese gehässige, einen oder den andern parteiisch gefärbten Vorgang in den Vordergrund drängende Darstellung lässt die Wahrheit noch deutlich genug durchblicken: die Musse nach vollbrachten Grossthaten und den Gewinn aus erfolgreichen Unternehmungen benützte der König, wie es in solchen Fällen von jeher üblich gewesen ist, einerseits zur Sicherung des dermaligen Besitzes durch Anlage neuer Schutzwerke andererseits zu Stiftungen, durch welche er der göttlichen Gnade danken, sich ihrer auch für die Zukunft versichern und zugleich seinem eigenen Ruhm Denkmäler setzen wollte. Im Osten und Süden hatte er durch mächtige Bündnisse die Binnengrenzen gedeckt, im Westen befanden sich gefährliche Nachbarn, die kriegerischen Illyrier, welche durch den Verlust einiger Gaue gereizt waren: diese durch feste Bollwerke zu sichern war eine Aufgabe, die er in der Friedenszeit zwischen dem ersten und zweiten olynthischen Kriege passend ausführen konnte. Justinus erwähnt die Bauten nach dem thrakischen Krieg (Ende 352) und vor dem letzten olynthischen (Mitte 349; den ersten übergeht er); es erhellt hieraus, dass Schäfer II 26 sie

mit Unrecht in 354 setzt; das richtige Datum 351 (oder 350) gibt er II 115. Die früheste Zeit, in welche die Rede fallen kann, ist demnach der Sommer 351.

Die Spätgrenze wird uns von der Erwähnung des Menelaos als eines attischen Befehlshabers geliefert. Da seine Aufnahme in Olynth den letzten Krieg dieser Stadt herbeigeführt hat (Just. VIII 3, 10), welcher bei Abschluss des Bundes mit Athen um Ende Juli 349 schon in vollem Gange war, so lässt sich sein Austritt aus dem Dienste Athens kaum später als in den Frühling 349 setzen; zur Zeit der Rede lag er noch zum Schutze attischen Gebietes zu Felde (§ 27), sie ist also spätestens im Winter 350/49 gehalten. Wäre die von den Meisten getheilte Ansicht, dass sie dem Frühjahr angehöre, richtig, so müssten wir sie in Frühj. 350 setzen; aber aus der einschlägigen Stelle § 31—32 geht das keineswegs mit Nothwendigkeit hervor. Weil Philippos es liebt, zu seinen Unternehmungen Jahreszeiten zu wählen, in welchen Athen keine Flotte aussenden kann, den Winter nämlich und die Etesienzeit, so verlangt die Rede, dass nicht mehr von Fall zu Fall ein Zuzug stattfinde sondern ein stehendes Heer im Norden gehalten werde, das den Winter auf einer der dortigen Inseln zu bringen könne. Hieraus lässt sich höchstens schliessen, dass die Rede (vorausgesetzt, dass sie, wie wahrscheinlich, eine sogleich zu verwirklichende Massregel im Auge hat) nicht zu einer Zeit gehalten ist, zu welcher man für gewöhnlich nicht im Begriff war in See zu gehen, also weder um den Anfang noch inmitten des Winters oder der Etesien. Böhnecke Forsch. I 181 schliesst aus unserer Stelle geradezu, dass Demosthenes mit einem solchen Plane im Herbst hervorgetreten sei, als der Winter im Anzug war: weil die Athener für Kriegsunternehmungen von langer Dauer kein geneigtes Ohr hatten. Seine Voraussetzung freilich, dass Demosthenes den Zeitpunkt für das Hervortreten mit jenem

Plaue frei gewählt habe, ist ebenso unerweislich, wie die der andern Ansicht zu Grunde liegende, dass die Berathung über die zu ergreifenden Massregeln im Beginn der guten Jahreszeit vorgenommen werden musste. Dies würde, wie Winiewski wirklich annimmt, noch passender vor Ablauf des Winters geschehen sein; aber nirgends wird gemeldet, dass in Athen alljährlich, wie im römischen Senat, Berathung über die Massregeln der bevorstehenden Kriegsjahreszeit gepflogen wurde; eben der grosse Fehler, welchen Demosthenes in dieser und andern Reden rügt, die üble Sitte der Zuzüge von Fall zu Fall und das Nachhinken der Auszüge hinter den Ereignissen würde dann vermieden worden sein. Die Rede ist gehalten in Anlass einer Vorberathung des Senats, das Thema war von diesem vorgelegt (§ 1 *προϋτίθετο*); Demosthenes entschuldigt sich, dass er diesmal zuerst das Wort ergreift und nicht den Vortrag der gewohnten Wortführer abwartet; es ist also noch kein Antrag von einem Andern in der Versammlung gestellt worden. Den Anlass zu dem Probuleuma des Raths aber hatte eine auf mittelbare Weise den Athenern zugekommene Drohung des Königs gegeben (§ 9 *ἀπειλεῖ καὶ λόγους ἐπερηγάνους, ὡς φασι, λέγει; 3 τῇ νῦν ἕβρει τούτου, δι' ἣν ταραττόμεθα*), also irgend eine Zumuthung, welche er ihnen durch Andere zukommen liess.

Wenn die Rede im Anfang des Zeitraums, innerhalb dessen sie fallen muss, oder wenigstens noch im Jahr 351 gehalten worden ist, so begreift es sich, dass Vorgänge der J. 353 u. 352 als Ereignisse der jüngsten Vergangenheit behandelt werden: so die Wegnahme der heiligen Paralostriere durch makedonische Kreuzer im Munychion (April) des J. 352 (Schäfer II 27) und der Verkehr Philipps mit Sparta (vgl. Schäfer I 471). Worauf die Drohungen des Königs gegen Athen sich beziehen, wissen wir nicht; gewiss ist nur, dass zur Zeit der Rede die Dinge schlecht stehen: das Volk ist ent-

muthigt (§ 2), die gewöhnlichen Stimmführer haben mit ihren Rathschlägen vollständig Schiffbruch gelitten, es müssen andere Wege eingeschlagen werden, ihr Gegner Demosthenes ist es, der jetzt zuerst zum Wort gelangt (§ 1); während am Anfang des Krieges noch von Bestrafung des Königs die Rede sein konnte, handelt es sich jetzt bereits darum nicht von ihm geschädigt zu werden (43). Der Redner hat also jetzt Aussicht mit seinen Vorschlägen besser zu fahren als früher: der Ausgang aller Ereignisse hat ihm Recht gegeben, seine zwei olynthischen Reden und die Abmahnung gegen den Zug nach Euböia hatten, wie man jetzt erkannte, das angegeben, was Noth that. Im vorliegenden Falle haben der im Probuleuma niedergelegte Bericht des Rathes und die vorher schon in der Stadt geschehenen Kundgebungen und Besprechungen ihre Wirkung gethan: dass eine rettende That geschehen muss, steht bereits fest, es handelt sich nur um das Wie der Ausführung, § 13 *ὡς μὲν δεῖ τὰ προσήγοντα ποιεῖν ἐθέλοντας ὑπάρχειν ἅπαντας ἐτοιμούς, ὡς ἐγνωκότων καὶ πεπεισμένων, παύομαι λέγων· τὸν δὲ τρόπον τῆς παρασκευῆς καὶ πλῆθος ὅσον καὶ πόρος οὕστινας καὶ τὰλλα καὶ δὴ πειράσομαι λέγειν.* Daraus schliessen wir, dass der Rede eine kriegerische Unternehmung gefolgt ist, sei es in der vom Redner vorgeschlagenen oder in abgeschwächter Weise. Da Philippos im Augenblick nichts gegen Athen unternommen hat, so war dies eine Massregel, welche einmal den Ereignissen nicht nachhinkte, sondern ihnen vorauseilte und ihren Gang bestimmen konnte. Ehe wir dazu übergehen, dieselbe ausfindig zu machen, sind noch zwei Punkte zu besprechen, welche einen Anhalt bei der Zeitbestimmung gewähren.

Die eigenthümlichen Worte, welche § 30 auf die Verlesung des Finanzplanes folgen: *ὁ μὲν ἡμεῖς, ὁ ἄνθρωπος Ἀθηναῖος, δεδιγμένον εἶρεῖν, ταῦτ' ἐστίν* haben Dionysios von Halikarnassos veranlasst, die neue Rede, welche ihm

hier anhebt, in Ol. 108, 2. 347/6 zu setzen, weil Demosthenes in diesem Jahre Rathsmitglied war (Schäfer II 64. Böhnecke II 178). Dieser Ansatz scheidert an der Einheit der Rede, welche die Neueren erwiesen haben; aber seine Voraussetzung ist anerkannt höchst wahrscheinlich. Der Redner gebraucht von sich nirgends den Pluralis; Schäfer gesteht mit Seebeck zu, dass es am nächsten liegt an den Rath zu denken; er bekennt, eine bessere Erklärung nicht zu wissen, und wenn Westermann zu der Ausfluchtsvermutlung greift, Demosthenes habe sich vorher mit Finanzbeamten benommen, so ist zu erinnern, dass wir in diesem Fall eine Aeusserung darüber in der Rede selbst erwarten müssten. Demosthenes war aber vor 108, 2 schon einmal Rathsherr gewesen, in dem zweiten Archontenjahr des Meidiasprocesses, zur Zeit als er an der Spitze der attischen Theorie die nemeischen Spiele besuchte (g. Meid. 114). Dieses Jahr zu finden ist man durch die unrichtige Behandlung der Nemeienzeit und in Folge dessen auch der Meidiasrede und aller damit zusammenhängenden Ereignisse verhindert worden; jetzt nachdem dies Hinderniss weggefallen ist, steht auch der allein statthaften Erklärung von ἡμεῖς a. a. O. nichts mehr im Wege. Jene Spiele wurden im Anfang des Archontenjahres 107, 2. 351/0 abgehalten und in dieses fällt auch dem bisher Gesagten zufolge aller Wahrscheinlichkeit nach die erste philippische Rede.

Sie spätestens in die Mitte dieses Jahres, Winter 351/0 zu setzen, empfiehlt ein anderer Grund. Der Staatsschatz ist leer, § 23 eine so schwache Macht muss genügen, weil es uns jetzt nicht möglich ist, ein Heer aufzustellen, welches ihm im offenen Felde entgegentreten kann; wir müssen uns auf Plünderungsunternehmungen verlegen: denn es ist kein Geld zu Sold und Verpflegung da' (*ληστεύειν ἀνάγκη οὐ γὰρ ἔστι μισθὸς οἰδὲ τροφή*). Die Unternehmung nach Pylai im Sommer 352 hatte dem Staat und den Einzelnen

zusammen mehr als 200 Talente gekostet (Dem. fals. leg. 84), im Schatze war damals nicht auf einen Tag Verpflegungsgeld für die Soldaten (g. Aristokr. 209. Schäfer II 68); für die grossartige Unternehmung, welche auf die Nachricht von Heraion im November oder December 352 beschlossen wurde, hatte man eine Kriegssteuer von 60 Talenten in Aussicht genommen (ol. III 5). Zur Ausführung des Beschlusses war es nicht gekommen, dafür aber zu dem ebenso verfehlten wie kostspieligen Auszug nach Euböia, dessen Aufwand noch durch 50 Talente Lösegeld für das gefangene Heer erhöht wurde (Schäfer II 79). Vom Sommer 351, in welchem dieser Krieg endigte, bis zur ersten philippischen Rede kann kein ganzes Jahr verflossen sein: im Laufe desselben würde sich der Schatz allmählich wieder gefüllt haben: eben in dieser Rede, welche über die völlige Erschöpfung desselben klagt, heisst es doch § 40: ihr habt die grösste Macht, die meisten Trieren, Hopliten, Reiter und Geldeinkünfte'. Im letzten olynthischen Krieg schickte Athen in drei Sendungen nach einander 73 Trieren, 6000 Söldner zu Fuss, 2000 Bürgerhopliten und 450 Reiter nach Olynthos, eine Machtentfaltung, welche bedeutende Geldmittel erforderte und nur dadurch möglich war, dass man in den zwei Jahren seit dem Sommer 351 nichts Bedeutendes unternommen hatte. Wir dürfen daher die Rede bald nach dem Ende des Krieges von Tamynai setzen, und zwar in den Herbst 351: die Etesienzeit und der Winter sind durch das p. 323 Gesagte ausgeschlossen.

Verbinden wir damit die Erwägung, dass, wie p. 325 erinnert wurde, der Rede höchst wahrscheinlich eine That, die Aussendung eines Geschwaders nach Norden gefolgt ist, so spricht Alles dafür, der Rede den Anstoss zu der nach den Mysterien des Boedromion 107, 2 (26. Boedr. = c. 13. Okt. 351) erfolgten Sendung des Charidemos beizumessen, welche Demosthenes ol. III 5 als die kläglich ver-

spätete und verkümmerte Ausführung jenes zehn Monate vorher gefassten grossartigen Beschlusses bezeichnet. Dies um so mehr, als das Vorausgehen einer solchen, von keinem neuen Angriff des Königs veranlassten Sendung, wie die des Charidemos war, dem Redner nicht bekannt ist.¹⁾ Die Athener haben keine Kriegsmacht in den nördlichen Gewässern und Gegenden stehen, § 10 ‚wenn euch das Glück Amphipolis entgegen hielte, könntet ihr gar nicht einmal zugreifen, weil ihr in euren Anstalten wie in euren Gedanken euch davon zurückgezogen habt‘; § 5 ‚den auf dem Platze befindlichen fällt der Besitz der Abwesenden zu‘; ein Fremder wie Menelaos vertheidigt die Interessen der Stadt unter dem Titel eines Hipparchen (27), die Athener selbst sitzen träge zu Hause, sammeln Neuigkeiten und ihre Befehlshaber befehligen bei den festlichen Aufzügen. Was bis jetzt geschehen ist, besteht in Auszügen, die hinter den Ereignissen drein kamen, nach Potidaia, Pydna, Methone (35. 39. 41); die übrige Kriegführung gegen Philippos geschah in Psephismen und in amtlichen Schreiben (30); die reichen Mittel des Staates sind bis jetzt noch gar nicht in einem Bedürfnissfall zur Verwendung gekommen (40). Das alles konnte nicht gesagt werden, nachdem die Aussendung des Charidemos erfolgt war, so dürftig dieselbe auch ausgestattet worden ist; das Wenige, was im Frühjahr 351 geschehen war, betraf Olynth, nicht den Krieg wegen Amphipolis mit Philippos selbst.

Die Abordnung des Charidemos mit zehn leeren Kriegsschiffen und fünf Talenten war allerdings erheblich weniger als Demosthenes, obgleich er nach seiner Ansicht sich sehr

1) Viel konnte Charidemos mit seinen beschränkten Mitteln nicht leisten; das Schweigen jedoch, welches ol. III 5 hierüber beobachtet wird, lässt im Hinblick auf den Zweck dieser Stelle vermuthen, dass seine Aussendung nicht ganz vergeblich gewesen ist, um so mehr als auch die Philippica nur ein *ἀποτέλειν* in's Auge fasst.

gemässigt hatte, verlangte; aber die Folgen des euboischen Krieges lasteten zu schwer auf dem Einzelnen wie auf dem Staate. Schon in der Rede bekämpft er, wie uns scheint, die auf ein schwächeres Unternehmen abzielende Gegenansicht, die ihm aus der Vorberathung im Senat, ferner aus Gesprächen und Mittheilungen Einzelner bekannt sein musste: einige auf eine solche Ausführung hindeutende Stellen sprechen in Bedingungssätzen, welche auf die Zukunft hinweisen, § 43 offenbar wird Philippos nicht inne halten, wenn Niemand ihn hindern wird. Werden wir das abwarten und glaubt ihr, es stehe alles gut, wenn ihr leere Trieren und die Hoffnung auf irgend eines Fremden Hilfe hinaussendet (ἂν ἀποστείλητε)? werden wir nicht einsteigen? 45, wohin immer ihr einen Strategen mit einem leeren Beschluss und den Hoffnungen von der Rednerbühne sendet (ὅποι ἂν ἐκπέμψητε), geschieht nichts von dem Nöthigen'. Jene Ansicht drang durch: bloss die zehn Trieren, welche er für die attischen Besitzungen verlangte, giengen ab; die fünfzig, welche Makedonien selbst bedrohen sollten, setzte er nicht durch, wohl auch wegen des Mangels eines befreundeten Hafens in der Nähe (vgl. oben p. 301). Den Mysterien, nach welchen jene ausgeselten, gieng die Volksversammlung wahrscheinlich voraus; die Rede mag an einem der regelmässigen Versammlungstage, 9.—11. oder 14., allenfalls auch erst am 18. Boedromion 107, 2 gehalten worden sein.

Historische Classe.

Nachträglich zur Sitzung vom 3 Januar 1880.

Herr Gregorovius hielt einen Vortrag:

„Die beiden Crivelli, Residenten der Herzöge und Kurfürsten von Baiern beim heiligen Stul in Rom, von 1607--1659.

I.

Das kgl. Staatsarchiv in München bewahrt eine ansehnliche Reihe von Bänden, welche mit der Rubrik „Crivelli, Corrispondenza di Roma“ bezeichnet sind. Was die darin zusammengefassten, fast durchaus italienischen Schriftstücke der Geschichtsforschung an Material versprechen, deutet schon im Allgemeinen ihre Epoche an. Sie reichen vom Jahr 1607 bis 1659. Von der Zeit der Entstehung der protestantischen Union und der katholischen Liga in Deutschland abwärts begleiten sie den ganzen Verlauf des dreissigjährigen Krieges, und sie gehen sogar noch dartüber hinaus bis zur Zeit des pyrenäischen Friedens fort. Sie berühren innerhalb dieses grossen Zeitraums die wichtigsten Ereignisse Deutschlands in ihrem Zusammenhange mit Rom, so weit dieselben der officiellen Stellung nach, welche die Correspondenten einnahmen, und dem Bedürfniss des bayerischen Cabinets entsprechend, hier zur Sprache gekommen sind. Von vorn herein bemerke ich, dass sie, so viel ich die

literarische Durcharbeitung der Geschichte jener Epoche übersehen kann, nur selten benutzt oder angeführt worden sind, wie dies in der Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit von Peter Philipp Wolf und seinem Fortsetzer Breyer geschehen ist. Dass die Correspondenzen seither für die Geschichte des dreissigjährigen Krieges verwertet worden sind, ist mir nicht bekannt geworden.

Als ich im Sommer 1879 diese Sammlung zum Zweck einer Schrift über eine merkwürdige römische Episode des dreissigjährigen Krieges untersuchte, begann ich mich für die Persönlichkeit der Residenten Baierns in Rom zu interessiren, mit deren Namen diese Schriftstücke bezeichnet sind. Es imponirte mir das halbe Säculum — und welche Ereignisse umschliesst nicht diese Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts — während dessen die fortlaufenden Correspondenzen einen und denselben Namen tragen. Nun ersah ich aber auch, dass es Vater und Sohn Crivelli gewesen sind, welche nachweislich zwei und fünfzig Jahre hindurch, der Sohn dem Vater als Erbe im Amt folgend, den Posten des Agenten und Residenten Baierns am päpstlichen Hof bekleidet haben. In der Geschichte der gesammten Diplomazie ist das sicherlich ein seltener, vielleicht sogar ein niemals wiederholter Fall gewesen. So langjährige, unermüdliche Diener eines und desselben Fürstenhauses, ja beinahe eines und desselben Herrn, nämlich Maximilians I., welcher selbst 54 Jahre lang regiert hat, verdienen eine Erneuerung ihres im Staub der Archive begrabenen Gedächtnisses. Ich glaube, dass es keine passendere Stelle dies zu thun gibt, als gerade die historische Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Beide Crivelli, Giambattista und sein Sohn Francesco, finden sich hie und da in den genannten Correspondenzen als Römer bezeichnet. Ihre Familie gehörte indess ursprünglich einem alten, angesehenen Adelsgeschlechte in

Mailand an. Schon im zwölften Jahrhundert bestieg einer ihres Hauses den heiligen Stuhl, Uberto Crivelli als Papst Urban III genannt (1185—1187). Die Crivelli thaten sich in ihrer Vaterstadt hervor, in mancherlei Richtungen. Leodrisio Crivelli, der Zeitgenosse des Filelfo, glänzte am Hof des ersten Sforza als Humanist, Dichter, Uebersetzer und Geschichtschreiber. Er beschrieb die Thaten des Herzogs Francesco und seines Vaters Sforza di Cotignola: sein Werk haben Muratori und Sassi edirt. Zu seiner Zeit blühte als ausgezeichneter, oder doch namhafter Maler Carlo Crivelli — Gemälde von ihm besitzt die Brera in Mailand. Dass dieser Künstler derselben mailänder Familie angehört, ist wahrscheinlich, obwol er zur venetianischen Schule gezählt wird, und seinen Sitz in Ascoli nahm.

Nach Rom kam ein Zweig dieses Geschlechts von Mailand herüber mit dem Cardinal Alessandro Crivelli, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. Dieser angesehene Mann wird als ein Abkomme vom Stamm Urbans III. bezeichnet, zugehörig der Linie der Grafen von Lomello. Er war erst Senator in Mailand; unter Carl V. nahm er Kriegsdienste und befehligte ein Truppencorps, in welches sich, wie man wissen wollte, nicht weniger als 400 seiner Familiengenossen hatten einreihen lassen. Sodann war er nach dem Tode seiner Gemalin in die geistliche Laufbahn getreten; Pius IV., selbst ein Mailänder, vom Haus Medici, hatte ihn im Jahr 1561 zum Bischof von Gerenza und Curiati in Calabrien ernannt. Später wurde er Nuntius in Spanien, und als solcher Cardinal. Er ging nochmals nach Madrid als Cardinallegat. Von dort zurückgekehrt, stiftete er in Rom ein Collegium zur Erziehung junger Leute des Hauses Crivelli — es wird nicht gesagt, ob es ihm auch dort glückte ebensoviel Familienmitglieder bei den Büchern zusammenzubringen, als er einst unter der Kriegsfahne Carls V. vereinigt hatte. Am 22. December 1574 ist Alessandro ge-

storben: sein Grabmal befindet sich in seiner ehemaligen Titelkirche S. Maria in Araceli.

Es sind also Söhne und Verwandte dieses Cardinals gewesen, welche in Rom wohnhaft blieben, und hier ein neues Geschlecht bildeten. Ihm gehörten auch die beiden baierischen Residenten an, von denen ich reden will. Auf welche Weise Giambattista mit dem herzoglichen Hause Baiern in Verbindung kam, um dann in dessen diplomatischen Dienst zu treten, ist mir unbekannt. Ich will annehmen, dass der junge Herzog Maximilian die persönliche Bekanntschaft dieses Crivelli machte, als er im Jahr 1593 Rom besuchte. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Beziehung der in Rom angesehenen Familie Crivelli zum Hof in München, wie wir gleich sehen werden, schon vom Cardinal Alessandro sich herschrieb. Es waren aber nicht nur jene beiden späteren Residenten Baierns, sondern auch andere Mitglieder ihres Hauses, ihre Vettern, welche im Anfang des XVII. Jahrhunderts mit dem genannten Hof in Verbindung standen, ihm dienten, oder zu dienen suchten.

Gleich im ersten Bande der Correspondenzen findet sich ein aus Rom am 8. Mai 1610 von einem Marchese Alessandro Crivelli verfasstes italienisches Schreiben, welches an eine fürstliche Person des Hauses Baiern gerichtet ist. Ich theile es hier mit, weil es uns direct in diese Verbindungen einführt.

Durchlauchtigster Herr und mein zu verehrender

Patron:

ich komme mit diesem mich als untertänigsten Diener Seiner Durchlauchtigsten Hohheit darzubieten: denn die Bereitwilligkeit diesem Durchlauchtigen Hause zu dienen, habe ich von allen meinen Vorfahren geerbt, ganz besonders vom Cardinal Crivelli meinem Grossvater glorreichen Andenkens, und vom Marchese Crivelli, meinem Vater. Dies zu beweisen bedarf es nicht weiterer Worte,

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 3.]

22

denn das werden der Herr Julius Crivelli, welcher bei Sr. Hoheit residirt, und der Römer, Herr Giambattista Crivelli bestätigen. Da diese beiden bereits im Dienst desselben Hauses stehen, so bleibt nur noch übrig, dass Se. Hoheit auch meinem grossen Verlangen ihm zu dienen, Gehör gebe, und mir recht oft Befehle zukommen lasse. Ich versichere Sr. Hoheit, dass ich, obwol für den Dienst eines so grossen Herrn eine viel zu geringe Person, dennoch an Zuneigung zu ihr keinem meiner Vorfahren nachstehe. Ich biete Ihr
 • mein Leben und mein Vermögen, was immer es sei, zu Dienst, bitte dringend, diese meine Liebeserbietung zu Gnaden anzunehmen, wie ich das sehnlichst wünsche, und mich bei jeder Gelegenheit unter Seiner Protection zu halten; denn solche verheisst mir die weltbekannte Liebenswürdigkeit und Güte Sr. Durchlachtigsten Hoheit. Ich küsse derselben mit aller Reverenz die Hand und bitte Gott ihren Staat zu mehren und ihr für die Dauer ein wahrhaftes Glück zu schenken. Rom, am 8. Mai 1610.

Ihrer Durchlachtigsten Hoheit
 untertänigster Diener
 Marchese Alessandro Crivelli.¹⁾

In welcher Weise und ob überhaupt das Verlangen des Marchese Alessandro nach baierischen Diensten befriedigt worden ist, weiss ich nicht zu berichten. Da er nicht weiter sichtbar wird, so will ich annehmen, dass er seine Zwecke nicht erreicht hat. Manche Italiener suchten damals, wie schon lange vorher — man erinnere sich an die Laufbahn des Aeneas Silvius Piccolomini in der kaiserlichen Kanzlei zu Wien — ihr Glück an den Höfen Deutschlands. Italiener nahmen seit Carl V. Dienste im deutschen Heer;

1) Der Herzog wird in diesem Brief nicht mit Namen genannt. Es ist aber doch wol Maximilian selbst, an den sich der Bittende wendete.

es ist bekannt genug, wie viele ihrer während des dreissig-jährigen Kriegs unter den Fahnen der Liga, Wallensteins und des Kaisers gedient haben. Die lebhafteste Verbindung der katholischen Höfe Deutschlands mit der römischen Curie konnte dort manchen Italienern als Schreibern und Secretären Beschäftigung bieten. Die Correspondenz mit Rom wurde zwar im höchsten officiellen Stil lateinisch geführt, aber im allgemeinen in italienischer Sprache. Das Italienische war in jener Zeit eine an allen katholischen deutschen Höfen cultivirte Sprache des Verkehrs. Dass Maximilian von Baiern ihrer mächtig war, ist eine ganz selbstverständliche Sache. Er schickte auch baierische Landeskinder nach Rom, sich dort in den Studien überhaupt, und besonders im Italienischen auszubilden. Dann konnte er sie in seinem Cabinet verwenden. So empfahl er einmal seinem Residenten in Rom den Sohn seines Zahlmeisters, Johann Kristopher Kamerloher, der dort italienisch lernen sollte; ein andersmal einen Johann Ludwig Gailkirchner. Solche Baiern, welche die römischen Verhältnisse nebst der Landessprache kennen gelernt hatten, gebrauchte er auch in diplomatischen Missionen. So findet sich, im Frühling 1621, als sein Abgesandter in Rom Peter Mandel aus Neuhausen beauftragt neben Crivelli die Unterstützung der katholischen Liga beim Papst zu betreiben. Es gibt eine Reihe Depeschen in dieser Angelegenheit, welche beide zusammen, Mandel und Crivelli, unterzeichnet haben.

Nach Baiern selbst kamen manche Italiener, ihr Glück zu suchen. Sie studirten bisweilen auf der Universität Ingolstadt, wo noch immer Ausländer sich einfanden, wo ehemals der Marschall Bossompierre studirt hatte, wo Maximilian selbst und der Kaiser Ferdinand II. ihre Studien gemacht hatten. Sie nahmen dort den Doctorgrad. Einige traten als Secretäre in den Dienst des Münchner Cabinets.

Rat (consigliere) des Herzogs und Kurfürsten Maxi-

milian war während langer Zeit der Doctor Aurelio Gigli. Welcher Herkunft dieser Italiener gewesen ist, weiss ich nicht — es gab ein Geschlecht Gigli in Siena, und in Rom, wo im 17. Jahrhundert Giacinto Gigli als Verfasser eines Diarium sich auszeichnete. Unsrer Correspondenzen sind erfüllt mit Depeschen beider Crivelli an den Rat Aurelio, und mit dessen oft übermässig breiten, ja geschwätzigen Berichten an jene Residenten im geläufigsten Italienisch des Seicento, oder mit seinen Rescripten aus dem Kabinet im Auftrage Maximilians.

Ein Bruder dieses Aurelio Gigli, Vittorio mit Namen, diente, nachweislich im Jahre 1623, dem General Tilly als italienischer Secretär.

Audere Italiener lebten zu München als Lehrer in Sprachen und Wissenschaften, ein Astorre Leoncelli hatte den jungen Herzog Maximilian im Französischen und Italienischen unterrichtet, ein Carlo Detti ihn Mathematik und Kriegswissenschaften gelehrt.

Im Dienst desselben Herzogs befand sich der Baron Giulio Cesare Crivelli, ein Vetter (cugino) des Residenten in Rom. Er war am baierischen Hof eine angesehene und beliebte Persönlichkeit. In unseren Correspondenzen erscheint er in höfischer Stellung zuerst im August 1607, womit nicht gesagt ist, dass er dieselbe erst damals begonnen hat. Er wird titulirt: Camerarius, Cubicularius, Consiliator, auch Legatus und Ambasciatore des Herzogs Maximilian, und dieser hat ihn mehrmals mit diplomatischen Aufträgen an die Höfe Italiens, und ganz besonders an den Papst geschickt.

Die Correspondenzen enthalten viele italienische Briefe dieses Crivelli; dass er auch der deutschen Sprache mächtig geworden war, lehrt ein von ihm am 27. Juni 1620 an Maximilian in gutem Deutsch geschriebener Brief. Giulio Cesare war damals nebst dem Augsburger Domdechant

Zacharias Furtenbach als ausserordentlicher Gesandter nach Rom geschickt worden, um von Paul V. Subsidien für die katholische Liga zu erlangen. Er setzte es dort beim Cardinal Borghese durch, dass der bekannte Fra Domenico di Gesù Maria die Erlaubniss erhielt, nach München zu reisen: es ist derselbe Fanatiker, welcher in der Schlacht am weissen Berge ein wunderwirkendes Marienbild in den bairischen Schlachtreihen einhergetragen hat — ein Capistrano des böhmischen Kriegs.

In München scheint Giulio Cesare lange Zeit im Dienst des Herzogs gelebt zu haben: mehrere Male wird er in Tölz sichtbar. Seine Lebensschicksale sind mir unbekannt. Kenner des Landes Baiern und seiner Familiengeschichte werden darüber Auskunft geben können, ob sich hier ein Geschlecht des Namens Crivelli noch nach dem siebzehnten Jahrhundert erhalten hat.¹⁾

1) Es würde von Interesse sein, die Frage zu erörtern, ob und in welcher Weise im 16. und 17. Jahrhundert Italiener im Dienst deutscher Diplomatie und deutscher Kanzeleien verwendet worden sind. Für Baiern lassen sich im 17. Jahrh. nachweisen mehrere Crivelli, der Rat Aurelio Gigli, Minutius de Minutiis (Minucci) aus Serravalle (siehe Felix Stieve Briefe und Acten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges — IV. Band, Die Politik Bayerns 1591—1607. I. S. 126). Im diplomatischen Dienst des Erzherzogs Carl, und dann als Rat und Secretär des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg findet sich seit 1622 der Toscaner Giovan Francesco Buonamici, ein Freund des Galilei (siehe Cesare Guasti *Le relazioni di Galileo con alcuni Pratesi*, *archivio storico Italiano* Terza Serie T. XVII. 1873). Buonamici war erst im Gefolge des Nuntius Caraffa nach Deutschland gekommen; es mochten überhaupt auf diesem Wege, d. h. aus den Nuntiaturkanzeleien manche Italiener als Schreiber in den Dienst deutscher Kanzeleien getreten sein. Man müsste deren Acten untersuchen, um über die oben bezeichnete Frage Aufschluss zu erhalten. Auf meine Bitte hat Herr von Arneth durch den Konzipisten Dr. Winter im Wiener Staatsarchiv darüber Untersuchungen anstellen lassen; aus einer gütigen Mitteilung von dort her entnehme ich, dass die Hofstaatslisten am vollständigsten erhalten sind

Nun aber wollen wir uns mit den beiden Crivelli in Rom selbst beschäftigen.

Giambattista erscheint dort als bairischer Agent zum ersten Mal am 13. Januar 1607, wo er an den Herzog Maximilian wegen der Angelegenheiten Salzburgs schrieb. Es findet sich später ein Schreiben desselben Mannes an Maximilian vom 1. April 1623, worin er sagt, dass er demselben bereits 28 Jahre gedient habe: also ist er etwa um das Jahr 1595 in seinen Dienst getreten, wo der junge Herzog nach seiner Vermählung mit Elisabeth von Lothringen die Mitregentschaft neben seinem Vater Wilhelm antrat.

für die Zeit Ferdinands I.; aus dem 17. Jahrhundert ist diese Quelle „fast versiegt“, erst im 18. wird sie wieder ergiebiger. Die älteste dieser Listen von c. 1491 führt unter der Rubrik „Canzler und doctores“ 15 Namen auf, darunter Petrus Bonohomo. Aus dem Ende der Regierungszeit Maximilians I. erscheinen 23 Namen von Secretären und Canzlerschreibern, alle deutsch bis auf Dr. Jacob Cicollin und Georg Gadius. Gemäss der Hofstaatsordnung von 1527 gab es in der Wiener Hofkanzlei neben andern Abteilungen auch eine für die burgundischen und französischen Sachen, je eine für die spanischen Angelegenheiten, die „lateinischen Händel“ etc. Die Namen der Vicekanzler sind in dieser Epoche (saec. 16) mit einer einzigen Ausnahme deutsch. Für Italien ist keine besondere Abteilung in der Hofkanzlei sichtbar; die italienischen Angelegenheiten wurden wahrscheinlich in der „lateinischen“ Abteilung besorgt. Während in der Regel die burgundische (französische) Kanzlei mit Franzosen, die spanische mit Spaniern besetzt waren, finden sich in der lateinischen nur deutschnamige Secretäre; unter den Copisten aber einzelne mit romanischen Namen. „Auf die vollständige Durchführung der Aufgabe, die Angaben der Hofstaatslisten aus den Emanationen der Kanzlei selbst zu erhärten und zu ergänzen, musste bei der colossalen Masse der vorhandenen Urkunden und Correspondenzen verzichtet werden.“ Die mir freundlich gemachten Mitteilungen beziehen sich also, aus dem schon angeführten Grunde, nicht auf die Epoche des 17. Jahrhunderts, von der ich hier handle. In derselben Zeit, als der bairische Hof sich der römischen Crivelli als seiner Residenten beim Papst bediente, war auch ein Römer, der Prinz Paolo Savelli, kaiserlicher Botschafter in Rom.

Es findet sich in Rom noch im Jahre 1593 als baierischer Bevollmächtigter Ulrich Speer, von dessen Correspondenzen Wolf in seiner Geschichte Maximilians I. Gebrauch gemacht hat. Auch ist in den Jahren 1590 bis 1593 Minuccius a Minucci in der gleichen Eigenschaft eines Orators in Rom gewesen. Doch habe ich Grund anzunehmen, dass weder Speer noch Minucci Residenten Baierns am päpstlichen Hof gewesen sind, dass es überhaupt solche damals noch nicht gegeben hat, dass vielmehr die baierischen Angelegenheiten in Rom durch zeitweilige Agenten besorgt wurden. Wenn meine Ansicht richtig ist, so hat Giambattista Crivelli die Reihe der ständigen Gesandten Baierns in Rom begonnen, und das macht ihn zu einer besonderen Respectsperson für Diplomaten dieses Landes am päpstlichen Hof.¹⁾

Zuerst war er nur Agent, dann erhielt er Titel und Stellung des Residenten. Zum ersten Mal findet er sich als solcher bezeichnet in einem Rescript des Rats Aurelio Gigli vom 16. Juni 1610, worin die Zuschrift lautet: Al molto Ill^{re} Signore il Sig. Giovanni Battista Crivelli Residente del Serenissimo di Baviera in Roma. Das Prädicat Illustre kam einem wirklichen Residenten zu. Die Formeln, deren sich Maximilian selbst in seinen Schreiben an Crivelli, wie später in denen an dessen Sohn zu bedienen pflegte, waren immer der Ausdruck achtungsvoller Höflichkeit, wie sie die officielle Stellung eines Gesandten bedingte. Die Anrede in den Briefen lautete Illustre Signore, und am Schluss etwa Dio la prosperi, und alli piaceri di V. S^a.

1) Es wäre für die Geschichte der deutschen Diplomatie von Wert, wenn man erforschen könnte, in welcher Zeit der baierische Hof begonnen hat, Agenten in Rom zu halten, und wenn man die Liste solcher, wie der ständigen Residenten dort überhaupt, zusammenstellte.

Giambattista befand sich in Rom in guten Verhältnissen. Er besass ein Haus am Pasquino, also auf dem Local, wo heute der Palast Braschi steht. Dies war die Mitgift seiner Gemalin. Die Miete des Hauses warf jährlich 400 Scudi ab, eine für die damalige Zeit so ansehnliche Summe, dass man von ihr auf eine verhältnissmässige Räumlichkeit schliessen kann. Am 3. April 1621 gab Maximilian seinem Residenten eine jährliche Zulage von 100 Scudi. Wie gross der Gehalt Crivelli's überhaupt gewesen ist, weiss ich nicht, werde aber später die Besoldung seines Nachfolgers nachweisen. Die Zulage erhielt er durch Fürbitte jenes Fra Domenico, mit welchem Maximilian fortdauernd in lebhaftem Verkehre stand, auch als der Mönch nach Beendigung seiner Wunderthaten in Böhmen nach Rom zurückgekehrt war.

Domenico war dort wie ein zweiter heiliger Resident des glaubenseifrigen Herzogs — durch seine Intercession hat er wol manches bei der Curie durchgesetzt, was sein weltlicher Resident vielleicht nicht erreichen konnte. Er schickte einmal, im Mai 1628, einen seiner Höflinge Wilhelm Ilsung mit Pferden und einem Reisewagen zum Geschenk für den Cardinal Ludovisi, und mit einer kostbaren Cassette Silberzeug enthaltend für den Cardinal Cremona, und da schrieb er dem Residenten, dass er Ilsung zugleich an ihn und Fra Domenico weise.

Manches Audenken wird der Wunderthäter aus dem böhmischen Kreuzzug mit sich genommen haben; manches Ketzergut wird ihm Maximilian aus der reichen Beute Prags verehrt haben; von dort hatte ja der Herzog (nach der Angabe Dudiks in seinen Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte S. 4) 1500 mit Schätzen jeder Art beladene Wagen nach München mit sich geführt. Viele Hände streckten sich auch in der Folge nach Spolien der Ketzer aus, und dass auch Fra Domenico dabei nicht

fehlte, will ich sofort zeigen. Am 30. August 1622, wo die Unterpfalz fast gänzlich erobert, aber das unglückliche Heidelberg noch nicht eingenommen und geplündert war, schrieb Maximilian aus München an Giambattista Crivelli nach Rom: er drückte ihm erst seine Freude darüber aus, dass der Padre Domenico gesund sei und ihm seine Liebe bewahre, dann fuhr er fort: „Was die Spolien betrifft, welche Seine Väterlichkeit aus solchen begehrt, die in diesen letzten Siegen in der Unterpfalz den Ketzern abgenommen worden sind, so habe ich an den Grafen Tilly, meinen Generallieutenant Befehl erteilt, dass er zusehe, etwas zusammenzubringen, (che veda di mettere insieme qualche cosa), und mir es zuschicke, und wenn das, wie ich hoffe, erfolgt, so werde ich dafür sorgen, dass es auch nach Rom geschickt werde.“ Es befand sich unter der Beute, die bald darauf in Heidelberg gemacht wurde, auch die Palatinische Bibliothek, und sie wurde von Maximilian dem Papst nach Rom geschickt. Auch über diese beklagenswerthe Beraubung Deutschlands an seinem kostbaren wissenschaftlichen Material enthalten die Correspondenzen einige Briefe, welche die Geschichte dieses unseres nationalen Verlusts vervollständigen können.

Es hat aber auch Giambattista Crivelli seine Hände nach der Beute Heidelbergs ausgestreckt. Hier ist ein italienisch geschriebener Brief Tilly's an ihn, aus Regensburg den 11. Februar 1623:

„Vom Doctor Aurelio Gigli und von Vittorio seinem Bruder, meinem Secretär, ist mir Ihr Wunsch mitgeteilt worden, irgend ein kleines Gemälde (qualche quadretto di pittura), oder eine andere Galanterie aus dem Schloss zu Heidelberg zum Andenken zu erhalten. Nun aber befand sich in dem besagten Schloss weder ein Gemälde noch sonst etwas, womit ich als mit einem Präsent bei Ihnen Ehre einlegen konnte. Da ich Ihnen durch die That meine



Ergebenheit zu beweisen wünsche, so habe ich dem oben genannten Doctor Gigli 100 Kaiserthaler einhändigen lassen, und deren mögen Sie sich nach Ihrem Wolgefallen bedienen, wie Sie das noch genauer von demselben Doctor vernehmen werden. Ich bitte Sie dieselben gütigst anzunehmen, und nicht auf die Geringfügigkeit des Geschenks zu sehen, sondern vielmehr auf meinen geneigten Willen Ihnen gefällig und erkenntlich zu sein, denn ich bin mir meiner Verpflichtung gegen Sie bewusst wegen der Zuneigung, die Sie mir bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben, besonders da Sie gleichsam das erste Werkzeug und der sorgsamste Fürsprecher der Geschenke und geistlichen Gnaden gewesen sind, die mir Seine Heiligkeit Unser Herr hat zukommen lassen, welchem Sie gütigst mich des Oeffteren empfehlen wollen, ihm die grosse Freude bezeugend, die ich über die genannten Gnadengeschenke empfunden habe. Und so erbiete ich mich Ihnen mit Bereitwilligkeit und Gott behüte Sie.¹⁾

Nach den heutigen Begriffen von Standesehre, oder von Ehre überhaupt, würde ein Geschenk, wie es Tilly dem bayerischen Gesandten zu machen wagte, als eine Beschimpfung angesehen werden — damals aber wurde das nicht so empfunden. Das Austeilen von Geschenken selbst an vornehme Personen durch Fürsten, oder von städtischen Magistraten war etwas ganz gewöhnliches — man schenkte nicht nur Kleiderstoffe und goldene Ketten, sondern auch baares Geld. Die Denkwürdigkeiten des Ritters von Schweinichen geben einen Begriff von dieser Gewohnheit, und die Sitten jener Zeit, die er geschildert hat, hatten sich im siebzehnten Jahrhundert nicht geändert. Ich wollte das bemerken, um den wackern Baron Giambattista nicht in

1) Molt' Ill^{re} Sig^{re} mio orrevo^{mo} — Di V. S. molto ill^{re} affett^{mo} per servirla Gio. Conte de Tilly: Die Namensunterschrift ist eigenhändig.

einem andern Licht erscheinen zu lassen, als ihm sein eignes Zeitalter gibt.

Sein Verhältniss zum Herzog von Baiern war ein durchaus vertrauliches. Lange, treue Dienste machten ihn seinem Herrn persönlich wert. Maximilian hat die ganze Familie Crivelli's fortdauernd durch sein Wolwollen ausgezeichnet. Er nahm sie unter seine Protection und sorgte für ihr Fortkommen. Ein Sohn Giambattista's, Francesco, kam im Juni 1609 nach München, wo er am Hof mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurde: dies zeigen Briefe sowol Maximilians, als der Herzogin Elisabeth an den Vater des jungen Mannes in Rom. Die letztere schrieb ihm am 22. Juni 1609, dass sein Sohn ihr die Empfehlungsbriefe überbracht und sie ihn empfangen habe auf Grund der Liebe, die das ganze herzogliche Haus für ihn, den Vater, empfinde. Auf einen Brief seines Sohnes aus Tölz, wo dieser seinen Verwandten den Baron Giulio Cesare besucht hatte, schrieb ihm der Vater erfreut zurück, dass er durch die Nachricht von den Ehren, Geschenken und Gunstbezeugungen, die er von den bayerischen Fürsten empfangen habe, ganz verwirrt sei: all dies sei die Wirkung des grossen gütigen Wolwollens, welches ein solcher Fürst und liebenswürdiger Herr ihnen, seinen geringsten Dienern, schenke.

Der junge Crivelli stellte sich in Augsburg auch den Fugger vor. Er bemühte sich, durch solche einflussreiche Verbindungen sein Glück zu machen. Doch schon im September kehrte er nach Rom zurück. Da sein Vater ihm ein spanisches Ritterkreuz zu verschaffen suchte, womit eine Commende verbunden war, so schickte ihm der Herzog bereitwillig Empfehlungsbriefe an die Königin von Spanien und an Don Francisco de Castro.

Im Jahr 1610 kam ein zweiter Sohn des Residenten nach München. „Da mein Sohn Gianangelo, so schrieb

dieser an den Herzog am 10. April, dorthin reist, um in Ingolstadt die Rechte zu studiren, und das auf Rat des Herrn Giulio Cesare Crivelli, meines Verwandten, so empfehle ich denselben, wie mich selbst, der Gnade und Protection Ew. durchlauchtigsten Hoheit, wie Ihnen das ausführlich von dem genannten Herrn Giulio Cesare und meinem eignen Sohne vorgestellt werden wird“.

Nun erschien auch noch ein dritter Sohn Giambattista's am baierischen Hof, Giampietro mit Namen, ein Jesuit: Seine Oberen schickten ihn nach Gratz, dort seine Studien zu vollenden; und auf dieser Reise stellte er sich dem herzoglichen Hause in München vor. Später erhielt er durch die Empfehlung Maximilians einen Canonicat in S. Maria in Trastevere. Unterdess hatte der junge Gianangelo seine Studien in Ingolstadt beendet, dort den Doctorgrad erhalten, und war nach Rom zurückgekehrt. Seine Empfehlungen hatten ihm eine Stellung als Governator im kleinen Fürstentum Sonnino verschafft. Da nun sein Vater Giambattista alt wurde, wünschte er noch bei seinem Leben den diplomatischen Posten, welchen er als baierischer Resident in Rom inne hatte, seiner Familie zuzusichern, und jenem Sohne zu hinterlassen. Eine solche gleichsam erbliche Uebertragung eines Amtes nannte man la sopravivenza. Am 18. April 1618 wandten sich alle drei Crivelli, der Vater, und die Söhne Francesco und Gianangelo, mit Bittgesuchen an den Herzog Maximilian. Francesco versicherte ihn, dass sein Bruder Gianangelo für solches Amt viel geeigneter sei, als er selbst, und er bat ihn dringend, sie alle durch die Gewährung dieser Gnade glücklich zu machen.

Am 9. Mai 1618 erteilte Maximilian in einem Schreiben an den alten Crivelli den gnädigen Bescheid, dass er seinem Sohn die Sopravivenza gewähre.

In Folge dieses officiellen Verhältnisses ist dann der Doctor Gianangelo nach München gegangen und in die Dienste des Herzogs getreten. Er begleitete denselben in irgend einer civilen Stellung im böhmischen Feldzuge, und dort starb er auf der Rückkehr von Prag. Wir erfahren das aus folgendem Schreiben seines Vaters an den Herzog, datirt Rom 19. December 1620:

„Heute erhielt ich den lieben Brief unsers ehrwürdigen teuern Vaters Fra Domenico di Gesu Maria, welcher mir mit seiner gewohnten sanften und liebevollen Art den bitteren Trank zu trinken gibt, mir meldend, dass mein Sohn Gianangelo auf der Rückkehr von Prag nach München dahingeschieden ist. Er konnte sein Leben nicht besser verwenden als im Dienst Ew. Durchlauchtigen Hoheit. Ich bin stolz darauf, dass er unter solchen Umständen, und nachdem er so grosse Freude erfahren und so grosse und herrliche Thaten Eurer Hoheit gesehen, seine Tage beschlossen hat“.

Dem Dienst des Herzogs von Baiern hatte also der Resident Crivelli seinen hoffnungsvollsten Sohn zum Opfer gebracht: und das musste ihn selbst und sein Haus für Maximilian noch werter machen. Er blieb sein Resident in Rom, auch als Paul V. im Jahre 1621 gestorben war. Maximilian erhöhte ihm damals seinen Gehalt, wie wir schon erfahren haben. Er empfahl ihn und seine Familie an den neuen Papst Gregor XV., und an dessen bald allmächtigen Nepoten Ludovico Ludovisi. Er that dasselbe, als Urban VIII. im Jahr 1623 den heiligen Stuhl bestieg — auch da blieb Crivelli auf seinem Posten, und noch besonders liess ihn der Herzog dem neuen Papst durch den Cardinal Zollern dringend empfehlen.

Der alte Crivelli erlitt in demselben Jahr 1623 den Verlust seines andern Sohnes Giampietro; von allen seinen

Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, waren ihm nur übrig geblieben Francesco und eine Tochter. Er bewarb sich jetzt für diesen letzten Sohn um die Sopravivenza. Francesco, welcher nachher 32 lange Jahre der Bevollmächtigte Baierns in Rom gewesen ist, hatte bisher sein Fortkommen in verschiedenen Stellungen gesucht. Im Jahr 1618 war er im Dienst des Cardinals Giambattista Deto, eines Florentiners, gewesen. Es wirft ein etwas unheimliches Licht auf solche Dienstverhältnisse, wenn man liest, was Francesco darüber am 21. Juli 1618 an Aurelio Gigli nach München berichtet hat: seit zwei Monaten habe er sich aus dem Dienst des Cardinals zurückgezogen, und sei jetzt wie ein Fisch ausser dem Wasser; der Herr Cardinal sei in Wahrheit ein schöner junger Mann; wie eine Sirene habe er ihn mit Liebkosungen an sich gezogen und mit Gesang eingeschläfert: er habe bei ihm seinen Ruf zugesetzt; nun müsse er aus Rom für einige Zeit fort. Er erbitte deshalb von Maximilian Empfehlungsbriefe an den Herzog von Parma, von welchem er ein Amt in dessen Staaten in den Abruzzen zu erhalten hoffe, etwa als Governator in Lionessa, oder Cività di Peña, oder Citta Ducale. Auch sein Vater ersuchte den Herzog darum, da doch sein Sohn sich vor Jahren ihm in München persönlich vorgestellt habe.

Maximilian schickte die begehrten Empfehlungsschreiben, und schon im Nov. 1618 dankte ihm dafür der alte Crivelli mit der Meldung, dass sein Sohn das Amt des Richters (Giustiziere) in Cività di Peña erhalten habe.

Drei Jahre später schrieb Francesco dem Herzog aus Bologna, wo er eine von ihm nicht näher bezeichnete Stellung gefunden hatte, und in diesem Brief nannte er sich Cavaliere.

Im Jahre 1623 bat Giambattista den Herzog Maxi-

milian seinem letzten Sohne die Sopravivenza zu erteilen. Sein Gesuch datirt vom 1. April; er meldete darin den Tod Giampietros, und erinnerte den Herzog daran, dass er selbst ihm nun schon 28 Jahre lang diene.

Es findet sich das Rescript Maximilians nicht vor: wahrscheinlich hat er seinem getreuen Diener alsbald die Bitte gewährt.

Der alte Crivelli bekleidete seither sein Amt mit Ehren und grossem Ansehn noch vier Jahre lang. Dann starb er im Juli 1627. Die officielle Meldung seines Todes hat sich nicht erhalten, aber hier sind zwei Briefe, die ihm als Nachruf dienen.

Am 16. September 1627 schrieb Maximilian aus München an Francesco Crivelli:

„Die Nachricht, die Sie mir von dem Tode des Herrn Giambattista Ihres Vaters (Gott habe ihn selig) gegeben haben, ist von mir empfangen worden mit den Gefühlen, welche seinen vorzüglichen Eigenschaften und der Liebe entsprechen, die er mir mit fortdauerndem Eifer und gleicher Treue in Bezug auf alle meine Angelegenheiten bewiesen hat. Deshalb betraure ich mit Ihnen solchen gemeinsamen Verlust, und indem ich das Wolwollen, welches ich für den Genannten immer gehegt habe, auf Sie selbst übertrage, nehme ich gern die Erbietung Ihrer Person von Ihnen entgegen, und werde nicht verfehlen dessen zu seiner Zeit eingedenk zu sein. Unterdess mögen Sie, bis auf meine weitere bestimmte Entscheidung, mit Sorgfalt und Eifer die Erledigung der dort noch schwebenden Geschäfte besorgen, wie es im Besondern die Angelegenheit des Padre Bzovius ist, wegen welcher noch zuletzt einige Schriftstücke abgeschickt worden sind, und auch anderes, womit ich Sie nach Bedarf von Zeit zu Zeit beauftragen werde: denn so werden Sie mir einen willkommenen Dienst

erweisen. Schliesslich erbiete ich mich Ihnen mit allem guten Willen, und Gott behüte Sie¹⁾)

Am 6. November 1627 schrieb Tilly an denselben Francesco aus Lauenburg, wo er sein Hauptquartier hatte: „Der Tod des Herrn Giambattista, Ihres Vaters, ist von mir mit besonderer Empfindung vernommen worden wegen der Liebe, die ich zu diesem Herrn empfand, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften; und diese machen mich glauben, dass das Ende dem guten Leben desselben Herrn entsprochen hat. Er wird zum Himmel aufgestiegen sein, um dort den Lohn seiner guten Thaten zu geniessen. Ich traure mit Ihnen um den Verlust, und ich bin sicher, dass Sie, nachdem Sie dem Gefühl seinen Teil gegeben haben, sich voll Weisheit dem Willen Gottes fügen werden, der uns entzieht, was sein ist. Sie bleiben der Erbe der Güter des Vaters, und werden zugleich auch der Erbe der Liebe sein, die ich für diesen Herrn empfunden habe: sie wird zusammen mit derjenigen, welche ich noch im Besondern für Ihre Person hege, ein Capital bilden gross genug, um Sie zu befähigen, über mich bei allen Ihren Bedürfnissen zu verfügen, und so erbiete ich mich Ihnen in besonderer Zuneigung, küsse Ihnen die Hand, und erlebe von Gott Trost für Sie.²⁾)

Was die diplomatischen Dienste betrifft, welche Giambattista Crivelli fast ein Menschenalter hindurch dem Herzog von Baiern geleistet hat, so geben die gesammelten Correspondenzen davon Zeugniss, aber kein vollständiges. Nicht alle Berichte von Rom her, noch alle Rescripte dorthin sind erhalten. Die Sammlung ist lückenhaft. Manche

1) Ill^{re} Sigre. — Da Monaco li 16. di Settembre 1627. Per compiacerla Il Duca di Baviera Elettore.

2) Molto Illustre sig. mio oss^o — Da Lauenburg 6. Novbre 1627 D. V. S. M. Ill^{re} Aff^m servitor Gio: Conte de Tilly.

Jahre sind sehr dürftig vertreten. So habe ich aus dem Jahr 1625 nur einen einzigen, von 1626 nur drei Depeschen Crivelli's vorgefunden; vom Jahr 1627 gibt es deren nicht eine.

Die Sammlung enthält übrigens keineswegs nur einseitig die Berichte des Gesandten: vieles andere, was durch dessen Hände gegangen und von ihm befördert worden war, ist dort abschriftlich oder in Minuten zu einer Kategorie vereinigt worden. Da sich, wie wir gesehen haben, auch Briefe durchaus privater Natur in ihr vorfinden, so ist wol die gesammte Kanzlei der Crivelli, nach deren Tode, nach München gebracht worden. Die genannten Correspondenzen vereinigen Depeschen des Residenten, Befehle des Herzogs, Rescripte des herzoglichen Rats, Berichte desselben an Crivelli, um diesen über den Gang der Dinge in Deutschland zu unterrichten, Briefe des Herzogs und Kurfürsten an den Papst und die Cardinäle, wie umgekehrt; Briefe des alten Herzogs Wilhelm, und anderer Mitglieder des herzoglichen Hauses. Den Schriftstücken aus der Epoche des zweiten Crivelli (im Bande A. 1630—31) ist sogar eine Reihe der an Maximilian gerichteten Brevia Apostolica vom J. 1619 bis 1631 abschriftlich beigefügt worden, also der Päpste Paul V., Gregor XV. und Urban VIII. Es finden sich ferner mehrere Briefe Tilly's und seines Neffen an Crivelli. Wir sahen, welches freundschaftliche Verhältniss Tilly zu Giambattista unterhalten hat. Von seinen Unternehmungen machte er bisweilen dem Residenten Meldung. Als er den grossen Sieg bei Stadtloos über Christian von Braunschweig erfochten hatte, beauftragte er Crivelli in einem Brief von dort am 9. August 1623, das dem Papst kund zu geben, und ihm zu berichten, dass von den Feinden 6000 Mann gefallen, 4000 gefangen seien. Es finden sich ferner Empfehlungsbriefe Maximilian's für nach Rom reisende Deutsche; so einmal solche an den Papst Paul V. und den Cardinal Borghese vom 24. April 1616,



wo der Herzog zwei Verwandte Wallensteins, die böhmischen Barone Rudolf und Maximilian dringend empfiehlt. Auch liegt das Breve jenes Papstes vom 26. Juni an Maximilian bei, worin er dem Herzog zu wissen gibt, dass er ihm zu Liebe die beiden Brüder Wallenstein gern empfangen habe.

Auch als Agenten für Ankäufe von Kunstgegenständen hat sich Maximilian des Crivelli bedient. Die Correspondenzen enthalten darüber hie und da Nachrichten, welche dem Kunsthistoriker in Bezug auf die Entstehung der münchener Sammlungen von einigem Wert sein können. So trug Maximilian seinem Residenten in Rom, am 2. Januar 1613 auf, für ihn Gemälde von Michel Angelo, Rafael und ihren Zeitgenossen anzukaufen, und Crivelli schickte ihm eine Liste, worin er Bilder von Ghirlandajo, Perugino, Sebiastiano dal Piombo, Masaccio, Andrea del Sarto, und andern Meistern als in Betracht kommend auführte. Ein anderes Mal, am 12. Sept. 1613, schreibt ihm Maximilian, dass er die Zusendung der Statue des Bacchus erwarte, ehe die kalte Jahreszeit eintrete.

Bei dieser Gelegenheit ist auch für die Geschichte der Musik am herzoglichen Hof zu München die Bemerkung wertvoll, dass Maximilian in demselben Jahre 1613 einen Nachkommen des berühmten Orlando di Lasso, welcher als Kapellmeister des Herzogs Wilhelm am 14. Juni 1594 in München gestorben war, in Rom studiren liess. Dies war Ferdinando di Lasso. Der grosse Tonsetzer hatte zwei talentvolle Söhne, Ferdinand und Rudolf, beide in der Münchner Capelle angestellt; da der erste im Jahr 1609, Rudolf aber 1625 starb, so kann der in den Correspondenzen genannte Ferdinando nur Orlando's Enkel sein, welcher im Jahr 1636 gestorben ist. Maximilian hatte ihn nach Rom geschickt, um unter dem Maestro Suriano sich auszubilden. Der Herzog forderte ihn nach München ab, verlängerte aber seinen Aufenthalt in Rom um drei Monate. Dies

geht aus folgendem Schreiben an Crivelli vom 24. Juli 1613 hervor: „Aus Ihrem Brief vom 6. habe ich vernommen, welche Fortschritte dort Ferdinando Lasso in der Musik macht, und dass er jetzt im Stande ist zurückzukommen und Dienste zu leisten, sobald er noch drei Monate sich in Rom wird aufgehalten haben, um Allegro-Compositionen in modernem Stil zu machen, nachdem er bisher sich mit ernsten beschäftigt hat. Ich sage Ihnen deshalb, dass ich zufrieden bin, ihn noch die genannten drei Monate dort zu lassen, damit er sich so viel als möglich zu vervollkommen suche nicht allein im Componiren, sondern auch in der Ausübung, und Concerte zu zwei, drei und mehr Chören zusammensetze. Dann mag er hierher zurückkehren“.

Es liegt ein Brief desselben jungen Lasso an Conrad Büchler vor, den Kammerdiener des Herzogs, vom 23. August 1613, worin er um Reisegeld bittet.

Im Ganzen bedarf es kaum der Bemerkung, dass man von unsern Correspondenzen keine Aufschlüsse über die wichtigsten politischen Ereignisse, ihre Ursachen und geheimen Triebfedern erwarten darf. Der Resident war innerhalb seiner amtlichen Sphäre in sie nicht eingeweiht, vielmehr in allen Angelegenheiten der grossen Politik nur der beim Papst beglaubigte Vermittler und Depeschenträger. Er führte bei ihm ausserordentliche Boten seines Herrn ein. So war der Baron Wilhelm Fugger im April 1623 nach Rom geschickt worden, den Papst um die Bestätigung der zu Regensburg auf Maximilian übertragenen Kur zu bitten, und Crivelli hatte diesen Abgesandten in sein eigenes Haus aufgenommen.

Dafür dankte ihm Maximilian in einem Brief aus München am 26. April. Zuvor hatte ihm der neue Kurfürst aus Regensburg am 25. Februar geschrieben, dass er an diesem Tage öffentlich mit der Kur investirt worden sei. Er gebe davon dem Papst und dem Cardinal Ludovisi

Nachricht: diese Briefe solle Crivelli ihnen mit Complimenten überreichen und den Dank ausdrücken, welchen er, Maximilian, dem heiligen Stul für alles dasjenige schulde, was derselbe in dieser Angelegenheit gethan habe. Sodann solle er die beiliegenden Briefe an einige Cardinäle abgeben, und andere noch nicht mit Adressen versehene Schreiben an solche Cardinäle adressiren, von denen er glaube, dass sie in dieser Sache wol gesinnt seien. Vom 1. März 1623 findet sich auch ein Brief Aurelio Gigli's aus Regensburg an Crivelli vor, worin er die Feierlichkeit der Uebertragung der Kur ausführlich beschrieben hat.

Dieser eine Fall mag für viele andere von ähnlicher Bedeutung znm Beweise dienen, dass aus den Correspondenzen keine wirklich diplomatischen Aufschlüsse zu gewinnen sind. Es ist selten, dass sie in dieser Hinsicht so viel Licht verbreiten, wie einmal jene Audienz Crivelli's beim Papst in Bezug auf die römische Königswahl Ferdinands III., von der ich in meiner Schrift „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser“ Mitteilung gemacht habe. Es findet sich auch der undatirte Entwurf eines Schreibens Maximilians an Crivelli vor, auf Veranlassung des Todes des Kaisers Mathias; der Herzog befiehlt seinem Residenten, Gerüchten, die entstehen könnten, dass er nach der Kaiserkrone strebe, entgegen zu treten, denn er wünsche nichts, als die Wahl des Königs Ferdinand. Bisweilen haben die Correspondenzen ein locales und zugleich chronologisches Interesse; so gibt es drei Briefe Maximilians aus dem böhmischen Kriege; aus Linz vom 21. Aug. 1620, aus Greilenstein vom 10. Sept., aus Budweis vom 24. Sept.; aus dem Lager vor Pilsen vom 24. October 1620. Aus Prag findet sich keiner vor, nach der Rückkehr von dort einer aus München, vom 16. Dec. 1620. Alle diese Briefe sind ohne politischen Inhalt, nur jener aus Linz datirte ist merkwürdig, weil Maximilian darin

Crivelli befiehlt, dem Papst vorzustellen, dass die über ihn, den Herzog, ausgesprengten Gerüchte falsch seien, wonach er zu den Kriegskosten nicht den dritten Teil dessen beigetragen haben sollte, was der Bischof von Augsburg geleistet habe. Vielmehr sei sein Beitrag grösser, als dessen ganzes Bistum wert sei; er allein habe die Munition geliefert, und überhaupt einen ungeheuren Kostenaufwand bestritten. Er kenne die Person, welche dergleichen Gerüchte aussprengte; es sei dies Remboldo, ein Auditor der Rota.

Es gab andere, zumal viele kirchliche Beziehungen Baierns zur römischen Curie, wobei der Resident seine amtliche Stellung voll zur Geltung zu bringen hatte. Nur beiläufig erinnere ich auch an den bekannten Prozess, welchen Maximilian gegen Bzovius, den Fortsetzer der Annalen des Baronius, auf Grund seiner Verunglimpfung des Kaisers Ludwig des Baiern bei der römischen Curie betrieben hat. Die Correspondenzen enthalten über diese Angelegenheit eine grosse Reihe von Rescripten; sie ziehen sich vom Jahr 1623 bis 1628 hin, und wurden besonders lebhaft geführt, als der Sohn Giambattista's die Stelle des Residenten erhalten hatte.

II.

Francesco Crivelli wurde der Nachfolger seines Vaters, zuerst als diplomatischer Agent; in dieser Eigenschaft hat ihn der bairische Kurfürst durch ein Schreiben vom 11. Nov. 1627 beglaubigt. Die stürmische Zeit, welche bald darauf Maximilian selbst in die gefährlichsten Conflictte und Katastrophen verwickelte, gab der Stellung Francesco's in Rom eine viel grössere Wichtigkeit, als sie diejenige seines Vaters gehabt hatte. Ich meine die masslosen Uebergriffe des Kaisers nach der Besiegung der Protestanten und ihres Führers, des Dänenkönigs; die Umsturz-Pläne Wallensteins im Reich; den feindlichen Gegen-

satz des Papstes Urban VIII. zum Hause Habsburg; seine Verbindung mit Frankreich, in welche der mit dem Kaiser gespannte Kurfürst von Baiern hineingezogen wurde; endlich die Invasion Gustav Adolf's mit allen ihren die Verhältnisse Deutschlands und der andern Mächte umwälzenden Folgen.

In dieser Epoche hat Francesco Crivelli seine Geschäfte bei der Curie mit solchem Eifer geführt, dass der Kurfürst ihn als einen seiner treuesten Diener geehrt und bis zu seinem Tode mit Wolwollen ausgezeichnet hat. Als Bevollmächtigter desjenigen deutschen Fürsten, welcher das Haupt der katholischen Liga war und durch sein politisches Talent fast die Bedeutung einer europäischen Macht erlangt hatte, war Crivelli ein sehr angesehener Mann in Rom. Aus Schmeichelei für Maximilian machte Urban VIII. diesen seinen Agenten zu seinem Kämmerer, und der Kurfürst dankte dem Papst dafür durch ein Schreiben vom 8. Februar 1629.

Aber erst im Jahr 1632 erfolgte die Ernennung Francesco's zum wirklichen Residenten Baierns am päpstlichen Hof, wie es sein Vater gewesen war. Diese Erhebung verdankte er der Fürsprache seines besondern Gönners, des Staatssecretärs Barberini. Am 16. Juni schrieb Maximilian vom Lager vor Regensburg an diesen Cardinal, ihm kund zu geben, dass er seiner Empfehlung willfabre. Mehr als vier Jahre lang hatte also der Kurfürst mit dieser Ernennung gezögert, wol eher aus Vorsicht und Klugheit, als wegen seiner immerhin übeln finanziellen Lage aus Sparsamkeit. Der Resident trat jetzt in den Rang wirklicher Gesandten, und musste fortan seinen Herrn mit entsprechendem Anstand vertreten.

Am 10. Juli 1632 schrieb er an Aurelio Gigli: er dankte für die ihm zugekommene Ernennung: jetzt müsse er ihr gemäss auftreten, und einen Palast [halten. Er

brauche sechs Bediente (staffieri), denn so viel habe der Minister eines selbständigen Fürsten nötig; der Gesandte des Herzogs von Modena halte deren noch mehr. Jährlich werde er 200 Scudi für Livreen ausgeben müssen. Er beanspruche, dass man fortan in Briefen der Titulatur Vosignoria das Illustre hinzufüge, seines Ranges wegen, wenn er an ihn gerichtete Briefe vorzuzeigen habe. Er schrieb nochmals an demselben Tage dringend um Unterstützung, da er als Resident eines so grossen Kurfürsten nicht über die Achsel angesehen werden wolle. Er führte als Beispiel den Residenten des Erzherzogs Albert von Flandern an, welcher seines grösseren Aufwandes wegen mit mehr Ehrerbietung behandelt werde.

Es folgten hintereinander Briefe desselben Inhalts, dringende Forderungen um Zuschuss; er werde nicht so oft darum sollicitiren, wie es sein verstorbener Vater gethan habe — aber er brauche Geld, um seinen Aufzug (ingresso) als Resident zu halten.

In München fand man solche Ansprüche zu hoch; der Fürst von Zollern, welcher das dortige Cabinet leitete, wies sie ab, und Crivelli beklagte sich beim kurfürstlichen Rat Aurelio Gigli, dass jener ihm den gebührenden Titel Illustrissimo nicht gegeben habe, den ihm doch mehrere Cardinäle in Briefen nicht versagt hätten. Man halte sechs Bediente für Luxus; es gebe aber keinen Cardinal, der weniger als acht habe; der Gesandte Savoiens halte deren sogar zehn. Als sein Vater Giambattista zum Residenten ernannt wurde, habe man ihm die Livree bezahlt, und noch dazu eine mit Sammt ausgeschlagene Kutsche; auch habe er dann und wann vom Hof Zuschüsse erhalten. Der Fürst von Zollern besitze keine Kenntniss vom Wesen des römischen Hofes, wenn er die Kleinigkeit von ein paar hundert Scudi dem Residenten des Kurfürsten verweigere und dadurch das Ansehn seines Gebieters mindere. Mein Herr

und Gönner, so schrieb Crivelli an Gigli, die Zeiten sind vorüber, wo Bertha spann (*padron mio, non è più il tempo che Berta filava*).

Nach vielen eindringlichen Vorstellungen erfolgte endlich ein Rescript Maximilians, wodurch seinem Residenten der bisherige Gehalt verdoppelt wurde: er erhielt jährlich 600 Scudi, was 900 Gulden gleichkam; und ausserdem 100 Scudi für Livreen.

Ich kann leider nicht mittheilen, in welcher Form und mit wie viel Pomp der wackere Gesandte seine solenne Auffahrt zum Vatican gehalten hat. Seinen Rang hat er immer mit Festigkeit zu behaupten gewusst, und das war nicht leicht in jener Zeit der peinlichsten Etikette und des beständigen Streites um Rangansprüche unter Diplomaten, Höflingen und Grossen. Der römische Hof bot gerade unter Urban VIII. ein weltbekanntes Beispiel davon dar, in jenem durch lange Jahre nicht nur dort, sondern an vielen Höfen Europa's fortgesetzten Streit um den Rang, welchen des Papsts Neffe Don Taddeo Barberini als Stadtpräfect beanspruchte. Auch unser Crivelli kam in einen Conflict solcher Art mit dem Cardinal Gasparo Borgia, dem ordentlichen Botschafter des Königs von Spanien in Rom, welcher wegen seines bekannten im Consistorium gegen den Papst erhobenen Protestes mit diesem im heftigsten Zerwürfniß lebte, und schon aus politischen Ursachen den Vertreter des Kurfürsten von Baiern, den entschiedenen Günstling der Barberini, geringschätzig behandelte. Der Brief, welchen Crivelli in dieser Angelegenheit am 24. Februar 1635 an den Rat Gigli geschrieben hat, ist zugleich ein höfisches Sittengemälde, und darum der Mittheilung wert:

„Damit Sie bei guter Gelegenheit den Durchlauchtigsten Kurfürsten unsern gemeinsamen Herrn von dem unterrichteten können, was zwischen dem Botschafter des Königs von Spanien und mir vorgefallen ist, will ich Ihnen alles ge-

treulichst melden. Als ich im Namen Sr. Durchl. Hoheit das erste Mal Se. Eminenz zu begrüßen ging, kam er mir nicht so weit entgegen als schicklich war, sondern er behandelte mich als einfachen Cavalier. Im Gespräch nannte er niemals den Durchlaucht. Kurfürsten als solchen, sondern er sprach immer nur schlechtweg vom Herzog. Zum Beispiel: wie geht's dem Herzog — der Herzog hat das und das gethan — ohne je vom Titel Hoheit Gebrauch zu machen. Beim Hinausbegleiten behandelte er mich so geringschätzig, dass ich sagen kann, er betrachtete mich ausschliesslich als eine Privatperson. Ebenso und noch schlimmer verfuhr er mit mir bei meinem zweiten Besuch, welchen ich ihm unter der mir vom Jesuitenpater-Assistenten Portugals gegebenen Versicherung machte, dass der Botschafter ihm erklärt habe, mich meinem Range gemäss zu behandeln. Er hat mir niemals den Besuch erwiedert, wie die andern Botschafter des Kaisers und der Könige so zu thun gewohnt sind; und doch habe ich trotz solcher Behandlung versucht, ihn mit allerlei Beweisgründen, auch mit dem Beispiel der andern spanischen Bevollmächtigten, zur Vernunft zu bringen, doch das hat nichts gefruchtet.

Als ich Sr. Eminenz in der Stadt begegnete und nicht anhielt, hat er mir durch eine dritte Person sagen lassen, er halte es für schicklich, dass ich bei seiner Begegnung anhalte. Da habe ich dem Boten geantwortet, das Anhalten sei kein Act der Pflicht, sondern nur der Artigkeit, und ich sei nicht in der Lage solche dem Botschafter zu erweisen, der mich misshandelt habe. Da ich vor meiner Ernennung zum Residenten nicht gewohnt gewesen sei vor den Botschaftern Spaniens, Frankreichs und des Kaisers stehen zu bleiben, so dürfe ich solche Complimente jetzt um so mehr unterlassen, als ich meine gegenwärtige Stellung einnehme. Der Bote fand sich von meinen Gründen nicht nur befriedigt, sondern er wunderte sich auch über

solches Verfahren mit mir, ja er erbot sich mir jede genügende Genugthuung zu verschaffen, obwol das zu nichts geführt hat.

Nun aber hat mir der Botschafter durch einen Andern wissen lassen, er werde mich, wenn ich in Zukunft nicht vor ihm stehen bleibe, dazu mit Gewalt nötigen. Darauf habe ich geantwortet, das sei nicht die Art mit meines Gleichen umzugehen; ich erkenne in Rom niemand über mir als den Papst und den Cardinal Barberini; der Botschafter sei Minister seines Königs, wie ich der meines Fürsten; nur die Titel Botschafter und Resident seien verschieden; ich sei dessen sicher, dass er wol überlegen werde, was er zu thun habe, wonicht, so werde ich ihm gebührlich zu dienen wissen. (Wir andern nennen das freilich spanische Bravaden, und wissen schon was man davon zu halten hat.)

Seither sind wir einander nicht mehr begegnet, ausser in der vorigen Woche am Dienstag auf dem Corso, wo ich meinen Platz genommen hatte, das Rennen um das Palium Urbino's mit anzusehen. Obwol ich dort mit meinem Wagen hielt, so haben doch im Vorüberfahren die Botschafter des Kaisers, Frankreichs, Savoiens und die Cardinäle alle still gehalten um mich zu begrüßen; als aber der von Spanien vorbeikam, hat er nicht allein nicht stillgehalten, sondern nicht einmal meinen Gruss erwiedert. Freilich war er unbedeckten Hauptes wegen der Grösse, die er von Andern empfangt; doch der Cardinal Barberini erhob sich so bald er an mir vorüberfuhr.

Zuvor bin ich immer mit Geschicklichkeit jeder Gelegenheit zum Verdruss aus dem Wege gegangen. Ich will nicht wiederholen, wie eifrig ich mich bemüht habe, die Sache mit dem Botschafter auf ehrenhafte Weise beizulegen, denn davon habe ich Sie bereits in Kenntniss gesetzt. Als ich dem Cardinal Della Cueva die Prätensionen des Bot-

schafters, der mir auf so schöne Art gebieten will, auseinander setzte, entgegnete er mir, das seien Excesse, die ihm ungläublich schienen. Aber der Herr Cardinal Barberini und der Jesuitengeneral sind von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt; sie mögen urtheilen, wer von uns Unrecht hat. Um diese Spanier zufrieden zu stellen, bliebe nichts anderes übrig, als die Adoration. Hier wird alles und jedes genau abgewogen, und besonders von ihnen selbst; je nach der Person richtet sich die Art sie zu behandeln. Begehen nun die Grossen in dieser Hinsicht eine Unterlassung, so folgen ihrem Beispiel auch die unter ihrem Range stehenden; und so wird die Person desjenigen, der sich misshandeln lässt, von allen missachtet. Wenn ich so extravagant sein wollte, wie dieser Resident Lothringens hier, welcher beansprucht mir nicht nachzustehen und öffentlich behauptet, dass sein Fürst unserm Durchl. Kurfürsten gleich sei, so würde ich Tadel verdienen, aber ich bin niemals aus den mir gebührenden Schranken herausgetreten. Ich habe nie die Rechte überschritten, die mir zukommen, und verweigere sie daher auch andern nicht: ich lasse den Residenten Polens und Ungarns stets den Vortritt. Immer habe ich alles mit dem Herrn Cardinal Barberini besprochen, und dieser weiss, ob meine Ansprüche gerecht sind oder nicht. Aber für eine gewisse Art von Menschen, die über alle hinaus sein wollen, ist Unrechtthun in ihrer Weise eine Tugend, und Rechtthun nach anderer Weise eine Sünde. Damit will ich meinen Discurs schliessen: das übrige schreibe ich in Ziffern⁴.

Die Correspondenzen Francesco Crivelli's umfassen die Epoche vom Jahre 1628 bis zum Juni 1659. Sie haben durchaus die Natur jener seines Vaters und Vorgängers, denn wie diese enthalten auch sie vielerlei Schriftstücke, welche durch die Hände des Residenten gegangen waren. Wenn sie auch darin mit dem Charakter jener überein-

stimmen, dass aus ihnen keine Aufschlüsse über das Gewebe der innersten Politik Maximilians und seiner Beziehungen zu den am dreissigjährigen Krieg beteiligten Mächten zu erwarten sind, so habe ich doch schon bemerkt, dass sie wegen der Epoche selbst mehr diplomatische Wichtigkeit haben und auch reichhaltiger sind, als die Correspondenzen aus der Zeit Giambattista's.

Um von ihrem Inhalt, wenigstens in ihren ersten Partien einen Begriff zu geben, will ich der Reihe nach Einzelnes hervorheben.

Den Anfang macht mit dem 5. Januar 1628 ein Befehl des Kurfürsten wegen Betreibung des Prozesses wider Bzovius, durch Vermittlung des Cardinals Cremona.

Es folgen viele Briefe Maximilians die Reform der Franziskaner in Baiern betreffend.

Es folgen Schreiben von Personen des kurfürstlichen Hauses an Crivelli, so vom Herzog Albert, dem Bruder Maximilians, und von der Herzogin Mathilde, seiner Gemalin, einer Tochter des Landgrafen Georg Ludwig von Leuchtenberg. Mathilde verlangte 50 Indulgenzen vom Papst, wie solche vor Jahren ihr Schwiegervater, der Herzog Wilhelm, erhalten habe, zu ihrem eigenen Trost, und um sie an ihre Kinder und andere Personen zu verteilen. Die Sache machte Schwierigkeiten; nur 20 Indulgenzen vermochte Crivelli zu erlangen, und damit begnügte sich die Herzogin. Auch vom alten Herzog Wilhelm finden sich nicht wenige, eigenhändige Briefe.

Am 30. März 1628 schickte Maximilian an Crivelli ein Pack Schriftstücke der Katholiken Englands; er solle sie dem Papst und dem Cardinal-Nepoten übergeben, und ihnen die vernachlässigten Interessen jener Glaubensgenossen dringend empfehlen; er erinnere an den Spruch: *afflictis non est addenda afflictio*.

Mit demselben Jahre 1628 beginnen die politischen

Verwicklungen in Folge des mantuanischen Erbfolgekrieges — die Spannung des Papstes zu den beiden habsburgischen Dynastien Spanien und Oesterreich vergrößert sich: der Kurfürst wird in dieselbe hineingezogen: denn Frankreich und der Papst bemühen sich ihn von den Interessen des Kaisers abzutrennen, um der Uebermacht des Hauses Habsburg durch Baiern einen Damm entgegenzustellen. Alle diese Vorgänge, die sich durch mehrere Jahre hinziehen, reflectiren sich in den Correspondenzen — ich habe davon bereits Gebrauch gemacht, und kann daher auf meine diese Angelegenheiten betreffende Schrift verweisen. Es findet sich ein Schreiben Maximilian's, aus München vom 13. Juli 1628, an den Papst: er dankt ihm für die ihm gemachte Kundgebung seiner Freude über die Siege der Katholischen und ganz im Besonderen für den väterlichen Glückwunsch zur Besetzung von Stade. Diesen Ort hatte Tilly am 7. Mai 1628 eingenommen: siegreich drang die Liga gegen Norden vor, während der Kaiser seine Hand auf die baltischen Küsten legte, Wallenstein sich bereits in den Besitz Mecklenburgs gesetzt hatte, und Stralsund bedrängte. Die Katastrophe näherte sich. In Rom wurde Crivelli vom französischen und venetianischen Botschafter umworben, und vom Papst geliebkost.

Es finden sich Depeschen Crivelli's aus der ersten Hälfte des Jahres 1629 bezüglich auf den Einspruch des Kurfürsten von Baiern als Haupt der Liga gegen die Besitznahme der den Protestanten entrissenen Stifter in Niedersachsen durch den Kaiser, denn diese seien durch Tilly mit den Waffen der Liga erobert worden. Von Tilly selbst liegen mehrere Briefe an Crivelli aus jenem und dem folgenden Jahre vor. Er schreibt aus Stade, seinem Hauptquartier; er empfiehlt dem Cardinalnepoten die Protection der Jesuiten und ihrer drei zu gründenden Collegien in Verden, Stade und Lüneburg. Er fordert

dringend die Erteilung des Bistums Verden an den Bischof von Osnabrück, was auch erfolgte.¹⁾

Am 9. März 1630 meldete Crivelli dem Kurfürsten den Tod des bekannten Padre Domenico, was ein grosser Verlust für jenen sei.

Am 25. März 1630 condolirte Maximilian dem Papst wegen des Todes seines Bruders Don Carlo Barberini. An demselben Tage bittet er Urban VIII. um die Beatification des Papstes Gregor X., welcher einst Archidiaconus von Lüttich gewesen sei, und dessen Heiligsprechung sein eigener Bruder, der Kurfürst von Köln, besonders wünsche.

Mit dem Jahre 1630 werden die Correspondenzen immer reichhaltiger. Es erfolgte die Katastrophe auf dem Reichstage zu Regensburg — die wichtige Audienz Crivelli's wegen der römischen Königswahl, welche dort vereitelt wurde, habe ich bereits mitgeteilt, wie auch Einiges, was den italienischen Frieden betraf.

Der Rat Aurelio Gigli hatte den Kurfürsten nach Regensburg begleitet; von dort schrieb derselbe schon am 1. Juli an Crivelli, und dann weiter noch sehr umständliche Berichte vom Kurfürstentage, welche aber leider jeder politischen Wichtigkeit entbehren.

Tilly gab aus Regensburg am 21. October 1630 dem Residenten in einem Schreiben Meldung von dem glücklichen Abschluss des italienischen Friedens, und Crivelli berichtete am 2. November an Gigli über den Eindruck, welchen dieser Friedensschluss auf den beglückten Papst gemacht habe.

Es folgten Unterhandlungen wegen der von Maximilian geforderten Unterstützung der katholischen Liga, in der

1) Siehe über diese Angelegenheiten O. Klopp Das Restitutionsdict im nordwestlichen Deutschland in „Forschungen zur deutschen Geschichte“ I. 1862.

Zeit als die Invasion des Schwedenkönigs alle Verhältnisse in Deutschland gewaltsam änderte und den Kurfürsten vor die Alternative stellte, entweder mit Frankreich und Schweden sich zu vertragen, oder sich wieder an den Kaiser fest anzuschliessen. Doch über diese wichtigen Dinge dürfen wir in den Correspondenzen keine vertraulichen Mittheilungen suchen. In derselben Zeit bemühte sich Crivelli eifrig im Vatican um die Unterstützung der katholischen Liga; er setzte auch die betreffenden Erlasse des Papstes durch — dessen Breve an den Nuntius in Wien von 9. April 1631 liegt in den Correspondenzen vor.

Zum Zweck den Papst günstig zu stimmen, scheint Maximilian damals dessen Prätionen wegen des Ranges befürwortet zu haben, welche er für seinen mit der römischen Präfektur investirten Nepoten geltend machte. Es findet sich der Entwurf seines Gratulationsschreibens an diesen Don Taddeo Barberini vor, datirt München den 5. Juni 1631, und die Danksagung des Präfecten an den Kurfürsten aus Rom vom 9. August 1631. Am 6. September richtete Crivelli an den Rat Gigli und noch besonders an Maximilian Briefe im Namen des Papsts und des Cardinals Barberini, worin er bat die Rangansprüche des Stadtpräfecten anzuerkennen, und sie beim Kaiser zu befürworten.

Darauf bezieht sich der Entwurf eines Schreibens des Kurfürsten an Crivelli, München 24. September 1631, worin derselbe erklärt, dass er dem Papste zu gefallen sich in diesem Sinne beim Kaiser verwenden wolle. Um solche Erbärmlichkeiten setzte man im Vatican die Höfe Europa's in Bewegung in derselben Zeit, wo die Siege Gustav Adolfs das Reich und die katholische Kirche in die äusserste Gefahr brachten.

Der Kurfürst von Baiern hatte am 8. Mai 1631 den Schutzvertrag mit Frankreich abgeschlossen; man erwartete grosse Dinge: ein Abkommen mit Schweden selbst. Vieles

Gerüchte waren nach Rom gedungen — die spanische Partei am dortigen Hof tadelte laut den Kurfürsten, der sich vom Kaiser abtrennen wolle, und ihm jede Unterstützung verweigere. Schon am Ende des Jahres 1631 hatte Crivelli von diesen Reden nach München berichtet. Darauf schickte ihm Maximilian am 29. Januar 1632 eine Information zu seiner Rechtfertigung, mit dem Befehl dieses Schriftstück in Rom zu verbreiten und namentlich auch dem Cardinal Barberini zukommen zu lassen.

In derselbe Zeit, am Anfange des Jahres 1632, steigerte sich das Zerwürfniß Spaniens und des Reiches mit dem Papst, der diesen Mächten jede weltliche und geistliche Unterstützung gegen den Schwedenkönig versagte, bis zu dem bekannten Auftritt im Consistorium am 8. März, wo der spanische Botschafter-Cardinal Gasparo Borgia wider das Verfahren Urban's öffentlich Protest einlegte. Von allen diesen Vorgängen findet sich auffallender Weise nichts in den Depeschen Crivelli's. Während der Katastrophe im Consistorium war er freilich nicht in Rom anwesend, da ihn der Kurfürst nach Florenz geschickt hatte, dem Grossherzog von Toscana zu condoliren, dessen Gemalin die Erzherzogin Maria Magdalena gestorben war. Es fehlen daher die Depeschen Crivelli's vom 7. Februar 1632 ab, wo er noch aus Rom berichtet hatte, bis zum 20. März 1632, wo er wieder zurückgekehrt war. An dem genannten Tage machte er dem Rat Gigli einen ausführlichen Bericht von seiner in Florenz ausgeführten Sendung.

Bald darauf brach das Verderben über den Kurfürsten und sein von dem Schrecken des Kriegs bisher durchaus verschontes Land herein. Nachdem seine unter Vermittlung Frankreichs mit Gustav Adolf betriebenen Unterhandlungen wegen der Neutralität abgebrochen waren, drang die schwedische Armee südwärts über die Grenzen Baierns vor.

Für die Entwicklung dieser Katastrophe bieten zwar

die Correspondenzen kein neues Material dar, doch lassen sie den, unter allen auch den peinlichsten Verhältnissen, fortgesetzten Verkehr des Kurfürsten mit seinem Residenten in Rom verfolgen.

So schreibt ihm Maximilian am 14. April 1632 vom Lager am Lech, dass er sich längs dieses Flusses mit der Armee befinde, um dem Schwedenkönig den Uebergang zu verwehren. Nachdem Gustav Adolf diesen Uebergang in dem mörderischen Kampf bei Rain sich erzwungen hatte, wo der greise Tilly zum Tode verwundet wurde, und Maximilian sich in das feste Ingolstadt zurückgezogen hatte, schrieb er von dort an Crivelli am 21. April, und legte seinem Brief einen Bericht an den Cardinal Barberini bei. Das Schreiben an diesen lautet, wie folgt:

„Der Schwede war am 15. dieses mit seiner ganzen Armee von Donauwörth aufgebrochen und begann mit grossem Fleiss nicht weit von Rain eine Brücke über den Lech zu schlagen. Begünstigt und gedeckt von der Dunkelheit der Nacht und einem dichten Nebel, welcher am Morgen einfiel, vermochte er nicht allein sich am Flussufer zu befestigen, sondern auch seine Artillerie so vortheilhaft aufzupflanzen, dass er unter ihrem Schutz die Brücke hinreichend vorwärts bringen konnte. Unterdess wurde von beiden Seiten ein heftiges Musketen- und Kanonenfeuer unterhalten, und unter beständigem Gefechte hielt sich der Feind auf der andern Seite bis zum Beginn der Dunkelheit der folgenden Nacht. In diesem Gefecht wurde der Baron Aldringen, der General der kaiserlichen Artillerie, und bald darauf der Graf Tilly, dieser von einem Passavolant über dem Knie des rechten Beines, der ihm den Hüftknochen zerschmetterte, und jener von einem Falconet am Kopf getroffen, und beide mussten sich deshalb zurückziehen und ihren Posten verlassen. So sah sich der durchlauchtigste Kurfürst mit unserm geringen Volke im Angesicht des an Zahl weit

überlegenen Feindes ausser Stande, diesem den Uebergang zu verwehren, wenn er nicht zugleich die Armee, das ganze Reich und die Religion auf das Spiel setzen wollte: er entschloss sich vielmehr nach reiflicher Beratung mit seinem ganzen Volk nach Neuburg und Ingolstadt sich zurückzuziehen. Und das ist auch in guter Ordnung und ohne Verlust geschehen. Er erwartet gegenwärtig den ihm von Sr. kaiserlichen Majestät versprochenen Succurs, um dann, sobald die Armee an Zahl und Kraft gestärkt sein wird, mit weniger Gefahr den Feind aufzusuchen, und wenn es Gottes gnädigem Beistand gefällt, zurückzutreiben.“

Die nächsten, in den Correspondenzen aufbewahrten Briefe des Kurfürsten an Crivelli datiren aus Regensburg vom 6. Mai 1632 ab. Aus dem dortigen Lager schreibt er ihm am 12. Mai:

„Der Feind legt mit unglaublicher Wut dieses arme Land in Asche, und haust ärger als Türken und Barbaren, so gross ist sein und der Seinigen Hass aus dem einzigen Grunde der Religion. Mir allein schreibt er alles zu, was in Deutschland zum Nachteil der Protestanten und anderer Ketzler geschehen ist, und diese stacheln ihn auf, obwol er schon selbst hinreichend zu meinem Verderben gestimmt ist. Auch Landshut ist in seine Gewalt gefallen; sobald der Succurs eingetroffen ist, will ich mit Gottes Hilfe meinen Entschluss fassen.“

Briefe über die weiteren Vorgänge, z. B. die Einnahme Augsburgs und Münchens, finden sich nicht vor — nur solche Crivellis, die fast immer an den Rat Gigli gerichtet sind, worin der Resident sein tiefes Bedauern über die Niederlagen in Baiern, die Besetzung Münchens, den Tod Tillys ausdrückt, und auch von den finstern Gerüchten redet, welche in Rom umgingen, dass nämlich München geplündert, Ingolstadt erobert, der Kurfürst und die Kurfürstin in schwedische Gefangenschaft geraten seien.

Dann berichtet der Resident von seinen unausgesetzten Bemühungen um Unterstützung des Kurfürsten durch den Papst, und von seinem wenig tröstlichen Erfolge.

Noch am 12. Juni ist folgendes Schreiben Maximilians an Crivelli aus Regensburg datirt: „Mit diesem schicke ich Ihnen ein Blatt den Bericht über den Zustand der Angelegenheiten hier enthaltend: dies werden Sie dem Herrn Cardinal Barberini übergeben. Der Feind lässt ein Denkmal zurück, welches länger als ein Jubiläum dauern wird; man sieht mehr Asche als Häuser; von der nicht geringen Beute, die er in meinen Residenzen und Palästen an mehreren Orten gemacht hat, will ich nicht reden. Man muss sich in Allem dem Willen Gottes unterwerfen, der Sie schützen und erhalten möge. Aus dem Lager bei Regensburg.“

Dann folgt in eigenhändiger Nachschrift:

„Seit meiner Abreise von München habe ich nur zwei Briefe von Ihnen empfangen und ebenso viele vom Herrn Cardinal Barberini.“

Am 16. Juni brach Maximilian von Regensburg auf; von diesem Tage ist noch aus dem dortigen Lager ein Schreiben des Kurfürsten an den genannten Cardinal datirt, ihm anzuzeigen, dass er seiner Empfehlung willfahrend Crivelli zu seinem Residenten ernannt habe. Das gab er an demselben Tage, doch schon aus dem Lager bei Burglengenfeld, drei Meilen nördlich von Regensburg, diesem selbst in folgendem Schreiben kund:

„Zu den guten Informationen, welche ich über Sie besitze, der ich ausserdem mit Ihrer Treue und Ihrem mir bisher bewiesenen Eifer in meinem Dienst zufrieden bin, hat der Herr Cardinal in seinem letzten Brief ein solches Zeugniß hinzugefügt, und mich so nachdrücklich gebeten Ihnen den Titel und die Stellung meines Residenten am dortigen Hof zu erteilen, dass ich Ihnen dieselben gewähre in derselben Weise, wie sie zuerst Ihr Vater, der Herr

Giambattista seligen Andenkens gehabt hat. Da nun Se. Eminenz von mir wünschte, dass Sie diesen Posten für die Zukunft behalten und sich in ihm zur Anerkennung bringen, so habe ich ihm zugleich davon Anzeige gemacht, damit Sie sich darnach richten. Indem Sie diese Genugthuung empfangen, soll sie Ihnen zum Sporn dienen, in Ihren guten Diensten fortzufahren, denn diese werden mir immer angenehm sein. Und so erbiete ich mich Ihnen mit meiner bekannten Wolgeneigtheit, und Gott schütze Sie“.

Es folgt als eigenhändige Nachschrift: „In der Beilage gebe ich dem Herrn Cardinal Barberini Nachricht von meinem Aufbruch von Regensburg und dem Fortrücken des Lagers gegen die Oberpfalz, um die Bewegung des Feindes im Auge zu behalten, der seiner in Baiern ausgeübten Barbarei müde, über die Donau gezogen ist“.

Es folgen Briefe des Kurfürsten an Crivelli aus dem Lager bei Dürschenreuth am 29. Juni, aus dem Lager bei Waiden am 2. Juli 1632. Hier schreibt Maximilian von der Unterstützung an Geldmitteln, welche ihm der Papst durch den Nuntius Grimaldi zukommen zu lassen versprochen habe, und die er erwarte, und er setzt hinzu, dass die beiden Armeen, seine und die kaiserliche, nach Uebereinkommen, gegen den Feind marschiren, welchen sie in wenig Tagen zu treffen hoffen.

Auch aus der denkwürdigen Zeit, als der Kurfürst, mit Wallenstein vereinigt, dem bei Nürnberg verschanzten Schwedenkönig lange, schreckliche Wochen hindurch gegenüber lag, gibt es eine Reihe von Schreiben an Crivelli. Das erste ist datirt aus dem Lager bei Nürnberg am 16. Juli 1632. Der Kurfürst trägt dem Residenten auf, dem Papst für die Zeichen väterlicher Güte zu danken, die ihn bewogen, von ihm Nachrichten zu verlangen. Am 27. Juli schickt er solche Berichte an den Cardinal Barberini. Am 21. August thut er kund, dass der Nuntius

Grimaldi in Wien seinen Verwandten Ottavio an Wallenstein und ihn selbst ins Lager geschickt habe: diese Meldung bezog sich auf die versprochenen aber nicht geleisteten Subsidien von Seiten des Papsts.

Es ist bemerkenswert, dass selbst in jener schwierigen Lage vor Nürnberg der Kurfürst Zeit und Stimmung fand, an die Bedürfnisse seiner Kunstliebhaberei zu denken. Denn aus einem Brief Crivelli's an Gigli vom 21. Aug. 1632 geht hervor, dass der Resident von dort her Aufträge erhalten hatte, Gemälde in Rom anzukaufen, um die Verluste zu ersetzen, welche durch die schwedische Plünderung der kurfürstlichen Schlösser entstanden waren.

Es erfolgte am 16. November die grosse Schlacht bei Lützen, und der Tod Gustav Adolf's. Offizielle Berichte darüber an Crivelli finden sich nicht vor; nur Depeschen desselben, welche leider in sehr flüchtiger Weise den Reflex jener Ereignisse auf die Stimmung in Rom andeuten. Ganz lakonisch meldete er am 11. Dec. 1632, dass der Papst am Morgen dieses Tages in die Nationalkirche der Deutschen dell' Anima gegangen sei, um für die gewonnene Schlacht zu danken, und dass man hoffe, er werde bald dahin zurückkehren. Er beklagte sich zugleich über die Spanier, die nie Gutes von Maximilian redeten, sondern jeden Erfolg Wallenstein allein zuschrieben, ohne jemals den Namen des Kurfürsten zu nennen. Am 18. Dec. meldete er von einer Audienz beim Papst und bemerkte, es seien Briefe aus Wien gekommen, welche den Tod des Schwedenkönigs läugneten, weshalb man in Rom Wetten anstelle. Er habe den Papst darum gefragt: dieser habe gelacht und erklärt, der Tod Gustav Adolf's sei wahr, nur könnten viele diese Nachricht nicht verdauen; der Papst habe ihm darauf Einzelheiten aus der Schlacht mitgeteilt, wie den Tod vieler Heerführer.

Es ist auffallend, dass sich in den Berichten Crivelli's nach München auch nicht eine einzige Andeutung jener

offen kundgegebenen Missstimmung Urbans über den vermeintlichen Sieg des Kaisers und den Fall des Schwedenkönigs findet, von der doch so viele andere officielle und private Berichte Zeugniß gegeben haben. Es ist auch auffallend, dass der bairische Resident gar keine Mitteilung von dem Zerwürfniß des Papsts mit Spanien gemacht hat, dass er alle Vorgänge, die sich Jahre hindurch aus dem Protest des Cardinals Borgia entwickelten, mit Stillschweigen übergeht, und auch nichts von der Sendung der kaiserlichen Bevollmächtigten, des Herzogs Federigo Savelli, des Cardinals Pazman, noch von den ausserordentlichen Gesandten Spaniens und ihren drohenden Forderungen zu melden weiss. Die ganze habsburgisch-römische Krisis empfängt aus den Correspondenzen Crivelli's nicht die geringste Aufklärung.

Der Grund dieser Zurückhaltung kann officieller Weise darin gesucht werden, dass der Resident sich in seinen Berichten streng an die Grenze seines Amtes hielt — hätte er von seinem Hof, der über das Zerwürfniß des Papsts mit Spanien und das Auftreten des Cardinals Borgia sicherlich unterrichtet war, Aufträge gehabt, davon Meldung zu thun, so würden wir solche vorfinden; denn es ist unstatthaft anzunehmen, dass darauf bezügliche Schriftstücke, wenn sie vorhanden waren, später unterdrückt und also nicht der Sammlung der Correspondenzen einverleibt worden sind. Was aber das gründliche Schweigen Crivelli's über die schadenfrohen Aeusserungen des Papsts bei Gelegenheit der Niederlagen der Kaiserlichen durch die Protestanten betrifft, wovon Rom erfüllt war, oder was sein Verschweigen der Missstimmung Urban's VIII. über die durch den Tod Gustav Adolf's eingetretene Wendung der Dinge betrifft, so halte ich dasselbe für absichtlich und durch die persönliche Rücksicht veranlasst, welche Crivelli auf den Papst und die Barberini nahm, deren ganz besondere Protection

er genoss. Er hat alles unterdrückt, was dem Kurfürsten Veranlassung zur Unzufriedenheit mit seinen Gönnern geben konnte. Durch die Fürsprache des Cardinals Barberini war er selbst zur Stellung des Residenten gelangt; er vergalt ihm diese und andre Liebesdienste. Als der berühmte Cardinal Ludovico Ludovisi, einer der Führer der spanischen Partei, in Folge seiner Verbannung aus Rom durch den Papst gestorben war, forderte Crivelli in einem Schreiben an Gigli (Rom, 27. Nov. 1632) dringend die nun vacant gewordene Ehrenstelle des Protector der katholischen Liga für den Cardinal Francesco Barberini selbst, weil solche Stelle einem Nepoten des lebenden Papsts gebühre. Ludovisi habe der Liga mehr Schaden als Nutzen gebracht; Aldobrandini bewerbe sich um das Protectorat, müsse aber abgewiesen werden. Der Papst selbst verlange diese Ehre für seinen Nepoten, auch wenn die Liga nicht mehr bestehe (Brief vom 4. Dec. 1632). Auf mehrere solche sehr dringende Schreiben erhielt endlich der Resident vom Rat Gigli zur Antwort, dass solche „furia“ nicht not sei, dass man im Cabinet des Kurfürsten denke, ein so heftiges Begehren des Cardinals nach dem Protectorat sei eher die eigene Erfindung des Residenten. Schliesslich setzte dieser doch die Angelegenheit durch; denn am 6. April 1633 hat der Kurfürst die Protection der Liga wirklich dem Cardinal Barberini angetragen.

Wenn dieser Entschluss ein durch Crivelli dem Cardinal erwiesener Liebesdienst war, so hat der Nepot noch in demselben Jahr Gelegenheit gehabt, ihn zu vergelten. Der Resident wurde nämlich mit nichts geringerem, als dem Verlust seiner eigenen Stellung bedroht. Dem Kurfürsten waren Gerüchte zu Ohren gekommen, welche den Charakter seines Gesandten in Rom beschädigten. Sie betrafen nicht sowol dessen eigene Person, als seltsamer Weise die Ehre seiner Familie. Er hatte zwei erwachsene

Töchter, von denen es hiess, dass sie ihren Ruf blösstellten — solche Anklage gerade in jener Zeit sittenloser Ueppigkeit, und noch mehr die, wie es scheint, durchaus geringfügige Veranlassung dazu, ist sonderbar genug, und eigentlich nur der Bemerkung wert, weil sie die Sittenstrenge Maximilian's kennzeichnet. All' das erfahren wir nicht aus den Correspondenzen Crivelli's, sondern aus einem langen Brief des Cardinals Francesco Barberini selbst, der sich herbeiließ auf solche Klatschgeschichten einzugehen, um seinem Günstling die Gnade Maximilian's zu erhalten.¹⁾

Er war vom Kurfürsten aufgefordert worden, ihm über jene Gerüchte die Wahrheit zu sagen, und schrieb ihm: er glaube, dass Maximilian eher von dem Ruf Crivelli's, als von dessen Handlungen unterrichtet sein wolle, da diese, wo sie fehlerhaft gewesen, nur Irrtümern zuzuschreiben seien. Seit drei Jahren stehe das Haus Crivelli nicht in gutem Rufe, theils wegen der Leichtfertigkeit der Töchter, die sich oft an den Fenstern sehen liessen, theils wegen der zu häufigen Besuche eines Geistlichen, eines entfernten Verwandten. Die Ehren, welche Crivelli vom Kurfürsten empfangen, hätten ihn zu einem angesehenen Manne gemacht, und mit dem Neide habe sich auch die Wichtigkeit dieser Dinge gesteigert. Als er, der Cardinal, Crivelli zum Posten des Residenten empfehlen wollte, habe er lange geschwankt, ob er dem Kurfürsten diesen Vorschlag machen solle oder nicht, doch sich endlich entschlossen über jene Gerüchte hinwegzugehen. Es seien wol auch die Spanier dabei im Spiel, mit denen Crivelli Auftritte gehabt habe. Das Beste, wozu er diesem geraten, sei, die Töchter in ein Kloster zu thun; dann würde das Gerede aufhören. Es er-

1) Der Brief an den Kurfürsten, Rom 12. Nov. 1633, befindet sich in der Sammlung Barberini *Corrispondenza Romana*, in demselben Münchner Staatsarchiv.

weise sich auch als falsch, dass der Herzog von Crequi mit den Töchtern Crivelli's sich unterhalten habe. Er würde den Kurfürsten selbst ersuchen, dem Residenten den Abschied zu geben, wenn er glaube, dass er seinen dienstlichen Obliegenheiten nicht genüge, aber in diesem Fall ihn bitten, Crivelli vorher davon zu benachrichtigen, damit er ohne Schädigung seines Ansehens selbst um seinen Abschied einkommen könne. „Ich bin, so schloss der Cardinal sein Schreiben, mit dieser meiner Meinung vielleicht zu weit gegangen; jedoch ich erlaubte mir das aus Rücksicht darauf, dass der Resident der Sohn eines so grossen Vaters (*nato di padre così grande*) und Dieners Ew. Hoheit ist, durch dessen Vermittlung ich selbst zahllose Gunstbeweise von Ew. Hoheit empfangen habe“.

Welches Ende das Familiendrama Crivelli genommen habe, weiss ich nicht anzugeben. Wir wollen glauben, dass der Vater die leichtfertigen Fräulein in ein Kloster gesteckt hat. Er selbst behauptete seinen Posten in Rom, und die Correspondenzen zeigen, dass sein Verhältniss zum Kurfürsten und dessen Hause mit der Zeit immer inniger geworden ist. Dies lehren auch die vielen mit aufrichtiger Empfindung geschriebenen Gratulationsbriefe Crivelli's an Maximilian bei festlichen Gelegenheiten.

Nun aber will ich mit diesen Berichten abschliessen, da mein Zweck erreicht ist, sowol von der diplomatischen Natur der gesammelten Actenstücke, als von der Persönlichkeit der beiden Gesandten, deren Namen sie tragen, Mitteilung zu machen. Diese Correspondenzen habe ich nur bis zum Jahre 1635 genau durchgesehen — aus den übrigen, die noch 24 Jahre umfassen, habe ich nur Einzelnes aufgesucht, wie unter anderem Depeschen über die Ankunft und den Aufenthalt der Königin Christine von Schweden in Rom. Ich bemerke noch, dass Francesco Crivelli in den letzten Jahren seine Berichte nicht mehr an Aurelio Gigli,

welcher wol schon gestorben war, sondern an den Rat Ferdinand Egarter gerichtet hat. Der Resident schreibt jetzt seltener eigenhändig — das Alter spiegelt sich in seinen Depeschen ab; seine Handschrift hat sich verändert, ihre Züge sind ungleich und zusammenhanglos geworden: wir haben es mit einem Scheidenden zu thun.

Der würdige Mann hat die meisten seiner Zeitgenossen aus der grossen Epoche des dreissigjährigen Krieges in's Grab steigen sehen. Er hat als Resident zwei Päpste überlebt, Urban VIII. und Innocenz X., und Alexander VII. Chigi Papst werden sehen. Er hat zwei Kaiser überlebt, Ferdinand II. und dessen Sohn Ferdinand III., und Leopold I. diesem nachfolgen sehen. Er sah von der politischen Scene abtreten Richelieu und Ludwig XIII., und sie einnehmen Mazarini und Ludwig XIV. Er hat auch Cromwell überlebt. Sein eigener wolwollender Fürst, Maximilian I., welchem er 23 Jahre lang gedient hatte, starb am 27. September 1651, und noch 8 Jahre lang setzte Crivelli unter dessen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria seine Dienste als Resident Baierns fort.

Wir lesen noch mit Anteil die letzten Berichte, welche Francesco auf seinem Krankenlager dictirt und mit zitternder Hand unterschrieben hat. Am 3. Mai 1659 meldete er dem Rat Egarter, dass er seit mehr als 8 Tagen bettlägerig sei und viel leide. Am 10. Mai: „ich befinde mich in demselben Zustande, mit demselben Brennen im Munde; ich muss mich zwingen, wenn ich einen Bissen essen soll. Ich danke Gott für alles. Mehr kann ich nicht sagen, ich bin ausser mir. Ich bitte, entschuldigen Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und beten Sie für mich, und erhalten Sie mir Ihre Gunst“. Dieser Brief ist nicht mehr eigenhändig unterschrieben. Francesco schrieb am 17. Mai 1659: es stehe noch schlimmer mit ihm; doch könne er melden, dass man in Rom schon vom Abschluss des Friedens wisse —

hier meinte er wol die Präliminarien des pyrenäischen Friedens.

Er berichtete noch kurz am 24., 31. Mai, am 7. und 14. Juni, mit eigener Namensunterschrift. Am letzten Datum beklagte er sich, dass ihm zwei schon ausgefertigte päpstliche Breven noch nicht zugekommen seien, und er sie deshalb nicht abschicken könne. „So etwas ist mir niemals widerfahren in dreissig Jahren, dass ich mit dem Hof zu thun habe“. Dies sind die letzten Worte, die wir von Crivelli lesen.

Am 21. Juni 1659 meldete Hortensia Benzoni Crivelli den Tod ihres Gatten in drei italienischen Schreiben an den Kurfürsten, die Kurfürstin und den Rat Egarter. Der Brief an den ersten lautet so:

Durchlachtigster Fürst und gnädigster Herr, nach vielen Tagen schmerzlicher Krankheit ist in's andre Leben hinübergegangen der Herr Francesco Crivelli, mein Gatte, Resident Ew. Durchl. Hoheit an diesem Hof. Die christlichen Tugenden, welche ihn bis zum letzten Ende seines Lebens begleitet haben, und die Erwägung, dass er dies im ehrenvollen Dienst Ew. Durchl. Hoheit beschlossen hat, haben zu einem Teil die menschliche Empfindung bei diesem grossen Uebergang gemildert. Ich bleibe mit einer Tochter als Trümmer des Unglücks zurück; denn da der Resident seiner Stellung gemässe Ausgaben gemacht hat, so hat er sein Haus nicht von Notbedarf befreien können. Die fortgesetzte Dienstbarkeit dieses Hauses gegen dasjenige Ew. Durchl. Hoheit wird durch den Tod mehrerer Angehörigen der Familie bestätigt, welche einer dem andern nachfolgend den Ruhm gehabt haben, ihre Tage in der Eigenschaft wirklicher Diener zu beschliessen. Trotzdem bedarf es nicht solcher Rücksichten, um den Blick Ihrer Gnade auf eine Wittve und eine Waise zu lenken, und um ihnen zu ihrem täglichen Unterhalt Unterstützung zu

gewähren, auf dass sich in der Welt der Glaube an die dauernde Wirksamkeit Ihrer Gnade befestige. Wenn Ew. Durchl. Hoheit geruhen wollen, jetzt, wo mein Gatte nicht mehr ist, die Ehre seines Amtes in der Person eines römischen Kanzlers fortführen zu lassen, so bitte ich dringend meinen Bruder nicht einem andern nachzusetzen, und ich versichere Ew. Durchl. Hoheit, dass derselbe niemand in dem Wunsche nachsteht, so grosser Gunst sich würdig zu zeigen durch solche Handlungen der Dienstbarkeit, welche ganz besonders den Verdiensten Ew. Durchl. Hoheit und unserer verbindlichsten Devotion entsprechen, mit welcher wir Ihnen von Gott das vollkommenste Glück erfliehen.

Rom am 21. Juni 1659.

Ew. Durchl. Hoheit

Untertänigste Dienerin
Ortensia Benzoni Crivelli.

Der Kurfürst Ferdinand Maria bewilligte der Wittwe und ihrer Tochter eine Pension. Es finden sich Schreiben derselben Hortensia vom 1. Nov. 1660, und aus dem Jahr 1661, in welchen sie dafür ihre Dankbarkeit ausspricht.

Da Francesco Crivelli keinen Sohn hinterliess, so erlosch mit ihm seine Familie und der Dienst, welchen diese durch eine so lange und denkwürdige Zeit dem Fürstenhause Baiern's geleistet hatte.¹⁾

1) Das Staatsarchiv in München gibt keine Aufklärung über die Besetzung der Stelle des bayerischen Residenten in Rom nach dem Tode Crivelli's.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich in Wien:

Die Grafen von Plaien-Hardegg von J. Wendrinsky. 1880. 8°.

Von der gelehrten estnischen Gesellschaft in Dorpat:

Sitzungsberichte. 1878. 1879. 8°.

*Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in
Görlitz:*

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 56. 1880. 8°.

Von der Redaktion des Correspondenz-Blattes in Stuttgart:

Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württem-
bergs. 1880. Tübingen 1880. 8°.

Vom Verein für Geschichte und Alterthümer zu Stade:

- a. Archiv. Bd. 7. 1880. 8°.
- b. Die Münzen der Stadt Stade von M. Bahrfeldt. Wien. 1879. 8°.

*Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in
Leipzig:*

Berichte über die Verhandlungen. Philos.-philolog. Cl. 1879. 8°.

Von der R. Accademia dei Lincei in Rom:

- a. Atti Transunti. Vol. IV. fasc. 5. April 1880. 1880. 4^o.
- b. Memorie. Classe di scienze morali. Vol. 3. 1879. 4^o.

*Von der k. schwedischen Akademie der Wissenschaften
in Stockholm:*

- a. Handlingar. Del 21—27. 1857—76. 8^o.
- b. Antiquarisk Tidskrift for Sverige. Tom. I. II. III. IV. V. 1864—78. 8^o.
- c. Manadsblad. 1872—79. 8^o.
- d. Anglosachsiska Mynt i Kongl. Svenska Myntkabinetet. af Bror Emil Hildebrand. 1846. 4^o.
- e. Minnespenningar öfver enskilda Svenska män och quinnor af Bror Emil Hildebrand. 1860. 8^o.
- f. Svenska Sigiller från Medeltiden of Bror Emil Hildebrand. Heft I. II. in folio.
- g. Sveriges och Svenska konungahusets Minnespenningar of Bror Emil Hildebrand. 2 Bde. 1874—75. 8^o.
- h. Teckningar ur Svenska Statens historiska Museum of Bror Emil Hildebrand. Heft I. II. 1873—78. folio.

Von der Videnskabs-Selskab in Christiania:

- a. Forhandlingar. Aar 1876—1879 und Register zu 1868—77.
- b. Det Kongelige Norske Frederiks Universitets Aarsberetning. for 1876—1878. 1877—79.
- c. Heilagra Manna Sögur udg. af C. R. Unger. Bd. II. 1877. 8^o.
- d. Alte und neue Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensartikel von C. P. Caspari. 1879. 8^o.
- e. Kong Christiern I. Norske Historie 1448—1458 af Ludwig Daae. 1879. 8^o.

Von der Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

- Atti. Anno 33. Sessione 1. 1880. 4^o.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Copenhagen:

- a. Oversigt. 1880. 1879—80. 8^o.
- b. Den Grønlandisk Ordbog omarbejdet af Sam. Kleinschmidt udgivent ved H. F. Jørgensen. 1871. 8^o.

Von der Académie des sciences in Lyon:

Mémoires. Classe des Lettres. Tom. 18.

Vom Instituto di corrispondenza archeologica in Rom:

- a. Annali. Vol. 51. 1879. 8^o.
- b. Bullettino per l'anno 1879. Roma 1879. 8^o.
- c. Monumenti per l'anno 1879. 1879. folio.

Vom Peabody Institute in Baltimore:

13th annual Report, June 1, 1880. 1880.

Vom Herrn Adolf Mühry in Göggingen:

Ueber die exacte Natur-Philosophie. 4. Ausg. 1880. 8^o.

Vom Herrn Conrad Maurer hier:

Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze.
Leipzig 1880. 8^o.

Vom Herrn Enrico Bertanza in Este:

De Graecorum chronologia antiquissima dissertatio. Patavii
1880. 8^o.

Vom Herrn Ercole Ricotti in Turin:

Lettere di Antonio Perrenot di Granuela al Duca di Savoia
Emanuele Filiberto. 1880. 8^o.

Vom Herrn S. E. Subhi-Pacha ministre des finances in Constantinopel:

Haqâiq-ul-kalâm fi ta'rîkhi-l-islâm (türkisch) 1880. 8°.

Vom Herrn J. F. J. Biker in Lissabon:

Supplemento á Collecção de Tratados. Tom. 17. 1879. 8°.

Vom Herrn C. N. Sathas in Venedig:

Documents inédits rel. à l'histoire de la Grèce au moyen âge
I. Serie. Tom. 1. Paris 1880. 4°.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung vom 5. Juni 1880.

Herr Cornelius hielt einen Vortrag:

„Ueber das Verhältniss von Kirche und Staat zu Genf in den Zeiten Calvin's.“

Derselbe wird in den Abhandlungen veröffentlicht werden.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 3. Juli 1880.

Herr Wölfflin hielt einen Vortrag:

„Ueber die Latinität des Afrikaners Cas-sius Felix.“ Ein Beitrag zur Geschichte der lateinischen Sprache.

Unter den Disciplinen der classischen Philologie, welche in den letzten Jahrzehnten neu geschaffen oder wesentlich umgestaltet worden sind, nimmt die Grammatik, die vergleichende wie die historische, eine hervorragende Stellung ein. Denn die Grammatik ist uns heute nicht nur das unentbehrliche Vehikel um die Jugend in eine Sprache einzuführen; sie ist nicht mehr wie früher bloss die dienende Magd der Erklärer der Klassiker, sondern sie ist eine selbstständige Wissenschaft geworden, der es, abgesehen von allen praktischen Nebenzwecken, vollkommen genügt das Wesen und die Entwicklung einer Sprache als des edelsten Erzeug-

nisses des Menschengenies zu erforschen. Seitdem wir die Sprache als etwas Organisches betrachten, dürfen wir uns nicht mehr damit zufrieden geben, die einzelnen Wortformen ihrer Bedeutung nach richtig zu beurtheilen und sie richtig anzuwenden; wir müssen auch verstehen, wie sie gebildet worden sind, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte verändert und wie sie einander abgelöst haben. Die älteren Philologen waren Kindern zu vergleichen, denen es genug Freude bereitete schöne Blumen zu pflücken; wir wollen ihren Bau und die Gesetze ihres Wachsthumes erkennen, und wenn wir dafür selbst das Mikroskop anwenden, so ver-sündigen wir uns nicht nur nicht, sondern unsere Bewunderung wird nur von Tag zu Tage grösser. Durch das Studium namentlich des Plautus und der älteren lateinischen Inschriften hat man eine Wissenschaft begründet, welche den stolzen Namen der historischen Grammatik zu verdienen scheint, obschon man unmöglich verkennen kann, dass wir nur einen schwachen Anfang vor uns haben, und dass der ganze Zuschnitt und die Abgrenzung der Studien von vornherein an Mängeln leidet. Da wir nämlich unter Geschichte nicht nur die aufsteigende Entwicklung begreifen, sondern auch den Verfall, das Vergehen wie das Entstehen, so enthalten jene Forschungen nur die Fundamente der neuen Wissenschaft. Wenn nun die deutsche Gründlichkeit von der Frage nach dem Woher ausgegangen ist, wenn sie mehr auf die Formen geachtet hat als auf die Regeln der Wortfügung und die Schicksale des Sprachschatzes, so kann ihr diess nur zur Ehre gereichen; allein nicht nur gestattet, sondern geboten wird es sein, die Frage nach dem Wohin beizufügen und zu untersuchen, nicht nur wie und woraus das Lateinische entstanden, sondern auch was aus demselben geworden sei; betont man ja doch mit Wohlgefallen den Satz, dass die heutige Bildung auf den Schultern der alten stehe und dass die classische Philologie für die moderne

unentbehrlich sei, während in Wirklichkeit eine Kluft das Lateinische von den romanischen Tochtersprachen trennt und für die Erkenntniss des Ueberganges von Seite der Latinisten beinahe nichts geschehen ist. Denn aus den Zeiten, da man lateinisch lernte um wie Cicero reden und schreiben zu können, wirkt das Vorurtheil nach, das Spätlatein sei eine Art von Sündenfall und man thue daher gut seine Hände nicht zu verunreinigen.

Eine ähnliche Einseitigkeit, welche über den ersten Ansätzen die letzten Ausläufer vergisst, besteht darin, dass man wohl angiebt, wann gewisse Wörter in der Latinität zuerst vorkommen und von welchen Autoren sie in die Litteratur eingeführt werden, aber nichts davon weiss, wann und bei welchen Autoren sie zuerst absterben oder als völlig abgestorben erscheinen. Und doch lässt sich beispielsweise ziemlich genau bestimmen, wann *diu* abgestorben und durch *longo* oder *multo tempore* ersetzt worden sei. Vgl. des Vfs. Latein. und roman. Comparation, 1879, S. 67.

Davon wollen wir gar nicht reden, dass man nicht entsprechend der Theilung der romanischen Sprachen im Spätlatein eine italiänische, eine gallische, eine spanische Latinität unterscheidet; und obwohl die Romanisten längst wissen, dass das Spanische den Comparativ mit *mas*, das Italiänische und Französische mit *pui* und *plus* bildet, so hat doch niemand beobachtet, dass schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts nach Chr. der Spanier Orosius zur Umschreibung *magis*, Sidonius Apollinaris von Lyon dagegen gewöhnlich *plus* anwendet, das heisst also, dass die Spaltung bereits auf antikem Boden sich vollzogen hatte. ¹⁾ Auch die Eigenthümlichkeiten der afrikanischen

1) Vgl. Orosius 1, 2 *m. utilis*, *m. ceber*; 4, 23 *m. deformis*; 7, 1 *m. suadibile*; 7, 33 *m. miser*, *m. novus*. In Frankreich bildet noch Sulpicius Severus (um 400) den Comparativ *correct* mit *magis*; den neuen Gebrauch von *plus* bei Sidonius belegt zwar der neueste

Latinität, von der man zu sprechen und zu schreiben wagt, weil die Alten schon von derselben gesprochen haben (vgl. H. Becker, *studia Apuleiana*, Berol. 1879, pg. 7), sind heute noch weit davon entfernt erkannt zu sein. In dem geographisch von Europa getrennten Lande hat weniger die sprachliche Reaction des am Hofe der Antoninen massgebenden Rhetors Fronto von Cirta, welcher um Neues zu bieten auf die archaische Latinität zurückgriff, als das semitische Blut der Einwohner sowie die Gluth der Sonne ein Latein erzeugt, welches wohl am frühesten und am stärksten von der übrigen Litteratur abwich; und wenn wir auch keine romanische Sprache besitzen, welche direct aus derselben abgeleitet wäre, so hat dafür die afrikanische Litteratur durch die hohe Bedeutung ihrer profanen Vertreter und am meisten der Kirchenväter, welche dem gemeinen Manne das Evangelium in seiner Sprache verkündeten, auf die der andern Länder in ungewöhnlichem Masse eingewirkt. Bei diesem Stande der sprachlichen Forschung sind wir noch lange nicht befähigt zu bestimmen, wie weit die romanischen Sprachen, deren Abgrenzung nach oben überhaupt so schwierig ist, mit der lateinischen zusammenfallen, und vor der Hand ist nur so viel sicher, dass Manches, was man als romanisch bezeichnet, bereits der römischen Volkssprache angehörte.

Ein im vorigen Jahre zum ersten mal herausgegebener lateinischer Autor, Cassius Felix de medicina, giebt mir erwünschte Gelegenheit aus der Sprache zu zeigen, dass der Verfasser ein Afrikaner war und dass von den verschiedenen Vermuthungen über den Cassius Artensis der Pariser Handschrift diejenige die allein richtige ist, welche in ihm einen

Herausgeber Eugène Baret (Paris 1879, pg. 114) mit einem Beispiele, lässt aber nicht erkennen, dass er in den Gedichten wie in den Briefen bereits zur Regel geworden ist: *carm.* 1, 212 *p. gravis*, 7, 78 *p. felix*, 7, 501 *p. cautus* u. s. w.

Cirtensis sieht. D'ies wird am bequemsten durch die Vergleichung der Sprache des Afrikaners Caelius Aurelianus bewiesen werden können, welcher wohl wenige Jahrzehnte früher über die acuten und die chronischen Krankheiten geschrieben hat. Freilich kann die afrikanische Latinität nicht aus zwei Autoren reconstruiert werden, und noch viel weniger aus einzelnen, wie man es bei Apuleius und Fulgentius versucht hat, sondern streng genommen nur aus der Uebereinstimmung sämmtlicher, oder doch der meisten Afrikaner, des Fronto, Apuleius, Tertullian, Porphyrio, Cyprian, Commodian (der gewiss nicht in Gaza lebte), Arnobius, Aurelius Victor, Augustin, Martianus Capella, Caelius Aurelianus, Victor Vitensis, Fulgentius, Corippus u. s. w.; indessen nöthigt uns der Rahmen unserer Untersuchung in der Regel bei den beiden genannten afrikanischen Aerzten stehen zu bleiben und die übrigen Afrikaner nur gelegentlich zu berücksichtigen. Zudem können wir die Haupteigen thümlichkeiten der afrikanischen Latinität darum nur streifen, weil das meist aus Recepten bestehende Buch des Cassius Felix uns nur einen geringen Theil des Wortschatzes und noch weniger von dem üppigen Stile der Afrikaner erkennen lässt. Gleichwohl würde man irren, wollte man annehmen, die Sprache der Aerzte sei eine so feste und an bestimmte Formeln und Kunstausdrücke gebundene, dass sich in ihr nicht mehr der Strom der Jahrhunderte und die Africitas nachweisen liesse.

Um aber den sprachlichen Abstand anderer nicht-afrikanischer Schriftsteller über Medicin wenigstens annähernd ermessen zu können, werden wir den Celsus, den Scribonius Largus, den Gargilius Martialis, den Serenus Sammonicus, den sog. jüngeren Plinius de medicina, den Vegetius de mulomedicina, den Anthimus, die von Hagen herausgegebene lateinische Uebersetzung des Oribasius, die Dynamidia und das vatikanische Bruchstück de re medica

bei Mai, class. auct. VII. p. 399 ff. so oft es passend erscheint, zur Vergleichung heranziehen. Dadurch wird es uns möglich werden, wenn auch auf dem engen Gebiete der medicinischen Litteratur und wenn auch nur an einzelnen ausgewählten Beispielen, doch nachzuweisen, was den lexikalisch-grammatischen Studien noch fehlt und in welchem Sinne spätere Untersuchungen anzustellen sein werden. Es fehlt uns eben noch, wie eine vollständige historische Syntax, so eine historische Darstellung des lateinischen Sprachschatzes: eine Aufgabe, welche die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigt, deren Lösung man aber vorbereiten kann. Wir arbeiten vor der Hand wie Pionniere, welche durch Laufgräben die Annäherung gegen das Angriffsobject erleichtern, aber zur schliesslichen Besitzergreifung der Beihilfe grösserer Massen bedürfen.

Wenn man das im J. 447 nach Chr. geschriebene, von Valentin Rose herausgegebene Buch *de medicina* aufmerksam durchliest, so muss einem gewiss auffallen, dass eine Reihe der gangbarsten Wörter, ja dass sogar die in einem medicinischen Werke scheinbar unentbehrlichen Wörter *morbis*, *aeger*, *remedium* in demselben nicht vorkommen. Wer darin etwas Auffallendes finden wollte, würde damit nur den Beweis liefern, dass er von der Entwicklung der lateinischen Sprache eine höchst ungenügende Vorstellung besitze; der auf breiter geschichtlicher Grundlage arbeitende Sprachforscher dagegen wird umgekehrt finden, dass die Sache kaum anders sein könnte. Denn gerade der Begriff ‚Krankheit‘, für den unsere deutsch-lateinischen Wörterbücher ausser *morbis* etwa noch *aegrotatio* und *valetudo* bieten, ist in den verschiedenen Zeitaltern auf so ungewöhnlich mannigfaltige Weise ausgedrückt worden, dass man glauben möchte, die Benennungen unangenehmer Dinge nützten sich rascher ab, indem man ein unangenehmes

Wort durch einen neuen Ausdruck zu umgehen sucht. Thatsächlich fehlt das auch in den romanischen Sprachen verlorene Wort *morbis* nicht nur und nicht erst bei Cassius Felix mit der einzigen Einschränkung, dass für die Gelbsucht der terminus technicus *morbis ictericus* und *regius* p. 67, 18. 128, 6 stehen geblieben ist, sondern es wird auch von Caelius Aurelianus sichtlich vermieden und zurückgesetzt (ac. 2, 3. chron. 1, 148. 149. 154. 2, 11. 3, 131. 5, 81) und schon von Scribonius Largus, einem Arzte aus der Zeit des Kaisers Claudius, zwar in dem Kunstausdrucke *morbis comitialis* (Epilepsie) und *articulatis m. cap.* 99. 101. 107 festgehalten, sonst aber nur selten c. 111. 112 gebraucht. Ebenso ist Gargilius dem hergebrachten Namen *morbis regius* treu geblieben, hat aber sonst das Wort nur einmal gebraucht (p. 152, 7 ed. R. *morbo laborantibus*), wie es auch im Bibellatein an einer einzigen Stelle (vgl. unten S. 393) als Variante gefunden wird, wogegen der classisch gebildete Celsus, der Naturforscher Plinius 7, 169 ff., Serenus Sammonicus V. 11. 29. 34. 105. 133. 152. 178 u. s. w. *morbis* noch als Normalausdruck anwenden. Erst aus diesem Fehlen bei mehreren Autoren aber überzeugt man sich, dass das Wort frühzeitig abgestorben sein muss, und wo es sich in spätern Jahrhunderten gehalten hat, wird diess dem Einflusse der classischen Litteratur zuzuschreiben sein, wie denn beispielsweise die römischen Juristen *morbis* beibehalten, weil sie in ihren Erklärungen von den alten Edicten ausgehen. Fragen wir nun, was an seine Stelle getreten sei, so dürfen wir die Antwort nicht direct im Italiänischen, Französischen und Spanischen suchen, sondern müssen weiter zurückgreifen und chronologisch zu Werke gehen.

Schon Celsus hat, wenn auch nur ausnahmsweise, die Magenkrankheiten *vitia* genannt (p. 135, 25. 136, 4 ed. Daremberg) und den kranken Theil des Körpers *vitiosa pars*,

p. 25, 14. 16 und sonst; ohne Zweifel missbräuchlich, da die Alten, wie Cicero, zwischen *morbis* und *vitium* unterschieden (Tuscul. 4. 13, 29 *morbum appellant totius corporis corruptionem, vitium cum partes corporis inter se dissident, ex quo pravitas membrorum, distortio, deformitas*). Celsus aber verstand unter *vitium* nicht mehr eine fehlerhafte Naturanlage, da er die *vitia* auf den Magen herfallen (*incidere*) lässt. Dass die silberne Latinität, welche Neues um jeden Preis suchte und ihre Ehre darein setzte, Alles wo möglich nicht mit dem *vocabulum proprium* zu bezeichnen, sondern mit Synonymen und Uebertragungen, sich das Ersatzwort nicht entgehen liess, könnte man im Voraus erwarten, und so spricht beispielsweise ihr Hauptvertreter, der Philosoph Seneca, dial. 5, 10, 3 mitten in einem von den *morbi* handelnden Capitel von dem *comitialie vitium*, oder er stellt epist. 11, 1 *corporis* und *animi vitia* zusammen, wobei er gewiss nicht an Krüppelhaftigkeit dachte, da es gegen beide Abnormitäten Heilmittel geben muss.

Scribonius Largus, der wie oben bemerkt *morbis* so geflissentlich vermied, hat an dessen Stelle ziemlich constant *vitium* gesetzt, indem er in der Vorrede bemerkt, schon die Alten hätten durch Wurzeln und Kräuter *vitia corporis* curiert, und indem er mehrmals wiederholt, der Arzt müsse für jedes *vitium* mehrere Mittel kennen, und im Nachwort auf die Medicamente gegen die angegebenen *vitia* zurückweist. Im Verlaufe des Werkes selbst aber setzt er das Wort cap. 18 *sanari hoc v.*, 38 vom Staar, 50. 51 von dem Nasenpolyp (*ὄζαινα*), 97 von den Erfolgen eines Arztes *in v. difficillimis*, 99 von der Epilepsie, 101 von der Halsstarre (*tetanus*), 118 von der Darmverschlingung (*εἰλεός, periculosissimum v.*), 127 von der Gelbsucht, 105. 173 von Magenkrankheiten. Vgl. ausserdem 98. 100. 107. 108. Ueberschrift 121. 122. 144. 171. 177. 178.

Das Nämliche gilt nun von Gargilius, bei welchem dem zweimaligen Gebrauche von *morbus* 16 Stellen mit *vitium* gegenüberstehen, z. B. *v. pulmonis, fellis, genitalium, oris, narium, iecoris, pedum*. Der sog. jüngere Plinius ist zwar weniger zurückhaltend gegen *morbus*, indem er ausser *m. articularis* und *comitialis* das Wort auch sonst anwendet; viel häufiger aber bedient er sich des Wortes *vitium* (z. B. *aurium, oris, verendorum, lienis, renum*, 48, 22 *cholera vitium ventris*), und zwar so, dass er dieselbe Krankheit bald *morbus*, bald *vitium* nennt: 32, 13. 19. 20.

Nachdem einmal die abusive Anwendung von *vitium* in der Litteratur eingebürgert war, blieb es natürlich dem Geschmacke jedes Einzelnen überlassen, das Wort in der älteren oder in der jüngeren Bedeutung zu gebrauchen. Bei Serenus bezeichnet es beispielsweise die fehlerhafte Naturanlage, so V. 612, wo er von der Kinderlosigkeit *feminco vitio* spricht, oder 90 (*ex vitio cerebri phrenesis furiosa movetur*) oder 518; Cassius Felix dagegen versteht unter *vitia* unbedeutendere, vorübergehende, örtliche Uebel.

Hätte Popma de differentiis verborum beobachtet, dass bei den Autoren, welche *vitium* für Krankheit gebrauchen, *morbus* dafür fehlt oder zurücktritt, und dass beide Worte oft genug von der gleichen Sache gebraucht werden und einander ablösen, so hätte er sich die Mühe ersparen können einen Unterschied auszusinnen. Aber daran leidet ja eben noch die moderne Synonymik und daran kränkeln unsere Commentare, dass sie Unterschiede, welche etymologisch begründet sind und in irgend einer Periode der Litteratur Berechtigung haben mögen, auf die ganze übertragen und gegen die Verschiedenheiten der Zeitalter und der Individuen halb blind sind. So konnten schon die classischen Juristen über den Unterschied von *mancipium morbosum* (vgl. Cato de re r. 2 *servus morbosus*) und *mancipium vitiosum* nicht mehr einig werden, und nicht genug, dass Labeo von Balbus

abwich, bezog er *morbis* bald mit Cicero auf den ganzen Körper, bald wieder auf den einzelnen Theil, was schon dem Gellius 4, 2 auffallen musste. Vgl. Ulpian Digest. 21, 1, 1.

Während sich nun *vitium* in der Bedeutung von Krankheit in den romanischen Sprachen nicht behauptet hat, setzte sich im Italiänischen und Spanischen *infirmis* fest. Abgeschlossen war diese Bedeutung des Wortes spätestens im Anfange des sechsten Jahrhunderts bei Anthimus, welcher den *sani* regelmässig die *infirmi* gegenüberstellt, 23. 29. 35. 45. 47. 48. 51. 59. Im classischen Latein freilich bezeichnete *infirmis* nur Unpässlichkeit, zarte Constitution oder Kränklichkeit, und das immer nur in Verbindung mit *corporis* oder *valetudinis*, z. B. Cic. offic. 1, 33, 121. epist. 7, 1, 1; ohne diesen Zusatz erscheint das Wort erst später bei Tacitus, Sueton u. A. und zwar noch in der alten Bedeutung, da ja der Redner Messala Corvinus in den Einleitungen seiner Reden sich mit seiner *infirmis* zu entschuldigen pflegte (Tac. dial. 20. 23), und eine *infirmis* des Kaisers Tiberius (auch mit *languor* bezeichnet und einem *gravior morbis* entgegengesetzt, Sueton Tib. 72) denselben nicht hinderte activen Antheil an den ludi castrenses zu nehmen. Ernster scheint indessen das Wort bei dem jüngeren Plinius gefasst ad Traian. 6, 1 *proxima infirmis mea obligavit me Postumio medico*. Dass es später geradezu in die Rechte von *morbis* einrückte, darüber kann kein Zweifel sein, so bei Plin. iun. 7, 3 ed. Rose *propter meorum infirmitatem fraudes medicorum experiri*; auch Fulgentius myth. 3, 10 macht wohl keinen Unterschied mehr zwischen *morbis* und *infirmis*, wenn er sagt: *aliud est morborum agnoscere meritum, aliud infirmitatis venientem concursum mederi*, und bei Oribasius 1, 20. 3, 12. 16. 11, 25 sind *infirmi*, *infirmiores*, *infirmantes* die Kranken wie bei Anthimus.

Bei den Afrikanern Caelius und Cassius ist der Normalausdruck für ‚Krankheit‘ *passio* geworden. Diess wollen wir nicht durch einige hundert Beispiele beweisen, sondern zunächst damit, dass der handschriftliche Titel des einen Hauptwerkes des Caelius lautet *celerum passionum libri tres* (1, 1. 183. 2, 1. 3, 1), wie der des nur fragmentarisch erhaltenen *de significatione diaeteticarum passionum*: vgl. Val. Rose, *Anecdota graeca et graecolatina*, 2. Heft, Berlin 1870. p. 206. Wenn das andere vollständig erhaltene gewöhnlich *morborum chronicorum libri V* überschrieben wird, so führt es doch der Autor selbst in der Vorrede als *passionum tardarum* ein. Aber auch in den Uebersetzungen der Titel der von griechischen Vorgängern geschriebenen Werke finden wir regelmässig das Wort *passio* wieder, so acut. 1, 4 *Herophilus de passionibus*, 1, 6. 17. 116. 2, 37. 225 *Asclepiades de celeribus passionibus*, 1, 155. 2, 44 *Themison scribens celerum passionum curationes*, 2, 33 *Diocles de passionibus atque causis earum*, chron. 2, 184. 3, 12. 14 *Themison in libro tardarum passionum*, 3, 98 *Heracides secundo internarum passionum*, und so oft, so dass Stellen wie chron. 2, 184 *Hippocrates de morbis* zu den Ausnahmen gehören.¹⁾ Genau ebenso drückt sich Cassius aus (und schon damit verräth er sich als Afrikaner), indem es nach ihm *capitis, aurium, oculorum passiones*, eine *p. frenetica, phthisica, synanchica, tetanica, stomachica, splenetica, epatica, nifretica, iliaca, cardiaca, choleric* u. s. w. giebt. Damit ist auch der Ursprung dieses neuen Ausdruckes bezeichnet, der offenbar von dem den Methodiker Soranus übersetzenden Caelius aus dem Griechischen (*πάθος*) herübergewonnen

1) Diess dürfte auf eine ältere lateinische Uebersetzung des Hippokrates zurückzuführen sein. Da aber in dem von Rose dem Caelius beigelegten Bruchstücke *de salutaribus praeceptis* regelmässig *morbis* gebraucht ist (p. 183. 184. 185. 186. 190. 191 a. a. O.), viel seltener *passio*, so liegt hier noch Stoff zu einer weiteren Untersuchung vor.

ist. In die romanischen Sprachen aber hat er wohl darum keinen Eingang gefunden, weil das Wort theils die Leidenschaft, theils im biblischen Sinne das Leiden Christi zu bezeichnen hatte.

In Anbetracht, dass im Spanischen Krankheit oft durch *mal* wiedergegeben wird, mag hier noch daran erinnert werden, dass schon Scribonius *malum* in diesem Sinne gebraucht (171 *correptus hoc malo*, 182. 186 *malo circumventus*), dass Plinius 33, 20. 40, 14. 48, 22 Rose die Elephantiasis, die vonnica, die cholera ein *malum* nennt, so dass es auch hier an Anknüpfungspuncten nicht fehlt.

Wir haben damit den Stoff kaum zur Hälfte erschöpft; denn es wäre noch nachzuweisen, wie lange sich das classische *valetudo* erhalten hat, wie *aegrotatio* vielfach der *aegritudo* und *aegrinonia* (*aegrinionium*) weichen musste, welche Ausdehnung *languor* (z. B. Plin. Sec. iun. pg. 7, 8. 18), *malignitas*, *incommoditas* und *inaequalitas* gewonnen haben, wie auch *causa* (eigentl. Krankheitsursache) der Bedeutung von Krankheit nahe gekommen ist; vgl. Gargilius Martialis, index von Rose, Caelius chron. 2, 213. Du Cange, glossar. med. aevi s. v. Die synonymischen Unterschiede, welche bei allen diesen Ausdrücken ursprünglich müssen vorhanden gewesen sein, sind im Laufe der Zeit immer mehr verwischt worden. Wer sich aber überzeugen will, wie die beiden Afrikaner in dem Gebrauche von *aegritudo*, welches die classische Latinität nur von Seelenleiden gebraucht, zusammenstimmen, der vergleiche nur Caelius acut. 1, 12. 33. 81. 88. 109. 164 mit Cassius 12, 1 *macronosia, id est longa aegritudine*, 24, 5 *in aegritudinibus malignis*, 24, 7. 47, 1. 60, 1 *in aegritudine acuta*, 60, 2 *pessimam aegr.* u. s. w.

Werfen wir zum Schlusse noch die Frage auf, was diesem so vielfältigen Ersatze des Wortes *morbus* zu Grunde liege, so ist es doch wohl das Moment des Euphemismus,

Da nämlich *morbis* mit *mors* und mit *marcere* zusammenhängt, so bedeutet es ursprünglich eine tödtliche Krankheit oder ein Siechthum, und dass ihm der widrige Beigeschmack in der Volkssprache blieb, lehrt uns am besten die lateinische Uebersetzung von evang. Lucae 21, 11 cod. Cantabrig., wo es nicht für νόσος, sondern für λοιμός steht.¹⁾ Mit *morbis* verglichen bezeichnen alle andern Ausdrücke die Sache von einer weniger schlimmen Seite. *Valetudo*, eigentlich das Befinden, verbindet sich bei Cicero zumeist nur mit *incommoda* oder *infirmis*, bei Celsus 2. praef. mit *adversa*, wodurch es erst der Krankheit gleichbedeutend wird; *vitium*, ursprünglich Naturfehler, lässt sich sogar mit *integra valetudo* vereinigt denken (Cic. Tuscul. 4, 29); die Verschärfung des Wortes *infirmis* ist oben besprochen, und *passio* fasst nur die schmerzliche, nicht die gefährliche Seite ins Auge. Der Arzt selbst wird, um den Kranken nicht zu erschrecken, der Sache einen milderen Namen zu geben bemüht sein, und wenn wir nicht von Typhus sprechen wollen, so nennt man es Gastricismus. Umgekehrt haben sich die das Gegenheil bezeichnenden Worte *sanitas* und *salus* in den romanischen Sprachen unverändert erhalten. Das mit *malato* (= *male habitus*) abgeleitete italiänische Substantiv *malattia*, franz. *maladie* erinnert an den Gebrauch von *habitus*, welches nach den Wörterbüchern nur die äussere Gestalt bezeichnen soll, bei den Medicinern aber auch die Constitution und damit das Befinden ausdrückt, so dass es mit *fortis*, *laxus* und ähnlichen Adiectiven verbunden wird. Vgl. Caelius ac. 2, 172; Cassius 172, 6 und *καχεξία*; Cassius 3, 17. 11, 13. 66, 21. 105, 16. 175, 14. 179, 17. 20.

Wir sagten oben, dass *acger*, welches bei Celsus und Scribonius constant den Patienten bezeichnet, beziehungs-

1) *λοιμοὶ καὶ λοιμοὶ ἕσονται*, Cant. *fames et morbi*, die anderen Handschriften *pestilentiae (pestes) et fames*. Vgl. evang. Matth. 24, 7.

weise der Plural *aegri* (Cels. praef. 1 *sanitatem aegris medicina promittit* u. s. w. Scrib. Vorrede) bei Cassius fehle. Das Wort kommt bei den Spätern immer seltener vor, bei Pseudoplinius 7, 11. Gargilius 186, 6. 188, 9; es fiel als ein zu wenig körperhaftes, und erhielt einen bequemen Stellvertreter an *aegrotus* und *aegrotans*, wofür man bei Caelius und Cassius mit Leichtigkeit Dutzende und Hunderte von Beispielen findet. Die Genauigkeit erfordert beizufügen, dass *aeger* allerdings einmal sich bei Cassius findet (150, 17 *si aeger bullire coeperit*), was natürlich die oben aufgestellte allgemeine Behauptung nicht umstürzt, etwas häufiger bei Caelius. *Dolentes* nennt die Kranken einmal Plinius 27, 27; *laborantes* Scribonius, auch *qui laborant* cap. 16; auch Caelius und Cassius gebrauchen sowohl *laborans* als *laborantes*. Entsprechend ihrem Gebrauche von *passio* setzen die beiden Afrikaner aber auch massenhaft *patiens* und *patientes*, mit und ohne Angabe eines bestimmten Körperteiles oder einer bestimmten Krankheit im Ablativ. Die jüngern Ausdrücke beschränken sich somit, ähnlich wie bei dem abstracten Substantiv, euphemistisch auf die Bezeichnung des Schmerzes, während *morbidus* und *morbosus* nie recht in Aufnahme kommen wollten, das erstere auch vorwiegend von Thieren gebraucht wird, z. B. bei Vegetius *mulomed.* 1, 17. 25. 2, 6. 4, 11.

Remedium, das classische Wort für Heilmittel, noch bei Scribonius, Gargilius, Pseudoplinius regelmässig gebraucht, findet sich gar nicht bei Cassius und nur selten bei Caelius (z. B. *acut.* 1, 65. 143), vermittelt vielleicht durch die Benützung älterer lateinischer Uebersetzungen griechischer Aerzte, z. B. *acut.* 2, 154 *Hippocrates peripneumonicae inquit remedium aptandum ex cocco etc.*, wie wir ja schon oben *morbus* in Hippocratescitaten statt *passio* gefunden haben. Variationen bot schon die classische Latinität mit *medicamen* und *medicamentum* (v. l. Ovids *medicamina*

faciei neben dessen *remedia amoris*), von denen schon Scribonius Gebrauch macht, ausnahmsweise auch Caelius, der chron. 2, 93 auf seine eigenen *libri medicaminum* verweist, und Cassius 63, 7 (*medicamentis topicis, id est localibus*), 71, 7. 101, 14. 112, 13. 121, 5 u. s. w. Allein als das eigentliche *vocabulum proprium* erscheint bei beiden Afrikanern das von De Vit und Georges nicht beachtete *adiutorium*, welches sie mit Adiectiven wie *localis, topicus, specialis, diaforeticus* verbinden, chron. 1, 35. 39. 40. 98. 2, 40. acut. 1, 70; Cassius 3, 12. 10, 13. 16, 2. 24, 14. 34, 6. 35, 18 und oft. Im medicinischen Sinne wird man dieses Substantiv wohl bei Spätern treffen, wie in der lateinischen Uebersetzung des Oribasius, die auch *passio* aus der Africitas angenommen hat, kaum bei ältern Aerzten, die lieber *auxilium* oder *adiumentum* gebrauchen. Da nun ein äusserer zwingender Grund von den in den romanischen Sprachen erhaltenen Worten *remedium* und *medicamentum* abzugehen nicht vorliegt und *adiutorium* schwerlich als Uebersetzung eines griechischen Ausdruckes zu fassen ist, so werden die übrigen Variationen, denen auch die *dynamidia* bei Mai class. auct. VII. 399 anzureihen sind, der Reclame ihren Ursprung verdanken, indem die Heilkünstler ihren als neu angepriesenen Mitteln auch neue Namen glaubten geben zu müssen.

Da bei medicinischen Vorschriften oft genauere Bestimmungen über Beobachtung von Tageszeiten und Jahreszeiten gegeben werden, so bietet sich uns die Gelegenheit die Entwicklung jener Ausdrücke auf dem Gebiete der medicinischen Litteratur zu verfolgen. Die Bezeichnung des Morgens war bei den Römern eine mangelhafte, weil *mane* gewöhnlich als Ablativ, in Verbindung mit Adiectiven und Fürwörtern auch als Nominativ und Accusativ fungieren musste. Nicht nur für den Plural griff Cicero epist. 7, 1, 1 zu *matutina tempora*, Celsus 33, 15 zu

matutinis temporibus (analog 28, 4 *meridianis t.*), 28, 5 zu *nocturnis*, *matutinis*, *vespertinis temporibus*, sondern auch die Casus des Singular wurden gerne umschrieben, wie bei Celsus 33, 21. 83, 25. *matutino tempore* neben *mane*, Sueton August. 44 *in sequentis diei matutinum tempus*, Hygin Fab. 189 zweimal und Cassius 65, 1 *matutino tempore*. Ohne Substantiv wird namentlich *matutino* oft vom Naturforscher Plinius gebraucht, z. B. 7, 181. 9, 36. 11, 30. 18, 271. 310. 312. 20, 80 und bei Apuleius *Metam.* 9, 32; aber auch *matutinum* (vgl. ἑωθινόν) als Subject findet sich bei Seneca *epist.* 83, 14; *a matutino, ad matutinum, in matutinis* u. ä. im Kirchenlatein, Rönsch, *Itala* und *Vulg.* 103; *a matutino* bei Fulgentius 1, 11. Caelius scheint indessen alle diese Ausdrücke zu vermeiden; denn er schreibt *acut.* 2, 28 *primo tempore lucis*, *chron.* 2, 60 *diurna cum luce*, 2, 197 *veniente luce*, und ähnlich Cassius *lucescente die* 14, 16. 27, 8. 177, 16. So war franz. *matin*, ital. *mattino* im Lateinischen längst vorbereitet.

Den normalen Ablativ oder Lokativ *vespere* des Celsus (83, 19. 151, 22. 23. 225, 6 und oft) haben sowohl Caelius als Cassius bereits eingebüsst; denn Cassius sagt gewöhnlich (10mal) *vespertino tempore*, wie auch Caelius *ac.* 1, 133, *chron.* 2, 215; oft *ad vesperam* mit Benützung der kräftigeren Femininform (4, 4. 14, 15. 91, 10. 21 u. s. w.), welchem bei Caelius *circa vesperam* entspricht. *Vespero tempore* hat Caelius *ac.* 1, 154 nur in einer Ausführung aus Asclepiades und entsprechend 1, 141 *vesperum tempus* in einem Citate desselben. Ebendasselbst wird aus Asclepiades angeführt: *natura vesperum ob aeris crassitudinem inflat corpora*, wo vermuthlich *vespero* zu lesen ist, wie wenige Zeilen vorher. Man wird daraus schliessen dürfen, dass Caelius bereits eine lateinische Uebersetzung des Asclepiades benützte; denn hätte er ihn selbst übersetzt, so würde er sich seiner eigenen Latinität bedient

haben. Wir sehen hier also nur, wie *vesper* abstarb; von dem Ersatze durch das Adiectiv *serus*, spät (vgl. franz. *soir*, ital. *sera*) ist ausser Cassius 177, 15 *horis serotinis* keine Spur, obschon bereits Sueton in *serum* gebraucht, ohne das bei den Klassikern beigefügte *diei*.

Dies selbst ist bekanntlich durch *diurnum* ersetzt worden; zuerst vielleicht in der Litteratur belegt durch Caelius ac. 2, 228 *dari vinum noctibus, diurnis*, wofür er sonst *nocte atque die* sagt, ac. 3, 89. chron. 4, 20. Den Uebergang bildete selbstverständlich *diurnum tempus* bei Caelius chron. 3, 72. Ueber *diurnis diebus* weiter unten.

Von den Benennungen der Jahreszeiten haben sich zwei in den romanischen Sprachen erhalten, Sommer und Herbst, während die beiden andern eine Veränderung erlitten haben, Frühling und Winter. Statt des 'unbildsamen' *hiems*, wie Diez das Wort nennt, konnte *hibernum* genügen. Zwar ist weder bei Caelius noch bei Cassius ein Casus von *hiems* abgestorben, aber *hieme* wechselt doch schon mit *hiberno*, in *hiberno*, *hiberno tempore*, Cael. ac. 1, 157. 2, 90. chron. 3, 2. Cassius 41, 6. 70, 14. 90, 5. Auch *hibernus* (nämlich *annus*) ward gebildet, z. B. *annal. Lauresham. ad an. 764* bei Pertz, *monum. Germ. I. 24 ff.*: *hibernus grandis et durus*, welchen Worten in den *annal. Nazar.* zu demselben Jahre *hiems grandis et durus* entspricht. *Annal. Alaman. ad an. 797* *ibid. totum hibernum sedit.*

Ver der Frühling war zu kurz und durch Homonyme bedroht. Da es im klassischen Latein keinen Plural bildete (Neue, *Formenl. I², 418*), so war man dafür bereits auf eine Umschreibung angewiesen, wie sie Celsus gebrauchte 218, 3 *vernīs temporibus*, Tertullian *de resurr. carn. 12 hiemes et aestates et verna et autumnā*; diese lag um so näher, als schon Cato *de re rust. 54 verno = vere* gebraucht hatte, und von da an findet sich gerade der Ablativ nicht selten, z. B. bei Plinius *Naturgesch. 19, 95 hieme, verno*, um die

Collision mit dem Adverb *vere* zu vermeiden, bei Mart. Cap. 6, 691 = pg. 239, 10 Eys. Später wurden auch die übrigen Casus mit Hilfe des Adiectivs gebildet, und so finden wir nicht nur *verno*, *verno tempore* bei Caelius chron. 1, 71. 3, 110. 5, 30. Cassius 160, 2. 169, 16, sondern auch *verni temporis initio* bei Caelius chr. 1, 51, *vernum tempus* bei Boetius comment. Aristot. *περὶ ἔκμυρ.* II. 184, 15 Meis. Genau entsprechend ist in der griechischen *καιρὴ ἐαρινή* (*ἠώρα*) und *θερεία* an die Stelle von *ἔαρ* und *θέρος* getreten, z. B. bei Polyb 3, 34, 6. 5, 1, 3 und oft. Und doch konnten sich die romanischen Sprachen mit *vernum* = *ver* (analog *hibernum* = *hiems*) nicht begnügen, weil die Italiäner ihren Namen des Winters *inverno* selbst in *verno* kürzten, und diese nämliche Form heute noch als Substantiv auf den Winter, als Adiectiv auf den Frühling beziehen. Man hätte scheinbar noch mit *vernale* helfen können, wie Cassius 155, 19 *vernali tempore* sagt, wenn nicht auch diese Form sich mit *hibernalis* berührt hätte, so dass das italiänische *vernale* sowohl ‚den Frühling betreffend‘ als ‚winterlich‘ bedeutet. So griffen die Franzosen zu der Umschreibung *primum tempus* (*printemps*), die Italiäner zu *primavera*, welches, eigentlich Pluralform des Neutrums, nach Analogie von *gaudia*, *la joie* weiblich wurde. Wie alt diese Bildung sei, sagt uns eine in Klausenburg gefundene und in der Ephemeris epigraph. II, S. 310, No. 409 veröffentlichte Inschrift PRIMAVERA, welche als Erläuterung eines Amors mit Fruchtzweig und umgekehrter Fackel dient. Nur hätte Neue I², 418 diese Form nicht eine räthselhafte nennen sollen. Vielleicht bedeutete *primavera* ursprünglich nicht den ganzen Frühling, sondern nur das erste Drittel, da Servius *primum*, *medium* und *adultum ver* unterscheidet.

Um aber Ihre Geduld nicht zu lange mit diesen nüchternen Auseinandersetzungen auf die Probe zu stellen, werfen wir nur noch einen Blick auf den Speisezettel der Recon-

valescenten, und ich hoffe in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich Wildpret und Geflügel auswähle, freilich nur um zu zeigen, wie sich die Bezeichnungen dafür im Laufe der Jahrhunderte verändert haben. Für Wildpret bieten uns die älteren Aerzte nicht weniger als vier Ausdrücke, Scribonius 134 *caro agrestis*, Celsus 64, 19. 65, 18 *fera*, ebenderselbe *quadrupedes* mit Ausschluss der *domesticae* (64, 26 *ex quadrupedibus leporem*), endlich gewöhnlich *venatio* 70, 6. 137, 11. 142, 18. 209, 15. Unsere beiden Afrikaner stimmen nun darin überein, dass sie gerade den häufigsten, von den romanischen Sprachen adoptierten Ausdruck *venatio* (ital. *venagione*, franz. *venaison*; Rönsch, Itala 327) nicht kennen, sondern sich auf *quadrupedes* beschränken. Steht dieses bei Caelius dem Geflügel gegenüber, so bedarf es keines weiteren Zusatzes (ac. 3, 95. chr. 3, 35); deutlicher schreibt er *agrestes* (nämlich *quadrupedes*) chron. 1, 26. 2, 30. 107. 3, 92. 4, 69. 74. 5, 136. 137), doch immer nur in der Form des Genetiv, Dativ oder Ablativ, so dass man auch einen Nominativ *agrestia* annehmen kann: *ferae* im Plural finde ich bei Caelius nur in Anführungen aus Asclepiades chron. 3, 142. 147; Cassius aber lehnt sich in seinem Sprachgebrauche an Caelius an, indem er 35, 13 *quadrupedibus* gebraucht und 9, 11 *quadrupedibus silvestribus*, was nur eine Variation zu *agrestibus* ist.

Den Begriff ‚Geflügel‘ drückt Cicero mit *bestiae volatiles* aus, Cicero und Scribonius 134 mit *volucres*, Columella mit *volatile pecus*, Celsus mit *avis* collectiv oder mit *aves* (64, 20. 26. 65, 33. 67, 18. 69, 2. 70, 26. 71, 27. 137, 11. 142, 17. 151, 25. 209, 14), selten mit *aucupium* 70, 6. Hier gehen Caelius und Cassius ausnahmsweise etwas auseinander; denn der erstere hat *volantia* gewählt ac. 1, 95. chr. 2, 106, und ausserdem etwa 20mal im Genetiv, Dativ oder Ablativ, während *aviculae* bei ihm chr. 1, 22 nur das kleinere Geflügel bezeichnet,



neben *pisces teneri* (vgl. ital. *uccelli*); Cassius dagegen hält sich ebenso constant an die Form *volatilia* 9, 11. 35, 13. 143, 15. 184, 2. Nach Rönsch, Itala 105 ist *volatilia* der vulgärere, auch im Bibellatein übliche Ausdruck, der sich in dem franz. Femin. *volaille* und in dem ital. *volatili* erhalten hat. Den Ausdruck hat schon der Afrikaner Tertullian in Bibelcitatzen adv. Hermog. 22 = Genes. 1, 20, ad uxor. 1, 4 = Matth. 6, 26, daher er im Spätlatein nicht selten ist, so bei Chalcidius Plat. Tim. 119 *volatilia*, *nantia*, bei Oribasius 23, 30 Hagen und gewiss auch 25, 10, wo das handschriftliche *volatibus* eher in *volatilibus* als in *volantibus* zu bessern sein wird.

Dass in den modernen Recepten unter den Flüssigkeiten *aqua fontana* eine Hauptrolle spiele, ist zur Genüge bekannt, und die Aerzte können sich dafür auf Celsus berufen; unsere beiden Afrikaner schreiben durchweg *aqua dulcis*, was wohl eine Uebersetzung von ἡδύς sein dürfte (Cassius 73, 15. 74, 14. 76, 10. 129, 3. 146, 2. 190, 20. Caelius öfters). Das Quellwasser steht im Gegensatze zum Regenwasser, welches die Aeltern meist *aqua pluvia* oder *pluvialis* nennen (Cicero, Plin. mai.), die Afrikaner *aqua caelestis* mit einem ursprünglich dichterischen, doch schon von Livius 4, 30, 7 in die Prosa eingeführten Ausdrücke, oder auch *aqua imbrilis* (*imbrialis*?) Cass. 52, 4. 5. 10. 53, 6. 10. 54, 4. 19. 55, 15. Cael. chron. 2, 167. 5, 70. 122, und wohl sie zuerst, wie sie auch demselben den Namen *aqua cisternina* geben, Cass. 145, 7. Cael. chron. 2, 167. Andererseits bildet auch das Meerwasser einen Gegensatz, *aqua marina*, und daraus, dass Plinius Sec. iun. dieses sehr oft (etwa 10mal) vorschreibt nebst Meerkrebsen, Meerfischen u. s. w. (13, 5. 27, 17 u. s. w. coll. 94, 16. 22. 95, 3. 100, 14. 108, 6. 13. 18.), Cassius dagegen nie Meerwasser und nur Flusskrebse u. s. w. (165, 4), möchte ich einestheils schliessen, dass Plinius in einer Küstenstadt gelebt,

dann aber auch, dass Cassius in der That der Cirtenser sei, als den wir ihn bezeichnet haben: denn Cirta, das heutige Constantine, liegt bekanntlich im numidischen Binnenlande.

In der Darstellung der Krankheiten beginnen die meisten römischen Aerzte mit den Krankheiten des Kopfes, so Columella 4, 2, Scribonius Largus, Serenus Sammonicus, Plinius Secundus pg. 10 ff. R, auch Cassius Felix nach Pseudogalen ἀπὸ κεφαλῆς ἀρξάμενοι, αὕτη γὰρ καθάκειε τις ἀρόπολις ἐστὶ τοῦ σώματος. Während aber Serenus die Akropolis passend mit *arx* wiedergiebt, wie auch Cicero und Seneca Oedip. 187 und mehrere Dichter den Kopf so genannt haben, schreibt Cassius 1, 10 wörtlicher *summa civitas*. Warum gerade *civitas*? wird man fragen. Nun, in sämtlichen romanischen Sprachen ist ausser *villa* meist *civitas*, welches in klassischer Latinität nur Bürgerschaft oder Staat bedeutete, an die Stelle von *urbs* und *oppidum* getreten. Vgl. Diez, roman. Wortschöpfung, S. 83. In der orbis descriptio bei Riese, geogr. min. pg. 105 (in Bode's Script. rerum mythic. vol. II. 1834. pg. VII sqq.) ist *civitas* sogar das stehende Wort für ‚Stadt‘ geworden, und im cod. Bamberg. E. III 14 saec. XI der sog. Epitome Caesarum des Aurelius Victor, welche das Lateinische beinahe ins Romanische übersetzt (vgl. Waitz in Pertz Archiv f. deutsche Gesch. 9, 673—703) ist *urbs* consequent mit *civitas* wiedergegeben, so 1, 19 *civitatem latericiam inveni* = Epit. *urbem lat. repperi* = Suet. Aug. 28 (29) *urbem lat. accipere*; 1, 28 *civitates nobilissimas* = Epit. *urbes celeberrimas*. Dass aber *civ.* in der Bedeutung von Stadt in der afrikanischen Latinität ganz gewöhnlich war, lehrt uns Victor Vitensis persec. Vandal. 1, 15 *Neapolim Campaniae civitatem*, 1, 23. 29 *Edessa Macedoniae civitatem*, 2, 28. 47. 3, 29. 45 und desselben Verfassers *notitia provinciarum et civitatum Africae* p. 63 ff. bei Halm. Ebenso hat schon Apuleius (wenn man von Fronto p. 200 N. *amica civitate Hippone Regio* absehen will) das Wort gebraucht,

wie metam. 2, 1 *de situ civitatis huius*, 3, 11 *unica Thes-saliae civitas*, 4, 13 *Plataeas proximam civitatem*, 4, 30; 6, 18 *Lacedaemon Achaiae nobilis civitas*.

Gleichwohl haben wir hier nicht etwa eine Eigenthümlichkeit des afrikanischen Lateins vor uns, sondern bereits Ennius hatte 291 trag. R. gesagt: *civitatem video Argivum incendere*, und da sowohl Sallust als Vitruv das Wort so oft in diesem Sinne gebrauchen, so werden wir es als archaisch-vulgär bezeichnen dürfen. Vgl. Sall. hist. 2, 26 D *Tartessum Hispaniae civitatem*, inc. 37 *Cales est c. Campaniae*; Vitr. p. 32, 1 R. *civitatis amplissimae moenia*, 39, 14 *est in Hispania civ. Maxilva*, 194, 24 *Cilicia c. est Tarsos*, 200, 27. 203, 2 *Zama c. est Afrorum, cuius moenia etc.* So hatte Verrius Flaccus vollkommen Recht zu sagen (Gellius 18, 7, 5) *civitatem dici pro loco et oppido et pro iure quoque omnium (civium?) et pro hominum multitudine*. Während aber Cicero die erste Bedeutung nicht anerkannte (er unterscheidet *urbs* und *civitas* pro Sext. 42, 91. Acad. 4, 45, 137), billigte sie ein Dolabella (Cic. epist. 9, 9, 3 *Athenas vel in quamvis quietam civitatem*), ein Nepos Hannib. 3, 2 *Saguntum foederatam civitatem*, ein Petron 8 *errare per totam civitatem*, c. 141 *civitatem per totam circumducebatur*. Von da an dringt *civitas = urbs* immer mehr in die Litteratur und findet sich beispielsweise öfters bei Tacitus, z. B. hist. 4, 65 *muros civitatis*, und bei Sueton, sowie bei Ammian, z. B. 24, § 22. 39. 47. 49. 52 neben *urbs* und *oppidum*. Die romanischen Sprachen haben somit ein Wort in einer Bedeutung aufgegriffen, welche dasselbe bereits in vor-klassischer Zeit gehabt und namentlich in vulgärer Litteratur und dann in der gemischten silbernen Latinität (Sen. d. benef. 6, 32, 1 *civ.* von Rom) behalten hatte. — Ob dafür und für hundert analoge Fälle der von Diez gewählte Titel ‚romanische Wortschöpfung‘ passe, liesse sich doch bestreiten. Das Romanische unterscheidet sich zwar von dem klas-

sischen Latein, aber etwas Neues, als welches es Diez angesehen zu haben scheint, ist es darum noch lange nicht.

Für die Bildung der Substantiva mögen diese Proben genügen; sie lehren uns, dass vornehmlich die kurzen und durch Homonyma verdunkelten Hauptwörter dem Untergange verfielen, dass ein Ersatz sowohl durch die längern Pluralformen, als auch durch Ableitungen, namentlich den elliptischen Gebrauch des Adiectivs, endlich durch Zusammensetzung und durch Heranziehung neuer Stämme gewonnen wurde.

A d i e c t i v a.

Das Capitel der Adiectiva müssen wir wenigstens kurz berühren, weil hier die Einbusse einiger der allerbekanntesten Wörter fast noch mehr in die Augen springt; *magnus* und *parvus*, *pulcher* und *turpis* sind in den romanischen Sprachen untergegangen. Dieser Prozess ist ein viel verwickelterer, als man gewöhnlich glaubt, indem *magnus* durchaus nicht etwa gleich durch *grandis* ersetzt wurde, sondern Jahrhunderte lang eine Reihe von Nebenbuhlern neben sich hatte, wie wir Aehnliches schon bei *morbis* gefunden haben. Bei Cassius 182, 9 heisst zwar *Hippocrates* der *Magnus iatrosophista* und 104, 20 wird ein Heilmittel *ad omnia magnum* (wirksam) genannt; aber in den meisten Fällen ist das Wort durch *ingens* und *nimius* ersetzt, und zwar so, dass beide zu den nämlichen Substantiven wie *dolor*, *tumor*, *calor* treten, einigemal auch durch *grandis* 33, 19. 38, 10. 40, 14. 78, 11. 94, 10. 134, 14. Diese Frage ist indessen eine so weitschichtige, dass sie mit Hilfe einiger medicinischer Schriftsteller nicht erledigt werden kann.

Parvus ist noch vorhanden bei Cassius 7, 10. 38, 13. 59, 9. 63, 19. 72, 5. 83, 4; *parvulus* 14, 8; sogar *parvissimus* bei Caelius; indessen ist ihm *minutus* überlegen

(Cass. 12, 17. 42, 11. 51, 7. 61, 3. 67, 12. 79, 1. 86, 7. 121, 15. 134, 15. 163, 17) und durchaus nicht etwa als Particip gebraucht, sondern so, dass beispielsweise *minutus dolor* 163, 17 dem *ingens* und *nimius dolor* entspricht. *Modicus*, gleichfalls als Ersatz herangezogen (10, 13 *parva hoc est modica ulceratio*, 60, 23 *modicissima febricula*, 173, 6 *temporis modicissimi*) vertritt in Recepten viel häufiger das fehlende *paulum*, z. B. *modicum mellis* u. ä. als Nominativ und Accusativ, dagegen *modico melle* als Ablativ.

Interessant sind die Schicksale des temporalen *longus*. Denn hatte schon die classische Sprache das Adiectiv nur gern mit *tempus*, *vita* und wenigen ähnlichen Substantiven verbunden und sonst lieber zu *diuturnus*, *diutinus* und *longinquus* gegriffen, so sind auch die medicinischen Schriftsteller in dem Gebrauche von *longus* sehr sparsam gewesen. Celsus freilich nannte die chronischen Krankheiten *longos morbos* im Gegensatze zu den *breves acutique* (lib. 3, cap. 1 achtmal, ebenso pg. 34, 18. 35, 11. 135, 25. 143, 25. 146, 6. 150, 20. 155, 30 Dar.) nach dem Vorgange von Livius 27, 23, 6; allein bei Caelius ist der terminus technicus *tardae passiones* (chron. praef. 1) oder *chroniae vel tardae* (ibid. § 2) und entsprechend werden von Themison *tardarum passionum libri tres* (ibid. § 3, chron. 3, 14) angeführt, ein Gebrauch, an den sich auch Cassius anschliesst 2, 1 *tardum sive inveteratum capitis dolorem*. Beiden Afrikanern gemeinschaftlich ist ausserdem die Umschreibung mit *longi temporis* (Cael. ac. 1, 18 *l. t. febris*, 3, 139 *contortio tormentum*; chron. 2, 28 *eiectio*, 3, 96 *dysenteria*, -3, 196 *tussicula*, 2, 126 *longi temporis vel multorum dierum tussicula*, 1, 77 *longioris t. accessio*, 3, 81. 5, 2 *longissimi t. haemorrhoidis*, 5, 1 *longissimi t. morbus*. Caelius 70, 15 *longi temporis tussicula* neben 90, 15 *longa tussicula*, 106, 19 *splenem*, 62, 9. 193, 10 *passio*), deren sich auch Vegetius

bedient mulomed. 1, 26. 40. Um abzuwechseln, stehen ausserdem noch folgende Ausdrücke zur Verfügung: Cass. 47, 15 *multi temporis* (πολυχρόνιος) *tinnitus*, 53, 17 *diurni temporis reuma*, 126, 9. 174, 19 *diurna putredine, aegritudine*, 128, 14 *febricula diurna, quae appellatur chronites*, 152, 13 *prolixa aegritudo* (macronosia) = 12, 1 *longa aegr.* wie bei Caelius ac. 2, 68 *somnus ultra modum prolixus*. Bei Oribasius 22, 9 Hagen *longinquae febres*, u. s. w.

Es ist nur Consequenz, wenn nun auch der Gebrauch des temporalen *brevis* unsicher wurde, und so finden wir, analog der Umschreibung von *longi temporis* bei Caelius acut. 2, 41 *parvi temporis vexatio*, und Aehnliches 2, 142. 3, 177. 188. 221. chron. 2, 155; ac. 3, 73 *brevissimi temporis spasmus*. Die Begriffe ‚kurz, klein, jung‘ sehen wir aber überhaupt in jenen Jahrhunderten so merkwürdig verschoben, dass es uns nicht wundern darf, das Adiectiv bei Cassius in anderer Bedeutung gebraucht zu finden, 78, 16. 169, 14 *infantibus*, 67, 15 *aetatibus brevissimis*, womit man vergleiche 169, 15 *novellae aetatis pueris*, und da *novellus* für die Bezeichnung der Jugend in Anspruch genommen wurde, musste für ‚neu‘ ein anderes Wort gebildet werden, das zuerst bei Ennodius auftretende *modernus*, abgeleitet von *modo*, soeben. Es sind diess nur flüchtige Perspektiven, aber genügend um uns zu überzeugen, dass zwischen dem classischen Latein und den romanischen Sprachen oft mannigfaltige Bewegungen und Entwicklungen in der Mitte liegen.

Wild wachsende Pflanzen heissen bei Cato, Varro, Scribonius (70. 73. 117 und oft), Palladius u. A. *silvaticae*, bei Celsus dagegen *silvestres* oder *agrestes*, z. B. *cucumis, ruta* 168, 16. 183, 21. 200, 2 und oft, bei dem Naturforscher Plinius meist *silvestres*, z. B. 19, 184. 20, 3. 13. 262. Die beiden Afrikaner haben sich fast aus-

nahmslos für *agrestis* entschieden. Cassius 15, 15. 64, 12. 112, 18. 155, 6 und öfters, Caelius ac. 3, 22. 170. chron. 4, 70. 5, 44 u. s. w., wogegen die Stelle bei Cassius 167, 14 *ruta silvestri* kaum ins Gewicht fällt. Die dem italiänischen *foresta*, dem französischen *forêt* entsprechende Adiectivbildung (von *foris*, draussen) findet sich dagegen noch nicht. Den Gegensatz dazu bildet *hortensis* (Cass. 182, 15), oder wie Cassius auch mit einem neugebildeten, in die Lexika noch nicht aufgenommenen Worte sagt, *hortinus*, 113, 20. 166, 18. 172, 4. 183, 13.

Was die Ableitung der Adiectiva betrifft, so ziehen zunächst die Bildungen auf *alis* unsere Aufmerksamkeit auf sich; denn diese Bildungen, in der classischen Periode noch im Rückstande geblieben (vgl. des Verf. Anmerk. zu Livius 21, 26, 8), nehmen im Spätlatein zu, wie auch die romanischen Sprachen einen grösseren Reichthum an solchen besitzen als die classische; vgl. *aeternus*, *éternel*. Die Jahreszeiten, bei Cicero *anni tempora* und so noch bei Celsus (Vorrede zu Buch 2), heissen bei Caelius chron. 3, 110 *annalia tempora*, bei Cass. 159, 19 *annualia t.*; vgl. franz. *annuel*, und *dorsalis* bei Cass. 84, 12 neben *dorsualis*. Der Ausdruck für Frühling, *vernale tempus*, ist schon oben S. 398 erwähnt; *usualis* (franz. *usuel*), aus Juristen, Pseudo-apuleius de herb., Sidonius Apollinaris und Cassiodor belegt, hat Cass. 144, 3 mit Caelius gemein. Einige Neubildungen bezeichnen unsere Aerzte selbst als Uebersetzungen griechischer Adiectiva auf *ικος*, wie *urinalis* = *ούρητικός*, *διουρητικός* bei Cass. 111, 19. 131, 12. Cael. chron. 1, 117. *Localis* findet sich zwar schon bei Tertullian, entspricht aber bei Cassius und Caelius genau dem griech. *τοπικός*, 3, 12. 10, 14; *manualis mola*, die Handmühle, bei Cass. 91, 18. 185, 1, sonst *m. manuaria* oder *trusatilis* oder *versatilis* (Gellius 3, 3, 14) ist = *χειρόμυλον*; *renalis passio*, die Nierenkrankheit (= *nefretica*, *nefritis*) theilt wieder

Cassius 112, 15 mit Cael. 5, 52; *pinalis*, zur Fichte gehörig, bei Cass. 118, 8 fehlt in den Wörterbüchern.

Ebenso war in den Adiectiven auf *osus* (ital. *oso*, franz. *eux*), welche den vollen Besitz einer Sache oder Eigenschaft ausdrücken, die Triebkraft noch nicht erloschen, während umgekehrt die classische Sprache gegen dieselben eine gewisse Zurückhaltung zeigt. Auch hier sind manche Bildungen als Uebersetzungen griechischer Adiectiva eingeführt: *cancerosus* = *καρκινώδης* bei Cass. 66, 17, den Lexikographen nicht bekannt; *zernosus* = *λεχνώδης* 16, 10. 21, mir unbekannt; *anhelosus* = *δυσπνοιός* oder *ἀσθματικός* 93, 20. Cael. acut. 2, 148, wofür Plinius *suspiciosus* sagte; *glebosus*, schon bei Plinius und Apuleius = *θρομβούμενος* 86, 10. 117, 9. Neu scheint *pendiginosus* 30, 7: selten *terrosus* (Vitruv) 49, 17. 73, 15; *canosus* 11, 10. 12, 14; *incendiosus* (Fulgentius, Pseudoapul.) 136, 11. 149, 9; *viscosus* (Palladius) 30, 2 und oft: dem Cassius und Caelius gemeinschaftlich *tractuosus* (neben *viscosus*) 30, 2 und ebenso Cael. ac. 2, 167; *capillosus* 12, 12. 13, 13. chron. 5, 67; *humorosus* 117, 3, ac. 2, 66. Schon bei Celsus, Columella, Plinius finden sich, abgesehen von den allbekanntesten, *articulosus*, *calculosus*, *callosus*, *carnosus*, *glandulosus*, *glutinosus*, *limosus*, *musculosus*, *petrosus*, *sanius*, *scabiosus*, *squamosus*, *vertiginosus*.

Der unvollständige Besitz einer Eigenschaft wird bei Cassius noch häufig mit *sub* ausgedrückt (wogegen ich Composita mit *per* nicht beobachtet habe), *subalbidus* oft, *subamarus* 169, 12, *subausterus* 128, 4, wozu möglicher Weise als *ἄλαξ εἶρημ.* kommen *subacer* 164, 20 und *sublongus* 127, 15.

Diese Adiectiva berühren sich mit den Deminutiven, indem man *subniger* = *nigellus* setzen darf. Nur entsteht hier die Frage, ob die demin. Adiectiva im fünften Jahrhundert ihre ursprüngliche Kraft noch überall behalten

haben oder nicht. Für das bei Cassius häufige *nigellus* (12, 7. 86, 6. 10. 90, 3. 119, 18 u. s. w.) liesse sich wohl anführen, dass *subniger* daneben fehlt; aber wenn die Myrthe 103, 4 *nigra*, 17, 11 *nigella* genannt wird, so bleibt es doch noch sehr fraglich, ob damit eine andere Farbnuance gemeint sei, und 17, 11 stehen nebeneinander *myrtae nigellae*, *ellebori nigri*, *chamaeleontis nigri*, wie bei Caelius chron. 2, 33 *nigellus* neben *albus*. *Novellus*, häufig bei Varro und namentlich der Bauernsprache angehörig, wird bei Cassius (s. oben S. 405) von dem jugendlichen Alter gebraucht, wie bei Minucius Felix Oct. 30, 1, in anderem Sinne (= *recens*) bei Caelius ac. 2, 175. 3, 119. chron. 4, 79. 5, 52. Am meisten spricht aber dagegen die Analogie der substantivischen Deminutiva. Ist bei diesen von Hause aus die Beimischung eines Affectes unverkennbar, so trat doch, je mehr Deminutiva aus der Volkssprache in die Schriftsprache eindringen, diese Bedeutungsverschiedenheit immer mehr zurück, so dass sie in den romanischen Sprachen grossentheils an die Stelle der untergegangenen Stammwörter getreten sind; vgl. *auris*, *auricula*, *oreille*. Aber in dieser Frage bringen die einzelnen lateinischen Schriftsteller ihren individuellen Geschmack zur Geltung, so dass es für jedes Wort der Detailuntersuchung bedarf. Während beispielsweise *cucurbita* bei Celsus den Kürbis, *cucurbitula* den Schröpfkopf bedeutet, hat Scribonius Largus umgekehrt 46, 47 jenes für Schröpfkopf, das Deminutiv 106 für die Coloquintenpflanze gebraucht, Caelius mit dem Stammworte Kürbis und Schröpfkopf bezeichnet, Cassius das letztere. Um aber zu zeigen, wie frühe jene Entwerthung Platz gegriffen, so nennt Cicero das Podagra Brut. 60, 217 *artuum dolorem* (entsprechend de fin. 2, 93 *artus ardent*, Tuscul. 2, 25, 61 *artus laborant*); in den Briefen ad Attic 1, 5, 8 dagegen bezeichnet er dasselbe Uebel in familiärem Tone mit *articulorum dolores*, welcher Ausdruck bereits

bei Celsus 39, 30, 40, 4, 42, 33 u. s. w. der stehende geworden ist. Bei den Spätern ist *artus* von der Gicht kaum mehr gebraucht, sondern die Kunstausdrücke sind *articularius* oder *articularis morbus* bei Scrib. Larg. 101, Plinius Naturgesch., Sueton Galba 21, Gargil. 19. 30. 35, Plinius Sec. medic. 72, 4 Rose, bei Cael. chron. 5, 30 *articularis passio* oder 5, 27 *articularum passio*, ital. *morbo articolare*, wogegen das griechische *arthritis* selten ist. In gleicher Weise heisst das Ohrenweh bei Scribonius in der Ueberschrift des 5. Capitels *aurium dolor*, wie auch Cassius cap. 28 nur *aurium dolores, tumores, tinnitus* u. s. w. kennt; aber schon Celsus spricht 25, 36 von *auricularum dolores*, und ebenso schwankt Scrib. 5. 29, indem er auf *auriculae dolorem* unmittelbar *auris dolentis* folgen lässt; ferner schwanken Plinius und Caelius, ja Cassius selbst gebraucht 171, 3 das Deminutiv, wo er durchaus nicht etwa das Ohrläppchen meint. Der nämliche Caelius, der die acuten Krankheiten in solche *cum febris* und solche *sine febris* eintheilt (ac. 1, 3), spricht doch ac. 2, 1 von *celereres cum febricula passiones* und ähnlich wechselt er mit *tussis* und *tussicula*, ohne dass es gelänge einen durchgreifenden Unterschied festzustellen. Bei Cassius kann man die Identität von *tussis* und *tussicula* daran nachweisen, dass er 70, 16 von *tussiculae longi temporis*, 86, 1. 12. 89, 9 von *vehemens* und *ingens tussicula* spricht. Ihm ist auch *vulpecula* (urspr. der schlaue Fuchs?) dem griech. ἀλώπηξ 12, 15. 188, 13 gleichbedeutend, da *vulpes* bei ihm fehlt und er ausdrücklich beifügt *quam Graeci alopeca vocant*, und für *linteum* gebraucht er constant *linteolum*, franz. *linceuil*, wogegen er nur *cerebrum* verwendet, nicht das bereits von Aeltern angenommene *cerebellum*, welchem franz. *cerveau* entspricht. Diese Mahnung zur Vorsicht glaubten wir hier, wenn auch vom Thema etwas abschweifend, aus verschiedenen Gründen einschieben zu sollen.

Den zusammengesetzten Adiectiven kommt eine so bescheidene Rolle zu, wie den Zusammensetzungen in der lateinischen Sprache überhaupt. Doch mag hier daran erinnert werden, dass entsprechend den Verben auf *ficare*, welche dem Sinne nach blosse Ableitungen sind (siehe unten S. 425), eine Reihe von Adiectiven auf *ficus* in der breiten Volkssprache cursierten, in denen der zweite Bestandtheil streng genommen kaum als der Träger eines neuen Begriffes erscheint. So steht *lenificus* für ein transitives *leniens* bei Cass. 73, 12: *est enim lenificae virtutis, qui valeat humoris asperrimi lenire qualitatem*, ein den Lexikographen nicht bekanntes Wort, welchem bei Cassius ein Verbum *lenificare* entspricht, und welches sich an das schon aus Plautus bekannte *delenificus* anschliesst. Vergleichen lässt sich *amplifice* bei Catull 64, 265 und *amplificus* bei Fronto p. 150, 4 N. Und da die Sprache kein Adverb zu *magnus* bildete, so tritt das üppige *magnifice* in die Lücke, schon bei Plinius 24, 96 *prodest magnifice ad tussim*, und bei Cassius 123, 17 *magnifice operatur* (hat eine bedeutende Wirkung) haben wir nur den Positiv zu 133, 18 *summe operatur*. Wir haben mithin hier den nämlichen Fall, wie bei *mirifice*, welches oft dem minder beliebten *mire* zu Hülfe kommen muss. Vgl. *largificus* bei Lucr.

Adverbia.

Saepe, welches in den romanischen Sprachen verloren gegangen und im Italiänischen durch *sovente* (*subinde*, frnz. *souvent*), *spesso*, *frequentemente* ersetzt worden ist, findet sich zwar bei Caelius ziemlich häufig, verhältnissmässig selten dagegen bei Cassius, nämlich nur 179, 16 und in den Formeln *saepe memoratus* 37, 8 und *ut saepe dixi* 38, 7, wogegen sich die längern Formen *saepius* und *saepissime* leichter behauptet haben, Cass. 14, 7. 20, 3. 68, 3. Das absterbende *saepe* wird bei Cassius mehr als unter-

stützt durch das etwa 70mal gebrauchte *frequenter*, ein Missverhältniss, welches um so mehr auffällt, wenn man sich erinnert, dass *frequenter* ein von Cäsar, Sallust und mehreren andern Autoren der guten Zeit nicht verwendetes Wort ist. Allein schon bei Scribonius Largus hat es an Ausdehnung gewonnen, da es uns bei diesem Autor leicht ein dutzendmal begegnet. Bei Caelius halten sich die beiden Ausdrücke so ziemlich die Wage; denn aus den neun ersten Capiteln des 1. Buches morb. acut. habe ich 7mal *saepe*, 2mal *saepissime*, 6mal *frequenter*, einmal *frequentius* und oft das Adiectiv *frequens* notiert. Bei Vegetius de mulomed. dürfte das Verhältniss von *saepe* zu *frequenter* bereits wie 1 : 3 sein, und noch weiter fortgeschritten ist der Auflösungsprozess bei Oribasius Hag., der wohl noch zwei Stellen für *saepius*, aber nicht eine einzige für *saepe*, neun für *frequenter* aufweist. Ja während *non semel sed saepius* eine allitterirende Formel war (Acta semin. Erlang. I, 442. Nep. Epan. 7, 3. Mart. Cap. 267, 22. Symmach. relat. 8, 3), übersetzte Oribasius 13, 22 lieber *non semel sed frequentius*, wie Cass. 16, 14 *non s. s. frequenter*. Man kann das Absterben von *saepe*, welches zudem kein entsprechendes Adiectiv hatte, leicht begreifen; nur war der Ersatz kein selbstverständlicher. Während daher *frequenter* auch bei andern Autoren öfters vorkommt (Anthimus 3. 4. 91), hat Martianus Capella *crebro*, *crebrius*, *creber* bevorzugt, wie schon Vitruv *saepe* 2mal, *crebriter* 5mal, *saepius* 7mal hat, Oribasius sein Adverb *frequenter* durch das Adiectiv *spissus* ergänzt, wie Anthimus 66 u. s. w.

Semper, im Italiänischen und Spanischen erhalten, im Französischen durch *toujours* ersetzt, zeigt bei Cassius nur darin ein Symptom der Krankheit, dass *iugiter* (eigentl. ununterbrochen, in einem fort) so oft an seiner Stelle auftritt (Cass. einmal *semper*, 7mal *iugiter*, oft *iugis*; bei Caelius *semper* häufiger, aber auch *iugiter* sehr beliebt).

Umschreibende Ausdrücke wie *omni tempore* sind schon in guter Latinität so gut gerechtfertigt, wie unser ‚allezeit, alleweil, jederzeit‘, span. *en todo tiempo*, um den Begriff besonders hervorzuheben.

Dagegen ist *diu* bei Cassius und Caelius so gut wie verloren; denn je eine Stelle (Cass. 192, 22. Cael. chr. 1, 11) kann diesen Satz so wenig umstossen, als eine Schwalbe den Frühling macht. Dass hier die Kürze die Hauptschuld an dem Untergange des Wortes trug, erkennt man daraus, dass *tamdiu* und *quamdiu*, sowie auch *diutissime* (Cael. ac. 3, 143) sich leichter behauptet haben. Vertreten ist das Adverbium durch *multo*, *plurimo*, *longo tempore* (frz. *longtemps*) bei Cael. ac. 1, 76. 2, 101. 113. 114. 152. 169. 189 u. s. w. und ebenso in den chron.; voller lesen wir ac. 3, 179 *tardo atque longo tempore requiescisse*, chron. 3, 36 *multo atque longo t. prohibere aegrotantes bibere*. Cassius gebraucht nur *multo* und *plurimo tempore* 36, 6. 61, 9. 68, 17. 164, 14, dagegen *longi temporis* als Gen. qualitatis zur Umschreibung des Adiectivs; auch *diuturno tempore* 1, 1. 136, 5. 193, 13, nach dem Vorgange von Caelius chron. 3, 73 *requiescere diuturno tempore*. Dieser Ersatz ist freilich nicht von Caelius und Cassius erst geschaffen, sondern seit Jahrhunderten vorbereitet; denn beispielsweise gebraucht schon Commodian instr. 1, 1. 4 *erravi tempore multo*, wie apolog. 177 *tempore parvo* am Schlusse des Hexameters, und oft an gleicher Versstelle *tempore toto*, instr. 1, 25, 16. 1, 26, 4, *tempore tanto* statt *tamdiu* instr. 2, 1, 23, in umgekehrter Stellung *toto t.* instr. 2, 3, 7. 2, 18, 8 Bei Serenus Sammon. 543 steht *longo t.*, Hieronymus wechselt mit *multo* und *longo t.*, welche Umschreibungen auch auf Gregor von Tours, Fredegar u. A. übergegangen sind, obwohl sie daneben noch *diu* benützen. Anthimus aber hat für den Positiv *longo tempore* praef. und § 77. 83, für den Comparativ constant *diutius* 4. 8. 76. 93.

Eine auffallende Erscheinung bleibt es immer, dass in den romanischen Sprachen die meisten Adverbia durch die Umschreibung von *mente* mit dem Adiectiv ersetzt worden sind, da diese nur für die Sätze mit persönlichem Subjecte geeignet erscheint. Man sollte doch erwarten, dass die natürlichere Auflösung die mit *modo* gewesen wäre, wie in *quomodo*, *quemadmodum*, und vermuthen, diese sei jener vorausgegangen, und *mente* sei nur als die in lautlicher Hinsicht vorzüglichere später durchgedrungen.

In der That findet sich *sufficienti modo* bei Cassius häufiger (25, 9. 88, 7. 99, 18. 134, 4. 184, 11) als *sufficienter* (151, 12. 152, 11 *operire*, 183, 19. 192, 13 *decoquere*), und wenn man auch versucht sein könnte den Unterschied aufzustellen, jenes bezeichne mehr die Quantität (in genügendem Masse), dieses die Modalität, so leidet doch die Synonymik Schiffbruch, wenn man die Ausdrücke des Cassius *cummi suff. modo addere* und *adipes porcinos s. m. addere* mit Vegetius 1, 11 *oleum sufficienter admiscere* und 1, 17 *cucumerem sufficienter admiscere* vergleicht. Vollends muss es auffallen, dass bei Cassius neben *aequali (pari) modo* (5, 9. 21, 13. 46, 3. 152, 3. 173, 15 regelmässig mit *conterere* und *commiscere* verbunden) *aequaliter* gänzlich fehlt, so dass also hier die Adverbialbildung als bereits erstarrt erscheint. In gleichem Sinne und in Verbindung mit den nämlichen Verben gebraucht Cassius 11, 1. 54, 12. 98, 9. 107, 19. 149, 21 auch *ex aequali modo*.¹⁾

1) Dieser pleonastische Gebrauch von *ex* neben einem modalen Ablativ ist eine alte Eigenthümlichkeit der afrikanischen Latinität: *ex summo studio* und *ex summis viribus* (Plautus *ex summis opibus*) bei Apuleius hat schon Hand im Tursellinus 2, 640 notiert; allein damit ist nun *ex summis opibus premere* bei Fronto p. 42, 19 Nab. und *ex summa ope niti* bei Gellius 7, 3, 47 zusammenzubringen, wesshalb das bei dem Afrikaner (sic!) Florus im cod. Nazar. überlieferte

Aus dem interessanten Capitel der

V e r b a

heben wir hier nur zwei Punkte heraus. Einmal die für die romanischen Sprachen wichtigen *Decomposita*: denn Cassius giebt uns insofern einige Aufschlüsse, als bei ihm diese Bildungen weiter vorgeschritten sind als bei Caelius. Sie begannen damit, dass mit Präpositionen zusammengesetzte Verba, deren *Simplicia* abgestorben waren, mit einer zweiten Präposition componiert wurden, weil sie selbst als Stammwörter erschienen. So erscheint *co-operio* schon bei Cato, *adoperio* bei Virgil und Livius, *adimpleo*, bei Livius 38, 7, 13 überliefert, aber unsicher, ist in der juristischen und patristischen Litteratur gäng und gebe. Der Naturforscher Plinius hat sogar Gefallen an dem Worte *adalligare* gefunden. Aber auch wenn ein Compositum eine neue Bedeutung annahm und sich dadurch von seinem fortlebenden Stammworte trennte, konnte es eine zweite Präposition zu sich nehmen, wie *adsurgo* (*surgo* = *subrego*), *consurgo*, doch schwerlich *adinsurgo* bei Livius 22, 4, 2, welches dreifach componiert wäre. Von *invenio* (auf etwas kommen = finden) bildete Tertullian zuerst das im Spätlatein ganz gewöhnliche *adinvenio*. *Super*, welches allen andern Präpositionen vorangeht (*superadduco* Plautus), bildet bei Virgil *superimminco*, bei Ovid und Livius *superimpono* (vgl. des Verf. livian. Kritik S. 11) u. ä.: *superadspargo* folgt bei Vegetius, Caelius chron. 5, 14 und Cassius (8, 4. 22, 11. 25, 10 u. s. w., daher 101, 4 nicht in zwei Worten zu schreiben); *superinduco* bei Tertullian und Cassius 31, 22. 61, 6; *subinflare* bei Caelius chr. 2, 71 und Cassius 61, 16. 19. 63, 12; *superadustio* 51, 9, *supercomedo* 124, 4

ex summo studio adnisus est (1, 3 = pg. 12, 17 Jahn) von den neuesten Editoren nicht hätte sollen verdammt werden. Man vgl. *ἐκ παντός τρόπου* u. ä

(entsprechend *superbibo* 183, 9 und oft bei Caelius), *superinsurrectio* 42, 9 und *superproicio* 60, 15 (vgl. *circumproicio* Cael. ac. 2, 193), *subdeduco* 170, 2, welche bei Forcellini-De Vit fehlen, können Neubildungen des Cassius sein.

Bildungen wie *recolligo* (Caelius ac. 2, 69, und schon Cic. Attic. 1, 5, 5) besprechen wir hier nicht, da unsere beiden Aerzte in dieser Hinsicht nichts Neues bieten; aber ihre Bedeutung für die romanischen Sprachen springt in die Augen, wenn man an die zahlreichen Formen wie *remplir* = *reimplere*, *renverser* = *reinversare* denkt. So sehr die classische Latinität es vermieden hat *re* mit einer Präposition zu componieren, so sehr nahm diess im Spätlatein überhand (z. B. *recommoneo* bei Cassiodor), und so haben nicht nur die Italiäner ihre *raccolta*, sondern selbst wir sprechen ganz unantik von Reconvalescenten (*reconvalesco* Ennodius carm. 1, 10) und von Recommendationen.

2. Es ist eine grosse Aufgabe der Wortbildung von den Adiectiven Verba abzuleiten, da wir nicht weniger als drei verschiedene Gattungen nöthig haben: hell sein, hell (heller) werden, hell (heller) machen. Während wir nun im Deutschen von kühl nur kühlen (kühl machen) bilden, von grün grünen (gr. werden oder gr. sein), mit Umlaut schwärzen und röthen, besitzt die lateinische Sprache in ihren verschiedenen Conjugationen und einigen zur Ableitung verwendeten Suffixen viel reichere Mittel, indem sie *clarēre* (hell, berührt sein), *clarescere* (h. werden), *clarare* (h. machen), *claricare* (Deminutiv, ein wenig h. sein, schimmern, bei Apuleius), analog *albēre*, *albescere*, *albare*, *albicare* (weisslich sein, vgl. *candicare*, *nigricare*, aber auch transitiv weiss machen) unterscheidet. Man darf aber darum nicht annehmen, die lateinische Sprache habe sich dieser Mittel consequent bei allen Eigenschaftswörtern, und noch viel weniger, sie habe sich derselben von Anfang an bedient. Denn wenn auch die Inchoativa sich scharf absondern, so



fließen doch die Intransitiva des Seins und die Transitive des Machens vielfach ineinander über, z. B. *durare*, hart sein, bildlich fort dauern, später auch härten; was man mit der Annahme erklärt, die Transitive auf *are* hätten sich aus den gleichlautenden Intransitiva erst allmählig herausgebildet. Vgl. Dräger, hist. Synt. § 88. Möglich ist aber auch, dass die Sprache schon frühe inconsequent verfuhr und den Bildungen auf *are* verschiedene Bedeutung beilegte, je nachdem das Eigenschaftswort seinem Sinne nach mehr ein transitives oder ein intransitives Verbum verlangte.

Nehmen wir die Inchoativa voraus, so ist zu bemerken, dass die Ableitung von *vetus* bei Cassius Felix 136, 4. 193, 13 *veterescere* lautet, nicht *veterascere*. Diess ist eine jüngere Form, wie wir analog *tenerasco* bei Lucrez, *teneresco* bei Tertullian (de res. carn. 22) u. A. finden, und zwar genauer eine speziell afrikanische, da sie bei Porphyrio zu Hor. Od. 3, 16, 34, bei Pseudocyprian (append. p. 153, 17. 154, 13 H.), bei Augustin civ. dei 14, 15. 16, 27. 20, 24 (ed. Domb. vol. II.² 36, 27. 169, 19 = Eccles. 14, 18. 467, 5 = evang. Luc. 12, 33) wiederkehrt. Vgl. Nonius p. 437. Wie lebenskräftig hier die afrikanische Latinität noch neue Schosse trieb, zeigen ihre Neubildungen, wie *ignavescere* bei Tertullian de anima 43, *segnescere* bei Caelius acut. 2, 110, *vehementescere* bei demselben wiederholentlich. Von Substantiven hat zuerst Tertullian *cineresco* und *decineresco* gebildet, welches uns wieder bei Augustin serm. 327, 1, bei Fulgent. myth. 2, 18, bei Caelius chron. 5, 20 und bei Cassius 165, 6 begegnet; *carbonesco* kennt man nur aus Cael. chron. 2, 168, 5, 20, dem es Cassius 138, 13 entlehnt hat.

Gehen wir zu den Intransitiva über, so gehören sie zunächst in die zweite Conjugation, als *aegrere*, *albere*, *flaccere*, *salvere*, aber auch *festinare*, *maturare*, *properare* sind bei Plautus intransitiv und erst später transitiv ge-

worden, wie denn die Bedeutung der Verba der ersten Conjugation beispielsweise bei *celerare*, *praecipitare*, *variare* schwankend geblieben ist. Im grossen Ganzen freilich hat die classische Latinität diese Bildungen als transitive aufgefasst, weil der sprachliche Ausdruck unserer Gedanken diese Bedeutung ungleich häufiger verlangt, und wenn auch niemand in *aegrotare* ein Transitivum wird suchen wollen, weil dieser Begriff gegenüber dem des Befindens zurücktritt, so sind doch *alienare*, *ampliare*, *angustare*, *asperare*, *caecare*, *cavare*, *commodare*, *continuare*, *curvare*, *densare* (auch *densere* gegen die Regel) und unzählige andere entschiedene Transitiva, sowie auch die von Adiectiven der dritten Declination abgeleiteten Verba *celebrare*, *frequentare*, *gravare*, *illustrare*, *levare*, *memorare*, *tenuare*. Aehnlich haben die Ableitungen nach der vierten Conjugation transitive Kraft, wie *insignire*, *inanire*, *lenire*, *mollire*, wogegen die Deponentia der I. vorwiegend intransitiv sind, als *gratari*, *indignari* (*dignari* meist transitiv), *lactari*, *rusticari*, *tristari*, *vagari*; *mirari*.

Welche Stellung nimmt nun die afrikanische Latinität in dieser Entwicklung ein? Sie hat einmal nach den bisher befolgten Grundsätzen ihren Bedarf weiter gebildet, und also *ieiunare* (Tertull. Arnobius, Cassius 147, 7) mit demselben Rechte intransitiv gebraucht, wie die Alten *aegrotare*, dagegen *salvare* im Gegensatze zu *salvere* transitiv. Inmitten dieser Unsicherheit steigert sich das Gefühl, dass die Endung *are* nicht mehr ausreiche als Träger der transitiven Kraft, und so gebraucht nicht nur Caelius das sonst transitive *tardare* meist intransitiv (chron. 1, 59. 82. 102. 2, 69. 106. 110 u. s. w.), sondern mit ihm auch Cassius 36, 6. Lässt sich diess auch durch anderweitige Parallelen entschuldigen, so doch nicht mehr, wenn Cassius 169, 16 von der Epilepsie sagt: *plus verno frequentare manifestum est* (vgl. 2, 14 *contingit frequentius*), wie ich

glaube, nach dem Vorgange von Caelius, welcher das Wort ebenso gebraucht, *acut.* 1, 32 *in his* (Sommer und Herbst) *aiunt hanc frequentare passionem*, *ac.* 2, 63 *apud Romanos frequentare has febres*, 2, 89 *frequentat haec passio in masculis*, 2, 8. 12. 3, 124, 125, und oft in den *pass. chron.*, ein Gebrauch, welcher den Lexikographen (Forcellini, Georges) bisher unbekannt geblieben ist.

Darum erscheinen denn auch die von Superlativen abgeleiteten Verba, welche nur die afrikanische Latinität zu bilden gewagt hat, namentlich Apuleius und Tertullian, in wunderbarer Inconsequenz, bald als Transitiva, bald als Intransitiva: *infimare*, *intimare* (Apuleius, Tert. Arnobius, Caelius *chron.* 4, 134, oft bei Mart. Capella), *pessimare* (Bibellatein, Rönsch, S. 172, 417) *postumare*, *proximare*, *summare*, *ultimare*; *extimare* bei Tert. *de corona* 5 steht auf schwachen Füßen, und *maximare*, *minimare*, *optimare*, *plurimare*, die man voraussetzen könnte, vermag ich wenigstens nicht zu belegen, während *maximitas* für *magnitudo* Arnobius p. 230, 20 R. gebraucht hat. Man sieht, dass die Verba durchweg von unregelmässigen Superlativen abgeleitet sind, welche, wie anderwärts bemerkt (*latein. u. roman. Compar.* 57 ff.), am frühesten auf die Bedeutung von Positiven herabsanken.

Die Ableitungen von Comparativen, entsprechend unsern Bildungen ‚verschönern, bessern‘, sind zwar von den Afrikanern nicht vermieden, aber durchaus nicht charakteristisch für sie, da sie, wenn auch nicht classisch, doch schon vor ihnen von den Juristen gebraucht sind; ich meine Bildungen wie *certiorare*, *deteriorare*, *meliorare*, *minorare*, *peiorare*. Sie waren von Haus aus transitiv; allein, wie *minorare* *Epist. Corinth.* 2, 8. 15 intransitiv steht (*qui multum, non abundavit, qui modicum, non minoravit*), so haben unsere beiden Aerzte *peiorare* seinem ursprünglichen Gebrauche entfremdet. Denn Caelius schreibt

zwar einmal, chron. 1, 121, correct *passionem peiorat*, es verschlimmert das Befinden (= *passionem peiorem facit*, chron. 1, 124), sonst aber gebraucht er das Wort intransitiv *peiorante passione, morbo, dolore, tumore, strictura, fluore, peiorantibus signis, febribus* chron. 1, 6. 59. 2, 89. 4, 13 und oft in den *morb. acut.*), um die ihm lästigen Umschreibungen *ire, mutari, increscere*¹⁾ in *peius, devolvi ad peiora* (*acut.* 2, 64. 72. 3, 8. 114) zu meiden, und weil ihm *increscente passione* (*acut.* 2, 167. 3, 7) nicht genügt. Diesen Fehler hat in der gleichen Verbindung Cassius angenommen, 90, 22 *peiorante passione*, 160, 10. 182, 5, und dieses Verbum, gerade wie Caelius, mit *increscere* (26, 8. 131, 20. 133, 15. 136, 3. 142, 14. 166, 14) wechseln lassen.

Je mehr aber die Ableitungen auf *are* ihre transitive Kraft verloren, und je weniger es im Character der Volkssprache lag, theilweise sich formell berührende Transitiva auf *are* und Intransitiva auf *ere* nebeneinander zu dulden, desto mehr machte sich das Bedürfniss geltend, zur Vermeidung dieser Unsicherheit mit kräftigeren Mitteln Transitiva herzustellen.

Ein solches war die Zusammensetzung der Verba mit Präpositionen. Konnte *celerare* auch intransitiv verstanden werden, so hatte doch *accelerare* ein grösseres Recht auf die transitive Bedeutung, und Caelius wie Cassius haben es nur so gebraucht (*ac.* 2, 28. 212. 3, 19. *Cass.* 36, 17. 192, 16), wenn auch ältere Autoren dieses Gefühl nicht theilten. Das beigefügte *ad* übt hier die gleiche Wirkung, wie im Deutschen die Präpositionen und Vorsylben, wenn wir das intransitive ‚gleichens‘ mit ‚begleichen, vergleichen, ausgleichen‘ zusammenhalten. Also *aequo, firmo, simulo* liessen sich intransitiv denken; *aduequo*,

1) *acut.* 3, 8 wird statt *si peius increverit* zu lesen sein *si in peius i.*

affirmo, assimulo hatten diese Fähigkeit verloren, und der Oesterreicher wird uns noch heute versichern, dass ein vollgültiges Transitivum von *iustus* nur ‚adjustieren‘ lauten könne. Von *severus* giebt es gar kein *severare*, sondern nun ein *adseverare*, neben *commodare* ein *accommodare*, wo man wenigstens nicht sicher behaupten kann, die Präposition sei hinzugetreten, um dem schwachen Worte einen äussern Halt zu geben, welchen Grund man allerdings bei *probare, approbare* u. ä. geltend machen könnte. Doch sei dem, wie ihm wolle, Caelius hat zuerst *propriare* und *appropriare* (zu eigen machen) und *appropriatio* acut. 1, 150. chron. 2, 151. 4, 22 gebildet, zum deutlichen Beweise, dass der Prozess der Ableitung damals noch nicht abgeschlossen war. Eine Bildung fehlt noch in den Wörterbüchern, *polenta vino addulcata* bei Cassius 119, 18 (*dulcare* bei Sidonius Apoll., *obdulcare* schon Ambrosius), durch Vermittlung von *addulcire* der Vorgänger des französischen *adoucir*.

Auch nehmen die Transitive gerne die Präpositionen *con, de* (neben *depravare* giebt es gar kein *pravare*), *ex* zu sich, wie z. B. schon die archaische Latinität neben *aequare* und *adaequare* das von Cato und Sallust gebrauchte *coaequare* und *exaequare* besass. Cicero, der *coaequare* nur in den Verrin. 3, 95 gebrauchte, gab es später als überflüssig auf, während Minucius Felix es wieder aufnahm und Caelius ihm eine breite Anwendung gönnte, ac. 2, 124. 3, 213. chron. 1, 75. 2, 46. 109. 5, 38. Statt des von Tertullian gebildeten *unare* (Cyprian *adunare*) sagen Caelius und Cassius lieber *counare* (ac. 3, 60. Cass. 56, 9), welches bei Georges noch fehlt. Neben *siccare* gebraucht Cassius viel häufiger, wie auch Fulgentius pg. 7 Munk. *desiccare* und einmal (106, 12) auch *exsiccare*, wie *extenuare* und *attenuare* für das bei Caelius beliebte *tenuare*; *inanire* verdeutlicht Cassius durch *exinanire*, 184, 1 coll. 182, 18.

Nur die Composita mit *in* sind weniger zu einer festen Geltung gelangt. Denn *incandidare* steht zwar bei Cassius 66, 12 transitiv, wie schon bei Firm. Mat. 28, 1, *innovare* transitiv bei Cassius 31, 12 und Cael. ac. 1, 129. 167. 196 u. s. w.; aber *impinguare*, was man nicht erwarten wird, bei Cassius 54, 13 intransitiv, und das häufigste Compositum *infrigidare* hat derselbe Autor fünfmal intransitiv (11, 7. 26, 20. 77, 5, 93, 9. 152, 5), viermal (60, 13. 147, 23. 149, 21. 151, 3) transitiv gebraucht. Die Präpositionen haben somit in den wenigsten Fällen den Zweck, die Bedeutung des Verbums zu modificieren und nüancieren, sondern sie verlängern die Worte und haben die Bedeutung von Ableitungssuffixen.

Ein noch wirksameres Mittel war die Umschreibung und Zusammensetzung mit *facere*, welche noch in den romanischen Sprachen eine so grosse Rolle spielt. Vgl. Diez, Gramm. d. roman. Spr. II⁸, 397 ff. Die historische Forschung wird aber die Vorbilder bereits in der archaischen Latinität nachweisen. Denn in der Zeit, wo *aequare*, *curvare*, *planare*, *sauciare*, *vastare* entweder noch nicht gebildet waren oder intransitive Bedeutung hatten, wurden Transitive gewonnen durch die Umschreibung *aequum*, *aequabile facere* (Plaut. Capt. 2, 2, 52), *curvum facere* (Plautus, *curvare* erst Virgil), *planum f.*, welches selbst Cicero noch verwendete, vielleicht als Reminiscenz aus der Lectüre des Cornificius 2, 5. 46 (Acta semin. Erl. I. 141), *saucium f.* (Sisenna frg. 36 Pet. Turpilius 64 com. lat. Rib. Acta semin. Erl. I. 452); *aequum parare* (= *aequiparare*, wie *vitium parare* = *vituperare*, aber in klassischer Latinität vermieden), *vastum dare* (Virg. Aen. 9, 323 und andere Dichter), womit das von Prosaikern mit Positiven und Comparativen verbundene *reddere* zu vergleichen ist. Unbeanstandet erhalten hat sich in allen Perioden *amplificare* neben *ampliare*, vielleicht weil die

nach Analogie von *duplus, duplare* (Juristen; gewöhnlicher von *duplex, duplicis, duplicare*) gebildete Form *amplare* mit *amb(u)lare*¹⁾ collidiert hätte. Ob in *levigare, mitigare, purgare* Zusammensetzungen mit *agere*, oder nur Ableitungen zu erkennen seien, kann hier unentschieden bleiben.

Entwickelte sich nun auch die Ableitung von Jahrhundert zu Jahrhundert, so dass die Zusammensetzung immer entbehrlicher wurde, so gab es doch zahlreiche Fälle, wo die Ableitung nicht ausreichte und man zu der breiteren Form griff. Fehlen uns im Deutschen neben unsern bequemen Transitiven ‚öffnen, wärmen, nässen‘ die entsprechenden Intransitiva und die Inchoativa, so ist umgekehrt im Lateinischen neben den intransitiven *arere, calere, fervere, liquere, mudere, putrere, stupere, tepere* die Ableitung der Transitiva im Rückstande geblieben. Hier beliebte es durch lose Aneinanderschlebung der Intransitiva und *facere* ein *arefacere, calefacere, fervefacere, liquefacere* u. s. w. zu bilden, deren Analogie *marefacere* (Gargilius Mart. 212, 5 R., welche Stelle in den Lexicis nachzutragen ist), *rarefacere* bei Lucrez u. ä. folgten, obschon ein intransitives *maturere* und *rarere* nicht bekannt ist, jenes, weil *maturare* auch intransitiv war, dieses statt des normal gebildeten *rarare*, weil vielleicht die dreimalige Wiederholung der littera canina die Ohren beleidigte. Nachdem Cato diese Formen durch seine Autorität befestigt hatte, behielt sie auch Cicero bei, obwohl er sonst als weiser Oekonom im Gebiete der Sprache jeden Ueberfluss

1) Die von mir in der lat. und rom. Compar. S. 86 vertheidigte Herleitung des franz. *aller* von *ambulare* billigt jetzt ausser andern Romanisten in durchaus unabhängiger Beweisführung Thomsen in ‚philol. hist. Samfunds Mindeskift‘, Kopenh. 1879, p. 197—214; in dem zweiten der anapästisch beginnenden Verse des Hadrian ist daher zu lesen: *äm(b)üläre per tabernas*, d. h. es ist eine vulgäre Aussprache *amulare* anzunehmen.

zu vermeiden suchte. Dass die Composita nach solchen Vorgängen nicht mehr zu beseitigen waren, lehren abgesehen von den bereits angeführten Beispielen die reichen Belege bei Cassius, *arefactus* 167, 5, *calefacio*, *recalefacio*, *calefactorius* oft, *fervefacio* 46, 16, *tepefacio* sehr oft, *putrefacio* dreimal. *Torrere* dörren, welches nach Analogie von *arere*, *tepere* den Schein eines Intransitivums erwecken konnte, wurde durch *torrefacio* ersetzt; bei Cassius 91, 17 *torrefacies* und 16mal das Particip *torrefactus*, neben welchem sich das mit *totus* sich berührende *toustus* nicht halten konnte. Es mag hiebei die Analogie von Beispielen mitgewirkt haben, bei denen die Zusammensetzung schlechterdings nicht zu umgehen war, wie von *patefacio*, Transitive zu *patere*, *assuefacio* zu *assuesco*, obwohl im Ganzen die classische Latinität, wie bereits bemerkt, alle wuchernden Gewächse auszurotten bestrebt war¹⁾ und beispielsweise das unnöthige *commonefacere* gegen *commonecere* zurückdrängte, und *quatefacere* nur in einem Briefe Ciceros ad Brut. 1, 10, 4 (*quatefecit Antonium*) als vulgärer Ausdruck (am Krage fassen und schütteln) entschuldigt werden kann, voraus im Perfect = *quassavi*, *concussi*, da *quaterere* bekanntlich kein Perfect bildet.

Erhalten haben sich diese Bildungen in den romanischen Sprachen in verschiedener Form, bald als Verba wie ital. *liquefare*, *putrefare*, *stupefare*, *tepefare*, bald nur die Participia wie *arefatto* und *madefatto*, bald auch die Verba als Frequentativa, wie *calafatare* (vgl. Kalfacter, der bloss warme Umschläge macht), welches dem lateinischen *labefactare* (= *labem facere*, einen Fall oder Sturz machen, nicht *laborem facere*, wie Klotz im Wörterbuch angiebt) als dem Frequentativ zu *labefacere* entspricht.

Aber allerdings hätte sich der Umweg über *facere*

1) Nachsicht übte man gegen *expergefacerere* = *expergere*.

ersparen lassen und die Volkssprache, die lebendig schaffende und nicht durch litterarische Vorbilder gebundene, hatte sogar neben ihren umständlicheren Bildungen auch den kürzeren Weg gefunden. Wenn man die Transitiva nicht vom Intransitivum, sondern vom Adiectiv ableitete, worüber wir ja eigentlich allein sprechen wollten, so liess sich statt *tepefacere* ein *tepidare*, wärmen, bilden, und der Naturforscher Plinius, bekanntlich ein grober Stilist, sowie Caelius chron. 2, 172 haben es in der That gebraucht. Schwerlich ist das eine Neubildung von Plinius gewesen, sondern das Verbum lebte wohl in der Volkssprache und wurde nur von der conventionell beschränkten Schriftsprache ferngehalten. *Madidare*, nässen, feuchten, hoben die Afrikaner auf den Schild, Apuleius, Arnobius, Caelius chr. 1, 25. 34. 2, 39. 3, 39. Cassius 164, 19, doch nicht mit dem Erfolge, dass *madefacere* (Caelius chr. 2, 168. Cassius 60, 11) verdrängt worden wäre. *Rigidare* statt *rigefacere* gebraucht der Philosoph Seneca, *pavidare* Commodian, *fluidare* Caelius chron. 5, 136, *calidare* Pelagius; aber *fervidare* statt *fervefacere* hat, so viel ich sehe, entweder niemand zu bilden gewagt, oder es hat sich in der Litteratur zufällig nicht erhalten. Des romanischen *liquidare* bedurfte man nicht, weil schon die klassische Latinität ein transitives *liquare* (Caelius chron. 2, 69. 203. Cassius 7, 4. 12, 9. 133, 9) neben *liquefacere* (Caelius chron. 4, 44. Cassius 18, 12. 72, 13) gebildet hatte.

Allein wie die durch keine Schrauben eingedämmte, durch keine Autoritäten der Litteratur beeinflusste Volkssprache immer die Extreme berührt, so fand sie nicht nur die kürzeste Lösung des Problemes, Transitiva durch blosse Ableitungssyllben herzustellen, sondern das Spätlatein gieng andererseits wieder in der Zusammensetzung mit *facere* weiter als die Latinität des goldenen und des silbernen Zeitalters. Billigte Cicero nur die unvollkommene Zusammensetzung

von Intransitiven und *facere* wie *tepefacere*, so schuf namentlich die afrikanische Latinität organische Composita der Adiectiva und des in *ficare* übergehenden *facere*. Nachdem Apuleius von *crassus* ein Transitivum *crassare* abgeleitet hatte, bildete Caelius sowohl *concrassare* chron. 4, 62, als auch das von ihm bevorzugte *crassificare* (ac. 1, 119. chron. 4, 55. 68. 5, 140) und das Substantiv *crassificatio*. Von *fortis* hätte man zur Noth *fortare* bilden können, wie *tenuare* von *tenuis*; allein Cassius nahm lieber das schon von Lactanz und Gargilius gebrauchte *confortare* (53, 18. 100, 18. 121, 10) und bildete davon *confortatorius*, während Caelius *fortificare* und *fortificatio* (ac. 2, 212. 216, und öfter in den chron.) vorzog. Cassius endlich bildete zu *lenis* noch ein *lenificus* (vgl. *amplificus*, *mirificus* neben *amplus* und *mirus*, und *arifica caro*, *ἀρ. εἶρ.* bei Caelius chr. 4, 9) 73, 13 und dazu das Verbum *lenificare* 50, 2. 124, 7. 177, 9 = *lenire*, ein den Lexikographen noch nicht bekanntes Wort.

Dass diese Bildungen ihren Boden vorwiegend in der Vulgärsprache hatten, scheint daraus hervorzugehen, dass sie einmal im Kirchenlatein, welches den Bedürfnissen der in gelehrter Bildung zurückstehenden Christengemeinde entgegenkam, sehr ausgedehnt, und dann, dass sie in den romanischen Sprachen, welche überall bei Divergenz der Sprache der Gebildeten und des Volkes den Spuren der letztern folgen, erhalten sind. Namentlich der schöpferische, d. h. aus den Schätzen der Volkssprache schöpfende Tertullian hat *castificare*, *iustificare*, *nullificare* (verachten), *purificare* (überflüssig neben *purgare*), *salvificator*, *sanctificare*, *vilificare*, *vivificare*, *humilificare* neben *humiliare* gebraucht, die Commodian und Cyprian um das neue *clarificare* statt des von Dichtern und Apuleius gebrauchten *clarare* vermehrt haben, Cyprian als Uebersetzung des griechischen *δοξάζειν*, welches Andere lieber mit *glorificare*

wiedergaben. In wie reicher Zahl aber diese Bildungen in die romanischen Sprachen übergegangen sind, braucht nur mit einem Hinweise auf *fortifier, iustificer, notifier, purifier, vérifier* u. ä. angedeutet zu werden. Sie erscheinen uns als jung und sie sind auch in der That nach Caelius und Cassius noch weiter ausgedehnt worden, allein ihrem Kerne nach sind sie uralt, da schon Plautus und Terenz dem griechischen *μεγαλύνω* entsprechend ein *magnifico* aufweisen, welches nur im Kirchenlatein seine Auferstehung feiert. Vgl. Commodian, apol. 345. Rönsch, Itala S. 174 ff.

Stil.

Wenn wir zum Schlusse noch, mit Uebergang der Syntax, einige Worte über den Stil des Cassius beifügen um auch darin die Africitas nachzuweisen, so stehen wir nicht viel günstiger, als wenn wir in einem modernen Receptierbuche den Geist der Sprache des 19. Jahrhunderts wiederzufinden gezwungen wären; denn die dürre Darstellung, welcher der Verf. huldigt, ist wenig dazu angethan seine Heimat zu verrathen. Auch haben die Untersuchungen von Zink und Koziol über den Stil der Afrikaner noch zu wenig Licht ¹⁾ verbreitet, als dass man die afrikanische Litteratur an scharf bestimmten lokalen Eigenthümlichkeiten mit Sicherheit zu erkennen vermöchte. Denn die beiden Forscher unterscheiden wohl in der Theorie zwischen individuellen und nationalen Besonderheiten; in Wirklichkeit aber haben sie sich zu sehr, der eine auf Fulgentius, der andere auf Apuleius beschränkt und viel zu wenig die übrigen Vertreter der afrikanischen Litteratur zur Vergleichung herangezogen. Darin freilich stimmen alle überein, dass als eine charakteristische Eigenschaft der afrika-

1) Kretschmann, de latinitate Apulei Königsb. 1865 p. 33 läugnet sogar eine bestimmte Africitas mit Bezug auf Apuleius; ähnlich H. Becker.

nischen Ausdrucksweise das Schwülstige zu betrachten sei, und so wird unsere Aufgabe darin bestehen, dieses auch bei Cassius nachzuweisen und auf bestimmte Kategorien zurückzuführen.

Zuerst fällt in die Augen eine pleonastische Häufung von Synonymen, die theils gar nicht, theils durch copulative oder disjunctive Partikeln verbunden sind. In die erste Classe gehört das bei Cassius so häufige *etiam et* = auch, und entsprechend *nec non etiam*. Vgl. Rose im Index, s. v. p. 234. Dass diese Verbindung in Afrika eine gebräuchliche war, zeigt Cyprian p. 551, 12 *nec non etiam*, 705, 11 *nec non et*, 598, 5 *qui et ipsi quoque*; Fulgent. Myth. 1, 2 *unde etiam et castratus dicitur*, und schon Tertullian adv. Marc. 2, 14 *ut etiam et hinc respondeam*, während Apuleius (vgl. Koziol S. 325) dreimal *et etiam* gebraucht. Gehen wir weiter zurück, so finden wir bereits bei Plautus und Terenz *etiam quoque* und *quoque etiam*, wohl auch bei Cic. epist. 4, 8, 1, wo man ohne Grund von der Lesart des cod. Medic. abgegangen ist, ebenso bei Tertullian de idolat 20; und wer den Sprachgebrauch in einen noch weiteren Zusammenhang einzureihen wünscht, der möge sich an *ergo igitur* bei Apuleius, *namque enim, sed autem, olim quondam, repente subito* u. ä. erinnern. Darf man eine Vermuthung wagen, so ist dieses archaische Asyndeton, welches zwei Synonyma aneinander rückt, durch Fronto von Cirta, der ja überhaupt seine Sprache aus den vergessenen Schätzen der vorclassischen Litteratur bereicherte und variierte, wieder aufgenommen und durch ihn den Afrikanern vermittelt worden, wofür als Beispiele dienen mögen: p. 50 Nab. *in ceteris aliis rebus*, 122 *inter duos ambos*, 127 *omnes universos*, wie bei Apuleius met. 7, 5 *universi omnes*, Gellius 19, 12, 1 *omnes universos*, und vielleicht bei Plautus Trin. 4, 3, 39 *omnibus (hominibus?) univorsis*, ibid 1, 2, 134 *univorsum totum*. Zahlreiche Bei-

spiele aus Arnobius wie *ambigere dubitare, discriminare discernere, gaudere laetari, ignorare nescire, conditor procreator, praesagium oracula* hat Reifferscheid zusammengestellt im Index zu Arnobius p. 348.

Wenn wir hier und anderswo einen Sprachgebrauch der alten Komödie absterben und nach vierthalb Jahrhunderten in der afrikanischen Latinität wieder auftauchen sehen, so dürfen wir uns gleichwohl die Wiederbelebung nicht als eine durch künstliche äussere Mittel hervorgerufene vorstellen; vielmehr lebte derselbe in der Volkssprache fort und entzieht sich nur unsern Augen, weil die classische und silberne Latinität, welche beide Perioden trennt, dergleichen unsaubere Sprachelemente consequent unterdrückte, und wie wir hier durch eine verkannte Stelle aus Ciceros Briefen den Faden wieder anknüpfen, so lässt sich auch bei ähnlichen Erscheinungen nachweisen, dass der Zusammenhang nie völlig unterbrochen war.

Ob die Synonyma durch *et, ac* oder *vel, sive* verbunden seien, macht bei den Afrikanern darum weniger aus, weil sie überhaupt *et* und *vel* oft durcheinander werfen, z. B. Cael. acut. 2, 234 *celeribus atque acutis passionibus*, und daneben häufiger *cel. vel acut.*; auch geht das besprochene Asyndeton in einzelnen Redensarten in die syndetische Form über, wie in *omnes cunctique* bei Martianus Capella p. 332, 16 Eyss. Cassius neigt sich mit Vorliebe zu den disjunctiven Partikeln, z. B. 179, 11 *antiqui seu veteres*, ein Seitenstück zu Arnobius 6, 8 R. *antiqua et vetustissima*; das Gegentheil oft bei Caelius *novus (novellus) atque recens* chron. 2, 110. 4, 79. 5, 52. Ausserdem wäre aus Cassius zu notieren 2, 1 *tardum sive inveteratum dolorem*, wo der Verf. unschlüssig war, wie er *χρόνιος* übersetzen solle, 64, 16 *hostile sive inimicum*, 81, 9 *continuam vel iugem*, womit zu vergleichen ist Mart. Cap. 152, 13 *continua iugitate* und Koziol, S. 52 ff.

Wir werden mit dieser Parallelstelle auf eine zweite schwülstige Verbindung der Afrikaner geführt, indem diese gern ein Substantiv mit einem Adiectiv gleicher Bedeutung verbinden. Auch diese hat ihren Ursprung im archaischen Latein, wie mein Schüler Landgraf de figuris etymologicis linguae latinae (Acta semin. Erlang. II. p. 46 ff.) richtig auseinandergesetzt hat. Während aber bei Plautus *pulchra pulchritudo* eine ‚grosse‘ Schönheit bedeutet, d. h. eine Schönheit, welche diesen Namen im vollen Sinne des Wortes verdient, wählten die spätern Afrikaner (Koziol S. 36) lieber die Vertauschung mit einem synonymen, nicht stamunverwandten Adiectiv, und liessen diese Form so zur Spielerei ausarten, dass die Verstärkung des Begriffes immer mehr zurücktritt, und schliesslich der Widerspruch zwischen Form und Inhalt einen recht widerlichen Eindruck macht. So hat Cassius 45, 11. 49, 8. 83, 7. 102, 11. 121, 19. 127, 5 *alterna mutatione* als stehenden Ausdruck für das classische *alternis (vicibus)*, Caelius, in diesem Punkte classischer, *alterna vice* chron. 5, 16. Zur Vergleichung möge dienen, da Landgraf schon zahlreiche Beispiele anführt, Mart. Cap. p. 1, 22 Eyss. *nugulas ineptas*, 139, 19 *fecundae ubertatis*, 215, 10 *magna granditate*, 200, 19 *exigua brevitatis*. Aus Fulgentius citiert Zink S. 59 *propinquior vicinia, uerummosa miseria*; bei Caelius findet sich acut. 3, 134 *acutissimam celeritatem*.

Den vollständigen Verfall dagegen erkennt man in der Formel *diurnis diebus* bei Cassius 40, 17. 85, 10. 102, 5. 124, 4. 144, 1. 148, 7. 149, 3. 164, 21. 170, 16. Denn von einer Steigerung (etwa alltäglich) ist hier nicht mehr die Rede, sondern der Ausdruck ist nur an die Stelle des absterbenden *cottidie* (Cassius 35, 6. 167, 6) getreten. Caelius hat die nämliche Verbindung sehr oft, z. B. chron. 1, 58. 2, 23. 26. 61. 3, 7. 32, und daneben *cotidianis diebus* acut. 1, 160. 161. 2, 62. 3, 81.

Dieser Form nähert sich eine andere, wenn von einem Substantiv ein Genetiv eines Synonyms abhängig gemacht wird, wie bei Martianus Cap. 212, 2 *ubertate fecunditatis*, was dem oben angeführten *fecundae ubertatis* parallel steht. Ist sie bei Cassius und Caelius auch nicht gerade ausgebildet, weil ihr die Recepte und nüchternen medicinischen Stoffe keinen Raum bieten (Cass. 61, 9 *horarum tempore plurimo*, Cael. chron. 2, 42 *aucto numero quantitatis*), so mögen dafür aus andern Afrikanern einige Belege angeführt sein; aus Apuleius *eluvies sordium, turbines procellarum, tutelae praesidia, saxa cautium, montis tumulus* (Koziol, S. 23 ff.), aus Victor Vitens. p. 1, 6 *Halm gloria elationis*, 3, 13 *ira furoris*, 3, 23 *aedificiis magnarum aedium*, 4, 9 *dulcedo suavitatis*, 18, 25 *verecunda pudoris*, 44, 28 *dolum fraudis*, 59, 5 *superandi victoria*; aus Fulgentius mythol. 1, 15 *fervoris incendio*, *ibid. sucum liquoris*, 2, 8 *fervoris aestu*, 2, 9 *divinae providentiae sapientiae*, 3, 6 *honoris maiestate*, und mehr bei Zink, S. 59. 60; und schon aus Arnobius führt Reifferscheid im Index p. 347 an *beneficii munus, initiorum mysteria, ortus origo, taciturnitatis silentium, interitionis exitium, incendiorum conflagrationes*.¹⁾

Wie Substantiv und Adiectiv, so können auch Substantiv und Verbum begrifflich zusammenfallen, z. B. Cassius 38, 4. 131, 9 *augmento dierum crescere*, wozu Tacitus Histor. 1, 12 *eodem auctu* (fälschlich *actu*) *invisior* eine entfernte Analogie bietet; und überhaupt nimmt dieser Grundsatz etwas zweimal auszudrücken die verschiedensten Formen an, z. B. Cassius 3, 7 *corpus multitudine suci (sanguinis) plenum*; 13, 22 *plurimo sanguine abundare*, 1, 4 *in breviloquio latino sermone*, welche Verbindung daraus zu

1) Diess ist semitisch, wie mir mein verehrter College Prof. Trumpp mittheilt, und zwar würde *taciturnitatis silentium* ein tiefes Stillschweigen bezeichnen.

erklären ist, dass in dem den Afrikanern geläufigen Compositum *breviloquium* der zweite Bestandtheil seine Kraft verloren hat. Im Vergleiche dazu ist ein unschuldiger, und daher auch alter und nicht specifisch afrikanischer Pleonasmus die Verbindung *quinque numero* (Cass. 8, 14. 9, 15 und oft); denn dieser Ausdruck findet sich schon bei Scrib. Larg. 70. 120; bei Plin. iun. 31, 20 R., bei Gargilius Mart. 181, 4. 204, 8 R; dann auch bei Cael. chron. 2, 174. 3, 146. 4, 125, wie er auch schon im archaischen und vulgären Latein einen Vorläufer in *saepenumero* hat.

Wäre es mir vergönnt gewesen den gesammten Wortschatz des Cassius mit dem des Caelius Aurelianus und der andern Aerzte zu vergleichen, so würde überall das Ergebniss das gleiche gewesen sein, nämlich die ungewöhnliche Uebereinstimmung des Cassius mit Caelius und die starke Abweichung beider von der Sprache der ältern Aerzte, woraus eben Afrika als die Heimat des Cassius sich ergibt. Für die wissenschaftliche Untersuchung liegt indessen der Schwerpunkt nicht in der Quantität, und so durfte ich mich hier auf wenige Beispiele beschränken. Das höhere Interesse scheint mir in der Art der Untersuchung zu liegen, welche vielleicht in keinem Gebiete der römischen Litteratur günstiger liegt als in der medicinischen. Denn wir haben medicinische Schriften aus allen Jahrhunderten von Chr. Geb. an; da aber der Inhalt im grossen Ganzen der nämliche ist und die Begriffe, mit denen die Wissenschaft operiert, die gleichen sind, so zeigt sich hier durch Vergleichung am einfachsten, wie die Sprache sich im Laufe der Jahrhunderte und in den verschiedenen Ländern verändert hat. Ein Theil der betreffenden Litteratur ist noch nicht veröffentlicht, ein anderer verlangt eine kritische Recension; ¹⁾ gleichwohl genügt das vorliegende Material, wenigstens um die Arbeit zu beginnen.

1) Die Herren Dr. Alb. Köhler und Fr. Vogel, welche diesen

Was den Abgang und Zugang von Wörtern betrifft, so sind durch das Beispiel von *morbus* ¹⁾ zwei wichtige neue Thatsachen festgestellt: die in den romanischen Sprachen untergegangenen Wörter sind zum grösseren Theile schon auf lateinischem Boden untergegangen oder zurückgetreten, sowie umgekehrt die sog. romanische Wortschöpfung oft blosser Entlehnung ist; und dann bildet den Ersatz nicht nothwendig gleich das in den romanischen Sprachen erhaltene Wort, sondern es concurrirten oft Jahrhunderte lang nebeneinander und nacheinander eine Reihe von Wörtern, bis eines oder zwei als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. So einfach ist die Sache nicht, dass *magnus* direct gegen *grandis* vertauscht worden wäre, sondern nach Zeit, Ort und Individualität suchten sich auch andere Adjectiva wie *nimius*, *ingens* in die Erbschaft einzudrängen und das Leben der sog. todten Sprache ist ein viel reichere, als wir uns gewöhnlich einbilden.

Winter Italien bereisen, gedenken ihr Augenmerk auf die medicinische Litteratur zu richten.

1) *Vitium* als vocabulum proprium für ‚Krankheit‘ (s. oben S. 388) findet sich auch bei dem Astrologen Firmicus Maternus, sowohl in den Ausgaben der libri matheseos als auch in den von Lessing (9, 438 Lachm.) veröffentlichten Fragmenten.

Historische Classe.

Sitzung vom 3. Juli 1880.

Herr Stieve hielt einen Vortrag:

„Ueber den Kalenderstreit des 16. Jahrhunderts in Deutschland.“

Derselbe wird in den Abhandlungen veröffentlicht werden.

Oeffentliche Sitzung

zur Vorfeier des Geburts- und Namensfestes
Seiner Majestät des Königs Ludwig II. und zu-
gleich zur festlichen Begehung des sieben-
hundertjährigen Jubiläums des Wittelsbacher
Fürstenhauses

am 28. Juli 1880.

Der Herr Präsident v. Döllinger hielt die Festrede:

„Ueber das Haus Wittelsbach und seine
Bedeutung in der deutschen Geschichte“.

Wahlen.

Die in der allgemeinen Sitzung vom 23. Juni vorge-
nommene Wahl neuer Mitglieder hatte die allerhöchste
Bestätigung erhalten, und zwar:

A. Als ordentliches Mitglied:

Der historischen Classe:

Das bisherige ausserordentliche Mitglied Herr Dr. Johann
Friedrich, Professor an der Münchener Universität.

B. Als auswärtige Mitglieder:

Der philosophisch-philologischen Classe:

Herr Dr. Adolph Kirchhoff, Professor an der Universität
zu Berlin.

Der historischen Classe:

Herr William Stubbs, Professor an der Universität zu Oxford.

C. Als correspondirende Mitglieder:

Der philosophisch-philologischen Classe:

Herr Dr. Ulrich Köhler, Secretär des kaiserl. deutschen archäologischen Institutes zu Athen.

Herr Paul Foucart, Director der École française zu Athen.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. November 1880.

Herr Brunn legt vor:

„Zur griechischen Künstlergeschichte“.

Die Verdoppelung des Praxiteles und des Skopas.

Als ich vor nahezu vierzig Jahren anfang, mich mit der Geschichte der griechischen Künstler zu beschäftigen, war es eine meiner ersten Aufgaben, einer Reihe von Doppelgängern den Krieg zu erklären, welche das ganze Gebiet dieser Forschung in beunruhigender Weise unsicher machten. Es ist mir auch gelungen, einen doppelten Theodoros, einen doppelten Ageladas, einen doppelten (älteren) Polyklet glücklich aus der Welt zu schaffen. Die jüngere Generation der Archäologen scheint diesen früheren Zustand der Unsicherheit ganz vergessen zu haben und verräth eine bedenkliche Neigung, die Künstlergeschichte statt des beseitigten mit einem neuen Geschlechte von Parasiten zu bevölkern. Ob ein bis jetzt im Verborgenen schleichender Alkamenes sich an's Licht der Oeffentlichkeit wagen wird, bleibt abzuwarten. Dagegen soll aus dem gesunden Fleische des Skopas, und noch entschiedener und umfassender aus dem des Praxiteles je ein gleichnamiger Vorfahre herausgeschnitten werden. Für einen älteren Praxiteles als Gross-

vater des berühmten hatte sich bereits Benndorf in den Gött. gel. Anzeigen 1871, S. 606 ff., jedoch mit wissenschaftlicher Mässigung ausgesprochen. Weit über diese Grenzen geht dagegen W. Klein hinaus in den Archäol.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich IV, S. 1 ff., und es erscheint daher an der Zeit, nicht nur gegen die einzelnen Ansichten, sondern gegen die ganze Behandlungsweise bestimmten Protest einzulegen.

Um allen Unklarheiten möglichst vorzubeugen, mag zunächst bemerkt werden, dass ein Künstler Praxiteles aus römischer Zeit durch zwei Inschriften gesichert ist (A. Z. 1872, S. 28). Auch an einem jüngeren Praxiteles als Zeitgenossen des Theokrit und vielleicht dem Enkel des bekannten ist nicht mehr zu zweifeln. Denn wenn auch die ungeschickte Scheidung eines älteren *ἀνδριανοποιός* und eines jüngeren *ἀγαλατοποιός* beim Scholiasten des Theokrit den Verdacht nahe legte, dass der jüngere erst aus der Erwähnung bei Theokrit herausinterpretirt sei, so wird doch durch Benndorf's Hinweisung auf das früher übersehene Testament des Theophrast bei Diog. Laert. V, 2, 14 seine Existenz unzweifelhaft bewiesen. Ein Versuch, Werke des berühmten Praxiteles auf ihn zu übertragen ist, abgesehen von der durch Benndorf gestellten, aber von ihm selbst wohl nicht mehr festgehaltenen „Vorfrage“ über den olympischen Hermes, meines Wissens nicht weiter gemacht worden. Selbst zwei Bilder der Nike unter Dreifüssen will Benndorf (S. 606) dem berühmten zuschreiben, wenn auch die Schriftzüge des Epigramms, welches von ihnen handelt, auf die makedonische Epoche hinweisen sollen. Allein die ganze Inschrift scheint vielmehr auf einen Praxiteles als Weihenden, nicht auf den Künstler hinzuweisen.

Wenn also unsere Vorstellungen von dem berühmten Praxiteles durch den Nachweis eines Enkels desselben in keiner Weise beeinträchtigt werden, so müsste dies noth-

wendig der Fall sein, sofern eine ganze Reihe von bedeutenden Werken, wie Klein will, dem ersteren abzusprechen und einem älteren, wahrscheinlich seinem Grossvater, beizulegen wäre.

Man ist bei der Annahme dieses Grossvaters von einer schon vielfach besprochenen Stelle des Pausanias (V, 20, 2) ausgegangen, der zufolge Kolotes Schüler eines Praxiteles gewesen sei. Allerdings bieten alle Handschriften des Pausanias nicht diesen, sondern den Namen des Pasiteles dar; aber, sagt man, eine Verwechslung dieser beiden Namen sei ja bekanntlich öfter vorgekommen. Es muss indessen als kritische Regel festgehalten werden, dass meistentheils der unbekanntere Name in den bekannteren verschrieben wird, und so ist in der That bei Plinius der Name des Pasiteles mehrfach in den des Praxiteles corrumpt worden, nicht umgekehrt. Schon aus diesem Grunde ist, abgesehen von andern Erwägungen, bei Plin. 36, 35 der Name des Pasiteles von Ditlefsen mit Recht wieder hergestellt worden. Die Veränderung des Namens bei Pausanias ist also von philologischer Seite keineswegs so unbedenklich, wie man gemeint hat: ebensowenig aber von Seiten der Chronologie.

Praxiteles wird von Plinius in die 104., Kephisodot sein Vater in die 102., Kephisodot sein Sohn in die 121. Olympiade gesetzt. Ol. 104 muss hiernach, wenn nicht den Beginn der Thätigkeit, so doch etwa den Begriff: *inclaruit* bezeichnen; und wir gewinnen demnach als ungefähre Grenzen für die Thätigkeit der drei Künstler:

Kephisodot I: Ol. 95—105,

Praxiteles: Ol. 102—112,

Kephisodot II: Ol. 110—121.

Die Thätigkeit eines Grossvaters Praxiteles also würde etwa in Ol. 87—97 fallen müssen. Nun war aber um Ol. 87 Kolotes Gehülfe des Phidias bei der Ausführung des

Zeus zu Olympia; war er aber noch früher der Schüler eines andern Meisters, so müsste dieser letztere schon in die Zeit zwischen Ol. 80—90 gehören. Unter solchen Voraussetzungen könnte also in dieser Familiengenealogie der Grossvater Praxiteles nicht als Lehrer, sondern vielmehr nur als Schüler des Kolotes Platz finden. Hierdurch wird also die Einsetzung seines Namens in den Text des Pausanias, wie paläographisch-kritisch, so auch chronologisch haltlos.

Wegen chronologischer Bedenken, wenn auch nicht wegen dieser allein, mag hier sofort einer weiteren Hypothese Klein's (S. 8) gedacht werden. Plinius berichtet von Praxiteles 34, 71: *Habet simulacrum et benignitas eius. Calamidis enim quadrigae aurigam suum imposuit, ne melior in equorum effigie defecisse in homine crederetur.* Diese ganze Nachricht soll auf Missverständniss beruhen: vielmehr habe Praxiteles in Gemeinschaft mit Kalamis, dieser die Rosse, er selbst gleichzeitig den Lenker gearbeitet. Zunächst ist die Hinweisung auf eine ähnliche Arbeitstheilung zwischen Kalamis und Onatas an dem Denkmal für Hierons Siege in Olympia (Paus. VI, 12, 1) keineswegs zutreffend. Denn es handelt sich hier um die Denkmäler für drei verschiedene Siege, zwei mit dem Rennpferde (Ol. 73 und 77), einen mit dem Viergespanne (Ol. 78), die erst nach seinem Tode von Deinomenes geweiht durch gemeinsame Aufstellung mit einander verbunden waren, sonst aber in keiner Weise einen künstlerischen Zusammenhang zu haben brauchten. Rein willkürlich ist sodann die Annahme, dass die Aufgabe, „ein so bewegtes Schema, wie das eines Wagenlenkers zu bilden, ausserhalb der Grenzen der Kunst des Kalamis“ gelegen habe. Muss denn das Schema des Lenkers eines sicher nicht in vollem Laufe dargestellten Viergespannes ein bewegtes gewesen sein? Wie aber steht es mit der Zeit? Praxias, des Kalamis Schüler, war bereits vor Ol. 89 todt (Klg. I, 247). Ein wichtiger,

gewiss der bedeutendste Theil der Thätigkeit des Kalamis, fällt vor Ol. 80. Ob sie überhaupt auch nur bis Ol. 85 gedauert, lässt sich in keiner Weise bestimmt behaupten. Und doch soll mit ihm der Grossvater Praxiteles gemeinsam gearbeitet haben, dessen Thätigkeit überhaupt erst in der zweiten Hälfte der achtziger Olympiaden begonnen haben könnte? Die Erzählung des Plinius beruht sicher nicht auf einer eigenen Combination dieses Autors, sondern ist so wie sie vorliegt, aus einer älteren Ueberlieferung herübergenommen. Gern mögen wir in der Hinweisung auf die benignitas eine epigrammatische Pointe ohne historischen Werth erkennen. Für die Hinzufügung des Lenkers durch Praxiteles aber sind verschiedene Anlässe denkbar; es konnte z. B. wie schon Urlichs vermuthet hat, der Lenker ursprünglich ganz gefehlt haben. Wenn wir nun aber den Anlass nachzuweisen nicht im Stande sind, was giebt uns das Recht, das Thatsächliche der Ueberlieferung, nemlich dass sich auf dem Gespanne des Kalamis ein Lenker von der Hand des bekannten Praxiteles befand, einer unbewiesenen Hypothese zu Liebe in Zweifel zu ziehen?

Die zweite Hauptstütze für die Annahme eines Grossvaters soll Pausanias bieten, wenn er sogleich beim Betreten Athens (I, 2, 4) die Statuen der Demeter, der Persephone und des Iakchos im Demetertempel nahe beim Pompeion erwähnt und hinzufügt: *γέγραπται δὲ ἐπὶ τῷ τοίχῳ γράμμασιν Ἀττικοῖς ἔργα εἶναι Πραξιτέλους*. Denn da das attische Alphabet Ol. 94, 2 officiell abgeschafft worden sei, so müssten die Statuen älter als diese Zeit und könnten daher nicht Werke des bekannten Praxiteles sein. Der Schluss würde zwingend sein, sofern die Inschrift an den Statuen selbst und von der Hand des Künstlers angebracht gewesen wäre. Aber sie befand sich auf der Wand, auf welche sie keineswegs mit der Aufstellung der Statuen gleichzeitig gesetzt zu sein brauchte. Wenigstens die Möglichkeit,

dass sie dort später, sei es bei Gelegenheit einer Restauration des Gebäudes oder bei einem andern uns unbekanntem Anlasse hinzugefügt sei, wird von jedermann zugegeben werden müssen. Wenn nun Pausanias durch seine Angabe andeutet, dass ihm das attische Alphabet auffällig war, sollte er da nicht eine weitere Bemerkung über den Künstler hinzugefügt haben, sofern man in Athen etwas von einem älteren Praxiteles gewusst hätte? Er ist aber nicht der einzige, der diese Werke erwähnt. Auch Clemens Alexandrinus gedenkt ihrer und bezeichnet sie einfach und ohne Beisatz als praxitelisch.

Hierzu kommt aber noch eine weitere kunstgeschichtliche Erwägung. Betrachten wir die Werke der statuarischen Kunst aus der Zeit des Phidias und der ihm folgenden Generation, so finden wir wohl figurenreiche Weihgeschenke, wie z. B. das auf Marathon bezügliche von Phidias Hand in Delphi, sowie figurenreiche Giebelgruppen. Aber die Götterbilder in den Tempeln sind durchweg Einzelstatuen. Erst bei Kephisodot, dem Vater des Praxiteles, begegnen wir der Eirene mit dem Plutos, dem Hermes mit dem Dionysoskinde; bei seinem Genossen Xenophon der Tyche mit Plutos; und beide gemeinsam arbeiten ein Bild des sitzenden Zeus, neben dem Megalopolis und Artemis Soteira standen. Ebenso entschieden tritt uns die Gruppenbildung bei ihrem Zeitgenossen Damophon von Messene entgegen, und gerade die auf den Cultus der Demeter bezüglichen Darstellungen gewinnen in dieser Zeit eine hervorragende Bedeutung. Was aber hier begonnen, das findet in der Zeit und in der Kunst des Skopas und des Praxiteles seine weitere Fortsetzung. Es würde zu weit führen, die inneren Gründe dieser Entwicklung, die sich in den historischen Gang der Kunstgeschichte vortrefflich einfügt, hier ausführlicher darzulegen. Aber die äusseren Thatsachen liegen in den schriftlichen Quellen der Künstlergeschichte auch für eine

oberflächliche Betrachtung offen da. Eine Gruppe der Demeter, Kore und des Iakchos würde also in der ersten Hälfte der neunziger Olympiaden als eine Anomalie erscheinen, während sie in der Zeit nach Ol. 100 ihre durchaus passende Stelle findet.

Eine im künstlerisch-technischen Sinne streng einheitlich geschlossene Gruppe vorauszusetzen, liegt keine Nothwendigkeit vor. Es würde eine künstlerisch-poetische Einheit genügen, wie sie, der statuarischen Behandlung vorausgehend, etwa in dem bekannten eleusinischen Relief gegeben ist, in dem jeder einzelnen Figur eine gewisse Selbständigkeit gewahrt bleibt. Es könnte darum auch nicht gerade auffällig erscheinen, wenn eine einzelne Figur aus der Gruppe, die des Iakchos, zu einem besondern Ansehen gelangt wäre; und wir werden daher wenigstens die Möglichkeit zugeben müssen, dass der von Cicero besonders gefeierte Iakchos wirklich dieser Gruppe angehört habe. Zwar nennt Cicero den Namen des Künstlers nicht, aber unzweifelhaft ist ein hervorragender Meister vorauszusetzen. Wir haben ferner keine Nachricht von einer andern berühmten Einzelstatue des Iakchos in Athen, während die Gruppe doch zweimal, von Pausanias und von Clemens, genannt wird und ihre Erwähnung vielleicht noch einmal in den „Werken im Kerameikos“ bei Plinius versteckt ist. Wir finden ausserdem ein Iakcheion bei Plut. Arist. 27 und Alciphr. 3, 59, welches in Ermangelung anderer Nachrichten von Preller (gr. Myth.³ I, 646) ohne Weiteres mit unserem Demetertempel identificirt wird, in dem der Iakchos zwischen den beiden Göttinnen der Idee nach die hervorragendste Stellung einnehmen mochte. — Mag indessen bei diesen verschiedenen Fragen eine sichere Entscheidung nicht möglich sein, so darf doch mindestens behauptet werden, dass gegen die Zuthheilung der Gruppe an einen Grossvater Praxiteles gewiss ebenso gewichtige, wenn nicht stärkere Gründe als für die-

selbe sprechen, und dass bei dem vollständigen directen Schweigen der Alten über diesen Grossvater auf die blosse hypothetische Existenz desselben keine weiteren Folgerungen gebaut werden dürfen.

Das versucht aber Klein in der umfassendsten Weise. Ausser dem schon besprochenen Lenker auf der Quadriga des Kalamis will er dem Grossvater noch folgende Werke zusprechen:

1) die Statuen der Hera und Rhea im Heratempel zu Plataeae: Paus. IX, 2, 5;

2) die Statuen der Zwölfgötter in Megara: Paus. I, 40, 3;

3) die Darstellung der Heraklethaten am Herakleion in Theben: Paus. IX, 11, 6;

4) die Statuen der Leto und ihrer Kinder und die der thronenden Hera mit der neben ihr stehenden Athene und Hebe in zwei Tempeln zu Mantinea: Paus. VIII, 9, 1 und 3. Ausserdem wird noch vermuthet, dass die Leto mit ihren Kindern in Megara (Paus. I, 44, 2) eine Wiederholung der Gruppe in Mantinea sei.

Eine stattliche Reihe! Nur Schade, dass sie, schon ganz im Allgemeinen betrachtet, gerade das Gegentheil von dem beweist, was Klein beweisen will. An sich wäre es ja nicht besonders zu verwundern, wenn der bekannte Praxiteles einen gleichnamigen Grossvater gehabt hätte, der ebenfalls schon Künstler war, und wenn sich unter den Werken des Enkels auch einmal eines des Grossvaters versteckt hätte. Aber mit jedem Werke mehr, das man diesem zutheilen will, mindert sich die Wahrscheinlichkeit der ersten Annahme gerade im umgekehrten Verhältniss. Und nun gar, dass eine so lange Reihe von bedeutenden Werken ihm angehört und die gesammte uns erhaltene schriftliche Tradition des Alterthums einen solchen Künstler hartnäckig todtgeschwiegen haben sollte, das ist doch wahrlich so unglaublich wie mög-

lich. Die Haltlosigkeit der Klein'schen Hypothese lässt sich aber ausserdem noch überall im Einzelnen nachweisen, wobei die gesammte Chronologie des Praxiteles manche genauere Feststellung erfahren wird.

Wir beginnen mit den Werken in Mantinea. Dort war ein Doppeltempel und in dem einen befand sich eine Statue des Asklepios von Alkamenes, in dem andern die Gruppe der Leto mit ihren Kindern, welche Praxiteles *τρίτη μετὰ Ἀλκαμένην ἕστερον γενεᾷ* gemacht hatte. „Die Form der Angabe des Zeitunterschiedes zwischen Alkamenes und Praxiteles . . . klingt allerdings für den ersten Augenblick bestimmt und bestechend. Sie scheint den älteren Praxiteles den Grossvater des jüngeren stillschweigend anzuerkennen und auszuschliessen [?], da wir aber im selben Kapitel Absatz 5 wieder *γενεαῖς δὲ τρίσιν ἔμοῦ πρότερον* begegnen, so werden wir auf dasselbe kaum weiteren Nachdruck legen mögen“ (S. 17). Was sich Klein beim Niederschreiben dieser Worte gedacht hat, ist mir völlig unbegreiflich. Pausanias berichtet, dass die Mantineer das Heroon des Podares, der sich in der Schlacht bei Mantinea gegen Epaminondas ausgezeichnet, drei Generationen vor der Zeit seines eigenen Besuches auf einen der römischen Zeit angehörigen gleichnamigen Nachkommen des Podares umgeschrieben haben. An diesem nüchternen, auf die Inschrift gestützten Bericht zu zweifeln, liegt doch wahrlich nicht der geringste Grund vor. Was in alle Welt aber hat dieser Bericht mit der Zeitbestimmung des Praxiteles zu thun, dass die Glaubwürdigkeit derselben durch ihn verdächtigt werden sollte? Und diese Zeitbestimmung wiederum, steht sie nicht im besten Einklang mit allen unseren sonstigen Nachrichten und steht sie nicht ganz an ihrer richtigen Stelle? nemlich: in einem Doppeltempel, der einheitlich, zu einer Zeit gebaut ist, sind die Tempelbilder aus verschiedenen Zeiten, das eine von Alkamenes, das andere drei Generationen

jünger von Praxiteles. Hier ist für jeden, der die Worte einfach so verstehen will, wie sie geschrieben sind, alles in der schönsten Ordnung.

Doch: „es sprechen hier auch noch historische Gründe ihr Wort mit“. Nämlich Ol. 98, 4 wird Mantinea von Agesipolis zerstört; nach 15 Jahren, d. h. nach der Schlacht bei Leuktra (Ol. 102, 2) wieder aufgebaut „gelangte es doch nicht wieder zu voller Blüthe. Dem grossen Praxiteles aber zu einer Zeit hier umfangreiche Denkmäler zuzumuthen, als man sich begnügte das Treffen von Mantinea durch die Erwerbung einer Copie des euphranorschen Gemäldes in Athen zu feiern, geht doch wohl kaum an“. Dass die Mantineer eine Copie eines berühmten, auf die Geschichte ihrer Stadt bezüglichen Gemäldes zu besitzen wünschten, ist an sich doch noch kein Zeugniß von Armuth. Sie „begnügten“ sich aber damit keineswegs: Pausanias erwähnt ausserdem das schon genannte Heroon des Podares an der Agora und das Denkmal des Grylos in der Nähe des Theaters. — Die Lage der politischen Verhältnisse führt vielmehr auf eine durchaus andere Auffassung. Der Wiederaufbau von Mantinea steht in engster Beziehung zu der ganz gleichzeitigen Wiederherstellung von Messene und der Gründung von Megalopolis. Für die künstlerische Ausschmückung dieser Städte war in erster Linie Damophon von Messene thätig. Neben ihm war Kephisodot, wohl der dem Damophon am nächsten verwandte Künstler, mit seinem Genossen Xenophon durch eine Gruppe des thronenden Zeus mit Megalopolis und Artemis Soteira zur Seite für Megalopolis in Anspruch genommen. Passt es dazu nicht auf das Beste, dass auch der Sohn des Kephisodot in der dritten Stadt Beschäftigung findet? Er war damals noch nicht der „grosse“ Praxiteles, sondern ein junger Mann, der noch nicht durch Aufträge an Athen gefesselt sein mochte. Bedenken wir endlich, dass Mantinea Ol. 90, 3

(Diod. XII, 80) unter spartanische Herrschaft fiel, so erklärt es sich auch, dass damals die Ausschmückung des Doppeltempels, für dessen eine Seite Alkamenes gearbeitet hatte, unterbrochen wurde, während es sich ebensowohl begreift, dass man nach Wiederherstellung der Stadt nicht zuletzt an die Vollendung des früher Begonnenen dachte.

Wir wenden uns jetzt zu den Heraklesthaten am Herakleion zu Theben, nach deren Erwähnung bei Pausanias (IX, 11, 6) als im Herakleion befindlich auch noch das Weihgeschenk des Thrasybul und seiner Genossen für die Befreiung Athens von der Hand des Alkamenes angeführt wird. „Im zweiten Theile fällt unser Berichterstatter aus der im ersten angewandten Construction heraus [*Θηβαίους ἐποίησε . . . ; Θρασύβουλος καὶ οἱ . . . ἀνέθηκαν . . .*]. Er will sagen: Für die Thebaner hat Praxiteles die Heraklesthaten im Giebel gemacht, für die Athener und Thrasybul Alkamenes das Weihgeschenk Athena und Herakles im Tempel. Beide Werke werden uns in enger Verbindung mit einander vorgeführt“ (S. 15). Das ist wiederum eine rein willkürliche Interpretation: nicht Pausanias will sagen, sondern Klein will Pausanias sagen lassen, dass u. s. w. Vielmehr fällt Pausanias aus der Construction heraus, eben weil die beiden Werke von einander vollkommen unabhängig waren. Aber: „warum das Herakleion, das die Stiftung Thrasybuls als ein schon früh bedeutsames Heiligthum zeigt, erst im vierten Jahrhundert seinen nothwendigsten Schmuck erhalten haben sollte, ist schwer einzusehen, der chronologischen Schwierigkeiten nicht zu gedenken, welche die Thätigkeit des grossen Praxiteles in Theben an und für sich unwahrscheinlich machen“ (S. 16). Mit demselben Rechte könnte man sagen: warum die Athener erst unter Perikles, und nicht schon unter Themistokles oder Kimon, und warum sie den Parthenon vor dem Erechtheion bauten, ist schwer einzusehen; und doch war es der Fall. Das

Herakleion war ein sehr altes Heiligthum, weit älter als das Weihgeschenk des Thrasybul, wie das von Pausanias erwähnte Xoanon angeblich von der Hand des Daedalos lehrt. Möglich wäre es allerdings, dass es schon in der Zeit des dreissigjährigen Friedens erneuert worden wäre; aber gewiss eben so möglich, dass die Erneuerung erst später zur Zeit der höchsten Blüthe Thebens unter Pelopidas und Epaminondas stattfand. Berief sich doch Epaminondas vor der Schlacht bei Leuktra auf eine angebliche Wundererscheinung im Herakleion (Diod. XV, 53,4), durch die sich etwa die Thebaner zum Danke durch einen Neubau des alten Tempels verpflichtet fühlen mochten. — Warum ferner soll es unwahrscheinlich sein, dass der bekannte Praxiteles in Theben gearbeitet habe? Finden wir doch dort zwei Werke seines Zeitgenossen Skopas (s. u.) und ausserdem die Tyche mit dem Plutos von Xenophon, der mit Kephisodot zusammen in Megalopolis zu derselben Zeit beschäftigt war, in welcher Praxiteles wahrscheinlich in Mantinea arbeitete. — Möglicher Weise fallen in die gleiche Zeit die Arbeiten im Heiligthum des Trophonios bei Lebadea, das durch die Gründung von Festspielen nach der Schlacht bei Leuktra einen neuen Glanz erhielt (Diod. l. l.).

Dem Grossvater Praxiteles sollen ferner die Statuen der Zwölfgötter in Megara zugesprochen werden (S. 13). Aber auch hier muss zu diesem Zwecke erst wieder in den Pausanias hineingedeutet werden. Weil er sie bezeichnet als *ἔργα εἶναι λεγόμενα Πραξιτέλους*, soll der Eindruck, den er empfing, ihn stutzig gemacht haben, sie als Werke des bekannten Praxiteles anzuerkennen, während die Worte doch nur besagen, dass Pausanias eine äussere, directe Beglaubigung, etwa durch eine Inschrift an den Werken selbst nicht vorfand. Von der Anspruchslosigkeit des Pausanias, der sich meistentheils des eigenen Urtheils enthält und sich begnügt, ein treuer und ehrlicher Berichterstatter zu sein,

scheint die neueste anspruchsvolle angebliche Kritik nicht mehr im Stande zu sein, sich eine auch nur annähernde Vorstellung zu machen. Auf den Grossvater wird nun aber wieder gerathen, aus welchem Grunde? Weil in demselben Tempel sich eine Artemis des Strongylion befand, eines Künstlers etwa der 90. Olympiade. Ihre Weihung wird mit einer Sage aus einer früheren Zeit, der Schlacht von Plataeae, in Verbindung gebracht; weshalb sie so spät erfolgte, wird nirgends gesagt; ebensowenig aber auch, dass die Aufstellung der Zwölfgötter zu ihr irgend eine Beziehung hätten, es heisst einfach: *ἐνταῦθα καὶ . . . ἐστὶν ἀγάλματα.*

Blicken wir dagegen auf die allgemeinen Verhältnisse von Megara, so finden wir dort ausser den Zwölfgöttern noch mehrere andere Werke des Praxiteles: einen Satyr, eine Tyche, Leto mit ihren Kindern, Peitho und Paregoros, ferner von Skopas die Gruppe des Eros, Pothos und Himeros, von Bryaxis Asklepios und Hygieia, von Lysipp Zeus und die Musen. Skopas und Bryaxis kehrten schwerlich nach ihren Arbeiten am Mausoleum nach Megara zurück; Lysipp war später besonders durch Alexander in Anspruch genommen. Nun hatte Megara im peloponnesischen Kriege den Zeuskoloss des Theokosmos unvollendet lassen müssen. Später hob es sich besonders durch eine geschickte Handelspolitik, und Isokrates weist in der Ol. 106, 1 geschriebenen Rede über den Frieden (§ 117) ausdrücklich auf den Wohlstand der Stadt hin. Da aber von einer Thätigkeit noch jüngerer Künstler in Megara nichts weiter überliefert wird, so möchte man glauben, dass diese rege Kunstthätigkeit sich in einem gewissen Zusammenhange während eines ziemlich bestimmt begrenzten Zeitraumes entwickelt habe, und dass daher die genannten Künstler dort ziemlich gleichzeitig, etwa in der Zeit jener Rede des Isokrates beschäftigt gewesen seien. Die durch nichts ge-

rechtfertigte Loslösung der Zwölfgötter von den andern dortigen Werken des Praxiteles verliert dadurch nur noch mehr an Wahrscheinlichkeit.

Es bleiben noch die Rhea und die Hera Teleia in Plataeae. Nach Klein (S. 8) war der bekannte Praxiteles „gar nicht in der Lage die in Rede stehenden Statuen zu fertigen. Zu seiner Zeit gab es kein Plataeae“. Erst Ol. 114 sei es durch Alexander wiederhergestellt worden. Worauf sich diese letzte Angabe gründet, ist mir unerfindlich. Allerdings waren Plataeae, Orchomenos und Thespieae um die Zeit der Schlacht bei Lenktra von den Thebanern zerstört und nach einigen Erwähnungen bei Demosthenes in der 109. Ol. noch nicht wiederhergestellt. Wohl aber berichtet Pausanias (IX, 1, 8; 37, 8; IV, 27, 10), dass Orchomenos und Plataeae nach der Schlacht bei Chaeronea (Ol. 110, 3), und Arrian (I, 9, 10), chronologisch nur um wenige Jahre abweichend, dass sie nach der Einnahme Thebens durch Alexander (Ol. 111, 2) wieder aufgebaut wurden. Thespieae wird hiebei nicht besonders genannt; aber bei der Gemeinsamkeit, in der es sonst mit den beiden andern Städten erscheint, wird auch sein eigenes Geschick sich damals zum Bessern gewandt haben. In diese Zeit also wird die Thätigkeit des Praxiteles für Plataeae wie für Thespieae fallen. Wenn keines seiner Werke bis auf Ol. 100 zurückweist, seine Söhne aber noch Ol. 121 thätig sind, so liegt darin, dass sein späteres Leben sich noch mit den ersten Jahren der Regierung Alexanders begegnet, in keiner Weise etwas Auffälliges. Andere Nachrichten, wie z. B. die über sein Verhältniss zur Phryne, lassen sich damit auf das Beste vereinigen; und es wäre selbst nicht unmöglich, dass die knidische Aphrodite erst in die Zeit der Befreiung Kleinasiens vom persischen Joche durch Alexander fiel.

So scheinen sich aus den bisherigen Betrachtungen einige allgemeine Linien für einen Lebensabriss des Praxi-

teles zu ergeben. In seine früheren Jahre werden wir die Arbeiten für Theben und Mantinea, vielleicht auch für andere Orte des Peloponnes setzen dürfen. Dann folgte die Thätigkeit für Megara. Nun erst mochte sein Künstler-ruhm fest begründet sein, so dass er von da an, zumeist wohl in Athen, in voller Unabhängigkeit seinem künstlerischen Berufe leben konnte, worauf so manche Erzählungen: über die Aphrodite, den Satyr, den Eros u. a. hindeuten.

Die Annahme eines Grossvaters Praxiteles aber findet in den äusseren Zeugnissen, den schriftlichen Nachrichten über seine Person und seine Werke keine Stütze. Es liesse sich indessen die weitere Frage stellen, ob nicht etwa innere Widersprüche vorliegen, welche uns nöthigen könnten, die Persönlichkeit des berühmten Praxiteles zu spalten und einen älteren und jüngeren Künstler des gleichen Namens anzunehmen. Ich will hier nicht einseitig behaupten, dass die Gesamtbetrachtung eines Künstlers in erster Linie denn doch wieder von den äusseren Zeugnissen auszugehen haben wird, sondern gern zugeben, dass theils die Urtheile der Alten über den Kunstcharakter, und noch mehr die Betrachtung der Werke, wie sie uns theils an Originalen, theils an Copieen geboten wird, sehr wohl den Anlass geben können, uns mit den Zeugnissen der äusseren Geschichte in Widerspruch zu setzen. Aber allerdings bedarf es hier doppelter Vorsicht in der Untersuchung. Prüfen wir daher das Verfahren Kleins auch nach dieser Seite!

Er sagt S. 11: „Dass der Katalog der praxitelischen Werke in hohem Grade der Kritik bedarf, mag ein einfaches Rechenexempel zeigen. Während wir in der Overbeck'schen Sammlung Lysipp durch 35 Nummern vertreten finden und Skopas gar nur durch 25, werden dort nicht weniger als 47 Werke als „sicher“ praxitelisch bezeichnet. . . . Und doch ist es sicher, dass ein Schluss auf die Quantität der Leistungen dieser drei Meister unter Zugrundelegung

dieser Zahlen als Verhältnisszahlen ein verkehrtes Resultat geben müsste, denn Productivität wird sowohl dem Skopas als dem Lysippos nachgerühmt, Praxiteles aber ausdrücklich nirgends“. Dem Lysippos allerdings, aber wo dem Skopas? Wenn es bei Plinius 36, 26 von seinen Meergöttern heisst: *omnia eiusdem manu, praeclarum opus, etiam si totius vitae fuisset*, so besagt das nur, dass dieses eine Werk allein für seinen Nachruhm genügt hätte, aber ein Urtheil über das Maass seiner Productivität wird damit in keiner Weise gegeben. Die Zahlen lehren vielmehr etwas anderes. Wenn wir, abgesehen von den geringeren Zahlen der Werke eines Alkamenes, eines Bryaxis, Leochares und anderer Künstler zweiten Ranges Myron mit 20, Phidias mit 20, Polyklet mit 21 Werken verzeichnet finden, sollen wir etwa daraus folgern, dass ihre Productivität geringer gewesen sei, als die der drei jüngeren grossen Meister? Die Zahlen beweisen nur, dass die Werke der jüngeren populärer waren, als die der älteren, und unter den jüngeren wieder die des Praxiteles die populärsten.

Klein fährt fort: „Dieses Missverhältniss tritt aber noch schärfer hervor, wenn wir den Umfang der Werke in's Auge fassen. Dann müsste gerade Praxiteles der Preis umfangreicher Gruppenbildung zuerkannt werden, wie er gelegentlich einmal dem Skopas ertheilt wird (Plin. 36, 26), und doch lebt er im Gedächtniss der Nachwelt als Schöpfer von Einzelbildnissen“. Beim grossen Publikum knüpft sich der Ruhm Raphaels vorzugsweise an die sixtinische und einige andere Madonnen; hört er aber darum auf, auch der Künstler der Stenzen, der Tapeten zu sein? So bewunderte auch im Alterthum die Menge unter den Werken des Praxiteles besonders die Aphrodite, den Eros, den Satyr. Aber selbst wenn wir die von Klein bezweifelten Gruppen streichen wollten, bleiben dann nicht immer noch „*Flora, Triptolemus, Ceres*“, „*Liber pater, Ebrietas und Satyr*“, der

Raub der Persephone, die Thespiaden, um ihn als „Gruppenbildner“ anerkennen zu müssen? Allerdings ist bereits oben darauf hingewiesen worden, dass Giebelgruppen, Figurenreihen in Weihgeschenken und die mehr oder weniger geschlossenen Gruppen von zwei oder drei Figuren nicht ohne Unterschied durcheinandergeworfen werden dürfen; und so sind es zunächst die Gruppen der letzteren Art, welche der Eigenthümlichkeit des Praxiteles am meisten zusagten, während wir den architektonischen Gruppenbildungen nur ausnahmsweise einmal am Herakleion begegneten.

Ob hier der Verein der Zwölfgötter in Megara einzu-reihen ist, erscheint überhaupt fraglich. Klein entwickelt über denselben eigenthümliche Ansichten, um ihn dem berühmten Praxiteles absprechen zu können (S. 12): „In feierlicher Stille sei es steifarchaischer Gebundenheit sei es erhabener Würde phidiasischer Zeit wird unserer reconstruierenden Phantasie eine solche Gruppe entgetreten, eine Steigerung darüber hinaus darf innerhalb des Rahmens dieser Kunst undenkbar erscheinen. Wir würden vermuthen, dass sie diesen fertigen Typus der Schwesterkunst [der Malerei, unter Hinweisung auf das Gemälde des Euphranor] zu weiteren Versuchen überliess“. Was, muss man wohl fragen, berechtigt uns zu solcher Vermuthung? Zunächst steht es einmal thatsächlich fest, dass gerade in der Zeit des Praxiteles die einzelnen Götter, der Zeit des Phidias gegenüber, wohl ausnahmslos eine wesentliche Umbildung nicht etwa bloß in der Malerei, sondern ganz entschieden auch in der Plastik erfuhren. Warum also soll unserer reconstruierenden Phantasie eine Zusammenstellung dieser neuen Typen nicht auch in der Anmuth praxitelischer Auffassung entgetreten können? Und sind wir denn gezwungen, an eine Gruppe im engeren Sinne, an eine „geschlossene“ Gruppe zu denken? Pausanias spricht nur von *ἀγάλματα* der zwölf Götter, ohne ein Wort über ihre Zu-

sammenordnung hinzuzufügen. Diese aber vermögen wir uns nicht etwa nur in steif archaischer Aufreihung, sondern in sehr verschiedener Weise vorzustellen, z. B. in einer Aufstellung wie die Statuen der zwölf Apostel in christlichen Kirchen oder die Statuen der Habsburger in der Umgebung des Grabdenkmals Maximilians I. in Innsbruck.

Eben so haltlos sind die Betrachtungen, durch welche Klein dem Praxiteles die Darstellung der Heraklesthaten absprechen will (S. 15): „Die olympischen Ausgrabungen haben uns gelehrt, dass man bereits früh anfang, bei Ausführung grosser Giebelcompositionen nicht mehr jenen fast verschwenderischen Aufwand künstlerischer Kräfte nöthig zu finden, der einer älteren Zeit als selbstverständlich gelten mochte“. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Art der Ausführung der olympischen Sculpturen auf Sparsamkeit und nicht vielmehr auf die Stileigenthümlichkeit der Künstler zurückzuführen ist; auch nicht fragen, ob, wenn man etwa in Olympia wirklich sparen wollte, daraus nothwendig folgt, dass man auch in Theben „fast verschwenderischen Aufwand“ vermeiden musste. Wer sagt denn aber, dass Praxiteles schon der weltberühmte Künstler war, als er an diesen Werken arbeitete? Das Gegentheil ist ziemlich gewiss; und gerade dadurch scheint es sich am besten zu erklären, wenn uns unter der Masse seiner übrigen Arbeiten diese Arbeiten einen etwas fremden Eindruck machen. Ein junger Künstler wird häufig in der Wahl seiner Aufgaben nicht völlig frei, sondern von den Aufträgen abhängig sein, die ihm entgegengebracht werden; und so mochte auch der junge Praxiteles zur Ausführung der Heraklesthaten die Hand bieten, die er in späterem Jahr aus freier Wahl wenigstens nicht unternommen haben würde. Uebrigens möchte die Frage gestattet sein, ob denn von der Bildung des Hermes, wie wir sie in der olympischen Statue vor Augen haben, ein so gewaltiger Sprung zu so manchen Heraklesbildungen

ist? Wenigstens besitzen wir Büsten des jugendlichen Herakles (z. B. Marbles in the brit. Mus. II, 46; Pl. VI, 12), welche der praxitelischen Kunst in geistiger und formaler Auffassung durchaus verwandt sind.

Noch bestimmter muss ich Verwahrung einlegen gegen Kleins Aeusserungen über die Hera von Plataeae (S. 9): „Mit den Worten *πεποιήται δὲ ὄρθον μεγέθει ἄγαλμα μέγα* ruft Pausanias eine Vorstellung hervor, die wir mit unserem bisherigen, durch den Fund des Hermes so bereicherten Bilde praxitelischer Kunst kaum werden zusammenbringen können“. Zunächst möchte vor der Vorstellung zu warnen sein, als ob bei der von Herodot entlehnten Redeweise in dem Zusatz von *μεγέθει* nothwendig eine superlativische Steigerung von *μέγας* enthalten sei (vgl. Pfundtner Pausan. imitator Herod. p. 46). Allerdings nennt Pausanias II, 17, 4 die Kolossalstatue der polykletischen Hera ein *ἄγαλμα μεγέθει μέγα*; aber auch das gegen den Zeustempel und das Heraeion an Grösse weit zurückstehende Metroon in Olympia bezeichnet er als *ναὸν μεγέθει μέγαν* (V, 20, 5), vielleicht nur in stillschweigendem Hinblick auf die benachbarten unansehnlicheren Schatzhäuser. So würde Pausanias gewiss auch das aus Phigalia nach Megalopolis versetzte Bild des Apollo *θεῶς ἄξιον, μέγεθος μὲν ἐς πόδας δώδεκα* (VIII, 30, 3) recht wohl als *μεγέθει μέγα* haben bezeichnen können: nicht eine aussergewöhnliche Kolossalität, sondern schon eine über das gewöhnliche Maass hinausgehende Grösse genügt zur Rechtfertigung des Ausdrucks. Indessen, geben wir selbst für die Hera in Mantinea ein ziemliches Maass von Kolossalität einmal zu, müssten wir dann nicht, wollten wir der Argumentationsweise Kleins folgen, mit noch grösserem Rechte die argivische Hera dem Polyklet absprechen, dessen auf das Menschliche gerichteter Kunst das Kolossale weit mehr zu widersprechen scheint, als so mancher Götterbildung des Praxiteles, der z. B. schon in seinem

Hermes die Grösse eines gewöhnlichen Mannes etwa um ein Sechstel überschritt? Und hat man nicht, um anzudeuten, wie wir uns etwa eine praxitelische Hera vorzustellen haben, sich oft genug auf das kolossalste uns erhaltene Bild der Göttin, die ludovisische Büste, berufen, ohne dass es irgend jemand eingefallen wäre, ihre Kolossalität als im Widerspruch mit praxitelischer Kunst stehend zu betrachten? Also nicht der Bericht des Pausanias, sondern die Vorstellung Kleins von der Kunst des Praxiteles bedarf der Berichtigung.

Wenn sich demnach die Aufstellungen Kleins im Einzelnen als haltlos erweisen, so wird man mir wohl erlassen, das Gesamtbild, welches Klein von der Persönlichkeit seines älteren Praxiteles S. 18 zu entwerfen unternimmt, einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Nur das mag hier wiederholt werden, dass, je höher Klein seine Bedeutung hinaufzuschrauben bestrebt ist, um so mehr die Wahrscheinlichkeit seiner Existenz geschmälert wird. Ein untergeordneter Künstler konnte einem berühmten Namensgenossen gegenüber in Vergessenheit gerathen; ein Künstler, würdig neben einem Alkamenes, Myron, ja selbst neben einem Phidias genannt zu werden, müsste in der Ueberlieferung deutlicher erkennbare Spuren zurückgelassen haben.

Im Anschluss an Praxiteles finden auch die beiden Kephisodot bei Klein einige Berücksichtigung. Hier glaubte ich unter verschiedenen vagen und unhaltbaren Hypothesen wenigstens einen Punkt zu finden, in dem eine Verbesserung bisheriger Ansichten anzuerkennen wäre. Nach dem Vorgange von O. Müller hatte ich eine Statue der Athene und einen Altar des Zeus Soter im Peiraeus (Plin. 34, 74) mit den dortigen Anlagen des Konon Ol. 96, 4 in Verbindung gebracht und demnach dem älteren Kephisodot beigelegt, womit sich noch neuerlich Wachsmuth (Athen I. 585) einverstanden erklärte. Nun sagt Klein S. 21: „Im Leben

der zehn Redner wird die Rehabilitirung des Demosthenes [Ol. 114, 2] erzählt (846 D): *Τῶν δὲ Ἀθηναίων ψηφισαμένων εἰς ἃ ὄφειλε τριάκοντα [τάλαντα κοσμηῆσαι] αὐτὸν τὸν βωμὸν τοῦ σωτήρος Διὸς ἐν Πειραιεῖ καὶ ἀφείσθαι τοῦτο γράψαντος τὸ ψήφισμα Δήμωνος Παιανιέως ὃς ἦν ἀνεψιὸς αὐτῷ πάλιν ἐπὶ τούτοις ἦν πολυτενόμενος.* Hier haben wir also einen Altar des Zeus Soter im Piraeus ganz wie der bei Plinius erwähnte und der Anlass aus dem er errichtet wurde, lässt es sehr glaublich erscheinen, dass er auch so würdig ausgestattet worden, dass das plinianische *cui pauca comparantur* auf ihn Anwendung finden konnte“. Ol. 114, 2 aber war nicht mehr der ältere, sondern nur der jüngere Kephisodot thätig, und so werde die Uebertragung einfach und um so eher gerechtfertigt erscheinen, als Plinius an der betreffenden Stelle Kephisodot nicht ausdrücklich als den älteren bezeichnet und daher für die Entscheidung freie Hand lässt. Leider jedoch hat sich Klein von den zwei Worten *καὶ ἀφείσθαι* nicht genügende Rechenschaft gegeben, für die, wie für die ganze Sachlage Plutarch im Leben des Demosthenes (c. 27) die genauere Erklärung darbietet. Die Athener rehabilitiren den Demosthenes mit allen Ehren; aber rechtlich können sie ihm die Geldstrafe von (30 oder) 50 Talenten nicht erlassen. Deshalb *ἔσοφίσαντο πρὸς τὸν νόμον. Εἰωθότες γὰρ ἐν τῇ θυσίᾳ τοῦ Διὸς τοῦ σωτήρος ἀργύριον τελεῖν τοῖς κατασκευάζουσι καὶ κοσμοῦσι τὸν βωμὸν ἐκείνῳ τότε ταῦτα ποιῆσαι καὶ παρασχεῖν πεντήκοντα τάλαντων ἐξέδωκαν, ὅσον ἦν τίμημα τῆς καταδίκης.* Altar und Cult bestanden also bereits zur Zeit des Demosthenes und er erhielt das Geld nicht, um es auf die Ausschmückung des Altars wirklich zu verwenden, sondern als Ersatz seiner gerichtlichen Geldstrafe. Wie aber, wenn nun Demosthenes etwa aus Dankbarkeit das Geld seiner nominellen Bestimmung doch nicht entfremdet hätte? Alexander starb im Juni des betreffenden Jahres; erst nach

seinem Tode wurde Demosthenes zurückgerufen. In den Metageitnion (August) fällt die Schlacht bei Kranon, im Boëdromion (September) ward Munichia wieder von Feinden besetzt; schon im Pyanepsion (October) nimmt sich Demosthenes das Leben (Plut. Dem. 28). Unter solchen Umständen fällt auch die letzte Wahrscheinlichkeit weg, dass Demosthenes das Geld oder einen grossen Theil desselben für einen Prachtaltar ausgegeben habe.

Klein bleibt bei der Familie des Praxiteles nicht stehen. Er scheint seines Erfolges so sicher zu sein, dass er glaubt, in flüchtiger, nachlässig gearbeiteter Skizzirung, *ὡς ἐν παραέργῳ* auch die Familie des Skopas einem durchaus analogen Verfahren unterwerfen zu dürfen. Auch von Skopas soll ein gleichnamiger Grossvater als namhafter Künstler abgelöst werden, oder vielmehr (S. 22): „Er ist erst von dem Biographen des Skopas Urlichs aus der Reihe der griechischen Künstler ausgestrichen worden. Und doch steht bei Plinius 34, 49 ganz trocken LXXX (Ol.): rursus florere Polyclitus Phradmon Myron Pythagoras Scopas Perellus“. Dazu in der Note: „Der ganze Katalog der diese Stelle enthält ist bekanntlich immer wieder seitens der Forscher über griechische Künstlergeschichte mit Anklagen überhäuft worden. Es kann meine Aufgabe hier nicht sein auf die andern strittigen Punkte einzugehen, doch hoffe ich in der Fortsetzung dieser Untersuchungen die Grundlosigkeit dieser Anklagen darlegen zu können“. Es wäre dies vielmehr Kleins erste Aufgabe gewesen. Denn es handelt sich durchaus nicht um die an den einzelnen Namen des Skopas sich knüpfenden Bedenken: die ganze Zusammenstellung der Namen nicht nur unter Ol. 90, sondern ebenso unter Ol. 87 (Ageladas, Callon, Gorgias) und Ol. 83 (neben Phidias: Alcamenes, Critias, Nesiotes, Hegias) nöthigt uns zu der Behauptung, dass hier bei Plinius die grösste Verwirrung herrscht. So lange aber diese Behauptung nicht

im Zusammenhange als irrthümlich nachgewiesen ist, darf keine einzelne der Angaben, wo sie anderweitigen Zeugnissen widerspricht, als ein vollwichtiges Zeugniß, also auch die Notiz über Skopas nicht als Grundlage für die Annahme eines älteren Skopas verwerthet werden.

„Indess fehlt auch die ausdrückliche Ueberlieferung von einem zweiten Skopas nicht. Plinius 34, 49 [vielmehr 90: leider nicht das einzige falsche Citat!]: *Simon canem et sagittarium fecit, Stratonicus caelator ille philosophos Scopas uterque . . .* Was diese beiden Skopas schufen, hat eine Lücke verschlungen, sie selbst stehen wohl erhalten am Rande des kritischen Abgrundes. Ueber die Art aber, wie man die Erwähnung der beiden Skopas hier wegzucuriren pflegte, mag man in unserer kritischen Pliniusausgabe nachlesen“. So von oben herab behandelt Klein seine Vorgänger, ohne zu bedenken, dass auch die Annahme einer Lücke bei Plinius, für welche wenigstens die Handschriften keinen Anhaltspunkt bieten, nur ein Auskunftsmittel ist, um die kritischen Schwierigkeiten der Stelle „wegzucuriren“. Ob sie wahrscheinlicher ist, als die Wegstreichung eines einzigen Buchstabens: *copas* für *Scopas*, für welche Conjectur ich übrigens die Verantwortlichkeit nicht übernehmen will, mag dahingestellt bleiben. Anstoss aber erregt der Ausdruck *Scopas uterque* der nur erträglich wäre, wo es sich um ein schon früher erwähntes oder allbekanntes Verhältniss zweier Künstler handelte. Und sollte Plinius, der in demselben § den *Stratonicus* als identisch mit dem *Caelator*, *Protogenes* mit dem gleichnamigen Maler, *Posidonius* als *Caelator* erwähnt (vgl. auch § 85), jede Hinweisung darauf unterlassen haben, dass in einem der beiden Skopas der berühmte Bildhauer versteckt sei? Wie dem auch sei, die Stelle ist kritisch unsicher und lässt sich daher als Grundlage für die Annahme eines doppelten Skopas nicht verwenden.



„Nun sind aber sicher skopasische Werke überliefert, welche sich nur um den von Plinius angegebenen Zeitraum [Ol. 90] ansetzen lassen“ (S. 23). Es handelt sich um drei Fälle, in denen die Zeitbestimmung durch die Zusammenstellung mit Werken anderer Meister gegeben sein soll: „in diesen drei Fällen ist die Zusammengehörigkeit der Bilder verschiedener Meister evident, ihre Gleichzeitigkeit sollte es nicht sein?“

In Athen befanden sich Bilder der Semnae oder Eumeniden im Tempel dieser Göttinnen, nach Phylarchos zwei, nach Polemon drei (Schol. Soph. Oed. Col. 39), nemlich zwei von der Hand des Skopas, eine von Kalamis. Phylarchos sondert also offenbar die beiden ersten von der dritten ab und betrachtet demnach die drei nicht als einen einheitlichen künstlerischen Complex. In den auf Polemon zurückgehenden genaueren Angaben heisst es nun bei Clemens Alex. prot. 47: *τὰς μὲν δύο Σκόπας ἐποίησεν ἐκ τοῦ καλουμένου λυχνίως λίθου, Κάλως (Κάλαμις) δὲ, ἣν μέσιν αὐταῖν ἱστοροῦνται ἔχουσαι* . . . beim Schol. Aesch. c Tim. p. 747: *ὧν τὰς μὲν δύο ἐκατέρωθεν Σκόπας ὁ Πάριος ἐποίησεν ἐκ τοῦ λυχνίτου λίθου, τὴν δὲ μέσιν Κάλαμις*. Betrachten wir diese beiden Zeugnisse unbefangen, so muss doch aus der ausdrücklichen Angabe, dass die Statuen des Skopas aus parischem Marmor gearbeitet waren, geschlossen werden, dass die des Kalamis aus einem anderen Material, wahrscheinlich Erz, gebildet war. Das Verhältniss wäre danach das umgekehrte wie in einem Hekatetempel zu Argos, wo einem Marmorbilde der Göttin von Skopas zwei eherne von peloponnesischen Künstlern gegenüberstanden: Paus. II, 22,7. Auch dadurch erscheinen sie also wieder künstlerisch von einander unabhängig, und es spricht also nichts für ihre Gleichzeitigkeit.

In Elis befanden sich in einem Heiligthume der Aphrodite zwei Statuen: eine Aphrodite Urania, die den einen Fuss auf eine Schildkröte setzte, von Phidias, eine Pandemos

auf einem Bocke sitzend, von Skopas, künstlerisch betrachtet also wahrlich keine Seitenstücke. Die erste war aus Gold und Elfenbein, die andere aus Erz; die erste stand im Innern des Tempels, die andere im Freien in einem benachbarten *τέμενος* (*οὐ πολὺ ἀφρασιγῶδες ἀπὸ τοῦ ναοῦ*): Paus. VI, 25, 1. Wo liegt hier auch nur der mindeste Anlass vor, eine Gleichzeitigkeit in der Ausführung der beiden Werke zu behaupten?

Noch ein zweites Werk soll der ältere Skopas neben und gleichzeitig mit Phidias gearbeitet haben: „In Theben hat ein Skopas vor dem Ismenion eine Athene als Gegenstück zum Hermes des Phidias geschaffen. Beide Götter werden ausdrücklich als Pronaoi bezeichnet“ [Paus. IX, 10, 2]. Es scheint die Vorstellung obzuwalten, als ob die beiden Statuen unmittelbar am Eingange des Tempels gewissermassen als Thürhüter aufgestellt gewesen und deshalb als in engem Cultuszusammenhange mit dem Hauptgotte des Tempels, dem Apollo, zu denken seien, etwa wie der Mantostein vor dem Tempeleingange § 3. Das Heiligthum war uralt; schon Amphitryon soll für seinen Sohn Herakles als Daphnephoros dort einen Dreifuss geweiht haben. Das Tempelbild aber war ein bekanntes Werk des Kalamis, und es kann also zunächst nicht etwa von einer gleichzeitigen Weihung dieses Bildes und der beiden Pronaoi die Rede sein. Pausanias sagt ferner, nicht nur der Gott, sondern der ganze Hügel heisse von dem vorbeifliessenden Flusse Ismenios. Die Statuen aber stehen am Zugange (*κατὰ τὴν ἔσοδον*), nemlich des Hügels; denn *μετὰ δὲ ὁ ναὸς ἰσχυροδομηταί*. Es sind also im Tempelbezirke aufgestellte Weihgeschenke, welche den Beinamen *Πρόναοι* gar nicht wegen einer Cultusbeziehung, sondern mit Rücksicht auf den Aufstellungsort erhalten haben mochten, ebenso wie der Hermes an den Propyläen in Athen (Paus. I, 22, 8) als Propylaeos bezeichnet wurde, oder Herakles, Apollo und Hermes vor

einer Grotte bei Themisionion in Phrygien als *σπηλαῖται* (Paus. X, 32, 4). Also auch hier liegt eine Nothwendigkeit, aus dem Beinamen allein auf die Gleichzeitigkeit der beiden Statuen zu schliessen, in keiner Weise vor.

Trotzdem soll diese Annahme sofort wieder die Grundlage bilden, um ein zweites Werk in Theben einem älteren Skopas beizulegen, nemlich das Tempelbild der Artemis Eukleia (Paus. IX, 17, 1): „vor dem thebanischen Heiligthum stand ein Werk, dessen Beziehungen zu demselben evident und dessen Datum annähernd bestimmbar ist, ein Hermes Agoraios in Verbindung mit einem Apollo Boedromios, eine Stiftung Pindars“ (S. 23). Pausanias sagt: *πλησίον δὲ Ἀπόλλων τέ ἐστιν ἐπίκλισιν Βοηδρόμιος καὶ Ἀγοραῖος Ἑρμῆς καλούμενος, Πινδάρου καὶ τοῦτο ἀνάθημα*; von einer „Verbindung“ beider Statuen spricht er nicht. „Der Hermes Agoraios gehört mit der Artemis Eukleia zusammen, denn von ihr sagt Plutarch Aristid. 20: *βωμὸς γὰρ αὐτῇ καὶ ἄγαλμα παρὰ πᾶσαν ἀγορὰν ἴδρται*“: nicht überall, sondern *παρὰ τε Βουωτοῖς καὶ Λοκροῖς*. Von Hermes ist hier nicht die Rede, sondern von der *ἀγορά*; und wenn Hermes als *ἀγοραῖος* allerdings ebenfalls Beziehungen zur *ἀγορὰ* hat, so ist damit keineswegs gesagt, dass Hermes und Eukleia „zusammengehören“, um so weniger als in Theben der Hermes nicht vor dem Tempel, wo (*ἐμπροσθεν*) ein steinerner Löwe erwähnt wird, sondern in der Nähe (*πλησίον*) stand.

Wie es aber mit derartigen Combinationen steht, das lehrt Klein selbst am besten, freilich sehr gegen seinen Willen, in einer Anmerkung zu seinen eben besprochenen Sätzen: „Auch in Athen stand ein Hermes Agoraios in der Nähe des Artemis Eukleiatempels und nicht fern von beiden ein Apollo, der dem Boedromios hier entspricht, der Alexikakos des Kalamis.“ Hätte Klein hier die nothwendigen Citate aus Pausanias hinzugefügt, wie es sich geziemt hätte, um dem Leser zeitraubendes Nachsuchen zu ersparen,

so würde er wahrscheinlich selbst über sein „in der Nähe“ und „nicht fern“ erschrocken sein. Pausanias erwähnt nemlich:

den Hermes Agoraeos I, 15, 1

den Tempel der Eukleia I, 14, 4

den Apollo Alexikakos I, 3, 4

wobei noch zu bemerken ist, dass I, 14, 4 gerade die Grenze der topographisch noch ungelösten „unglücklichen Enneakrunosepisode“ (Wachsmuth Athen I, 175) bildet. So zerfällt die attische Trias in Nichts und zeigt zugleich die Haltlosigkeit ihrer Annahme in Theben. Wenn nun weiter vermuthet wird, dass, wie der Alexikakos ein Werk des Kalamis war, auch der (durch Lucian weiter bekannte) Hermes Agoraeos in Athen wahrscheinlich von demselben Künstler herrühre, dass ferner ebenso der von Pindar geweihte Hermes Agoraeos dem Kalamis zuzuschreiben sein möge, weil dieser für Pindar auch einen Zeus Ammon gemacht habe, dass Kalamis [c. Ol. 80.] und der ältere Skopas [c. Ol. 90] eben so gut zusammenpassen wie der Hermes Agoraeos und die Artemis Eukleia, so wird man mir wohl erlassen, auf eine Widerlegung so haltloser Phantasieen einzugehen.

Es erübrigt nur noch, ein letztes Werk als einem älteren Skopas angehörig hier abzuweisen. Nachdem bei Plinius 36, 28 von den Niobiden und einem Janus und von der Streitfrage die Rede gewesen, ob dieselben Werke des Skopas oder des Praxiteles seien, heisst es weiter: *similiter in curia quaeritur de Cupidine fulmen tenente. id demum adfirmatur Alcibiaden esse principem forma in ea aetate.* Klein nimmt (S. 24) ohne Weiteres an, dass es sich auch hier um die Frage nach der Autorschaft des Skopas oder des Praxiteles handle, und die Stelle sei um so interessanter, als hier nicht nur der ältere Skopas, sondern zugleich auch nur der ältere Praxiteles in Betracht kommen könne, so

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 4.]

30

dass sie, „wenn nicht alles täuscht, die Tradition dieser beiden neu zu gewinnenden Künstler freilich in verkümmert Form enthält.“ Allein Plinius schiebt nach dem Abschnitt über Skopas nur eine episodische Betrachtung über mangelnde oder schwankende Beglaubigung verschiedener Kunstwerke in Rom ein: *ignoratur artifex . . . ; par haesitatio . . . ; similiter quaeritur . . . ; multa . . . sine auctoribus placent . . . ; nec minor quaestio . . . qui fecerint . . .* Die Namen des Skopas und Praxiteles kommen nur bei der *par haesitatio* in Betracht, nicht bei der vorhererwähnten *Venus* und nicht bei den verschiedenen Werken, die nachher angeführt werden (vgl. auch Oehmichen *Plinian. Studien.* S. 130).

Es ist wahrlich keine erfreuliche Aufgabe, sich mit einer so unfruchtbaren, fast nur negativen Kritik befassen zu müssen; und die Frage hat eine gewisse Berechtigung, ob es sich überhaupt lohne, Arbeiten wie die vorliegende einer Widerlegung im Einzelnen zu würdigen. Eine gewisse Art von Dilettanten, an der es in der Archäologie nie fehlen wird, mag man ruhig ihre Wege wandeln lassen, ohne sie in ihrem Behagen zu stören. Aber Klein gehört zu den „zünftigen“ Archäologen; er operirt mit einem Apparat von Gelehrsamkeit, zu dessen Nachprüfung nicht jeder gerade Zeit und Gelegenheit hat. Auch soll seine ehrliche Absicht, der Wissenschaft zu dienen, keineswegs in Abrede gestellt werden. Gerade darum aber muss ihm scharf entgegengetreten werden, wenn er zur Erreichung dieser Absicht Wege beschreitet, welche der Wissenschaft nicht zum Vortheil, sondern zum offenbaren Nachtheil gereichen. Man klagt in unserer Zeit vielfach über zunehmende Zuchtlosigkeit nicht bloß im socialen und sittlichen Leben, sondern auch auf dem Gebiete der ausübenden Kunst. Achten wir daher doppelt darauf, dass nicht auch in der Wissenschaft der Kunst kritische Zuchtlosigkeit die Oberhand gewinne! Klein spricht S. 18 von einer „in der

griechischen Künstlergeschichte so beliebten Auspressungsmethode.“ Es mag ja sein, dass man oft einem einzelnen Zeugnisse oder Urtheile aus dem Alterthume zu viel zugemuthet hat; immer aber lag diesem Verfahren ein wissenschaftlich auerkennenswerthes Motiv zu Grunde: die Achtung vor der Tradition des Alterthums, das Bestreben, sich mit derselben im Einklange zu erhalten und dem eigenem subjectiven, vielleicht willkürlichen Ermessen möglichst bestimmte Schranken zu ziehen. Was Klein an ihre Stelle setzen will — und wer wollte leugnen, dass sich vor und neben ihm vielfach verwandte Tendenzen bemerkbar machen? — ist nur eine Auspressungsmethode anderer Art. Da werden z. B. persönliche Beziehungen oder Gegnerschaften herangezogen oder auch nur angenommen, von denen es sich absolut nicht beweisen lässt, dass sie auf künstlerische Verhältnisse Einfluss geübt. Wir dürfen, wir müssen in Betracht ziehen, was über das persönliche Verhältniss des Polygnot zu Kimon, des Phidias zu Perikles berichtet wird. Aber eine künstlerische Thätigkeit des älteren Kephisodot für Unternehmungen des Konon bedenklich zu finden, bloß weil Phokion, der Schwager des Künstlers, einer anderen politischen Partei als Konon angehörte (S. 20), ist gewiss zu weit gegangen, — ganz abgesehen davon, dass diese Thätigkeit in eine Zeit fallen würde, in welcher Phokion noch gar nicht heirathsfähig war, also noch gar nicht Kephisodots Schwager sein konnte, und dass die politische Thätigkeit des Konon und des Phokion sich gar nicht berühren. Da werden ferner die Parteiverhältnisse einzelner griechischer Städte bis ins Einzelste ausgepresst, als ob bei jedem Systemwechsel die eben an einem Orte beschäftigten Künstler aus einer bisher befreundeten Stadt gezwungen gewesen wären, sofort das Feld zu räumen. In einer, freilich auf eine sehr frühe Zeit bezüglichen Erzählung erfreuen sich die von den Sikyonern

beleidigten Künstler Dipoenos und Skyllis des Schutzes der Gottheit, und wir dürften uns dadurch wenigstens zur Vorsicht mahnen lassen, die rein politischen Verhältnisse für die religiös-künstlerischen, oft durch Priesterschaften vermittelten Beziehungen als nothwendig massgebend hinzustellen. Da werden endlich auf mythologischem Gebiete aus allen Ecken und Winkeln Namen und Beinamen von Gottheiten zusammengesucht, um Verbindungen herzustellen, die entweder gar nicht existirten, oder vielleicht nur in zufälligen, rein persönlichen Verhältnissen der Weihenden ihren Anlass haben mochten, während doch gerade der dogmatisch so wenig fixirte Charakter und die Bedeutung localer Entwicklungen in der griechischen Religion hier die grösste Vorsicht auferlegen sollten. Und wegen der auf solchen Voraussetzungen aufgebauten subjectiven Phantasiegebilde, die höchstens zuweilen einen Schein der Möglichkeit, aber selten den einer gewissen Wahrscheinlichkeit, geschweige denn Gewissheit haben, soll dann unsere directe kunstgeschichtliche Ueberlieferung bei Seite gesetzt, sollen namentlich die Nachrichten eines Pausanias und Plinius umgedeutet oder in ihrer doch im Allgemeinen unbestreitbaren Zuverlässigkeit geradezu verdächtigt werden. Das ist das gerade Gegentheil einer strengen philologisch-historischen Kritik; und der Ertrag, der auf diesem Wege erzielt wird, ist nicht ein Gewinn für die Wissenschaft, sondern eine Beschwerung derselben mit unnützem Ballast. Seien wir also vielmehr eingedenk des alten Spruches: *est quaedam ars nesciendi!*

Der jüngere Polyklet und Lysipp.

In der Archäologischen Zeitung 1878, S. 10 ff. bespricht G. Loescheke zwei in Theben gefundene Künstlerinschriften des Lysipp und des jüngeren Polyklet und versucht mit ihrer Hülfe das Resultat festzustellen, dass der

letztere von Geburt Böoter und ungefähr von Ol. 102—112 thätig gewesen sei, der ältere Polyklet dagegen noch bis nach der Schlacht bei Aegospotamoi (Ol. 93,4) gearbeitet habe.

Beide Inschriften, ausser dem Künstlernamen je drei auf Siegerstatuen bezügliche Distichen enthaltend, befinden sich auf einem und demselben Marmorblocke, sind aber nicht von derselben Hand ausgeführt. Da sie jedoch an derselben Fläche des Steines mit Rücksicht auf einander angeordnet seien, heisst es weiter, so können sie als ungefähr gleichzeitig gelten. Dieser bescheidenen Vermuthung folgt aber sofort die Behauptung: „Dass Lysipp von Sikyon und Polyklet d. J. gleichzeitig gearbeitet haben, steht demnach fest.“ Diese Behauptung könnte nur gelten, wenn es sich um eine ursprünglich für zwei Statuen berechnete Basis handelte. Aber der Block, der die Inschriften trägt, ist nicht eine selbständige Statuenbasis, sondern ein architektonisches Glied, welches von Loeschcke selbst mit dem Herakleion oder etwa dem an dasselbe anstossenden Gymnasium in Verbindung gebracht wird. Nehmen wir an, dass es einer Mauer oder *αγορῆς* angehört habe, die zur successiven Aufnahme von Siegerstatuen bestimmt war, so kann recht wohl zwischen der Weihung der beiden Statuen eine Reihe von Jahren vergangen sein. Wenigstens dürfen aus der angenommenen Gleichzeitigkeit keine weiteren Folgerungen gezogen werden; und die Inschrift ist dafür, dass, wenn auch Polyklet nicht ein Altersgenosse des Lysipp gewesen, „doch sicher beide Künstler auf der Grenzscheide ihrer Thätigkeit noch zusammengetroffen,“ keineswegs „ein unwiderlegliches Zeugniß.“

Aber auch eine Notiz bei Plinius (36, 64) soll zu derselben Annahme führen: dieser erwähnt nemlich unter den Werken des Lysipp eine Statue des Hephaestion, des bekannten Freundes Alexanders, „welche einige dem Polyklet

beilegen, der doch fast hundert Jahre vorher lebte.“ Hier sei nemlich offenbar der jüngere mit dem älteren verwechselt worden. Also zuerst soll Polyklet d. J. nicht Altersgenosse des Lysipp sein, und dann doch die Statue des Hephaestion (gewiss nicht vor Ol. 112, möglicherweise erst etwa Ol. 114) gearbeitet haben, so dass sich die Zeit seiner Thätigkeit, wenn auch nicht völlig, doch zum grössten Theil mit der des Lysipp gedeckt hätte. Hier befindet sich Loeschcke mit sich selbst in offenbarem Widerspruche.

Ist es aber möglich, die Thätigkeit des Polyklet überhaupt so weit auszudehnen? Was ich darüber bald nach dem Erscheinen von L.'s Aufsatz niedergeschrieben, hat durch die Entdeckungen von Olympia eine bedeutende Erweiterung erfahren, und es ist dadurch der Anlass gegeben, die Besprechung über Polyklet hinaus auf dessen ganze Familie auszudehnen.

Dass Daedalos von Sikyon Sohn des Patrokles war, wussten wir bereits durch eine ephesische Inschrift: C. i. gr. 2984 und ist durch andere aus Olympia bestätigt worden (A. Z. 1879, S. 45, N. 221; vgl. 222 u. 287). Nun erscheint aber dort (A. Z. 1878, S. 84, N. 129) auch Naukydes als Sohn des Patrokles; und nach den Grundsätzen philologischer Kritik ist ferner bei Pausanias II, 22, 7 zu lesen: τὸ μὲν ἄγαλμα Ἐκάτης Πολύκλειτος ἐποίησε, τὸ δὲ ἀδελφὸς Πολυκλείτου Ναυκύδης Μόθωνος. Also Daedalos, Naukydes und Polyklet sind Brüder. Daedalos heisst ausserdem einmal (Paus. VI, 3, 4) Schüler seines Vaters Patrokles, Polyklet einmal (Paus. VI, 6, 2) Schüler des Naukydes, woraus zunächst nur folgt, dass er der jüngere Bruder war. Um die weiteren chronologischen Angaben leichter zu würdigen, mag hier sofort folgendes hypothetische Schema aufgestellt werden, an dem dieselben gemessen werden können. Wenn Patrokles ungefähr im Jahre 470 = Ol. 77, 3 und ihm als dreissigjährigen Manne 440 =

Ol. 85, 1 als ältester Sohn Naukydes geboren war, so konnte dieser, wiederum dreissigjährig 410 = Ol. 92, 3 Schüler haben, die sich fünf Jahre später 405 = Ol. 93, 4 an öffentlichen Werken betheiligten. Als ein solcher Schüler ist zunächst der nicht im Familienzusammenhange stehende Sikyonier Alypos beglaubigt, der an dem grossen delphischen Weihgeschenke für Aegospotamoi arbeitete. Ganz in dieselbe Zeit aber gehört der aus dem gleichen Anlass geweihte Dreifuss in Amyklæ, an dem sich eine Aphrodite von der Hand des Polyklet befand. Man hat diesen für den älteren erklären wollen. Aber sollte man dem, wenn er überhaupt noch gelebt hätte, im höchsten Alter stehenden, weltberühmten Meister die Figur an einem von zwei Dreifüssen neben dem sonst unbekanntem Aristandros von Paros übertragen, sollte man ihm, dem Haupte der argivischen Schule, neben so vielen unbedeutenden Künstlern nicht auch einen hervorragenden Antheil an dem delphischen Weihgeschenke vergönnt haben? Man hat aber ausserdem ganz vergessen, dass er Schüler des Ageladas war, dessen Leben sich kaum über Ol. 80 hinaus erstreckt haben kann. Wir müssen daher an unseren chronologischen Grundlagen dehnen und zerren, um eine entfernte Möglichkeit herauszurechnen, die wir schliesslich doch selbst wieder für eine Unwahrscheinlichkeit erklären müssen. Nach dem obigen Schema würde der jüngere Polyklet Ol. 93, 4, auch wenn er Ol. 87, 1 = 432 geboren, also acht Jahre jünger als sein Bruder gewesen, immer schon das Alter von 27 Jahren erreicht haben und also ein fertiger Künstler gewesen sein. Allerdings ist an dem delphischen Weihgeschenk auch noch sein Vater Patrokles beschäftigt, ja Plinius setzt denselben sogar erst in die 95. Olympiade, in welcher er nach unserer Berechnung bereits das siebenzigste Jahr erreicht haben müsste: als Bezeichnung der Blüthe freilich ein hohes Alter! Aber ohne die Listen des Plinius weiter zu kritisiren, dürfen

wir uns dasselbe in diesem Falle ohne Weiteres gefallen lassen; denn in derselben Olympiade steht neben Patrokles auch sein Sohn Naukydes.

Fahren wir fort, so fehlen über Naukydes weitere Zeitangaben. Unter den Werken des jüngeren Polyklet lässt sich die Statue des Antipatros mit Wahrscheinlichkeit in Ol. 98 setzen. Daedalos arbeitet ein Weihgeschenk der Eleer wegen eines in der 95. Ol. erfochtenen Sieges über die Lakedämonier in der Altis, und noch später an den Weihgeschenken der Tegeaten wegen der Erfolge, welche dieselben Ol. 102, 4 ebenfalls über die Lakedämonier davongetragen hatten.¹⁾ Bis in die gleiche Zeit würde sich auch die spätere Thätigkeit des jüngeren Polyklet ohne Bedenken herabrücken lassen. Geradezu unmöglich würde es also nicht sein, dass er sich noch mit den Anfängen des Lysipp berührt hätte; aber wahrscheinlicher ist es, dass die beiden thebanischen Inschriften durch einen Zwischenraum von einigen Jahren getrennt sind.

Im Vorhergehenden ist einer Statue von seiner Hand, des Zeus Philios in Megalopolis (Paus. VIII, 31, 4) noch nicht gedacht worden. Ihre Einfügung in den chronologischen Rahmen würde keine besondere Schwierigkeit veranlassen. Trotzdem muss die Frage, ob sie zur Zeit der Gründung dieser Stadt (Ol. 102, 2), ja ob sie überhaupt

1) Ulrichs (in den Jahrb. f. Philol. LXIX, S. 380) denkt an Ereignisse, die um eine Olympiade später fallen. Es stimmt allerdings, dass Pausanias (X, 9, 5) von kriegsgefangenen Lakedämoniern spricht, und dass nach Xenophon (Hellen. VII, 4, 27) bei dem Entsatz von Kromnos Spartiaten und Perioeken *πλείονες τῶν ἑκατῶν* in Kriegsgefangenschaft fielen. Von diesen aber erhielten die Arkader nur den vierten Theil. Sollten sie für diesen Erfolg eine Reihe von neun Statuen aufgestellt haben? Bei der Masse kleinerer und grösserer Fehden in damaliger Zeit ist es kaum möglich, im einzelnen Falle eine bestimmte Entscheidung zu treffen.

von dem jüngeren und nicht vielmehr von dem älteren Polyklet gearbeitet war, noch immer offengehalten werden. Dort befanden sich in einem und demselben Peribolos drei Tempel. Für zwei derselben, den der grossen Göttinnen und den der Aphrodite, führte der bekannte Damophon die Tempelbilder aus Marmor und Holz aus. Ist es da nicht auffällig, dass das Bild des Zeus für den dritten Tempel, wie wir aus dem Stillschweigen des Pausanias schliessen dürfen, aus Erz, einem andern Künstler aus einer ganz verschiedenen Schule sollte übertragen worden sein? Wahrscheinlicher ist es jedenfalls, dass die Statue, wie so viele andere in Megalopolis, aus früherer Zeit stammte und aus einer andern arkadischen Stadt dorthin versetzt wurde.

Bestimmter möchte ich dem jüngeren, nicht dem älteren Polyklet den Zeus Meilichios in Argos zuweisen, nicht zwar, dass ich, einer Andeutung Loeschke's (Anm. 12) folgend dieses Werk mit dem Skytalisimos des Jahres 370 = Ol. 102, 3 in Verbindung bringen zu müssen glaubte, sondern unter bestimmter Betonung des ἵστερον in der Erzählung des Pausanias (II, 20, 1) über die Ereignisse des Jahres 418 = Ol. 90, 3. Die nächste Folge derselben war die Einrichtung der Demokratie, die schwerlich so bald als reuige Sünderin an eine Sühnung des vorhergegangenen Blutbades dachte. Der natürlichen Entwicklung würde es weit besser entsprechen, dass man erst eine geraume Zeit später, als die vornehmen Geschlechter sich durch jungen Nachwuchs wieder gekräftigt hatten, zu einer gewissen Ausgleichung der politischen Gegensätze gelangte, die in den ἄλλα καθάρσια und der Weihung der Zeusstatue ihren Ausdruck finden mochte.

Wenn ich also diese Statue, wie schon vorher den Dreifuss von Amyklæ, aus dem Verzeichnisse der Werke des älteren Polyklet ausscheide, so muss ich um so energischer dagegen Einspruch erheben, dass Loeschke in einer

etwas an Klein's Manier erinnernden Auffassungsweise aus ganz allgemeinen Gründen sich von der positiven Grundlage der schriftlichen Ueberlieferung entfernen und ein berühmtes Werk des älteren Polyklet auf den jüngeren übertragen will. Es erscheint ihm nemlich „wegen des Gegenstandes der Darstellung und wegen der Fertigkeit in Bildung geschlossener Gruppen, die er voraussetzt, sehr fraglich, ob sie (die vielbewunderten Astragalizonten) nicht vielmehr von dem in Rom vergessenen jüngeren Namensvetter herführten“. Allerdings kennt Plinius den jüngeren Polyklet nicht, aber er erwähnt 34, 55 dieses Werk nicht etwa beiläufig als eins unter vielen, sondern mit scharfer Betonung: *hoc opere nullum absolutius plerique iudicant*. Und dieses Werk sollen wir dem jüngeren Polyklet, der doch immer nur ein Künstler zweiten Ranges war, zuweisen? Das Zeugniß ist hier so positiv, dass, wenn das Werk sich nicht in unsere Vorstellungen von dem Meister einfügen will, wir nicht berechtigt, das Zeugniß zu verwerfen, sondern verpflichtet sind, unsere Vorstellungen nach dem Zeugnisse zu reformiren.

Wie grosse Vorsicht aber in der Aufstellung so allgemeiner Annahmen geboten ist, das drängte sich mir im Laufe der gegenwärtigen Untersuchungen gerade in Beziehung auf den älteren Polyklet auf. Wir sind gewohnt, ihn als einen der ersten, wenn nicht den ersten Athletenbildner aufzufassen. Nun lehren uns die olympischen Ausgrabungen, dass von den fünf bisher zwischen ihm und dem jüngeren streitigen olympischen Siegerstatuen nach den Inschriften vier dem jüngeren zugesprochen werden müssen, und dass wir demnach auch die fünfte, die des Kyniskos, diesem nicht wohl länger vorenthalten dürfen. So bleibt für den älteren keine einzige übrig, und in diesem Falle dürfen wir wohl aus dem Stillschweigen des Pausanias folgern, dass er überhaupt keine Siegerstatuen für Olympia gearbeitet hat. Es

seheint daher, dass er die Jünglingsgestalt und das „athletische Genre“, in dem er unangefochten Meister bleibt, gewissermassen nur als theoretisch-künstlerische Aufgabe, nicht als Object für den praktischen Markt in Olympia behandelt habe. Ob wir deshalb vielleicht seine künstlerische Persönlichkeit in eine gewisse Parallele mit der Stellung des Isokrates auf dem Gebiete der Beredtsamkeit zu bringen haben, mag hier unerörtert bleiben.²⁾

Nach diesen Abschweifungen kehren wir wieder zu der thebanischen Künstlerinschrift zurück. Ueberraschend nennt Loeschcke, was sie „über die Heimath des jüngeren Polyklet lehre. Denn bei dem ausgeprägten Boeotismus in der Form *ἐπόεισε* scheint mir ein Zweifel über diese kaum möglich“. Den jüngeren Polyklet für einen Böoter zu halten, möchte vielleicht gerechtfertigt sein, wenn jenes *ἐπόεισε* an der Statue selbst oder an ihrer Plinthe, d. h. vom Künstler selbst eingemeisselt wäre. Aber die Statue hatte nicht einmal eine isolirte Basis, und über der Künstlerinschrift befindet sich ein Epigramm von drei Distichen. Dass dieses vom Künstler selbst eingemeisselt sei, wird kaum jemand zu behaupten wagen, und so werden wir auch die weiteren zwei Worte: *Πολύκλειτος ἐπόεισε* auf Rechnung des böotischen Steinmetzen setzen müssen, der in Theben eben böotisch schrieb.

Die Inschrift lässt sich also gegen die aus dem Familienzusammenhange mit Naukydes abgeleiteten Resultate in keiner Weise geltend machen; und wohl noch weniger

2) Diesen Mahnungen zur Vorsicht gegenüber will auch ich mich einer Warnung Loeschcke's nicht verschliessen: eine thebanische Inschrift, in der ich ein Künstlerverzeichnis zu erkennen glaubte (Overbeck SQ. 1568), mag wenigstens für so lange aus den archäologischen Schriftquellen gestrichen werden, als die partielle Uebereinstimmung mit bekannten Künstlernamen sich nicht durch weitere Gründe als eine nicht blos zufällige erweisen lässt.

können die Hinweisungen Loeschcke's auf mehrfache Beziehungen Polyklets zu Theben und Thebanern in Betracht kommen. Theben war keineswegs der Sitz einer Kunstschule, die wie Athen oder Argos nicht blos das heimische Bedürfniss befriedigt, sondern auch für den Export gearbeitet hätte. Wir finden dort attische wie peloponnesische Künstler in grösserer Zahl beschäftigt (s. das Register zu meiner Klg. II, 783), wobei allerdings nicht verschwiegen werden soll, dass ausnahmsweise die einzigen namhaften böotischen Künstler Hypatodoros und Aristogeiton nicht nur ein Götterbild für eine arkadische Stadt, sondern auch ein umfangreiches Weihgeschenk in Delphi für die Argiver arbeiteten.

Wenn ich schliesslich hier noch auf die Heimathsverhältnisse der Familie des Polyklet eingehe, so geschieht dies vornehmlich mit Rücksicht auf die Bemerkungen Furtwänglers in der A. Z. 1879, S. 46. Daedalos nennt sich in den Inschriften und heisst bei Pausanias Sikyonier, Polyklet bei Pausanias Argiver. Naukydes, wenn er nach der Inschrift Sohn des Patrokles ist, kann nicht zugleich, wie jetzt bei Pausanias steht, Sohn des Mothon sein. Es freut mich daher, dass ich, schon ehe ich Furtwänglers Aufsatz gelesen hatte, zu der gleichen Lösung wie er gelangt war, nemlich dass in *Μόθωρος* die Angabe der Heimath des Künstlers versteckt sei, und zwar Methana zwischen Epidauros und Trözen, welches Thucydides IV, 45 Methone nennt, während für die gleichnamige Stadt in Messene sich bei Pausanias IV, 35, 1 sogar die Form Mothone findet. So hätten wir also für die drei Brüder drei verschiedene Heimathsangaben. Zur Lösung dieser scheinbaren Widersprüche bemerke ich zunächst, dass attische Künstler in attischen Inschriften ihre Heimath nach ihrem Demos, und nur ausserhalb Attikas sich als Athener zu bezeichnen pflegen. Als Analogie aus andern Gegenden Griechenlands

kann eine Inschrift aus Olympia (A. Z. 1878, S. 181) dienen, in welcher sich Athenodoros und Asopodoros *χωρὸν μὲν Ἀχαιοῖς, ὃ δ' ἔξ Ἄργεος εὐρυχώρου* ohne Angabe der Stadt nennen. Nun wird der *Ναυκίδης Μόθωνος* bei Pausanias als Künstler einer Hekate nicht in Olympia, sondern in Argos genannt, und hieraus also erklärt sich, dass er dort, wahrscheinlich in der Inschrift, Methana als seine engere Heimath oder den Stammsitz seiner Familie bezeichnet. Naukydes war also ein *Μεθωναῖος Ἀργεῖος*, wie bei einem Komiker Ehippus (Athen. X, 442 d) Herakles sich *Τιγύνθιον Ἀργεῖον* nennt, oder wie ähnlich ein *Βοιωτίος ἔξ Ἐρχομένου* ein Werk des Hypatodoros und Aristogeiton weiht. In Olympia würde sich wahrscheinlich auch Naukydes als Argiver bezeichnet haben, wie Polyklet zwar nicht in den Inschriften, aber bei Pausanias genannt wird, Daedalos dagegen erscheint als Sikyonier. Es haben nun jedenfalls einmal sehr enge Beziehungen zwischen der Kunst von Sikyon und von Argos bestanden: schon die drei Musen des Ageladas, Kanachos und Aristokles scheinen in einer gewissen Gemeinsamkeit gearbeitet zu sein; und so mag es sich auch erklären, dass der ältere Polyklet gewöhnlich Argiver, aber auch einmal Sikyonier genannt wird. Doch lässt sich dieses Verhältniss der Schulen vielleicht, wenigstens zeitlich, etwas bestimmter begrenzen. In der Schule des Sikyoniers Lysipp finden wir neben mehreren Sikyoniern keinen Argiver: die Schule von Argos scheint ausgestorben, ja überhaupt begegnet wir dort in dieser und der späteren Zeit nur geringen Spuren einer einheimischen künstlerischen Thätigkeit. Früher haben wir dort als Schüler des älteren Polyklet den Argiver Asopodoros und wahrscheinlich, obgleich nicht ausdrücklich als Argiver beglaubigt, den Periklytos, der wiederum Lehrer des Antiphanes aus Argos war. Daneben stehen (Naukydes und) der jüngere Polyklet, den wir uns wegen der Gleichheit des Namens

gern in verwandtschaftlicher Beziehung zum älteren denken mögen. Aber schon dieser hat einen Schüler aus Sikyon, den Kanachos, der jüngere ebendorther den Alypos, und auf Antiphanes folgt der Sikyonier Kleon. Hierzu kommt endlich, dass Daedalos, obwohl aus argivischer Familie, sich Sikyonier nennt. Es scheint demnach, dass schon gegen Ol. 100 die Schule von Argos in der Auflösung begriffen war, und dass Sikyon ihre Stelle einnahm, — richtiger vielleicht wieder einnahm. Denn schon zur Zeit des Dippenos und Skylis erscheint es als ein Hauptsitz der Kunstübung und bewahrt seine Stellung, wenigstens auf dem Gebiete der Malerei lange nach Lysipp noch in der Zeit des achäischen Bundes, während Argos nur durch die Bedeutung einzelner hervorragender Individualitäten, wie Ageladas und Polyklet zeitweilig in den Vordergrund treten mochte. Ueber weitere Ursachen dieses Wechsels liessen sich vielleicht Vermuthungen, aber ohne sichere Gewähr aufstellen. Immerhin aber wird es nicht überflüssig sein, zunächst die Thatsachen, wie sie sich aus den uns zu Gebote stehenden Quellen ergeben, darzulegen, wenn sich auch Folgerungen aus denselben vielleicht erst einmal später ziehen lassen.

Myron.

Ueber die zeitlichen Grenzen der Thätigkeit des Myron fehlen uns bekanntlich genauere Angaben. Eins seiner berühmtesten Werke müsste er schon um Ol. 77 gearbeitet haben, sofern es nachweisbar wäre, dass der berühmte Läufer Ladas in dieser Olympiade gesiegt und Simonides, der bereits Ol. 78, 2 starb, seine Grabschrift verfasst hätte. Diese Folgerung würde sich ergeben, wenn die Vermuthung Benndorf's (de Anthol. gr. epigr. p. 15) begründet wäre, dass in dem Epigramm des Simonides (Anth. pal. XIII, 14) der Name *Λάνδις* in *Λύδας* zu verbessern wäre. Dübner in seiner Ausgabe bezeichnet dies als wahrscheinlich. Allein

der Name des Dandis kommt als der des Siegers in der 77. Ol. nicht bloß an dieser einen Stelle, sondern auch bei Diodor XI, 53, bei Dionys Hal. IX, 37 und bei Africanus vor, und überall schwanken die Lesarten nur unbedeutend zwischen *Δάνδης*, *Δάντης*, *Δάτις*, *Δάντιος*, *Δάντις* (Dandin in der armenischen Uebersetzung des Africanus). Dass der Name Ladas bei allen diesen Autoren in gleichmässiger Weise corrumpt und herzustellen sei, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen; und so wird schon aus diesem Grunde Dandis bei Simonides seinen Platz behaupten müssen, abgesehen davon, dass neben den vielen Siegen im Stadion, von denen wir sonst nichts wissen, gerade der von Pausanias bezeugte Sieg im Dolichos in dem Epigramm nicht erwähnt wird. — Die Heimath des Ladas wird nicht direct angegeben. Wegen seiner Statue im Tempel des Apollo zu Argos (Paus. II, 19, 7) möchte ihn Beudorf für einen Argiver erklären. Das Stadion indessen, in dem er seine Schule durchgemacht, lag zwischen Mantinea und Orchomenos, also in Arkadien (Paus. VIII, 12, 5); sein Grab auf dem Wege von Belmina nach Sparta, also in Lakedämon (Paus. III, 21, 1); und wenn Pausanias richtig vermuthet, dass er sofort nach seinem Siege erkrankt und unterwegs, doch wohl auf der Rückkehr nach der Heimath, gestorben und an der Stätte seines Todes auch begraben sei, so muss eben Lakedämon als seine Heimath betrachtet werden, wie man auch früher angenommen hat.

Auffallend findet es Beudorf, dass sowohl bei Pausanias unter den Statuen der Olympioniken, als bei Plinius unter den Werken des Myron die Erwähnung der Statue des Ladas fehle. Er hält es daher für nicht zu kühn, bei letzterem den ungehörigen und fremdartigen Hund *canem* in *Ladam* zu verändern. Paläographische Wahrscheinlichkeit hat diese Veränderung gewiss nicht; und wenn Plinius unmittelbar nach der berühmten Kuh auch noch einen Hund desselben

Künstlers erwähnt, so liegt darin doch gewiss nichts Auffälliges. Dass aber ein Hund eben so gut wie eine Kuh sogar als ein Wunder der Kunst gepriesen werden konnte, lehrt die Erzählung bei Plinius 34, 38. — Das Schweigen des Pausanias möchte sodann Benndorf daraus erklären, dass die Statue vor der Zeit des Pausanias nach Rom versetzt worden sei, womit es zusammenhänge, dass Ladas bei römischen Dichtern und Schriftstellern mehrfach erwähnt werde. Allein dieselben gedenken wohl des Ladas und seiner Schnelligkeit; eine Beziehung aber auf seine Statue findet sich nirgends. Wir kennen dieselbe als Werk des Myron einzig aus dem (Doppel-) Epigramm der Anthologie XVI, 54. Daneben steht die Erwähnung der Statue in Argos bei Pausanias; und so werden wir nicht wohl umhin können, das Epigramm auf diese zu beziehen. Das Schweigen des Pausanias über den Künstler darf dagegen nicht angeführt werden, indem z. B. Hirschfeld (Athena und Marsyas S. 16) aus dem ersten Buche nicht weniger als sechs Beispiele zusammenstellt, zu denen sich noch die Parthenos des Phidias hinzufügen lässt, in denen Pausanias die uns sonst bekannten Namen der Künstler übergeht.

Trotzdem möchte ich nicht leugnen, dass in den Nachrichten über Ladas etwas liegt, was von dem Charakter der gewöhnlichen Ueberlieferungen über olympische Sieger etwas abweicht. Dass er in der Zeit des Myron gesiegt habe, ist keineswegs ausdrücklich überliefert. Die Erwähnung aber seines Grabmals, des Stadions, in dem er sich geübt, sowie die Weibung seiner Statue im Apollotempel von Argos weisen auf aussergewöhnliche Ehren hin, wie wir sie am liebsten mit einer Art Heroencult verbunden annehmen möchten. Man kann geneigt sein, an Verhältnisse zu denken wie die des Oebotas aus Dyme in Achaia, der als Sieger in Ol. 6 erst um die 80 Ol. eine Statue erhielt. Es wurde von mir bereits in der Klg. I. S. 69 die Vermuthung geäußert, dass

die von Pausanias (VI, 3, 8) verworfene Erzählung, er habe bei Plataeae mitgekämpft, auf eine Wundererscheinung, wie die des Theseus, Marathon, Echetlos in der Schlacht bei Marathon zu beziehen sein möge. Die weitere, in ihrer Allgemeinheit unrichtige Angabe über den Fluch des Oebotas, der den Achäern die Ehre olympischer Sieger raubte, dürfte dann in der Beschränkung richtig sein, dass erst seit der Schlacht bei Plataeae die Achäer in Olympia keine Erfolge mehr aufzuweisen hatten, bis sie gegen Ol. 80 ἄλλα ἐς τιμὴν τοῦ Οἰβώτια festsetzten und ihm eine Statue in Olympia errichteten. Ausserdem blieb es noch bis in die Zeit des Pausanias (VII, 17, 14) Sitte, dass Achäer, wenn sie sich an den Kämpfen in Olympia betheiligen wollten, vorher dem Oebotas Opfer darbrachten (ἐναγίζειν), und auch erlangtem Siege seine Statue in Olympia bekränzten. — Noch nähere Berücksichtigung scheinen die Nachrichten über nicht weniger als vier spartanische Sieger in Olympia zu verdienen. Eutelidas siegte Ol. 38. Pausanias VI, 15, 8 nennt allerdings sein Bild alt und bezeichnet die Inschrift an der Basis als durch die Zeit unleserlich. Aber da er selbst (VI, 18, 7) die ersten Siegerstatuen in die 59. und 61. Olympiade setzt, so konnte ihm die Statue erst lange nach seinem Tode, und dann doch wohl schwerlich von Verwandten, sondern durch die Lakedämonier von Staatswegen errichtet sein. Hippsthene und sein Sohn Hetoimokles errangen in Olympia im Ganzen elf Siege. Von den sechs des Vaters fällt der erste im Ringkampfe der Knaben in Ol. 37, die fünf anderen im Ringen der Männer in Ol. 39—43. Die lange Siegeslaufbahn des Vaters wird der Sohn ziemlich unmittelbar fortgesetzt haben, so dass seine Siege um Ol. 50 fallen müssen. Da ihm nun nach Pausanias (III, 13, 9) eine Statue in Sparta errichtet war, so wird auch diese, wie die des Eutelides, erst lange Zeit nach dem Siege aufgestellt worden sein. Von Hippsthene

aber berichtet Pausanias III, 15, 7, dass ihm in Sparta sogar ein Tempel geweiht war; *σέβουσιν δὲ ἐκ ματιεύματος τὸν Ἴπποθρήνην ἅτε Ποσειδῶνι τιμὰς νέμοντες*. Chionis erkämpfte mehrere Siege um die 30. Ol. (Paus. VI, 13, 2). Auf einer Stele mit dem Verzeichnisse seiner Siege, von der eine zweite nahe bei den Gräbern der Agiaden in Sparta (III, 14, 3) wahrscheinlich eine Wiederholung war, fand sich eine Erwähnung des erst Ol. 65 (wieder? —) eingerichteten Waffenlaufes, woraus Pausanias schloss, dass sie nicht von Chionis selbst, sondern erst später von den Lakädoniern aufgestellt sei. Er hätte desshalb nicht zweifeln sollen, dass die daneben stehende Statue den Chionis darstellen könne, da sie ein Werk des Myron sei. Denn offenbar gehören Stele und Statue zusammen und ihre Aufstellung rückt dadurch in die Zeit des Myron herab. Ist es nun Zufall, dass auch die Statue des Ladas ein Werk des Myron war? Liegt hier nicht der Verdacht nahe, dass auch Ladas in einer früheren Zeit gesiegt habe, und dass die Weihung seiner Statue mit der Aufstellung der des Chionis in einem gewissen Zusammenhange stehe, wenn wir nicht lieber annehmen wollen, dass die späte Ehrung aller der genannten älteren Olympioniken in gewissen Zeitströmungen ihren gemeinsamen Grund hatte? Bei Hippothenes werden wir bestimmt auf ein Orakel hingewiesen. Von Chionis aber wird berichtet, dass er an der Gründung von Kyrene durch Battos Antheil hatte, und vielleicht lag darin, vielleicht auf eine Mahnung des in Sparta hoch angesehenen Orakels des Ammon hin (Paus. III, 18, 3), der Anlass, sein Andenken in Sparta und in Olympia zu erneuern. Allerdings lassen sich solche Vermuthungen nicht in jedem einzelnen Falle so wie bei Oebotas durch Hinweisung auf bestimmte Zeugnisse begründen; aber wiederum ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass wir, wie bei Oebotas, so auch bei Chionis und Ladas auf die Zeit bald nach den

Perserkriegen hingewiesen werden, die ja durch so manche Legende den Anlass zur Einführung oder Wiederbelebung von Götter- und Heroenculten (ich erinnere nur an Pan und Boreas in Athen) darboten. Die poetische, halb legendenhafte Verklärung, in der uns Ladas namentlich auch bei Dichtern und Rhetoren der späteren Zeit (vgl. Benndorf p. 13) entgegentritt, würde sich bei einer solchen Auffassung der Verhältnisse am besten erklären, die natürlich für sich nicht den Werth eines historischen Beweises, sondern nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch zu nehmen vermag. —

Ausser den Statuen des Ladas und des Chionis arbeitete Myron noch zwei Statuen für einen andern Lakedaemonier. Nach Pausanias (VI, 2, 2) brachte Lykinos ein Gespaun von Füllen nach Olympia, die er, da eines derselben zurückgewiesen wurde, unter den ausgewachsenen Rossen laufen liess, *καὶ ἐνίκα δι' αὐτῶν ἀνέθηκε δὲ καὶ ἀνδριάντας δύο ἐς Ὀλυμπίαν, Μύρωνος τοῦ Ἀθηναίου ποιήματα*. Rutgers (Africani *Ὀλυμπ. ἀναγρ.* p. 144) macht mit Recht darauf aufmerksam, dass das Füllenrennen erst Ol. 99 eingeführt wurde, während Myron um Ol. 80 thätig war. Demnach waren entweder die Statuen nicht von der Hand des Myron oder sie bezogen sich nicht auf den Sieg des Lykinos. Vor diese Alternative gestellt, müssen wir uns schon zu einem etwas kühneren Vorgehen entschliessen. Bei etwas schärferem Zusehen erscheint die Verbindung *ἐνίκα δι' αὐτῶν ἀνέθηκε δὲ καὶ . . .* etwas bedenklich, wenigstens dem Sprachgebrauche des Pausanias nicht völlig entsprechend. Und weshalb stellt Lykinos zwei Statuen für einen einzigen Sieg auf? Sehen wir weiter, was bei Pausanias folgt: *τῷ δὲ Ἀρκεσίλαῳ καὶ Λίγῃ τῷ παιδί, τῷ μὲν αὐτῶν γεγόνασι δύο Ὀλυμπικαὶ νίκαι, Λίγας δὲ κ. τ. λ.* Auch diese beiden gehören zu der Gruppe lakedämonischer Sieger im Wagenrennen, die Pausanias hier zusammenfasst; Arkesilaos hat

zweimal gesiegt, Lichas war Ol. 90 ein alter Mann (*ἀνδρα γέροντα*: Xenoph. Hell. III, 2, 21; vgl. Rutgers p. 52); sein Vater lebte demnach um Ol. 80, war also Zeitgenosse des Myron. Alles würde daher sehr gut stimmen, wenn Myron die beiden Statuen nicht für Lykinos, sondern für Arkesilaos gemacht hätte. Nun ist bei Pausanias schon im Anfange desselben Kapitels ein Name ausgefallen (nicht Xenarches, wie Rutgers p. 125 richtig bemerkt, weshalb auch Xenarches unter den Werken des Lysipp zu streichen und der verlorene Sohn des Philandrides dafür einzusetzen ist), und es kommt verhältnissmässig oft vor, dass sich bei Pausanias im Umfange einer Seite mehr als eine Lücke findet. Nehmen wir also auch in dem kritischen Satze den Ausfall eines einzigen Wortes an und schreiben: *ἀνέθηκε δὲ καὶ Ἀρκεσίλαος ἀνδριάντας δύο*, so sind die sachlichen Schwierigkeiten gehoben, und wir gewinnen einen Text, welcher der verwickelten Redeweise des Pausanias auf das Beste entspricht.

Ptolichos. Ein Werk des Ptolichos von Aegina war die Statue seines Landsmannes Theognetos. In der Künstlergeschichte I, S. 81 hatte ich bemerkt, dass der olympische Sieg desselben im Ringkampfe der Knaben vor Ol. 80, jedoch nicht nothwendig vor Ol. 77—78 fallen müsse. Rutgers (S. 37) will ihn nicht später als Ol. 75 ansetzen. Allein die Erwähnung des Theognetos in Pindars VIII. pythischer Ode, welche seinen Neffen Aristomenes feiert, bietet dafür keine Berechtigung; vgl. L. Schmidt Pindars Leben S. 398 ff. Dagegen hatte ich übersehen, dass wir in einem Epigramm der Anthologie (XVI, 2) die Inschrift der Siegerstatue besitzen, indem dort schon von Schneidewin gewiss mit vollstem Rechte, wie auch in der neuesten Ausgabe von Dübner anerkannt ist, statt des metrisch fehlerhaften Namens eines unbekanntes Theokritos der des Theognetos hergestellt

worden ist. Das Epigramm aber hat den Simonides zum Verfasser, welcher Ol. 78, 3 starb. Danach ist Ol. 78 der späteste Termin für den Sieg des Theognetos.

Kresilas. Kürzlich lenkte Ad. Roemer meine Aufmerksamkeit auf eine bekannte Stelle des Auctor ad Herenn. IV, 6, 9: Chares a Lysippo statuas facere non isto modo didicit, ut Lysippus caput ostenderet Myronium, brachia Praxitelia, pectus Polyclitium, ventrem et crura, sed omnia coram magistrum facientem videbat, ceterorum opera vel sua sponte poterat considerare. Man habe die Worte ventrem et crura als ein thörichtes Einschießel beseitigen wollen, weil sie sich in den besten Handschriften nicht fänden. Doch sei durch Spengel (Rhein. Mus. XVII, S. 331 ff.) das Urtheil über das Verhältniß der besseren zu den geringeren Codices wesentlich modificirt worden. Und dann, wenn es sich um Anleitung zur Anfertigung von Statuen handele und man der Reihe nach Kopf, Arme und Brust aufzähle, bilden da nicht Bauch und Schenkel die nothwendige Ergänzung, um ein Ganzes herzustellen?

Die letztere Erwägung scheint mir zwingend, und es ist daher an den Worten ventrem et crura in keinem Falle zu rütteln. Aus diesem Grunde kann denn auch eine Vermuthung Kayzers, so wie sie ausgesprochen ist, nicht gebilligt werden: es sei zu lesen ventrem Cresilaeum, indem das letztere Wort in crura et und weiter in et crura corrumpt sei. Und doch glaube ich, dass uns Kayser's Vermuthung auf das Richtige zu führen vermag. Als massgebende Künstler nennt der Rhetor Lysipp, Myron, Praxiteles, Polyklet; von den berühmtesten ersten Ranges fehlen Phidias und Skopas. Aber von philologischer Seite bietet sich auch nicht der geringste Anhaltspunkt, welcher den Ausfall gerade dieser Namen rechtfertigen könnte; und von archäologischer Seite darf wohl daran erinnert werden, dass die Vorzüge dieser beiden Künstler wesentlich oder

wenigstens in so weit auf der Seite der geistigen Auffassung lagen, dass ihre formalen Verdienste nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zur Erreichung geistiger Ziele aufgefasst zu werden pflegten. Und nun gar den Phidias als den Repräsentanten mustergiltiger Bauch- und Schenkelbildung hingestellt zu sehen, müsste einen fast erheiternden Eindruck machen. Wir sind also genöthigt, an einen der *primis proximi* zu denken. Ein solcher ist Kresilas. In dem bekannten Amazonenwettstreite steht er nach Polyklet und Phidias an dritter Stelle und sein sterbender Verwundeter wird mit besonderem Lobe genannt. Sein Name, der jetzt durch Inschriften sichergestellt ist, findet sich in den Handschriften fast immer mehr oder minder corrumpt. In einem Epigramme der Anthologie (XIII, 13) finden wir z. B. die Lesart *Κρησίας*. Nehmen wir beim Auct. ad Her. eine ähnliche Corruptel an, durch welche sich das Wort dem vorhergehenden *crura*, mit dem es die Anfangsbuchstaben gemein hat, noch mehr annäherte, so erklärt es sich, wie es als eine scheinbare Dittographie von *crura* leicht ausfallen konnte. So empfiehlt es sich von sachlicher, wie von paläographischer Seite zu schreiben: *ventrem et crura Cresilaea*. Wie weit bei der Beurtheilung des Künstlers auf die Worte *ventrem et crura* im Einzelnen Nachdruck zu legen ist, wird vielleicht erst klar werden, wenn es einmal gelingt, unter den uns erhaltenen Typen von Amazonen die des Kresilas mit Sicherheit nachzuweisen. Vorläufig mögen die Worte nur zur Bestätigung der Annahme dienen, dass Kresilas zu den Künstlern gehört, die auf die formale Durchbildung ihrer Werke einen besonderen Werth legten.

Demetrios. Nach Pausanias I, 27, 4 stand in Athen am Poliastempel *εὐήρις πρεσβῦτις, ὅσον τε πίχτος μάλιστα, φαμένη διάκονος εἶναι Λυσιμάχη*. Ein zweites Zeugniß über sie besitzen wir bei Plinius 34, 76: Demetrius Lysi-

machen (fecit) quae sacerdos Minervae fuit LXIV annis. Aber was bedeutet *εὐήρις*? Benndorf in den Mitth. d. ath. Inst. I, S. 50 bemerkt, dass sich das Wort schwerlich werde vertheidigen lassen, und vermuthet, es sei etwa „an das Material oder den Verfertiger des Werkes zu denken. Möglich wäre auch ein Wort wie *εὐγύρως*“. Paläographisch am nächsten steht wohl *εὐήθης*, und eine guthmüthige, treuherzige Alte passt auch dem Sinne nach sehr wohl. Man wird jedoch sagen, dass ein so treuherziges Beiwort der nüchternen Prosa des Pausanias nicht entspreche: im Allgemeinen gewiss mit Recht. Doch fragt es sich, ob nicht Ausnahmen zuzugeben sind, und ich möchte deshalb auf ein von Pausanias II, 26, 9 erwähntes, leider chronologisch nicht näher bestimmbares, aber sehr eigenthümliches Kunstwerk hinweisen. In einem Gebäude (*οἶκημα*) zu Aegeira in Achaia befand sich (eine Gruppe von Statuen?) *ἀνὴρ τε ἡδὴ γέρων ἴσα καὶ ὀδυρόμενος*, drei Frauengestalten, die sich ihre Armbänder abnahmen, drei Jünglinge und (der Name ist ausgefallen) mit dem Panzer gerüstet. Dieser Anonymus soll in einem Kriege der Achäer sich durch seine Tapferkeit unter den Aegeiraten besonders ausgezeichnet haben und gefallen sein; die Brüder melden seinen Tod; die Schwestern nehmen zum Zeichen der Trauer ihren Schmuck ab, *καὶ τὸν πατέρα ἐπονομάζουσιν οἱ ἐπιχώριοι Συμπαθῆ, ἅτε ἔλεινὸν καὶ ἐν τῇ εἰκόνι*. Hier wird allerdings die Erwähnung des Ausdrucks in dem Bilde durch die Erzählung und den Beinamen genauer motivirt. Aber auch jene Lysimache war gewissermassen eine Curiosität: an bevorzugter Stelle geweiht, nur eine Elle hoch, ein altes Weib, ein Werk des Demetrios, künstlerisch vielleicht eine Art Seitenstück zu dem kahlköpfigen, dickbäuchigen Pellichos desselben Künstlers: konnte darin nicht hinreichender Anlass für Pausanias liegen, der ausgesprochenen Eigenthümlichkeit des Werkes durch ein be-

zeichnendes Epitheton mit einem kurzen Worte zu gedenken?

Apellas. Durch die Ausgrabungen von Olympia ist jetzt festgestellt, dass sich an die Künstlerfolge des Theokosmos von Megara und seines Sohnes Kallikles als drittes Glied dessen Sohn Apellas anreihet, der für die Königin Kyniska arbeitete und also um Ol. 100 lebte: A. Z. 1880, S. 152. Eine weitere Thätigkeit möchte ihm Furtwängler als Kunstschriftsteller zuweisen und auf ihn die ausführlichen Notizen zurückführen, die wir über ein Werk seines Vaters, die Statue des Diagoras besitzen (Schol. Pind. p. 158 Boeckh). Allein eine derartige Kunstschriftstellerei gab es damals noch nicht; sie entwickelt sich erst nach der Zeit Alexanders. Wahrscheinlich würde Furtwängler selbst gefunden haben, um welchen Apellas es sich bei dem Scholiasten des Pindar handelt, wenn ihm in Olympia die nöthige Literatur zu Gebote gestanden hätte. Der Schriftsteller über Kunst ist Apellas Ponticus, über den es genügt, auf Preller (Polemon. fr. p. 175) zu verweisen.

Boethos. Boethos, der Schöpfer des Knaben mit der Gans, ist bisher nur nach dem Charakter seiner Kunst in die Zeit bald nach Alexander d. Gr. gesetzt worden. Es ist dabei eine Inschrift (C. i. gr. 6164) unberücksichtigt geblieben, welche bereits Winckelmann (Werke VI, I, S. 38) mitgetheilt hat. Er „fand dieselbe in einem Plinius, Basler Ausgabe 1525, mit geschriebenen Anmerkungen von Fulvius Ursinus und Barthol. Aegius, in der Bibliothek des Herrn von Stosch zu Florenz“. Sie lautet: *μηροδοτος και διδοτος οι βοηθου νιζομηδεις εποιονν*. Allerdings habe ich selbst (Klg. I, S. 501) geglaubt, ihre Zuverlässigkeit verdächtigen zu müssen: „denn wenn auch Ursinus selbst nicht Fälscher war, so nahm er doch vieles Falsche auf Treue und Glauben von Ligorio auf“. Fast gleichzeitig

setzte sie Mommsen (Ber. d. sächs. Ges. 1852, S. 256) bei der Behandlung anderer griechischer Ligoriana in die Kategorie derer, deren Unechtheit ihm evident schien. Einen weiteren Verdachtsgrund glaubte Hirschfeld (Tit. statuar. n. 142) darin zu finden, dass in einer auf Boethos, den Vater der beiden Nikomedier, bezüglichen Inschrift, ein Arzt Nikomedes erwähnt wird.

Und doch scheint die Inschrift der beiden Söhne die Bürgerschaft ihrer Echtheit in sich selbst zu tragen. Sie sind aus Nikomedia in Bithynien; Boethos, der Vater, heisst in allen Handschriften des Pausanias (V, 17, 1) *Καρχηδόμιος*; und erst O. Müller hat dafür *Καλληδόμιος* zu lesen vorgeschlagen. Nun wurde Nikomedia im J. 264 v. Chr. gegründet und zum Theil mit den von Chalkedon oder Kalchedon übergesiedelten Bürgern bevölkert. Wenn also Boethos um diese oder nicht lange vor dieser Zeit lebte, so erklärt es sich sehr einfach, dass er Kalchedonier heisst, während seine Söhne sich bereits als Nikomedier bezeichnen. Ligorio indessen, selbst wenn er ein bedeutenderer Gelehrter gewesen wäre, was er nicht war, konnte von diesen Heimathsverhältnissen noch nichts wissen, und damit fällt jeder Grund weg, die Echtheit der Inschrift noch ferner zu bezweifeln. Boethos gehört demnach in das erste Drittel des dritten Jahrhunderts v. Chr.

Nebenbei bemerkt, zeigt die Inschrift, die nicht an der Basis, sondern an der Statue eines Herakles stand, dass das Imperfectum in Bildhauerinschriften schon mindestens gegen die Mitte des III. Jahrhunderts wieder in Aufnahme kam und es demnach wohl als „hellenistisch“ bezeichnet werden darf. — Die Zweifel an der Echtheit einer zweiten Inschrift (C. i. gr. 6146) werden durch das Vorhergehende nicht berührt.

Epigonos. In dem vorläufigen Bericht über die Ausgrabungen von Pergamon S. 80 theilt Conze eine

Künstlerinschrift aus der Königszeit der Attalen mit und sagt: „sie nennt einen sonst nicht bekannten Künstler *Επίγονος ἐποίησεν*“. Dass er nicht unbekannt ist, würde wenig verschlagen, sofern etwa nur der Name beiläufig erwähnt würde. Aber Plinius berichtet 34, 88: Epigonus omnia fere praedicta imitatus (Philosophen, Athleten u. A.) praecessit in tubicine et matri interfectae infante miserabiliter blandiente. Vermuthungsweise hatte ihn allerdings schon Furtwängler (Dornauszieher S. 70) in die Diadochenzeit gesetzt. Um so willkommener ist die inschriftliche Bestätigung; denn durch die chronologische Fixirung tritt er uns entgegen als ein echter Sohn seiner Zeit und bereichert unsere Vorstellungen von derselben, wenn er auch, wie Furtwängler bemerkt, „nicht umsonst seinen Namen trug: er war ein „Epigone“.

Eutyichides. Unter den Monumenten des Asinius Pollio wird von Plinius 36, 34 ein Liber pater als Werk des Eutyichides genannt, den man bisher unbedenklich für den bekannten Schüler des Lysipp gehalten hat. Es muss indessen auffallen, dass ausser dieser einen Marmorstatue weder unter den Werken des Eutyichides, noch unter denen des Lysipp und seiner gesammten Schule auch nur eine einzige Arbeit in diesem Material angeführt wird. Wir werden daher diesen Liber pater einem Athener Eutyichides zuthellen müssen, von dem uns eine Inschrift erhalten ist, welche Hirschfeld (A. Z. 1872, S. 25) frühestens in das Ende des III. Jahrhunderts v. Chr. versetzt. Vielleicht ist er um mehr als ein Jahrhundert jünger und gehört dem Kreise des Arkesilaos, Kleomenes u. A. an, neben deren Werken das seinige unter den Monumenten des Asinius Pollio aufgestellt war.

Herr Brunn legte eine Abhandlung des Herrn W olfg. Helbig vor:

„Ueber den Pileus der alten Italiker.“

(Mit zwei Tafeln.)

I. Der Pileus der Männer.

Wiewohl die Wissenschaft aus den Kultus- und Rechtsalterthümern mancherlei treffende Schlüsse auf die alt-römische Sitte gezogen hat, ist diese Fundgrube bei Weitem noch nicht erschöpft und sind mehrere einschlagende Gesichtspunkte unberücksichtigt geblieben. Dies gilt u. A. von dem Symbole des Pileus. Wenn der Pileus das Attribut der Göttin der Freiheit, der Libertas, war, wenn er bei der Manumissio dem freizulassenden Sklaven aufgesetzt wurde¹⁾, so lassen sich solche Thatsachen nicht anders erklären als durch die Annahme einer Epoche, während deren die freien Römer den Pileus trugen und sich durch eine derartige Kopftracht von den Sklaven unterschieden. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, dass der Pileus als Attribut mehrerer Priesterschaften, denen uralte ächt latinische Kulte oblagen, nämlich der Pontifices, Flamines und Salier, ausdrücklich bezeugt ist²⁾; denn wir dürfen annehmen, dass die Römer, als sie die betreffenden Ornate feststellten, die damals übliche Festkleidung der Bürger zu Grunde legten und dieselbe nur in

1) Die Stellen bei Marquardt röm. Privatalterth. II p. 114,115; I p. 360; Pauly Realencyclopädie IV p. 1028.

2) Plutarch. Numa 7; Marcell. 5; Dionys. Hal. ant. rom. II 64, 70. Näheres weiter unten.

einer der priesterlichen Würde entsprechenden Weise individualisirten. Allerdings hatten diese priesterlichen Kopfbedeckungen verschiedene Namen: Apex, Tutulus und Galerulus. Doch werden sie von Suetonius¹⁾ ausdrücklich als Unterarten des Pileus angeführt, wogegen sich Ennius²⁾ des Gattungsnamens Tutulus bedient, indem er die Priester überhaupt als *tutulati* bezeichnet. Demnach waren Pileus, insoweit sich dieses Wort auf eine priesterliche Kopftracht bezieht, und Tutulus Synonyme. Die Wichtigkeit, welche unter den sacerdotalen Attributen gerade dem Pileus beigelegt wurde, erhellt deutlich aus der Vorschrift, dass der Höchste der Flamines, der Flamen Dialis, unter freiem Himmel niemals seinen Pileus ablegen durfte³⁾. Endlich gehört noch hieher die von Martial bezeugte Sitte, den Pileus bei den Saturnalien zu tragen. Stünde dieses Zeugnis allein, dann könnte man allerdings schwanken, ob jene Sitte aus altersgrauer Zeit festgehalten und nicht vielmehr erst in später Epoche aufgekommen ist, als ein Pileus die für die niederen Stände bezeichnende Kopftracht geworden war und die Römer, beeinflusst von den griechischen Vorstellungen des goldenen Zeitalters, in den Saturnalien

1) Bei Serv. z. Virgil. Aen. II 683 (Suetoni rel. ed. Reifferscheid p. 268, 168): Suetonius tria genera pileorum dixit, quibus sacerdotes utuntur, apicem, tutulum, galerulum: sed apicem pileum sutile circa medium virga eminente, tutulum pileum lanatum metae figura, galerulum pileum ex pelle hostiae caesae. Vgl. auch Hieronym. ep. 64 n. 13.

2) Ennius bei Varro L. L. VII § 43, 44; Festi fragm. l. XI p. 355 Müller (Ennii rel. rec. Vahlen p. 20):

Mensas constituit, idemque ancilia

Libaque fictores Argeos et tutulatos.

3) Gellius n. a. X 15, 17: sine apice sub divo esse licitum non est. Vgl. Val. Max. I 1, 5; Plutarch. Marcell. 5; Appian. bell. civ. I 74. Die Notizen des Gellius über den Flamen Dialis und die Flaminica scheinen nach den einleitenden Bemerkungen X 15, 1 aus den Libri de sacerdotibus publicis und Fabius Pictor geschöpft.

ein Fest erkannten, welches an die in der Urzeit vorausgesetzte Gleichheit der Stände erinnerte. Bringen wir dagegen die Angaben des Martial in Zusammenhang mit den im Obigen angeführten Thatsachen, dann spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch die Sitte, den Pileus bei den Saturnalien zu tragen, ein Ueberrest aus der Epoche ist, in welcher der Pileus als ehrenvolles und festliches Abzeichen des freien Römers galt.

Ehe wir jedoch Näheres über die Beschaffenheit und die Herkunft dieses Pileus zu ermitteln suchen, gilt es zunächst sein Verhältniss zu der gleichnamigen Kopfbedeckung des späteren Alltagslebens in das Auge zu fassen. Während der Zeit, über die wir durch Schriftsteller und Bildwerke unterrichtet sind, wurde wie in Griechenland so auch in Italien eine niedrige Mütze aus Filz, welche auf Lateinisch Pileus heisst, von Schiffern, Handwerkern, Sklaven und überhaupt von Leuten niederen Standes getragen²⁾. Selbstverständlich ist dieser Pileus von dem, der uns in dieser Abhandlung beschäftigt, scharf zu unterscheiden. Wann er in Rom eine bei den niederen Ständen gebräuchliche Kopfbedeckung zu werden anfang, lässt sich nicht bestimmen. Sollte dies aber schon in der Epoche geschehen sein, in der ein Pileus als ehrenvolles Abzeichen galt, dann müsste man jeden Falls annehmen, dass sich der letztere Pileus durch Form oder Decoration von dem der gemeinen Leute unterschied. Doch lässt sich das Verhältniss auch in anderer Weise auffassen. Die Kostümkunde liefert eine Reihe von Belegen dafür, dass eine Tracht zunächst auf die vornehmsten Stände beschränkt ist, allmählig in weiteren Kreisen Verbreitung

1) Martial. ep. XI 6, 4; XIV 1, 2:

Synthesibus dum gaudet eques dominusque senator

Dumque decent nostrum pilea sumpta Jovem

2) Vgl. Marquardt röm. Privatalterth II p 114.

findet und sich schliesslich in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft erhält, nachdem sie in den höheren schon lange Zeit aufgegeben worden ist. Demnach scheint auch die Annahme zulässig, dass der Pileus in Rom allmählig seine Bedeutung als ehrenvolles Abzeichen verlor und eine gemeine Tracht wurde, wobei es nicht ausbleiben konnte, dass in dem Laufe der Jahrhunderte auch seine Form in dem Sinne der späteren Stilrichtungen Veränderungen erfuhr. Doch fehlen uns leider die Mittel zu entscheiden, welche der beiden Annahmen die richtige sei, und müssen wir uns begnügen, die Alternative zu stellen.

Versuchen wir nunmehr, die ursprüngliche Form des den freien Römer auszeichnenden Pileus zu ermitteln, so erweisen sich die Darstellungen des Pileus Libertatis auf Denaren, die in dem letzten Jahrhundert der Republik geschlagen sind¹⁾, und auf einer ansehnlichen Reihe von Kaiser Münzen²⁾ hierfür nur wenig ausgiebig. Ihr Vergleich lehrt,

1) Denar des L. Farsuleius: Kopf der Libertas, dahinter der Pileus. (Cohen monnaies de la république pl. XVIII 1.) — Denar des Brutus und L. Plaetorius Cestianus: Rev. Pileus Libertatis zwischen zwei Dolchen EID. MAR (Cohen monn. de la rép. pl. XXIV 16, médailles imp. I pl. II 4; Mommsen-Blacas hist. de la monn. rom. IV pl. XXXII 12; unsere Figur 22). — Die Denare mit der Inschrift LIBERTAS P. R. RESTITVTA: Rev. Pileus Libertatis zwischen zwei Dolchen (Cohen monn. de la rép. pl. XXIII 14, 15, médailles imp. I p. 249 n. 267, 268 pl. XIV 267; Revue numismatique VII 1862 pl. VIII 26 p. 209 n. 35; unsere Figur 23) sind, wie es scheint, nach dem Tode des Nero geschlagen. Cf. Cohen méd. imp. I p. 249, de Blacas in der Rev. numism. VII 1862 p. 197 ff.

2) Die Figur der Libertas mit dem Pileus in der Hand kommt vor auf Münzen des Galba Cohen m. i. I p. 223 n. 48, 49, 51, p. 233, 234 n. 134—154 (derselbe Typus auch auf Münzen mit Galbas Namen, die unter Titus und Traian geschlagen sind: Cohen I p. 245 n. 249, p. 246 n. 251 pl. XIII n. 251), des Vitellius Cohen I p. 257, 258 n. 22—25, des Vespasian Cohen I p. 308 n. 315—320, des Nerva Cohen II p. 472 n. 50—55, des Hadrian II p. 138 n. 320, 321, des Antoninus Pius

dass dieses Symbol in der späten Zeit, welcher jene Münzen angehören, keinen fest ausgeprägten Typus hatte, sondern in verschiedener Weise behandelt werden durfte; denn die Stempelschneider geben bald einen länglichen konischen Hut¹⁾, bald eine niedrige halbkugelförmige Mütze²⁾ wieder. Immerhin aber scheint die Thatsache beachtenswerth, dass der Pileus Libertatis nirgends Falten aufweist, sondern stets in dem Sinne eines strengen Stiles gestEIFt erscheint. Hierdurch unterscheidet er sich wesentlich von dem Pileus, mit dem die griechisch-römische Kunst Figuren aus dem Alltagsleben ausstattet, der in der Regel als eine schmie-

Cohen III p. 372, 373 n. 671—684, des Commodus Cohen III p. 68 n. 110, 111, p. 149 n. 599—603, des Septimius Severus III p. 255 n. 197, p. 256 n. 198, des Caracalla III p. 374 n. 95—97, des Geta III p. 476 n. 145, des Elagabal III p. 521, 522 n. 54—58, p. 536, 537 n. 172—176, des Severus Alexander IV p. 10 n. 60—63, p. 42 n. 290—292, des Gordianus Pius IV p. 159 n. 260, 261, des Trebonianus Gallus IV p. 272 n. 32—37, p. 281 n. 99, 100, des Volusianus IV p. 291 n. 28—32, p. 300 n. 103, des Gallienus IV p. 352 n. 15, 16, p. 390, 391 n. 340—343, des Postumus V p. 26, n. 86, des Claudius Gothicus V p. 96 n. 115, des Quintillus p. 117 n. 31—33, des Aurelian p. 139 n. 116—118, des Tacitus p. 199 n. 68, des Tyrannen Julianus p. 369 n. 1 pl. XI n. 1.

1) Soweit ich die Originale kenne — Abbildungen sind bei einer solchen Einzelheit ohne Verlass — zeigt der Pileus Libertatis auf Kaiser-münzen stets den länglichen, auf den Münzen dagegen, deren vorangusteischer Ursprung sicher beglaubigt ist, stets den halbkugelförmigen Typus. Diese Beobachtung bietet eine weitere Stütze für die Annahme, dass die Denare mit der Inschrift LIBERTAS P. R. RESTITVTA (S. 490 Anm. 1), auf denen der Pileus länglich gebildet ist, der Kaiserzeit angehören.

2) So auf den Denaren des L. Farsuleius und denen des Brutus (S. 490 Anm. 1). Ein Relief der Villa Negroni stellt nach Winckelmann Versuch einer Allegorie herausg. von A. Dressel p. 57 dar „die Figur der Freyheit mit dem Hute, welcher so wie hier als auf Münzen spitzig zuläuft.“ Ueber diese Deutung wird sich erst dann urtheilen lassen, wenn jenes Relief wieder aufgefunden ist. In der Villa Negroni-Massimi habe ich es vergeblich gesucht.

same Mütze behandelt ist und demnach die Principien eines freieren Stiles zur Schau trägt. Was ferner die priesterlichen Pilei betrifft, so ist der Apex des Pontifex Maximus dargestellt auf Denaren des Julius Caesar¹⁾ (s. unsere Fig. 20), und auf einer anderen von M. Antonius und M. Lepidus geschlagenen Serie²⁾ (s. unsere Fig. 21). Er erscheint hierauf als ein hoher, steifer, kuppelförmiger Hut, der oben in einen spitzen Stab, die Virga³⁾, ausläuft; dieser Stab ist an der Stelle, wo er aus dem Hute herauswächst, von einem breiten scheibenartigen Motive umgeben; der Hut wird auf den verschiedenen Exemplaren derselben Serie bald mit, bald ohne Backenlaschen, aber stets mit einem Sturmbande abgebildet. Ein in die Treppenwand des Conservatorenpalastes eingemauertes Relief⁴⁾ schildert ein Opfer, welches Kaiser M. Aurel vor dem Tempel des capitolinischen Jupiter darbringt. Unmittelbar neben dem Kaiser steht ein bärtiger Priester, der einen Apex auf dem Haupte trägt. Er darf nicht für den Pontifex maximus erklärt werden, da der Kaiser selbst diese Würde bekleidete. Somit bleibt, zumal da das Opfer dem capitolinischen Jupiter dargebracht wird, nur die Annahme des Flamen Dialis zulässig. Sein Hut (Fig. 26) ist dem soeben beschriebenen des Pontifex maximus ähnlich, jedoch beträchtlich niedriger; die darauf angebrachte Virga endet nicht mit einer Spitze, sondern mit einem Knopfe; statt der unförmlichen Scheibe ist sie mit einem reifenartigen Motive umgeben; der Hut hat Backenlaschen, die unter dem Kinne vermöge eines Sturmriemens zusammengebunden sind — eine Vorsichtsmaßregel, die bei dem Flamen Dialis be-

1) Cohen monn. de la rép. pl. XX 10.

2) Cohen monn. de la rép. pl. III 12, pl. IV 13--15.

3) Vgl. hierüber weiter unten Seite 511.

4) Schlecht publicirt bei S. Bartoli Admiranda Taf. 9, Rossini archi trionfali Taf. 49 und Righetti descr. del Campidoglio I 168. Unsere Figur 26 gibt eine genaue Reproduction des Kopfes des Flamen Dialis.

sonders geboten war, da es als ein Omen schlimmster Art galt, wenn der Pileus dieses Priesters während des Opfers herabfiel¹⁾. Derselbe Priester ist auf einer vierseitigen Marmorbasis zu erkennen, die gegenwärtig auf dem römischen Forum neben dem Triumphbogen des Septimius Severus steht²⁾. Da auf der Vorderseite zwei Victorien dargestellt sind, welche einen Schild mit der Inschrift *Caesarum decennalia feliciter* hatten, so ergibt sich, dass die Basis geweiht ist bei der Feier der Decennalia eines Augustus und eines Caesar³⁾. Die Buchstabenformen der Inschrift, der Stil der Sculptur und die Haar- und Barttracht weisen auf das 3. Jahrhundert n. Chr. hin. Eine nähere Bestimmung scheint bei der Nachlässigkeit der Ausführung unmöglich. Auf den beiden Nebenseiten und auf der Rückseite der Basis ist das Opfer dargestellt, welches bei der Feier der Decennalia Statt fand. Die Scene, die bei unserer Untersuchung in Betracht kommt, zeigt den Augustus im Begriff zu libiren. Vor ihm stehen ein Flötenspieler, ein eine Acerra haltender Camillus und ein bärtiger durch den Apex bezeichneter Priester, der die rechte Hand zu dem Munde erhebt wie zur Andeutung des *favete linguis*. Eine Victoria und ein Togatus (der Caesar?) halten einen Kranz über dem Haupte des libirenden Kaisers. Wie auf dem capitolinischen Relief schliesst auch auf diesem die Gegenwart des Kaisers die Möglichkeit aus, in jenem Priester einen Pontifex maximus zu erkennen. Demnach spricht, da derartige das Wohl des Staates oder des Kaisers betreffende Gelübde und Opfer dem Jupiter Capitolinus dargebracht zu

1) Valer. Max I 1, 5. Plut. Marcell. 5.

2) O. Jahn Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1868 Taf. IV p. 195—197.

3) Zu vergleichen sind Ausdrücke wie *candidate Caesaris* (Mommsen Staatsrecht II 2. Abth. 2. Ausg. p. 885 ff.) und auf Inschriften *servus* oder *libertus Caesaris*, wo Caesar entschieden den Augustus bezeichnet (Z. B. Orelli n. 2912. Vgl. Mommsen J. R. N. 6908).

werden pflügen¹⁾, alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch hier ein Flamen Dialis dargestellt ist. Sein Pileus ist mit einem Sturmriemen²⁾ versehen und etwas höher und umfangreicher als der auf dem capitolinischen Relief. Wenn das reifenartige Motiv und der Knopf an der Virga fehlen, so darf dies möglicher Weise der sehr nachlässigen Ausführung der Reliefs zugeschrieben werden. Zweifelhaft scheint es, ob der Apex auf dem von den Argentarii dem Septimius Severus und seinen Söhnen errichteten Bogen³⁾ der eines Pontifex maximus oder eines Flamen Dialis ist. Auf zwei an diesem Bogen angebrachten Streifen⁴⁾ sind die Hauptattribute der grossen Priestercollegien vereinigt. Der eine Streifen befindet sich unter dem Relief, welches den Kaiser Septimius Severus im Begriffe zu libiren darstellt, und gibt einen Lituus, einen Urceus, einen Cucullus, einen Apex, ein Aspergillum, ein Simpulum und eine Secespita wieder. Auf dem anderen Streifen, welcher sich unter der Darstellung der libirenden Caesaren⁵⁾ hinzieht, sehen wir eine Acerra, eine Securis, einen Cucullus, ein Bucranium, einen Malleus⁶⁾ und einen mit zwei Henkeln versehenen Eimer. Die priesterliche Kopfbedeckung hat Backenlaschen und Sturmriemen. Ihre geringe Höhe ist vielleicht durch die Schmalheit des Reliefstreifens veranlasst. Die Virga zeigt unten ein flaches reifenähnliches Motiv und unweit der Spitze eine kleine scheibenartige Anschwellung.

Ferner gehört hierher eine Basis des capitolinischen

1) Liv. XLII 28; Becker Handb. d. röm. Alterth. II 2 p. 124; Henzen Acta fratrum Arvalium p. 110, 111.

2) Dieser Riemen ist in der Abbildung in den Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1868 Taf IV ausgelassen.

3) Die Litteratur im C. J. L. VI 1 zu n. 1035.

4) Ungenau abgebildet bei Rossini archi trionfali Taf. 6.

5) Die Figur des Geta ist bekanntlich weggemeiselt.

6) Ann. dell' Inst. 1858 p. 14, 15.

Museums¹⁾, die von einem Collegium fabrorum tignariorum geweiht ist. Auf der einen Seite sind unten Werkzeuge der Zimmerleute und vier halbkugelförmige Pilei dargestellt, zwei mit, die anderen beiden ohne Backenlaschen (s. unsere Fig. 25), darüber zwischen einem Lituus und einem Opfermesser ein Apex, der dem im Obigen besprochenen des Pontifex maximus ähnelt, aber der Backenlaschen wie des Sturmriemens entbehrt und an der Seite mit einem Einschnitte in der Form eines Kreissegmentes versehen ist (Fig. 24). Vermuthlich gehören die niedrigen spitzenlosen Pilei der Plebs²⁾, der hohe mit Virga und scheibenförmigem Aufsätze versehene dem Sacerdos collegii³⁾. Ein von dem Proquaestor L. Sestius geschlagener Quinar zeigt auf dem Revers in der Mitte einen Dreifuss, l. ein Simpulum, r. einen konischen scheibenlosen Pileus, auf dem eine hohe in einen Knopf auslaufende Virga aufgesetzt ist, und darum die Inschrift Q. CAEPIO BRVTVS PROCOS⁴⁾. Am Nächsten würde die Vermuthung liegen, dass der Dreifuss das Attribut eines XV vir sacris faciundis, das Simpulum und der Pileus die eines Pontifex sind. Indess würde die eingehendere Begründung dieser Hypothese von dem bestimmten Gegenstand der Untersuchung zu weit abführen und doch kein positiv sicheres Resultat erzielen. Ganz ungewiss ist, auf was für ein Priesterthum ein Apex hinweist, welcher, ähnlich gebildet wie der des Pontifex maximus (ohne Backenlaschen, mit Sturmriemen), bisweilen als Beizeichen auf Denaren des M. Plaetorius curulischen Aedilen i. J. 68 v. Chr. vor-

1) Foggini Mus. capitolin. IV 13—15.

2) Vgl. z. B. Orelli inscr. lat. coll. 4054, 4104; Orelli-Henzen 7191.

3) Orelli-Henzen Index p. 54: Sacerdos collegii.

4) Cohen monn. de la rép. pl. XXXVIII 3. Dieser Brutus ist der von Q. Servilius Caepio adoptirte Sohn des M. Junius Brutus, der Mörder des Caesar. Vgl. Mommsen röm. Forschungen I² p. 51.

kommt¹⁾. Das Gleiche gilt endlich von dem Apex eines bärtigen Portraitkopfes im vaticanischen Museum²⁾, dessen Ausführung dem Anfange des 3. Jahrhunderts n. Chr. anzugehören scheint. Doch ist der Hut niedriger und schmiegsamer als bei allen bisher besprochenen Typen und hat er wie der im Obigen erwähnte Apex des Sacerdos collegii auf jeder Seite einen runden Einschnitt, an dessen Ecken ein doppelter Sturmriemen befestigt ist; von der Virga ist nur der Ansatz erhalten.

Vergleichen wir diese Pilei mit dem des griechisch-römischen Alltagslebens, so tritt die Verschiedenheit in noch viel höherem Grade hervor als bei dem Vergleiche des letzteren mit dem Pileus Libertatis. Der Stil aller jener Typen macht einen hochalterthümlichen und ganz unclassischen Eindruck. Wenn es aber gilt, den alten Pileus des freien Römers zu veranschaulichen, dann sind auch die vorhandenen Darstellungen der priesterlichen Pilei mit einer gewissen Zurückhaltung zu benutzen. Obwohl wir nämlich annehmen dürfen, dass bei der Fixirung der Priesterornate die gleichzeitige Festkleidung zu Grunde gelegt wurde, so spricht doch, wie bereits bemerkt, alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass man die in der letzteren vorhandenen Motive in eigenthümlicher Weise individualisirte und von Anfang an Abzeichen beifügte, welche den Priester von der Masse der Bürger unterschieden. Ferner ist es fraglich, ob die angeführten Bildwerke den urspünglichen Typus der Priestertracht ganz getreu wiedergeben. Sie stammen alle aus späten Zeiten, die durch Jahrhunderte geschieden sind von der Epoche, in der die betreffenden Attribute festgesetzt wurden, und es ist recht wohl denkbar, dass die jüngeren Generationen, sei es auch unwillkürlich und ganz allmählig, bei der Herstellung der Priestertrachten dem Einflusse der

1) Cohen a. a. O. pl. XXXII 8.

2) Beschreibung Roms II 2 p. 194 u. 107.

veränderten Stilrichtung unterlagen. Endlich sind auch die Bedingungen der Techniken in das Auge zu fassen, vermöge deren jene Bildwerke aufgeführt sind, und hat man zu bedenken, dass die Kleinheit der Münzstempel die Wiedergabe von Einzelheiten erschwert, dass die Darstellung von Motiven malerischer Art den Gesetzen der Plastik zuwiderläuft. Unter solchen Umständen dürfen wir es als ein günstiges Geschick betrachten, dass italische Denkmäler vorhanden sind, welche der Epoche, in der die römischen Bürger den Pileus trugen, nahe stehen und in ausführlichster Weise einen Pileus darstellen, der zur Veranschaulichung des altrömischen geeignet ist. Es sind dies die Fresken der ältesten bemalten Grabkammern von Corneto. Mag es vor der Hand noch unbestimmt bleiben, wie hoch die frühesten Gräber dieser Gruppe hinaufreichen, jedenfalls ergibt sich aus dem Stile der Wandmalereien wie aus den in den Gräbern gefundenen Scherben griechischer Vasen, dass die untere Zeitgrenze nicht weit über die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.¹⁾ herabgerückt werden darf. Wenn

1) Die wichtigsten äusseren Kriterien, auf denen diese Zeitbestimmung der ältesten Gruppe der mit Wandmalereien verzierten Gräber beruht, sind folgende: In der sog. Tomba dei vasi dipinti (Mon. dell' Inst. VIII Taf. XIII—XIII c. Vgl. Ann. 1870 p. 8—14), deren Decoration auf ein sehr vorgeschrittenes Stadium der ersten Entwicklungsperiode der tarquinischen Malerei hinweist, sind auf einem Kylikeion zwei schwarzfigurige Amphoren dargestellt. Also wurden in der Zeit, der dieses Grab angehört, noch schwarzfigurige Vasen nach Etrurien eingeführt. Ferner fanden sich in einem Grabe, dessen Malereien der nächstfolgenden Periode zuzuschreiben sind, das also jünger ist als die Gruppe von Gräbern, deren Chronologie ich zu bestimmen suche, ein Krug mit schwarzen Figuren strengen Stiles, Scherben von schwarzfigurigen Vasen laxer Zeichnung und eine rothfigurige Vase strengen Stiles (Bull. dell' Inst. 1878 p. 182, 183). Endlich wurde in einem anderen Grabe aus derselben zweiten Periode (Bull. dell. Inst. 1874 p. 99—102: „4. tomba“) eine Scherbe einer rothfigurigen Vase strengen Stiles gefunden. (Bull. 1880 p. 44.)

ich diese Wandbilder in einer die römischen Alterthümer betreffenden Untersuchung heranziehe, so wird dies, denke ich, heut zu Tage Niemand bedenklich finden, seitdem die Ausgrabungen auf dem Esquilin den monumentalen Beweis geliefert, dass die äussere Kultur der Etrusker und Latiner lange Zeit hindurch im Wesentlichen übereinstimmte.

In einem jener Gräber, der sogenannten Tomba del morto, ist die Ausstellung eines Todten auf dem Paradebette dargestellt¹⁾. Der Leichnam hat auf dem Haupte eine konische Mütze, über die ein Mantel gezogen ist, der dem Todten zugleich als Unterlage dient (Fig. 14). Bei dem hohen Alter des Grabes ist diese Mütze ganz geeignet den altrömischen Pileus zu vergegenwärtigen. Wir dürfen nunmehr annehmen, dass derselbe eine ähnliche konische Form hatte. Weitere Aufklärungen bietet dieses Gemälde nicht, da die Mütze grössten Theils von dem Mantel bedeckt wird. Lehrreicher ist in dieser Hinsicht ein anderes Grab, die sogenannte Tomba delle iscrizioni²⁾. Die Wandmalereien stellen Szenen aus der zu Ehren des Todten abgehaltenen Leichenfeier dar, darunter einen Komos von Männern, die durch die beigeschriebenen Inschriften grössten Theils als Larse bezeichnet sind, also guten etruskischen Familien angehören³⁾. Drei von ihnen tragen steife kegelförmige Pilei, welche in der Höhe des Scheitels von einem dicken runden reifenartigen Bande und über der Stirn von einer in mehrere Falten gegliederten Binde umgeben sind (Fig. 16). Die Bilder der beiden Gräber beweisen auf das Schlagendste, dass der Pileus damals in Etrurien die gleiche Bedeutung

1) Mon. dell' Inst. II Taf. II, Mus. Gregorian. I Taf. XCIX, Canina Etruria marittima II Taf. 82.

2) Mus. Gregor. I Taf. CIII, Canina Etr. mar. II Taf. 87 (ganz unzuverlässig), Hittorff l'architecture polychrome pl. 19 n. 5, Stackelberg und Kestner Gräber von Corneto Taf. XX—XXVI.

3) Die Inschriften bei Fabretti C. J. J. p. CXCIX, CC.

hatte, wie ich sie aus den Rechts- und Kultusalterthümern für Rom nachgewiesen habe. Da der Leichnam in der Tomba del morto selbstverständlich dargestellt ist in der Ehrentracht, die dem Todten nach seinem Stande gebührte, so ergibt sich, dass der Pileus einen wesentlichen Bestandtheil dieser Tracht ausmachte, dass er in den etruskischen Bestattungsbräuchen eine ähnliche Rolle spielte, wie bei den Römern in historisch hellen Zeiten die Toga¹⁾. Wenn ferner in dem anderen Grabe Larse, die an der Leichenfeier Theil nahmen, mit dem Pileus ausgestattet sind, so lässt dies darauf schliessen, dass die Bürger von Tarquinii dieses Attribut bei feierlichen Gelegenheiten anzulegen pflegten, und werden wir hierdurch an die Angaben erinnert, nach denen die Römer den Gebrauch des Pileus bei den Saturnalien festhielten. Allerdings ergibt sich aus den Wandgemälden der Tomba delle iscrizioni, dass diese Kopfbedeckung für die zu der Leichenfeier geladenen Gäste nicht schlechthin obligatorisch war. Während nämlich die drei genannten Komasten Pileus, Band und Binde tragen, ist ein vierter nur mit Band und Binde²⁾, ein fünfter lediglich mit dem Bande geschmückt³⁾ und beschränkt sich auf dieses letztere Motiv auch der Kopfschmuck der zechenden und tanzenden Männer, die in zwei jüngeren Gräbern der uns beschäftigen-

1) Juvenal. sat. III 171:

Pars magna Italiae est, si verum admittimus, in qua
Nemo togam sumit, nisi mortuus.

Vgl. Becker Gallus III² p. 351.

2) Es ist dies die als *Lars Phanurus* bezeichnete Figur auf der Rückwand des Grabes. Merkwürdiger Weise lassen alle Publicationen und selbst der Stich bei Stackelberg und Kestner Taf. XXV 5 die Binde aus. Der Kopf ist nur richtig wiedergegeben durch das Facsimile bei Stackelberg und Kestner Taf. XL (unten rechts).

3) Es ist dies der die Doppelflöte blasende Jüngling, welcher auf derselben Wand unmittelbar vor *Phanurus* einherschreitet.

den Gruppe, der Tomba dei vasi dipinti¹⁾ und der Tomba del vecchio²⁾, dargestellt sind. Doch leuchtet es ein, dass die aus Pileus, Band und Binde bestehende Kopftracht die ursprüngliche und die Beschränkung auf Band oder Band und Binde nur eine Vereinfachung dieser complicirten Toilette ist, und beweisen die genannten Grabgemälde, dass die Bürger von Tarquinii damals bei festlichen Gelegenheiten zum Mindesten das Band als Abzeichen trugen. Nur eine der in der Tomba delle iscrizioni dargestellten Figuren scheint dieser Annahme zu widersprechen, nämlich der *Araḡ Vinacna*, der mit vollständig schmucklosem Kopfe an dem Komos Theil nimmt³⁾. Der Name dieses Mannes, seine Theilnahme an dem Komos, das Brustband und die eigenthümlichen Schuhe, die er wie die übrigen Komasten trägt, beweisen, dass ein freier Etrusker und nicht etwa ein Sklave dargestellt ist. Indess wird durch diese Figur die von mir vorgetragene Annahme keineswegs umgestossen. Bei dem Komos, der kaum zu dem officiellen Theile der Leichenfeier gerechnet werden darf, ging es bisweilen sehr wild zu und gewiss kam es vor, dass einem oder dem anderen Komasten das reifenartige Band von dem Haupte herabfiel. Wie es scheint, weisen die Gemälde der Tomba delle iscrizioni ausdrücklich auf derartige Vorfälle hin. Der *Lars Matves* nämlich, der, nur durch eine Figur von *Vinacna* getrennt, einhertantzt, wendet den Kopf nach dem unmittelbar folgenden Komasten um und zeigt diesem mit

1) *Mon. dell' Inst.* VIII Taf. XIII—XIIIc.

2) *Mon. dell' Inst.* VIII Taf. XIV 1a.

3) Auf der rechten Seitenwand. Die beigeschriebene Inschrift bei Fabretti C. J. J. p. CXCIX n. 2305. *Araḡ* ist Nebenform von *Aranḡ* = *Arnḡ* (Arruns). Vgl. Deecke *etruskische Forschungen* 3. Heft, p. 35 ff. (besonders p. 37 n. 10). Ebenso weist die Endung *cena-cna* darauf hin, dass *Vinacna* ein etruskischer Familienname ist. Vgl. O. Müller *die Etrusker* (bearb. von Deecke) II p. 439.

zurückgestreckter Rechten zwei der genannten reifenartigen Bänder. Der Gedanke liegt nahe, dass diese Bänder trunkenen Komasten von dem Haupte gefallen sind, das Matves sie aufgelesen hat und nunmehr triumphirend seinem Kameraden zeigt¹⁾. Ebenso wenig widerspricht meiner Annahme die Erscheinung, dass die an den Leichenspielen Theil nehmenden Ringer, Faustkämpfer und Reiter in demselben Grabe vollständig baarhäuptig dargestellt sind; denn es leuchtet ein, dass ein Kopfband bei solchen gymnastischen Leistungen im höchsten Grade hinderlich gewesen sein würde.

Alle sonstigen Figuren, welche in der Tomba delle iscrizioni ohne den genannten Kopfschmuck auftreten, sind durch den Gesichtstypus und die Handlung deutlich als Sklaven charakterisirt. In diese Kategorie gehören auch die beiden Männer, welche einen Krater und Krüge tragend, hinter den Komasten einherschreiten²⁾; sie unterscheiden sich von den letzteren durch die gemeinen Gesichtszüge, die kurzen Jacken, die Schuhlosigkeit und den Mangel jeglichen Schmuckes und sind offenbar Sklaven, welche den Gästen die Trinkgeräthe nachtragen. Ein auf der Eingangswand desselben Grabes dargestellter Sklave, der mit der Herrichtung eines Fisches beschäftigt ist, hat um das Haar einen Faden geschlungen. Doch lehrt ein Blick auf die Abbildungen, dass dieser Faden vollständig verschieden ist von dem für die freien Männer bezeichnenden reifenartigen Bande, dass er kein ehrenvolles Abzeichen darstellt, sondern nur dazu dient, das bei einem Koche wenig wünschenswerthe Herabfallen der Haare zu verhüten.

1) Ein ähnlicher individueller Zug ist in der Tomba del morto (oben Seite 498 Anm. 1) dargestellt: ein Komast ist im Begriff das Band von dem Haupte abzuheben oder darauf festzudrücken.

2) Auf der rechten Seitenwand.

Schliesslich gilt es noch einen Blick auf eines der jüngsten Gräber der in Rede stehenden Gruppe, auf die Tomba del Barone¹⁾, zu werfen. Die Malerei dieser Gräber schildert Abschiedsscenen. Auf der Rückwand ist ein bärtiger mit Schuhen und Himation bekleideter Mann dargestellt, der in der vorgestreckten Linken eine Schale hält. Ihm gegenüber steht eine Frau in archaischer Matronentracht, welche beide Hände über der Schale erhebt, neben dem Manne ein halbwüchsiger Jüngling, der die Doppelflöte bläst. Zu jeder Seite dieser Mitteldarstellung ist ein Jüngling zu Pferde gemalt, der mit Mühe das vorwärts strebende Thier zurückhält. Offenbar ist hier die bekannte Scene des Abschiedstrunkes dargestellt. Wenn dabei ein Flötenspieler auftritt, so kann dies nicht befremden, da die Sitte der Etrusker, alle möglichen Handlungen mit solcher Musik begleiten zu lassen, ausdrücklich bezeugt ist²⁾. Der Scheidende ist der Mann, den bereits sein berittenes Gefolge erwartet. Auf der rechten Seitenwand sehen wir eine Frau, welche in Typus und Tracht derartig an die auf der Rückwand dargestellte erinnert, dass man geneigt sein wird, beide Figuren für dieselbe Person zu erklären. Vor und hinter ihr steht ein mit Himation und Schuhen bekleideter Ephebe, jeder ein Pferd an dem Zügel haltend. Beide sind im Gespräche mit der Frau begriffen, wobei der eine die Rechte, der andere die Linke erhebt. Der nächstliegende Gedanke ist, in ihnen zwei Söhne zu erkennen, die von ihrer Mutter Abschied nehmen. Die linke Seitenwand end-

1) Sie wird bisweilen auch als „Tomba nel mezzo dei Montarozzi“ bezeichnet. Micali storia Taf. 67; Mus. Gregor. I 100; Canina Etruria marittima II 86; Hittorff l'architecture polychrome pl. 19 n. 8; Stackelberg und Kestner Gräber v. Corneto Taf. XXVIII—XXXIII.

2) S. besonders Alkimos bei Athen. XII p. 518 B: *πρὸς ἀνδρῶν καὶ μάττουσι καὶ πικτεύουσι καὶ μαστιγοῦσιν*; Eratosth. bei Athen. IV p. 154 A. Vgl. O. Müller die Etrusker (bearb. von Deecke) II p. 201 ff.

lich zeigt zwei Epheben, gleich gebildet und gekleidet, wie die soeben erwähnten, beide ein Pferd am Zügel führend. Sie stehen einander gegenüber in lebhaftem Gespräche begriffen, der eine mit der rechten, der andere mit der linken Hand gesticulirend. Der eine hält in der vorgestreckten Rechten ein reifenartiges Band; der andere hat ein gleiches Band über den erhobenen linken Unterarm gezogen. Nichts spricht dagegen, in allen Figuren, welche in diesem Grabe dargestellt sind, freie Etrusker zu erkennen. Wenn nichts desto weniger der Mann und die Epheben jeglichen Kopfschmuckes entbehren, so erklärt sich dies hinlänglich daraus, dass sie reisefertig, also in einer Situation dargestellt sind, in der man keine Festtracht anzulegen pflegt. Da sie zu Pferde aufbrechen, würde das reifenartige Kopfband bei ihnen ebensowenig am Platze sein, wie bei den Reitern, welche in der Tomba delle iscrizioni das bei der Leichenfeier Statt findende Wettrennen vergegenwärtigen. Um so bezeichnender ist es, dass der Maler den beiden auf der linken Seitenwand dargestellten Epheben das Kopfband in die Hand gegeben hat. Vermuthlich wollte er ausdrücken, dass die beiden Jünglinge, bevor sie zu Pferde steigen, das Band von dem Haupte abgenommen haben. Er hat hierdurch einen individuellen Zug in die Darstellung gebracht und zugleich den Stand der dargestellten Figuren in der deutlichsten Weise bezeichnet.

Da die schriftliche und monumentale Ueberlieferung in Latium sehr spät beginnt, so sind wir allerdings ausser Stande bestimmt zu beweisen, dass der Pileus in Rom von denselben Motiven, dem Bande und der Binde, begleitet war, wie in Etrurien. Doch dürfte diese Annahme bei der Uebereinstimmung, welche in der äusseren Civilisation zwischen den beiden Völkern obwaltete, von Haus aus als wahrscheinlich betrachtet werden und ist eine Spur vorhanden, dass zum Mindesten eines der beiden genannten Motive auch

in dem römischen Kulturkreise gebräuchlich war. Wie Livius¹⁾ berichtet, wurde das römische Heer i. J. 214 v. Chr. nach einem glücklichen den Puniern gelieferten Treffen von den Bürgern von Benevent auf den Strassen der Stadt gespeist. An dem Schmause nahmen auch die Volones Theil, welche unmittelbar nach der Schlacht für frei erklärt worden waren. Sie trugen dabei als Abzeichen der frisch erworbenen Freiheit entweder den Pileus oder eine weisse wollene Binde. Das Ereigniss war verewigt durch ein Gemälde, welches der glückliche Feldherr, Ti. Gracchus, in der Aedes Libertatis auf dem Aventin ausführen liess. Wenn nach diesem Berichte eine weisse Wollbinde den Pileus Libertatis ersetzen konnte, so darf hieraus der weitere Schluss gezogen werden, dass eine solche Binde ursprünglich neben dem Pileus zu den Abzeichen des freien Römers gehörte; denn sonst hätte sie niemals zu einem Symbole der Manumissio werden können. Freilich bleibt es zweifelhaft, ob dieses Symbol in Zusammenhang zu bringen ist mit dem Bande, welches auf den etruskischen Grabgemälden den Pileus in der Höhe des Scheitels umgiebt, oder mit der Binde, die weiter unten über der Stirn angebracht ist. Immerhin ist es interessant genug zu wissen, dass das eine oder das andere der beiden Motive in der vorclassischen Epoche neben dem Pileus das Haupt des freien Römers schmückte.

Uebrigens hat die römische Ueberlieferung das Andenken bewahrt, dass eine dem Pileus entsprechende Kopfbedeckung dereinst für die vornehmen Etrusker bezeichnend war; denn die lateinischen Schriftsteller lassen den Tarquinius Priscus bei seiner Einfahrt in Rom einen Apex²⁾ oder einen Pileus³⁾ tragen. Ja es scheint sogar, dass der Pileus in

1) XXIV 16: pileati aut lana alba velatis capitibus epulati sunt.

2) Cic. de legib. I 1.

3) Livius I 34.

Etrurien längere Zeit seine alte Bedeutung bewahrte als in Latium. Die etruskische Kunst stattet nämlich auch in ihren späteren Stadien Figuren der verschiedensten Art mit einer ähnlichen Kopfbedeckung aus — eine Erscheinung, die besonders häufig auf Spiegeln und Urnen vorkommt. Die auf diesen Denkmälern dargestellte Mütze unterscheidet sich von dem Pileus der älteren Bildwerke bisweilen nur dadurch, dass sie etwas niedriger und weniger steif gebildet ist. Oefters dagegen ähnelt sie der sogenannten phrygischen Mütze. Da sich jedoch bei der Mehrzahl der Figuren, welche mit einer solchen Kopfbedeckung versehen sind, die Beifügung eines auf asiatische Herkunft hinweisenden Attributes in keiner Weise erklären lässt, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass diese Form nichts Anderes ist als eine durch den freien Stil veranlasste Umbildung des alten Pileus. Demnach wäre in solchen Fällen der Name Pileus oder Tutulus historisch richtiger als die von den modernen Erklärern unterschiedslos angewendete Bezeichnung einer phrygischen Mütze. Eine ähnliche Abwandlung des alten Typus scheint auch in dem römischen Kulturkreise Statt gefunden zu haben, indem die Laren, Gottheiten, welche aus dem italischen Bewusstsein hervorgegangen und von asiatischen Einflüssen unberührt sind, bisweilen mit einer der phrygischen entsprechenden Mütze dargestellt werden¹⁾.

Wie dem aber auch sei, jeden Falls hat sich der Pileus in Etrurien wie in Rom lange Zeit in der Tracht der mit dem Kultus in Beziehung stehenden Personen erhalten. Propertius²⁾ schreibt dem Vertreter der etruskischen Priesteraristokratie, dem Lucumo, einen Galerius zu, also dieselbe Kopfbedeckung, welche die römischen Pontifices und Flamines trugen. Durch einen hohen spitzen Pileus ist auf

1) Z. B. Helbig Wandgemälde p. 12 n. 37.

2) Prop. V 1, 29: Prima galeritus posuit praetoria Lucmon.

einer peruginer Urne¹⁾ ein libirender Priester ausgezeichnet. Eine ähnliche Mütze hat ein en face dargestellter Kopf auf einer Serie etruskischen Schwerkupfers²⁾; da auf dem Reverse die Instrumenta pontificalia dargestellt sind, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Avers das wichtigste Abzeichen der Priestertracht, den Pileus, wiedergibt. Ausserdem gehören hierher drei Figuren der cornetaner Grabmalerei, welche mit der Anordnung von Leichenspielen beschäftigt sind — eine Thätigkeit von entschieden sacraler Beziehung. Eine dieser Figuren ist in der sogenannten Tomba Bajetti dargestellt³⁾; die anderen beiden befinden sich in der sogenannten Tomba degli auguri, wo jede durch eine beigefügte Inschrift als Pher su bezeichnet ist⁴⁾. Alle drei Figuren haben das Gesicht bedeckt mit einer bärtigen Maske, die an den Typus des sogenannten Acheloos erinnert, und tragen auf dem Kopfe eine hohe steife spitze Mütze aus braunem Stoffe, auf der sich in verticaler Richtung ein nach oben zu schmaler werdender weisser Streifen hinzieht. An der Vorderseite der Mütze ist unmittelbar über der Stirn eine Art von Diadem angebracht, dessen Zeichnung und Färbung — weiss mit leicht geschwungenen schwärzlichen Linien — eher auf einen gesteiften wollenen oder linnenen Stoff, als auf Metall hinweisen. Ausserdem ist die Mütze der in der Tomba Bajetti dargestellten Figur und einer der Pher su in der Tomba degli auguri (Fig. 15) an der Spitze mit einem quastenartigen Fadenbüschel versehen. Die gleiche Eigenthümlichkeit kehrt wieder an dem spitzen Pileus, den ein in einem chiusiner Grabe gemalter Flötenspieler trägt⁵⁾ — auch

1) Conestabile dei monumenti di Perugia Taf. XLIX—LXXV 2.

2) Marchi e Tessieri l'aes grave Cl. III Taf. II.

3) Ungenau beschrieben und falsch aufgefasst von Brizio im Bull. dell' Inst. 1873 p: 75, 76.

4) Bull. dell' Inst. 1878 p. 185.

5) Mon. dell' Inst. V Taf. XVI n. III.

diese eine Berufsklasse, die in engen Beziehungen zu dem Kultus stand und bei der die Griechen dauernd die alterthümliche Tracht, den langen bis zu den Fussknöcheln herabreichenden Chiton, festhielten. Angesichts des an der Spitze dieser Pilei sichtbaren Büschels darf vielleicht an die Wolle erinnert werden, welche an dem Apex der Flamines angebracht war¹⁾. Wie man aber auch über diese Einzelheit urtheilen mag, jeden Falls sind wir durch die bisher gewonnenen Resultate berechtigt, die altetruskischen Bildwerke zur Veranschaulichung der Kopftracht der römischen Priester zu benutzen. Durch ihre Zuziehung wird für die Untersuchung eine reichhaltige monumentale Grundlage und, wo die Berichte der Schriftsteller einander widersprechen, ein Kriterium gewonnen, indem die Angaben, welche mit den altetruskischen Typen übereinstimmen, selbstverständlich in erster Linie zu berücksichtigen sind. Wir beschränken uns auf die Flamines, da über deren Tracht und im Besonderen über die des Flamen Dialis die zahlreichsten Nachrichten vorliegen.

Nach den ausdrücklichen Angaben des Varro und Verrius Flaccus²⁾, die den Pileus oder Tutulus der Flamines mit einer Meta vergleichen, kann es zunächst keinem Zweifel unterliegen, dass diese Kopfbedeckung ursprünglich eine

1) Servius zu Aen. II 683: „Apex“ proprie dicitur in summo Flaminis pileo virga lanata, hoc est in cuius extremitate modica lana est. Derselbe z. Aen. VIII 664: Flamines in capite habebant pileum, in quo erat brevis virga semper habens lanæ aliquid. Zu Aen. X 270: . . . Dicitur autem apex virga quæ in summo pileum Flaminum lana circumdata et filo colligata erat, unde etiam Flamines vocabuntur. Daher das Epitheton bei Virgil. Aen. VIII 664: lanigerosque apices.

2) Varro L. L. VII § 44: Tutulati dicti ii, qui in sacris in capitibus habere solent ut metam. Festus fragm. I. XIX p. 355: Tutulum . . . Quidam pileum lanatum forma metali figuratum, quo Flamines et Pontifices utuntur, eodem nomine vocari.

hohe kegelförmige Mütze war ähnlich der, welche in der ältesten cornetaner Grabmalerei vorkommt, und dürfen wir nunmehr mit Sicherheit annehmen, dass der niedrige helmförmige Pileus, welchen der bei dem Opfer des M. Aurel gegenwärtige Flamen Dialis auf dem capitolinischen Relief trägt, nicht den ursprünglichen Typus, sondern eine spätere Abwandlung desselben darstellt. Wenn ferner Dionysius von Halikarnass¹⁾ als Attribute der Flamines die *πίλοι* und die *στέμματα* anführt, so kann das letztere Wort, da es sich um eine uralte latinische Institution handelt, nicht Kränze, sondern nur Bänder oder Binden bezeichnen. Es steht nämlich fest, dass der Gebrauch von Kränzen aus Blättern oder Blumen in Griechenland erst nach der Zeit, in der die homerischen Gedichte entstanden, aufkam²⁾ und dass er in Italien noch ungleich später Eingang fand. Was Italien betrifft, so ist hierfür die Betrachtung der cornetaner Grabgemälde in ihrer chronologischen Reihenfolge höchst lehrreich. Kränze finden sich hier zum ersten Male auf den Fresken, welche einen sehr vorgeschrittenen archaischen Stil und zugleich eine erhebliche Zunahme des hellenischen Einflusses bekunden. Das älteste Grab dieser Art ist die

1) Dionys. Hal. ant. rom. II 64 (von Numa): *τὴν δὲ δευτέραν (διάταξιν) τοῖς καλουμένοις ὑπὸ μὲν Ἑλλήνων στεφανηφόροις, ὑπὸ δὲ Ῥωμαίων φλάμισιν, οὓς ἐπὶ τῆς φορήσεως τῶν πέλων τε καὶ στεμμαίων, ἂ καὶ νῦν ἐτι φοροῦσι φλάμα καλοῦντες, οὕτω προσαγορεύουσι.*

2) In den homerischen Gedichten ist von solchen Kränzen noch nicht die Rede. (Vgl. Athen. I 18 E F; Schol. zu II. XIII 736). Das Wort *στέφανος* kommt in der Ilias XIII 736 (*στέφανος πολέμοιο*) und das davon abgeleitete Verbum *στεφανώω* II. V 739, XI 36, XV 153, XVIII 485 und Od. X 195 in übertragenem Sinne vor. Doch ist dabei keineswegs an einen Kranz aus Laub oder Blumen, sondern an ein metallenes Diadem zu denken, eine Bedeutung, die das Wort noch in dem Hymn. hom. XXXII 6 (*χρυσέου ἀπὸ στεφάνου*) hat. Soweit wir die griechische Litteratur kennen, findet sich die älteste Erwähnung von Blumenkränzen in den Kyprien (Athen. XV p. 682 F).

sogenannte Tomba delle bighe¹). In den die Leichenfeier schildernden Malereien, welche die Wände schmückten, treten einige Jünglinge mit Laubkränzen um das Haar auf und kommen ausserdem mehrere Frauengestalten vor, welche gleichartige Kränze um die hohe Haube gelegt tragen. Dagegen kennt die ältere Epoche nur Band- oder Bindenschmuck. Als solchen haben wir demnach auch die *στέμματα* des Dionysius von Halikarnass aufzufassen. Hierzu kommt, dass auch in lateinischen Quellen ein *Apiculum* unter den Attributen der *Flamines* angeführt und erklärt wird als ein Band, mit dem diese Priester den *Apex* umgaben²). Wäre dieses Band nicht ein ständiges und hervorstechendes Attribut der *Flamines* gewesen, dann hätte man unmöglich darauf verfallen können *Flamen* von *Filamen* d. i. Bandträger abzuleiten und würde diese Etymologie schwerlich Beifall gefunden haben³). Ja eine Angabe weist sogar

1) *Micali storia* Taf. 68; *Mus. Gregor.* I 104; *Canina Etruria marittima* II 85; *Hittorf l'architecture polychrome* pl. 19 n. 2; *Stackelberg und Kestner Gräber von Corneto* Taf. I—XVIII. Dieses Grab wurde von mir innerhalb der Gruppe, der es angehört, zu tief herabgerückt (*Ann. dell' Inst.* 1863 p. 312, 1870 p. 53—63) Doch habe ich mich bei wiederholter Betrachtung der Gemälde überzeugt, dass *Brunn* (*Ann. dell' Inst.* 1866 p. 424 ff.) Recht hat, wenn er es vielmehr an die Spitze der zweiten Periode stellt.

2) *Paul Diac. exc.* p. 23: *Apiculum filum, quo flamines velatum apicem gerunt.* Derselbe p. 18: *Apex, qui est sacerdotum insigne, dictus est ab eo, quod comprehendere antiqui vinculo aperire dicebant.* Unde *apertus* is, qui convenienter alicui iunctus est. *Varro L. L. V 84:* *Flamines, quod in Latio capite velato erant semper, ac caput cinctum habebant filo, flamines dicti.* *Isidor. orig.* XVIII 30,5 (*Grammatici lat. ed. Lindemann* III p. 610): *Apex est pileum sutile, quo sacerdotes gentiles utebantur, appellatus ab apiendo, id est a ligando.* Nam *virgula, quae in pileo erat, connectebatur filo, quod fiebat ex lana hostiae.*

3) *Varro L. L. V 84* (s. die vorige Anmerkung). *Paul. Diac. exc.* p. 87: *Flamen Dialis dictus, quod filo assidue veletur; indeque appellatur flamen, quasi filamen.* *Serv. zu Aen.* VIII 664: *Flamines in*

darauf hin, dass die Flamines, wenn sie nicht in vollem Ornate d. i. mit Pileus und darum gelegten Bande auftraten, lediglich ein Band als Zeichen ihrer Würde um das Haupt geschlungen trugen¹⁾, abgesehen natürlich von dem Flamen Dialis, dem die Beibehaltung des Pileus auf das Schärfste vorgeschrieben war. Diese Angabe erscheint um so glaubwürdiger, da auch auf den ältesten cornetaner Grabmäl den Männer und Jünglinge, wenn sie ohne Pileus auftreten, das Band allein als ehrenvolles Abzeichen führen²⁾ und ein ähnliches Motiv ohne den Pileus zur Bezeichnung des römischen Libertus dienen konnte³⁾. Ueberhaupt war ja ein bandartiger Schmuck, der gewöhnlich *Vitta* genannt wird, ein nothwendiges Attribut jeder einer Gottheit geweihten Person oder Sache und scheint es somit undenkbar, dass die Flamines eines solchen Attributes entbehrten.

Fragen wir nunmehr, wo dieses Band an dem auf dem capitolinischen Relief abgebildeten Apex des Flamen Dialis zu suchen sei, dann kann nur an das reifenartige Motiv gedacht werden, welches den Ansatz der *Virga* umgiebt. Dann stimmt mit der bildlichen Darstellung die Angabe des Isidor⁴⁾, dass die *Virga* vermöge des Bandes befestigt war, und ergeben die Notizen, nach denen sich das

capite habebant pileum, in quo erat brevis virga semper habens lanæ aliquid. Quod cum per aestus ferre non possent, filo tantum capita religare coeperunt. Nam nudis penitus eos capitibus incedere nefas fuerat. Unde a filo, quo utebantur, flamines sunt dicti, quasi filamines. Verum festis diebus filo deposito pilea necesse erat accipere, quæ secundum alios ad ostendendam sacerdotii eminentiam sunt reperta . . . Derselbe zu Aen. X 270 (S. 507 Anm. 1). Dionys. Hal. ant. rom. II 64 (S. 508 Anm. 1). Plutarch. Numa 7.

1) Serv. zu Aen. VIII 664 (s. die vorhergehende Anm.).

2) S. oben S. 500—503.

3) S. oben Seite 504.

4) Orig. XVIII 30, 5 (S. 509 Anm. 2).

Band an dem Apex befand¹⁾, keinen Widerspruch; denn das Wort Apex bezeichnet ursprünglich den stabartigen Aufsatz, welcher gewöhnlich Virga genannt wird, und ist dann als pars pro toto auf die ganze Kopfbedeckung übertragen worden²⁾. Anderer Seits erscheint die Structur des genannten Motives wie die Stelle, an welcher es angebracht ist, ganz naturgemäss, wenn wir annehmen, dass es sich entwickelt hat aus einem Bande entsprechend dem, welches auf den cornetaner Grabgemälden den Pileus in der Höhe des Scheitels umgiebt. Wulstig und starr wirkt dieses Band ganz ähnlich wie das auf dem capitolinischen Relief dargestellte reifenartige Motiv. Und, da sich das Band an dem oberen Theile des Pileus befand, so lag es nahe, dasselbe, als die Virga auf den Pileus aufgesetzt worden war, emporzurücken und um den Ansatz der Virga herumzulegen. Hierdurch wurde die letztere gefestigt und zugleich der Uebergang des Pileus zu der Virga in organischer Weise vermittelt.

Darüber, dass der Virga genannte Gegenstand identisch ist mit dem stabartigen Aufsatz, den die Bildwerke auf den priesterlichen Pilei wiedergeben, kann nach den klaren Zeugnissen der Schriftsteller kein Zweifel obwalten. Einer näheren Betrachtung bedarf nur die Angabe des Verrius Flaccus³⁾, dass die Krönung des Pileus des Flamen Dialis in einer Virga oleagina bestand. Wenn die modernen Gelehrten⁴⁾ hieraus schliessen, dass an der Spitze dieses Pileus ein Oelzweig befestigt gewesen sei, so spricht hiergegen das capitolinische

1) Paul. Diac. exc. p. 18, 23 (S. 509 Anm. 2).

2) Serv. zu Aen. II 683, X 270 (S. 507 Anm. 1).

3) Paul. Diac. exc. p. 10: *Albogalerus a galea nominatus. Est enim pileum capitis, quo Diales flamines, id est sacerdotes Jovis, utebantur. Fiebat enim ex hostia alba Jovi caesa, cui affigebatur apex virgula oleagina.*

4) So auch Marquardt Handb. IV p. 272.

Relief, welches keinen Zweig, sondern deutlich ein glattes stabartiges Motiv darstellt. Wollen wir daher nicht annehmen, dass in der Zeit zwischen Verrius Flaccus und M. Aurelius eine Abänderung des betreffenden Attributes erfolgte, dann muss jene *Virga oleagina* für einen aus Oelbaumholz geschnitzten Stab erklärt werden. Ausserdem wird überliefert, dass an der *Virga* des Flamen *Dialis* eine wollene Flocke befestigt war¹⁾. Sie ist vielleicht in dem knopfartigen Motiv zu erkennen, in welches die *Virga* auf dem capitolinischen Relief ausläuft. Doch liegen die *Virga* und ihre Ausstattung dem bestimmten Zwecke unserer Untersuchung ferner, da dieses Attribut, soweit unsere Monumentalkenntniss reicht, nicht zu der Ebrentracht der freien Männer gehörte, sondern von Haus aus ein besonderes Abzeichen der Priester war.

Ausser in Etrurien und Latium ist der Gebrauch des *Pileus* noch in Umbrien nachweisbar. An mehreren Stellen dieser Landschaft nämlich finden sich urthümliche Bronzefiguren von Männern, welche nackt oder mit einer engen bis zur Mitte der Waden reichenden *Tunica* bekleidet sind, und von Frauen, deren *Tunica* bis zu den Knöcheln herabreicht²⁾. Weitaus die meisten dieser Figuren und zwar sowohl der männlichen wie der weiblichen tragen einen steifen kuppel- oder kegelförmigen *Pileus*. Einzelne Figuren dieser Art haben sich bei Terni und Todi gefunden. Besonders reich an ihnen ist der Boden von Bettona und Norcia. Ausserdem kommen sie in grosser Menge auf der höchsten Spitze des Monte Subasio (bei Assisi) vor. Sie lassen sich nach der Art der Technik in zwei Klassen theilen: die einen sind aus Bronzeblech geschnitten und dann in der Regel mit der Feile übergangen; Augen, Brustwarzen

1) *Serv. zu Aen.* II 683, VIII 664, X 270 (S. 507 Anm. 1).

2) Ein ausführlicher Bericht über diese Figuren findet sich in dem demnächst erscheinenden Decemberhefte des *Bull. dell' Inst.* 1880.

und Nabel sind gewöhnlich durch eingeritzte oder eingepresste Kreise, der untere Rand des Pileus, der innerhalb dieser Klasse verhältnissmässig selten vorkommt, und der Mund bisweilen durch eine eingeschnittene Linie angedeutet. Die andere Klasse ist in primitiver Weise gegossen, nämlich vermöge einer offenen Form, in der nur die Vorderseite des Körpers ausgedrückt war; nach Vollendung des Gusses wurden einzelne Stücke, deren Guss mangelhaft ausgefallen war, wie z. B. die Arme, mit dem Hammer verbessert. Der Pileus fehlt innerhalb dieser Gattung nur ausnahmsweise. Bei den ihr angehörigen männlichen Figuren ist das Geschlechtszeichen stets sehr stark hervorgehoben. In beiden Klassen haben die Körper eine unnatürliche Länge und sind die Hände nur sehr selten, die Füße niemals ausgedrückt; vielmehr enden die Beine in Spitzen, welche vermuthlich dazu dienten, die Figuren in eine Basis einzustecken. Die Rohheit der Typen und die hier wie dort höchst primitive Technik beweisen, dass beide Gattungen in eine uralte Epoche hinaufreichen. Das reichste Material zu ihrer Kenntniss findet sich in Perugia in den Sammlungen Guardabassi und Bellucci. Besondere Beachtung verdient ein der letzteren Sammlung angehöriges gegossenes Exemplar, das aus Bettona stammt, da hier an dem Pileus das denselben in der Höhe des Scheitels umgebende Band angedeutet ist.

II. Der Pileus der Frauen.

Den gleichen Nutzen gewähren die etruskischen Denkmäler bei einer Untersuchung über die römische Frauentracht der vorclassischen Epoche. Auf den ältesten cornetaner Grabgemälden tragen die Frauen, wenn sie nicht unter abnormen Verhältnissen, wie z. B. trauernd, dargestellt sind, eine steife, unten eng an dem Schädel anliegende, jedoch über denselben emporragende Haube, welche in der

Höhe des Scheitels von einem dicken reifenartigen Bande und über der Stirn von einer mehrfach gefältelten Zeugbinde umgeben ist — also eine Kopftracht, welche genau der der tanzenden Larse in der Tomba delle iscrizioni entspricht¹⁾. In einzelnen Fällen tritt an die Stelle der Binde ein aus Metall gearbeitetes Diadem²⁾. Ein kürzerer oder längerer Mantel ist bald über die Haube gezogen und vermöge des genannten Bandes daran befestigt, bald um den Nacken und über die Schultern drapirt. Es hat stets eine braune Farbe, die bisweilen in das Röthliche, bisweilen in das Gelbliche hinüberspielt. (Vgl. Fig. 17 und 18).

Eine ähnliche Kleidung wurde in der vorclassischen Epoche von den römischen Matronen getragen. Der Beweis lässt sich führen aus den Nachrichten, welche vorliegen über die Trachten der römischen Braut, der Flaminica und der Mater familias, wenn sie romano ritu opferte — Trachten, bei denen aus religiöser Scheu der ursprüngliche Typus möglichst festgehalten wurde. Am Ausführlichsten berichten die Schriftsteller über das Kostüm der Flaminica; doch sind ihre Angaben öfters verworren und bisweilen geradezu widersprechend. Es mag sich dies einer Seits daraus erklären, dass die Stelle des Flamen Dialis von dem Jahre 87 bis 11 v. Chr.³⁾, also gerade in der Zeit, in der sich die tüchtigsten Forscher mit den römischen Alterthümern beschäftigten, unbesetzt war und somit die Gelegenheit fehlte, die von Alters her überlieferte Kleidung der Flaminica durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Anderer Seits leuchtet es ein, dass die vornehmen Römerinnen, denen diese Würde in der Epoche des hellenisirenden

1) Siehe oben Seite 498.

2) So bei den beiden Frauengestalten in der Tomba del Barone. S. oben Seite 502 Anm. 1.

3) Tacit. Ann. III 58, 71. Sueton. Div. Aug. 81. Cassius Dio LIV 36.

Geschmackes zufiel, eine entschiedene Antipathie gegen die altväterische und barocke Tracht haben mussten und deshalb gewiss geneigt waren, dieselbe im classischen Sinne abzuändern. Jeden Falls lag es ihnen nahe genug, als die Tradition 75 Jahre lang unterbrochen gewesen war und Augustus im Jahre 11 v. Chr. das alte Priesterthum wieder herstellte, einen Compromiss zwischen der voraussichtlich halb verschollenen Ueberlieferung und dem eigenen Stilgefühl zu treffen.

Was zunächst die Anordnung des Haares betrifft, so ist es ausdrücklich bezeugt, dass die Flaminica¹⁾ und die Mater familias²⁾ dasselbe hoch aufgethürmt trugen und bei der letzteren die Haarmassen über dem Scheitel zusammengefasst waren. Offenbar ist diese Anordnung identisch mit den *sex crines*, welche für die römischen Bräute³⁾ und die Vestalinnen⁴⁾ vorgeschrieben waren, d. h. die Haare wurden auf der Vorder- und auf der Rückseite des Kopfes in je drei Partien gesondert, diese nach dem Scheitel emporgezogen und daselbst gefestigt⁵⁾. Eine derartige Anordnung entspricht der, welche wir bei den auf den cornetaner Wandgemälden dargestellten Frauen

1) Festus fragm. l. XIX p. 355: Tutulum vocari aiunt Flaminicarum capitis ornamentum, quod fiat vitta purpurea innexa crinibus, et extractum in altitudinem. Paul. Diac. exc. p. 354: Tutulum dicebant Flaminicarum capitis ornamentum vitta purpurea innexa crinibus et in altitudinem extractum.

2) Varro L. L. VII 44: id tutulus appellatus ab eo quod, matres familias crines convolutos ad verticem capitis quos habent vitta velatos, dicebantur tutuli.

3) Rossbach Untersuchungen über die römische Ehe p. 286 ff.

4) Fest fragm. l. XIX p. 339: senis crinibus nubentes ornantur, quod is ornatus vetustissimus fuit. quidam quod eo Vestales virgines ornentur, quarum castitatem viris suis spondeant nuptae a ceteris.

5) Tertullian. de virginib. velandis 12: crinibus a fronte divisis apertam professae mulieritatem,

unter der hohen Haube voraussetzen müssen. Auch ihre Haare waren über dem Scheitel zusammengefasst, wo die Höhlung der Haube den geeigneten Raum darbot; denn, hätte sich der Haarwulst an dem Hinterkopfe befunden, dann würde der Umriss der Haube an dieser Stelle eine Schwellung zeigen, was nirgends der Fall ist.

Ebenso spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass ursprünglich eine hohe Haube zu der Tracht der Flaminica gehörte. Eines der bezeichnendsten Attribute dieser Priesterin war der Tutulus. Verrius Flaccus¹⁾ erkannte darin einen hoch aufgethürmten Kopfschmuck, welcher entsteht, indem eine purpurne Binde in die Haare hineingeflochten wird. Dagegen bezeichnet Varro²⁾ den Tutulus der Mater familias, der selbstverständlich dem der Flaminica entsprach, als eine an dem Scheitel zusammengefasste und durch eine Binde verhüllte Haartour. Beide Stellen stimmen darin überein, dass, um den Tutulus herzustellen, eine eigenthümliche Aufthürmung der Haare erforderlich war, nämlich eben die, welche von mir mit der archaischen Coiffure der etruskischen Frauen und mit den *sex crines* identificirt wurde. Hingegen beweisen sie keineswegs, dass der Tutulus lediglich aus dieser Haartour bestand. Vielmehr bezeugen Varro und Verrius Flaccus ausdrücklich, dass dazu eine Binde gehörte. Und zwar verhüllte diese nach der Angabe des ersteren Gelehrten die Haarmassen; denn Varro schreibt *vitta velatos* nicht *cinctos*. Mit dieser Auffassung stimmt die Notiz, welche Gellius³⁾ über die Tracht

1) S. oben Seite 515 Anm. 1.

2) S. oben S. 515 Anm. 2. Die *Ornatix a tutulis* auf der Inschrift bei Orelli-Henzen 6285 bleibt unberücksichtigt, da die betreffende Inschrift von Pirro Ligorio auf dem Steine gefälscht ist. Vgl. C. J. L. VI 5, 966.

3) Gellius X 15, 27: *quod venenato operitur et quod in rica surculum de arbore felici habet et quod scalas, [nisi] quae Graecae appellantur, ascendere ei plus tribus gradibus religiosum est.* Ueber die muthmassliche Quelle der Notiz vgl. oben Seite 488 Anm. 3.

der Flaminica mittheilt „quod venenato operitur“. Wenn in dem Commentar des Servius zur Aeneis¹⁾ das Venenatum für ein Pallium erklärt wird, so beruht diese Annahme auf einer ganz unhaltbaren Voraussetzung. Der Grammatiker huldigt nämlich der fixen Idee, Vergil lasse an der betreffenden Stelle die Dido in der Tracht der Flaminica auftreten, und geht in der willkürlichsten Weise zu Werke, um die einzelnen Kleidungsstücke, welche der Dichter der carthagischen Königin zuschreibt, und die, welche für die römische Priesterin vorgeschrieben waren, unter einander zu identificiren. Wie sich im Weiteren herausstellen wird²⁾, entsprach dem Pallium in der Tracht der Flaminica vielmehr die Rica, die von Gellius wie von Servius als ein besonderes und von dem Venenatum verschiedenes Attribut der Priesterin angeführt wird. Ebenso wenig kann das Venenatum auf die Tunica gedeutet werden, da die Bildung des Wortes auf einen farbigen Stoff schliessen lässt, wogegen die Flaminica gewiss, wie die Braut und die Matrona, so lange sie an der alten Zucht festhielt³⁾, eine Tunica aus weissem Wollstoffe trug. Vielmehr bleibt nur die Annahme offen, dass der Gewährsmann des Gellius unter dem Venenatum einen farbigen Stoff verstand, welcher das Haar der Priesterin bedeckte. Demnach weist auch diese Stelle darauf hin, dass die aufgethürmten Haarmassen verhüllt waren. Zwar giebt sie keine Auf-

1) Serv. zu Aen. IV 137: veteri ceremoniarum iure praeceptum est, ut Flaminia venenato operita sit. „Operita“ autem cum dicitur pallium significatur.

2) S. weiter unten Seite 521—523.

3) Festus fragm. I. XVIII p. 286, 289: regillis, tunicis albis, et reticulis luteis utrisque rectis, textis susum versum a stantibus, pridie nuptiarum diem virgines indutae cubitum ibunt omnis causa. Vgl. Rosbach Untersuchungen über die röm. Ehe p. 276, Becker Gallus III³ p. 208 ff.

klärung darüber, ob die Verhüllung durch eine Haube oder, der Angabe des Varro entsprechend, durch eine breite Binde bewerkstelligt wurde. Doch lässt das Wort *Tutulus* deutlich darauf schliessen, dass anfänglich der erstere Gegenstand zur Anwendung kam. Dieses Wort bedeutet ursprünglich eine hohe steife Mütze und wird in diesem Sinne von Ennius zur Bezeichnung der Pilei der römischen Priester gebraucht¹⁾. Allerdings gedenkt keine der Beschreibungen, welche von dem weiblichen *Tutulus* vorliegen, eines solchen Gegenstandes. Wenn aber nichts desto weniger die Kopftracht der *Flaminica* und der *Mater familias Tutulus* genannt wird, so erklärt sich dies in der naturgemässen Weise durch die Annahme, dass ursprünglich die von Alters her *Tutulus* genannte Mütze oder Haube den bezeichnendsten Bestandtheil jener Kopftracht ausmachte und sich dieser Name erhielt, nachdem die Haube aufgegeben worden war.

Die Haube wird eine ähnliche Form gehabt haben, wie die, welche auf den ältesten cornetaner Grabgemälden dargestellt ist, und somit nach dem in dem ersten Abschnitte gewonnenen Resultate dem *Pileus* des freien Römers entsprechen haben²⁾. Wenn es sich hiermit herausstellt, dass in Rom wie in Etrurien die männliche und die weibliche Kopfbedeckung im Wesentlichen die gleiche war, so kann diese Erscheinung keineswegs befremden. Ist es doch ausdrücklich bezeugt, dass in der vorclassischen Epoche Römer und Römerinnen dasselbe Gewand, nämlich die *Toga pura*, trugen³⁾.

1) Ennii rel. ed. Vahlen p. 20 (s. oben Seite 488 Anm. 2). Varro L. L. VII § 44 (oben Seite 507 Anm. 2). Festus fragm. I. XIX p. 355 (oben Seite 507 Anm. 2).

2) S. oben Seite 498, 513 ff.

3) Nonius de genere vestiment. s. v. toga (p. 540 Merc.): *Toga non solum viri, sed etiam feminae utebantur . . . Varro de vita pop.*

Das Aufgeben der Haube wurde offenbar veranlasst durch die allmählig freier werdende Stilrichtung, gegenüber der eine solche steife Kopfbedeckung eine entschiedene Anomalie darstellte. Nichts desto weniger aber wurde ein Motiv festgehalten, welches die Haube begleitet hatte, nämlich die Binde. Fassen wir die darauf bezüglichen Worte des Varro¹⁾ in dem strengsten Sinne, dann scheint es, dass man die Binde zunächst breit um das Haupt herumlegte und auf diese Weise einen Kopfschmuck erzielte, welcher zwar nicht in structiver, wohl aber in stilistischer Hinsicht an das ursprüngliche Motiv, die Haube, erinnerte. Als dann in dem weiteren Verlaufe der Entwicklung der classische Geschmack, der darauf ausgeht, den natürlichen Schmuck des Hauptes, das Haar, zur Geltung zu bringen, in Rom herrschend geworden war, verflocht man die Binde in die Haare, was zugleich auf eine beträchtliche Verengung des die Binde bildenden Zeugstreifens schliessen lässt. Diese Umbildung liegt der Beschreibung des jüngsten Gelehrten, der ausführlich über den weiblichen Tutulus berichtet, der des Verrius Flaccus²⁾, zu Grunde. Sie erfolgte vielleicht erst in der augusteischen Epoche, als sich nach fünfundsiebzigjähriger Unterbrechung zum ersten Male wiederum eine vornehme Römerin als Flaminica dem Volke zeigen musste. Eine solche allmähliche Umbildung konnte um so weniger auffallen, da die Flaminica, wenn sie in vollem Ornate auftrat³⁾, die Braut⁴⁾ stets und die Matrone,

ro. lib. I: Praeterea quod in lecto togas ante habebant; ante enim olim fuit commune vestimentum, et diurnum et nocturnum, et muliebre et virile. Vgl. Servius zu Aen. I 282.

1) S. oben Seite 515 Anm. 2.

2) S. oben Seite 515 Anm. 1.

3) S. weiter unten Seite 523.

4) Roszbach Untersuchungen über die römische Ehe p. 279 ff.

wenn sie romano ritu opferte¹⁾, ein mantelartiges Kopftuch trug, welches die das Haar unmittelbar umgebenden Motive verhüllte. Jeden Falls erscheint der Vorgang, wie ich ihn dargestellt, vollständig organisch und findet er eine schlagende Analogie darin, dass auch in der etruskischen Tracht der Pileus allmählig verschwindet, das Band dagegen, das ihn ursprünglich umgab, festgehalten wird, wie in der Thatsache, dass bei der römischen Manumissio eine wollene Binde ohne den Pileus als Abzeichen des Libertus dienen konnte²⁾.

Uebrigens ist vielleicht eine Spur erhalten, dass die hohe Haube ursprünglich auch zu dem bräutlichen Kostüme gehörte. Die Bräute waren nämlich nach der Angabe des Verrius Flaccus³⁾ bekleidet tunicis albis et reticulis luteis utrisque rectis textis susum versum a stantibus. Da ein Haarnetz nicht gewoben, sondern geflochten wird, so versteht es sich, dass reticulum hier nicht diese in der classischen Latinität übliche Bedeutung haben kann. Rossbach⁴⁾, der dies richtig erkannt, ist deshalb geneigt, in jenem reticulum das Kleidungsstück zu erkennen, welches sonst gewöhnlich Flammeum genannt wird. Da es jedoch feststeht, dass das Flammeum ein mantelartiges Kopftuch war⁵⁾, so erscheint die Anwendung des Wortes reticulum auf ein so verschiedenes Kleidungsstück höchst befremdend. Dagegen ergibt sich ein natürlicherer Vorgang, wenn das Wort auf den Gegenstand, den die Griechen Kekryphalos nennen, also eine Haube, übertragen ist; denn die Begriffe eines Haarnetzes und einer Haube sind einander näher ver-

1) Varro L. L. V § 130 (S. 522 Anm. 1), Nonius de genere vestiment. p. 541 Merc. (S. 523 Anm. 3).

2) S. oben Seite 504.

3) Festus fragm. l. XVIII p. 286, 289 (S. oben Seite 517 Anm. 3).

4) Rossbach Unters. üb. d. r. Ehe p. 282 Anm. 868.

5) Rossbach a. a. O. p. 279 ff.

wandt als die eines Haarnetzes und eines mantelartigen Kopftuches. Wenn ferner die *Tunica recta* richtig erklärt worden ist als eine nach archaischer Weise enge und bauschlos herabfallende *Tunica*¹⁾, so würde sich für die mit demselben Adjective bezeichnete Haube eine ähnliche steife Form ergeben, wie sie auf den etruskischen Bildwerken dargestellt ist. Wie man aber auch hierüber urtheilen mag, jeden Falls wurde von der alten Tracht wie bei der *Flaminica* so auch bei der Braut dauernd die Binde, die *Vitta*, festgehalten²⁾.

Das *Flammeum* oder der *Flammeus* der Braut war, wie bereits angedeutet wurde, ein mantelartiges Kopftuch, welches das Gesicht unbedeckt liess³⁾. Es wird veranschaulicht durch die kurzen Mäntel, welche die Frauen auf altetruskischen Bildwerken bald über die hohe Haube gezogen bald über die Schultern geworfen tragen. Das in das Röthliche oder Gelbliche spielende Braun, mit dem diese Mäntel auf den Wandbildern gemalt sind, stimmt vollständig mit dem *color luteus*, welcher für das *Flammeum* der römischen Braut vorgeschrieben war⁴⁾. Das entsprechende Kleidungsstück in der Tracht der *Flaminica* wurde gewöhnlich *Rica* benannt⁵⁾. Der Annahme des Granius, die *Rica* sei ein Band gewesen, mit dem die *Flaminica* die Haare umgab⁶⁾,

1) Rossbach a. a. O. p. 276, 277.

2) Die Stellen bei Rossbach a. a. O. p. 287, 288.

3) Rossbach a. a. O. p. 279 ff.

4) Rossbach a. a. O. p. 280, p. 282 ff.

5) Festus fragm. l. XVIII p. 289: *Rica est vestimentum quadratum fimbriatum purpureum quo flaminicae pro palliolo mitrave utebantur*. Paul. Diac. exc. p. 288: *rica est vestimentum quadratum, fimbriatum, purpureum, quo Flaminicae pro palliolo utebantur*. Alii dicunt, quod ex lana fiat sucida alba, quod conficiunt virgines ingenuae, patrimae matrimae, cives et inficiatur coeruleo colore.

6) Festus fragm. l. XVII p. 277: *Ricae et riculae vocantur parva ricinia, ut palliola ad usum capitis facta*. Granius quidem ait esse muliebri cingulum capitis, quo pro *vitta* *Flaminica* redimiatur.

stehen gewichtige Zeugnisse des Varro¹⁾ und Verrius Flaccus²⁾ entgegen. Nach dem ersteren Gelehrten war die Rica ein Kleidungsstück, mit dem die Matres familias, wenn sie romano ritu opferten, das Haupt verhüllten, nach Verrius Flaccus ein viereckiges, purpurnes, mit Frantzen besetztes Tuch, welches die Flaminica als Palliolum oder als Mitra gebrauchte. Hiernach diente sie der römischen Priesterin zu den gleichen Zwecken wie den Etruskerinnen der kurze Mantel, der bald als Palliolum über die Schultern gelegt, bald als Mitra an der hohen Haube befestigt ist. Wenn auch das Flammeum als Attribut der Flaminica namhaft gemacht wird³⁾, so ist hiermit offenbar dasselbe Kleidungsstück gemeint, welches gewöhnlich Rica heisst. War nämlich die letztere, wie sich aus den Angaben des Varro und Verrius Flaccus ergibt, ein Kopftuch, dann ist es unmöglich, auf dem Haupte der Flaminica noch für ein zweites gleichartiges Kleidungsstück, wie es das Flammeum sein würde, Platz zu finden. Hiermit stimmt die Thatsache, dass Gellius⁴⁾ und Servius⁵⁾ bei der Aufzählung der Attribute

1) Varro L. L. V § 130: Sic rica ab ritu, quod romano ritu sacrificium feminae cum faciunt capita velant.

2) S. oben S. 521 Anm. 5. Mit den Angaben des Varro und Verrius Flaccus stimmt auch Nonius de genere vestiment. s. v. rica (p. 539 Merc.).

3) Paul. Diac. exc. p. 92: Flammeo vestimento flaminica utebatur, id est Dialis uxor et Jovis sacerdos, cui telum fulminis eodem erat colore. Derselbe p. 89: Flammeo amicitur nubens omnis boni causa quod eo assidue utebatur flaminica, id est flaminis uxor, cui non licebat facere divortium.

4) X 15, 27. S. oben S. 516 Anm. 3.

5) Zu Aen IV 137: Praeterea flaminicam habere praecipitur surculum, ricam, venenatum, fibulam. De venenato dictum est (s. oben S. 517 Anm. 1). Surculum vero est virga ex malo punico incurvata, quae sit quasi corona, et ima summaque inter se colligatur vinculo laneo albo, quam in sacrificiis certis regina in capite habebat, Flaminica autem Dialis omni sacrificeatione uti debebat.

der Flaminica von dem Flammeum schweigen. Der erstere führt an das Venenatum d. i. den farbigen Stoff, welcher die aufgethürmten Haarmassen umgab, die Rica und das Surculum de arbore felici, der letztere das Arculum — so oder Inarculum¹⁾ lautete der technische Ausdruck für das Surculum —, die Rica, das Venenatum. Wenn er ausserdem noch die Fibula anführt, so scheint diese Zuthat verdächtig, da seine Interpretation darauf ausgeht, die Kleidung der Dido, wie sie von Vergil geschildert wird, mit der der Flaminica zu identificiren und eine goldene Fibula von dem Dichter besonders hervorgehoben wird. Die schlagendste Bestätigung aber empfängt die Annahme, dass die beiden Worte Synonyme sind, dadurch, dass Varro²⁾ das Tuch, mit dem die opfernde Mater familias das Haupt bedeckt, Rica, Nonius³⁾ dagegen dasselbe Kleidungsstück Flammeus benennt.

Das Surculum de arbore felici gehörte selbstverständlich nicht zu der vorclassischen Matronentracht, sondern war von Haus aus ein die Priesterin individualisirendes Abzeichen. Wichtig für die Kenntniss der Matronentracht ist jedoch die Angabe, dass das Surculum an der Rica befestigt war⁴⁾; denn sie beweist, dass die Rica bei vollem Ornate über dem Tutulus getragen wurde, wie gewöhnlich auf den altetruskischen Bildwerken der entsprechende Mantel. Der Zweig, der nach einer allerdings vereinzelt dastehenden Nachricht von einem Granatbaume genommen werden musste, wurde kranzartig herumgelegt und seine Enden vermöge

1) Paul. Diac. exc p. 113: Inarculum virgula erat ex malo punico incurvata, quam regina sacrificans in capite gerebat.

2) L. L. V § 130. S. oben Seite 522 Anm. 1.

3) Nonius de genere vest. p. 541 Merc.: flammeus vestis vel tegmen quo capita matronae tegunt.

4) Gellius X 15, 27 (s. oben S. 516 Anm. 3).

eines weissen wollenen Fadens zusammengebunden¹⁾. Ein derartiges Motiv tritt auf den etruskischen Bildwerken verhältnissmässig spät auf und kommt innerhalb der Nekropole von Tarquinii erst in der bereits genannten Tomba delle bighe vor²⁾. Drei tanzende Frauen, welche auf einer der Seitenwände dieses Grabes dargestellt sind, tragen Hauben, welche durch die etwas geschmeidigeren Formen und die geringere Höhe einen vorgeschritteneren Stil bekunden, als der in den älteren Gräbern übliche Typus, an dem unteren Rande der Haube eine schmale Binde und weiter oben einen Lorbeer- oder Olivenkranz. Wenn das Auftreten einer solchen Combination in Etrurien mit der Zunahme des hellenischen Einflusses zusammenfällt, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass das Gleiche für Rom anzunehmen ist. Es scheint somit, dass das Arculum oder Inarculum nachträglich den Attributen der Flaminica beigefügt wurde. Hiermit stimmt auch die Nachricht, dass der Zweig, welchen diese Priesterin um die Rica gelegt trug, ein Granatweig war; denn der Granatbaum gehört zu den Kulturpflanzen, welche erst in verhältnissmässig später Epoche in Italien eingeführt wurden³⁾, und gewiss musste geraume Zeit verstreichen, bis die Römer sich dazu entschlossen, von ihm ein Attribut für eines ihrer nationalen Priesterthümer zu entnehmen. Zugleich erklärt sich aus der Beifügung des kranzartig ungelegten Zweiges die Thatsache, dass bei den Beschreibungen der Kopftracht der Flaminica nirgends des reifenartigen Bandes gedacht wird, welches auf den ältesten cornetaner Grabgemälden die Haube d. i. den Tutulus der Frauen in der Höhe des Scheitels umgiebt. Dieses Band gehörte einer Seits zu den Standesabzeichen und wirkte anderer Seits als

1) Serv. zu Aen. IV 137 (s. oben Seite 522 Anm. 5).

2) S. oben Seite 509 Anm. 1.

3) Hehn Kulturpflanzen und Hausthiere 3. Aufl. p. 208—210.

ästhetisches Motiv, indem es plastische und coloristische Abwechslung in den steifen Zeugtrichter der Haube brachte. In beiden Hinsichten wurde es nunmehr von dem Kranze abgelöst. Kranz und reifenartiges Band neben einander würden in juristischer wie in decorativer Hinsicht einen Pleonasmus dargestellt haben. Deshalb verschwindet das Band, als der Kranz auftritt, wie es für Etrurien die Fresken der Tomba delle bighe bezeugen.

Der Umstand, dass die complicirte Kopftracht, die in diesem Abschnitte behandelt wurde, dereinst der römischen Matrone vorgeschrieben war, bedingt noch in späterer Epoche das Leben der Frauen in mannigfacher Weise. Mochten einzelne Bestandtheile der Tracht mit der Zeit aufgegeben oder modificirt werden, immerhin erhielt sich die Anschauung, dass es für die Matrone unschicklich sei, sich ausser dem Hause anders als mit aufgebundenem Haare und bedecktem Haupte zu zeigen. C. Sulpicius Gallus verstieß seine Gattin, weil sie unbedeckten Kopfes über die Strasse gegangen war¹⁾. Nur wenn der Tod die normalen Verhältnisse aufhob, entblösste die Frau das Haupt und trauerte mit herabhängendem Haare. Ein Bestandtheil der alten Kopftracht, die Vitta, galt noch in der Kaiserzeit, nachdem die weibliche Kleidung die mannigfachsten hellenistischen Einflüsse erfahren hatte, als das Standesabzeichen der Matrone²⁾. Dagegen war das Tragen der Vitta den Buhlerinnen untersagt³⁾ und ver-

1) Valer. Max. VI 3, 10. Dieselbe Geschichte wird in ganz verdrehter Weise von Plutarch. quaest. rom. XIV erzählt. Vgl. Rossbach Untersuchungen über die röm. Ehe p. 280, 288.

2) Ovid. ars. am. I 31: Este procul vittae tenues, insigne pudoris. Derselbe remed. am. 386: Nil mihi cum vitta: Thais in arte mea est.

3) Servius zu Aen. VII 403: Crinales vittas; quae solarum matronarum erant. Nam meretricibus non dabantur.

ordnete ein altes dem Numa zugeschriebenes Gesetz¹⁾, dass ein Kebsweib, welches sich unterfangen würde den Altar der Ehegöttin, der Juno, zu berühren, davor mit aufgelöstem Haare ein weibliches Schaf opfern solle. Durch das aufgelöste Haar wurde ihre rechtliche Stellung deutlich bezeichnet, da die Matrone mit aufgebundenem Haare und darüber gelegtem Kopftuche opferte. Das vorliegende Material ist zu beschränkt um zu beurtheilen, in wie weit ähnliche Vorschriften in Etrurien massgebend waren. Doch lässt es sich beweisen, dass die Matrone auch hier bei der Trauer die für ihren Stand bezeichnende Kopftracht auflöste. Während nämlich die Frauen innerhalb des ältesten Stadiums der cornetaner Grabmalerei, mögen sie an Gastmählern Theil nehmen, tanzen oder musiciren, stets mit der hohen Haube, dem Bande, der Binde (oder dem die letztere ersetzenden Diademe) und dem der Rica oder dem Flammeum entsprechenden Mantel dargestellt sind, bildet die in der sogenannten Tomba del morto²⁾ gemalte Frauengestalt eine Ausnahme von dieser Regel. Sie ist um den auf dem Paradebette ausgestellten Leichnam beschäftigt und offenbar für die Wittwe des Todten zu erklären. Wie die römische Matrone trauert auch sie unbedeckten Kopfes und mit aufgelösten Haaren.

Durch die gewonnenen Resultate ist das Bild, welches wir uns von den römischen Bürgern und ihren Frauen während der vorclassischen Epoche zu machen haben, um einen charakteristischen Zug bereichert. Wir haben uns die Strassen der Stadt bei festlichen Gelegenheiten belebt zu denken mit Gestalten, wie sie auf den Wänden der

1) Gellius IV 3: Pelex aram Junonis ne tangito; si tangit, Junoni crinibus demissis agnum feminam caedito. Paul. Diac. exc. p. 222 s. v. pellices.

2) S. oben Seite 498 Anm. 1.

ältesten bemalten Gräber von Tarquinii dargestellt sind. Die Frauen schreiten einher, das Haupt bedeckt mit dem hohen bunten Tutulus, dessen Kegel in der Mitte durch ein dickes reifenartiges Band durchschuitten und unten durch die um die Stirn gelegte weisse Wollbinde abgeschlossen wird; ein roth- oder gelbbrauner Mantel ist entweder an dem Tutulus befestigt oder um die Schultern drapirt. Die Männer tragen einen hohen steifen Pileus, welcher in der Form und den ihn begleitenden Motiven dem Tutulus der Frauen entspricht.

Das Bild, welches hierbei vor die Phantasie tritt, ist so barock und unclassisch, dass man sich unwillkürlich die Frage vorlegt, ob jene Kopftracht in Italien entstanden und nicht vielmehr mittelbar oder unmittelbar aus Asien dorthin eingeführt ist. In dem folgenden Abschnitte wird der Beweis geliefert werden, dass die letztere Annahme das Richtige trifft.

III. Ueber die Herkunft des Pileus.

Eine hohe steife Mütze, die dem altitalischen Pileus entspricht, lässt sich im Alterthume bei beinahe allen Völkern Vorderasiens nachweisen und mancherlei Ausläufer dieser Tracht haben sich in dem Orient bis auf den heutigen Tag erhalten. Doch könnte diese Uebereinstimmung, wenn sie sich lediglich auf den Typus der Mütze beschränkte, zufällig sein und würde sie nicht dazu berechtigen, die altitalische Kopfbedeckung mittelbar oder unmittelbar aus dem Morgenlande abzuleiten. Anders dagegen wird das Urtheil ausfallen, wenn es sich herausstellt, dass sich die Uebereinstimmung auf das Ganze der Kopftracht erstreckt, wenn auch alle einzelnen Zuthaten, die den altitalischen Pileus zu begleiten pflegen, in Vorderasien nachweisbar sind. Es genügt, einige besonders schlagende Berührungspunkte hervorzuheben. Der jüdische Hohepriester trug eine Haube,

welche nach allen Analogien des asiatischen Stiles zu schliessen gewiss hoch und steif war wie der altitalische Pileus, an der Vorderseite derselben ein goldenes Stirnblatt und eine purpurblaue Schnur, welche an dem letzteren befestigt und um die Haube geschlungen war¹⁾. Demnach bestand seine Kopftracht aus den gleichen Motiven, wie die der drei Komasten in der cornetaner Tomba delle iscrizioni²⁾ und unterschied sie sich von ihr nur dadurch, dass der Stirnschmuck aus Gold gearbeitet war, wogegen das Grabgemälde eine Zeugbinde wiedergiebt. Doch wurde bereits darauf hingewiesen³⁾, dass bisweilen auch in Etrurien ein metallenes Diadem an die Stelle der Zeugbinde trat. Wie sich in dem alten Orient die Tracht der beiden Geschlechter überhaupt wenig zu unterscheiden pflegte, wurde eine hohe Haube auch von den jüdischen Frauen getragen — eine Thatsache, welche an den Tutulus der etruskischen und römischen Matronen erinnert. Das Haupt der Weisheit ist nach Jesus Sirach⁴⁾ mit einem goldenen Stirnblatte und einer purpurnen Haube geschmückt. Eine entsprechende Combination kehrt unendlich oft auf etruskischen Bildwerken wieder⁵⁾ (vgl. Fig. 13, 19). Wie in dem alten Etrurien und Latium gehörte die Haube in Jerusalem zu den nothwendigen Bestandtheilen einer vollständigen Toilette. Judith

1) Exod. XXVIII 36, 37; XXIX 6; XXXIX 28, 30, 31. Die übrigen Priester trugen nur die Haube XXVIII 40; XXIX 9. Levit VIII 13.

2) Vgl. oben Seite 498 Anm. 2.

3) Oben Seite 514.

4) VI 30.

5) Z. B. Micali mon. ined. Taf. XI 4, XVIII 1, 6, 8, 9; Gozzadini di un' antica necropoli a Marzabotto tav. 11 n. 1—4, Taf. 12 n. 1, 2, 4; Gerhard ges. akad. Abhandlungen Taf. XXIX 4, XXXVI 6. Das älteste Beispiel findet sich an einem Idole auf einer caeretaner Thonplatte (Mon. dell' Inst. VI Taf. XXX, de Longpérier Musée Napoléon III pl. LXXXIII, wiedergegeben durch unsere Fig. 13).

legt sie an, als sie den Holofernes bezaubern will¹⁾. Der Haube gedenkt im Besonderen Jesaias²⁾, wo er die Ueppigkeit der Töchter Zions geißelt.

Da das Kostümwesen der alten Hebräer in der vielseitigsten Weise durch die benachbarten phönikischen Städte beeinflusst wurde, so spricht von Haus aus alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass analoge Kopfbedeckungen auch bei den Phönikiern üblich waren. Und in der That sind mit einer hohen steifen Mütze öfters altkyprische Portraitfiguren ausgestattet, welche, indem sie Elemente ägyptischen und assyrischen Stiles durcheinander mischen, die Eigenthümlichkeiten phönikischer Kunstweise zur Schau tragen³⁾.

Ferner gehören hierher zwei auf Kypros gefundene Silberschalen, welche allseitig als phönikische Produkte anerkannt sind. Auf dem äussersten Streifen des einen Exemplares⁴⁾ ist die Belagerung einer Stadt dargestellt und trägt ein Theil sowohl der gegen die Mauern vorrückenden Krieger wie der Belagerten die hohe Mütze. Dieselbe ist auf dem folgenden Streifen zwei um den heiligen Baum gruppierten bärtigen Männern gegeben, hier jedoch an dem unteren Rande mit einer Binde umwunden (Fig. 6). Auf der anderen Schale⁵⁾ erscheint der in der Mitte darge-

1) Judith X 3.

2) Jesaias III 20, 23

3) Z. B. Cesnola - Stern Cypren Taf. XXVII, XXVIII, XXX 5, XL 1. Eine ähnliche Kopfbedeckung kommt auch bei primitiven Thonfiguren von Kriegern und Reitern vor, die sich auf Kypros gefunden Cesnola-Stern Taf. XXXVII 2, 3, XXXIX 24, p. 125 vgl. p. 82; Gazette archéologique 1878 p. 108, 109), ferner auf zwei Sarkophagen (Cesnola-Stern Taf. XVIII, XLIV), einem Relief (Cesnola-Stern Taf. XCVI 3) und auf einem Skaraboide (Cesnola-Stern Taf. LXXIX 8, Gazette archéologique 1878 p. 107) derselben Provenienz.

4) Revue archéologique XXXI (1876) pl. I, Cesnola-Stern Taf. LI.

5) Rev. arch. XXXIII (1877) pl. I, Cesnola-Stern Taf. LXVI 1.

stellte geflügelte Löwentödter mit der hohen Mütze ausgestattet (Fig. 7). Aehnlich wird man sich die Mitrae der kyprischen Basileis zu denken haben, welche unter Xerxes die Contingente der Insel gegen Hellas führten¹⁾. Dass auch die phönikischen Frauen eine entsprechende Kopfbedeckung trugen, darf schon daraus geschlossen werden, dass eine hohe Haube zu den Attributen der kyprischen Aphrodite gehörte²⁾. Dieselbe Annahme ergibt sich mit grösster Wahrscheinlichkeit aus einem Relief von Kujundschik³⁾. Es ist darauf dargestellt, wie die Bewohner einer am Meere gelegenen Stadt, die auf der Landseite von den Assyrern belagert wird, zu Schiffe das Weite suchen, und die Vermuthung, dass die Handlung an der phönikischen Küste zu suchen sei, hat allgemeinen Beifall gefunden. Die Kopftracht der auf die Schiffe geflüchteten Frauen zeigt eine auffällige Aehnlichkeit mit der, welche die auf den ältesten cornetaner Grabgemälden dargestellten Etruskerinnen tragen: eine hohe steife Haube, die von mehreren horizontalen Streifen, seien es Borten, seien es Bändern, durchschnitten ist und über der Haube ein mantelartiges Kopftuch (Fig. 8). Endlich kehrt die hohe steife Mütze auf zwei den erwähnten kyprischen entsprechenden Silberschalen wieder, die in Italien, die eine bei Salerno⁴⁾, die andere bei Pa-lestrina⁵⁾ (Fig. 9), gefunden wurden. Der von mir ver-

1) Herodot. VII 90: τὰς μὲν κεφαλὰς εἰλίχοντο μίτραι οἱ βασιλεῖς αὐτῶν.

2) Cesnola-Stern Cypern Taf. XII, Lajard recherches sur le culte de Venus pl. XX, Clarac musée de sculpt. IV pl. 560 B n. 1283 A, Paciaudi mon. pelopon. II p. 130. Dieses Attribut kommt auch noch bei Darstellungen der Göttin aus griechisch-römischer Epoche vor: Arneth die Gold- und Silbermonumente in Wien Taf. S VII 90.

3) Layard the monuments of Nineveh pl. 71; Layard Niniveh und seine Ueberreste (deutsch von Meissner) Fig. 65a, 67. Vgl. p. 384.

4) Mon. dell' Inst. VIII Taf. XLIII 1.

5) Mon. dell' Inst. X Taf. XXXI 1.

suchte Nachweis, dass diese Schalen und überhaupt die ihnen verwandten Industrieprodukte italischer Provenienz aus Fabriken der westlichen Phönikier d. i. aus Karthago oder seinen Kolonien stammen, hat neuerdings mannigfache Bestätigung erfahren¹⁾. Demnach spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass eine dem Pileus entsprechende Mütze auch von den Karthagern getragen wurde.

Auf assyrischen Denkmälern erscheint die steife kegelförmige Mütze als eine weit verbreitete Kopftracht. Wenn sie gewöhnlich an dem unteren Rande von mehreren Streifen umgeben ist²⁾ (Fig. 2), so lässt sich diese Erscheinung am Besten daraus erklären, dass ein structurives Element, welches ursprünglich an jener Stelle angebracht war, sei es eine Binde, sei es ein Diadem, in ein ornamentales verwandelt wurde. Aus einer solchen Mütze hat sich auch die Kopftracht der assyrischen Könige entwickelt. Der Zeugtrichter wurde unweit des oberen Endes in das hohle Innere hineingedrückt, so dass die Spitze über den Rand der Einsenkung hervorragte. Auf den älteren Denkmälern, den in dem Nordwestpalaste von Nimrud gefundenen, ist die derartig gestaltete Mütze von einem offenbar metallenen Diademe umgeben, von welchem zwei lange Bänder über den Nacken herabfallen³⁾ (Fig. 3). Da das Diadem von dem Könige bisweilen allein d. h. ohne die Mütze getragen

1) Ann. dell' Inst. 1876 p. 215 ff.; 1879 p. 6 ff. Besonders wichtig ist es, dass Renan in der Gazette archéologique 1877 p. 18 in der phönikischen Inschrift, welche auf einer der bei Palestrina gefundenen Schalen (Mon. dell' Inst. X Taf. XXXII 1, 1a = Gaz. arch. 1877 pl. V) eingravirt ist, eine karthagische Eigenthümlichkeit erkannt hat.

2) Z. B. Layard the monuments of Nineveh pl. 10, 11, 13, 14, 16—24, 26, 28 u. s. w. Layard Niniveh und seine Ueberreste (Deutsch von Meissner) Fig. 11, 16, 19, 21, 48—51, 54, 57 u. s. w.

3) Z. B. Layard the mon. of Nineveh pl. 5, 15, 34, 82; Layard-Meissner Fig. 14, 42a.

wird¹⁾ (Fig. 4), so ergibt sich, dass dasselbe ein besonderes und von der Mütze unabhängiges Schmuckstück war. Anderer Seits lassen die von dem Diadem herabfallenden Bänder deutlich erkennen, dass dieser Kopfschmuck aus einer Zeugbinde entstanden ist. Der das Haupt umgebende Zeugstreifen wurde in die Metallotechnik übertragen, dagegen in den an dem Metallstreifen angebrachten Bändern das ursprüngliche Motiv festgehalten²⁾. Auf den jüngeren assyrischen Bildwerken verschwindet diese Reminiscenz der Binde und erscheint die Mütze des Königs von einem bänderlosen Diadem umgeben³⁾ (Fig. 5). Wenn ferner der ältere Typus der assyrischen Königsmütze an dem oberen Rande, der jüngere an derselben Stelle und in der Mitte mit einem Ornamentstreifen geschmückt ist, so erinnern diese Motive an das reifenartige Band, welches den etruskischen Pileus in der Höhe des Scheitels umgiebt. Noch näher steht der italischen Kopftracht in dieser Hinsicht die Tiara oder Kidaris der Perserkönige, eine steife kegelförmige Mütze, um die eine blau und weisse Binde geschlungen war⁴⁾.

1) Layard pl. 31, Layard-Meissner Fig. 18.

2) Der Uebergang von der Binde zu dem Diademe lässt sich auch vortrefflich veranschaulichen durch den Schmuck des von Layard pl. 92 abgebildeten Kopfes. Der hintere Theil des Schmuckes besteht aus einer gewundenen Binde. In der Gegend des Ohres geht diese Binde über in einen Streifen, auf welchen drei offenbar metallene Rosetten aufgesetzt sind.

3) Layard pl. 72, 77, 80; Layard-Meissner Fig. 19, 42b.

4) Ueber die ursprünglich verschiedene Bedeutung von Tiara und Kidaris vgl. Charles Lenormant in den *Ann. dell' Inst.* 1847 p. 374, wo auch die Angaben der Schriftsteller und die damals zugänglichen bildlichen Darstellungen der Kopftracht des Grosskönigs behandelt sind (p. 375 ff). Besonders wichtige Stellen: Aeschyl. *Pers.* 661; Aristoph. *av.* 486; Xenoph. *anab.* II 5; Arrian. *anab.* III 25, 3; VI 29, 3; Se-

Die Annahme, dass auch die Mütze, welche wir als die phrygische zu bezeichnen pflegen, allmählig aus dem alten gesteiften Typus entstanden ist, wird in diesem Zusammenhange kaum mehr zweifelhaft scheinen. Besonders beachtenswerth unter den bildlichen Darstellungen dieser Art ist die Mütze, welche König Midas auf Münzen von Prynnessos trägt¹⁾ (Fig. 10). Aehnlich wie der etruskische Pileus ist sie oberhalb des Scheitels mit einem Gefüge von Bändern umgeben, wogegen ein an dem unteren Ende sichtbares reifenartiges Motiv ein schmales metallenes Diadem auszu- drücken scheint. Schliesslich sei hier noch die älteste bildliche Darstellung, welche von der alten asiatischen Kopftracht vorliegt, erwähnt. Es ist dies die hohe steife Mütze, welche die Turischa auf den Reliefs von Medinet-Abu tragen

neca de benef. VI 31. Die Binde ist bezeugt von Curtius de gest. Alex. III 3, 19 (cidarim Persae vocabant regium capitis insigne: hoc caerulea fascia albo distincta circumibat) und Xenophon Cyrop. VIII 3,13 (εἰλεε δὲ καὶ διούδημα περὶ τῆς τιάρας). Auf dem persischen Reichsgelde (Mionnet descr. VII pl. XXXVI 1; Curtius die knieenden Figuren der altgriech. Kunst Fig. 1, 19; Head the coinage of Lydia and Persia pl. I 14—29 und die folgenden Tafeln) ähnelt die Mütze der der assyrischen Könige, ist aber oben ausgezackt. Dareios des Hystaspes Sohn scheint auf dem Relief von Behistan eine niedrige Mütze, die von einem breiten Diadem umgeben ist (Flandin et Coste voyage en Perse Vol. I pl. 18; Schnaase Gesch. d. bildenden Künste I^e p. 208 Fig. 42) zu tragen. Die griechischen Vasenmaler behandeln das königliche Abzeichen selbstverständlich in sehr freier Weise, so auch der Künstler der Dareiosvase (Mon. dell' Inst. VIII Taf. L—LII). Auf dem pompeianischen Mosaik mit der Alexanderschlacht (Denkm. d. a. K. I Taf. LV 273) hat die Mütze, entsprechend den Angaben der Schriftsteller, die Form eines breiten aufrecht stehenden Kegels, ist aber von einem schleierartigen Tuche umgeben, welches die unmittelbar an der Mütze angebrachten Motive verhüllt.

1) Mionnet description IV p. 357 n. 922, Ann. dell' Inst. 1847 Tav. d'agg. U 5.

(Fig. 1) — Denkmälern, die unter Ramses III, also im 13. Jahrhundert v. Chr., ausgeführt sind¹⁾.

Es wäre noch zu erörtern, ob jene Kopfbedeckung auf asiatischem Boden entstanden oder aus einem älteren Kulturlande, nämlich aus Aegypten, wo die weisse oder oberägyptische Krone (Hezet) eine ganz ähnliche Form hatte, dorthin eingeführt ist. Doch wird hiervon besser Abstand genommen, da eine derartige Untersuchung eng zusammenhängt mit der sehr schwierigen Frage, in wie weit die Kultur des Nilthales den Beginn der Civilisation, welche sich in dem Gebiete des Euphrat und Tigris entwickelte, beeinflusst hat — einer Frage, bei der wir vor der Hand mehr auf Ahnungen als auf wissenschaftliche Beweisführung angewiesen sind.

Untersuchen wir nunmehr, ob und wann die altasiatische Kopftracht in Griechenland Eingang fand, so sind zunächst einige Denkmäler auszuschliessen, die zu falschen Schlüssen Veranlassung geben könnten. Dies gilt von einem bärtigen Kopfe aus Elfenbein oder Knochen, der in einem uralten Grabe bei Spata in Attika²⁾, und von einem geschnittenen Steine, einem Karneol, der in den Schliemannschen Ausgrabungen auf dem Burghügel von Mykenae gefunden wurde³⁾. Der Kopf ist mit einer hohen kegelförmigen Mütze bekleidet, um die in gleichmässigen Entfernungen vier horizontale Bänder geschlungen sind. Auf dem Steine von Mykenae ist eine Kämpfergruppe einge-

1) Vgl. Chabas études sur l'antiquité historique 2. ed. p. 295, 297; Gazette archéol 1878 p. 109. Die Turischa sind ein asiatisches Volk: Brugsch Geschichte Aegyptens p. 577 ff.

2) Bulletin de correspondance hellénique II pl. 18, 2.

3) Die Abbildung bei Schliemann Mykenae p. 233 Fig. 313 ist ganz ungenau und lässt u. a. die spitze Mütze des bärtigen Kriegers aus. Im Obigen sind die Notizen mitgetheilt, die ich angesichts des Originals niedergeschrieben.

schnitten: Ein aufrecht vorschreitender bärtiger Mann stösst das Schwert (mit runder Parirstange) in den Hals eines mit einem engen Chiton bekleideten Gegners, der gebeugten Oberkörpers vor ihm steht; beide Figuren sind von Mänteln umwallt; der Bärtige trägt eine hohe spitze Mütze, die mit einer Binde umwunden ist. Doch beweisen diese Denkmäler keineswegs, dass eine derartige Kopftracht in Attika und in Argolis getragen wurde, da beide voraussichtlich nicht in Griechenland gearbeitet, sondern aus dem Orient dorthin importirt sind. Ebenso wenig Gewähr bietet es, wenn das Idol der troischen Athene auf einer rothfigurigen Vase¹⁾ und in den polychromen Thonreliefs eines bei Canosa gefundenen Kruges²⁾ die asiatische Kopfbedeckung trägt. Allerdings pflegt die Kunst bei der Darstellung alter Götterbilder mancherlei primitive Eigenthümlichkeiten wiederzugeben. Da es sich aber um ein troisches Idol handelt, so liegt der Gedanke nahe, dass das genannte Attribut beigefügt ist nicht aus archaisirender Absicht, sondern einfach um das Götterbild als ein asiatisches zu kennzeichnen. Ganz werthlos ist endlich die Angabe eines lateinischen Grammatikers³⁾, dass die Dioskuren mit dem Pileus dargestellt würden, weil dieser zu der Kriegstracht der Lakonier gehört habe. Die Annahme, dass die Lakonier mit dem Pileus auf dem Haupte in das Feld gezogen seien, wird durch kein anderweitiges schriftliches oder monumentales Zeugnis bestätigt und auch der Versuch diese Sitte auf die Angabe des Grammatikers hin in die Urzeit zurückzuverlegen stösst auf unübersteigliche Schwierigkeiten. Da nämlich die Dioskuren auf den älteren Denkmälern und im Besonderen auf den bemalten Vasen niemals

1) Denkm. d. a. Kunst I Taf. I 7.

2) Bull. dell' Inst. 1880 p. 131.

3) Paul. Diac. exc. p. 207: Pillea Castori et Polluci dederunt antiqui, quia Lacones fuerunt, quibus pilleatis pugnare mos est.

mit dem Pileus dargestellt sind, so dürfen wir annehmen, dass dieses Attribut erst in verhältnissmässig später Zeit auf das göttliche Brüderpaar übertragen ist, dass es also mit der primitiven lakonischen Sitte nichts zu thun hat. Ausserdem liegt es ungleich näher in diesem Pileus statt eines kriegerischen Abzeichens die Schiffermütze zu erkennen, die ganz geeignet war, die Dioskuren in ihrer Eigenschaft als rettende Götter der Seefahrer zu bezeichnen. Hiernach spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass die den lakonischen Pileus betreffende Angabe nicht aus der Ueberlieferung geschöpft ist, sondern auf einem jener willkürlichen Schlüsse beruht, zu denen sich die alten Grammatiker, galt es eine Hypothese zu begründen, nur allzuoft herbeiliessen.

Anders verhält es sich dagegen mit uralten thönernen und bronzenen Figuren von Kriegerern und Wagenlenkern, Denkmälergattungen, deren Kenntniss wir im Besonderen den Ausgrabungen von Olympia verdanken¹⁾. Da derartige Figuren in der tiefsten die Altäre umgebenden Kulturschicht und unter den Fundamenten des Heraion²⁾ gefunden wurden, so ergibt sich, dass die beiden durch diese Exemplare dargestellten Typen in altersgraue Epoche hinaufreichen, in eine Epoche, die vermuthlich vor die Entstehung der homerischen Gedichte fällt. Wenn Furtwängler³⁾ in diesen Denkmälergattungen die Erzeugnisse einer lokalen Fabrik erkennt, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Die Krieger tragen öfters eine hohe steife kegelförmige

1) Furtwängler die Bronzefunde aus Olympia (Abhandlungen der kgl. Akademie d. Wiss. zu Berlin 1879) p. 29 ff. Ein ähnlicher Krieger wurde von Schliemann auf der Akropolis von Tiryns in einer Schicht gefunden, welche urthümliche Thonfiguren und Scherben von Vasen mit geometrischer Decoration enthält. Schliemann Mykenae p. 16 n. 12; wiederholt durch unsere Fig. 11.

2) Furtwängler a. a. O. p. 29, 30.

3) A. a. O. p. 31, 32.

Mütze¹⁾ (Fig. 11). Die der Wagenlenker zeigt einen ähnlichen Stil, ist aber unmittelbar über der Stirn nach rückwärts gebogen, sodass die Seitenumrisse der Mütze, wenn diese im Profil gesehen wird, zwei Curven bilden, die an der Spitze zusammenlaufen²⁾ (Fig. 12). Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass diese rückwärts gebogene Mütze aus der geraden, kegelförmigen, wie sie von den Kriegerern getragen wird, abgeleitet ist. Da die Lenker bei raschem Fahren mit geneigtem Oberkörper und vorwärts gestrecktem Kopfe auf den Wagen standen³⁾, so würde eine kegelförmige Mütze, die in schiefer Richtung von dem Kopfe emporragte, die freie Bewegung der Hände nach oben zu beeinträchtigt haben, würde sie z. B. hinderlich gewesen sein, wenn es galt durch plötzliches Emporreissen der Zügel bis zu der Höhe des Kopfes den Sturz eines Pferdes zu verhüten. Diesem Uebelstande wurde durch das Umbiegen des Kegels in der einfachsten Weise begegnet.

Derartige Figuren von Kriegerern und Wagenlenkern sind aber die einzigen Denkmäler, welche bezeugen, dass die asiatische Mütze in der uralten Zeit, in der Griechenland von dem Orient die ersten Anregungen zu einer höheren Civilisation erhielt, von den griechischen Männern angenommen wurde⁴⁾. In den homerischen Gedichten wird sie,

1) Z. B. Ausgrabungen zu Olympia Band IV Taf. XXI.

2) Ausgrabungen zu Olympia Band III Taf. XXIV B, 1; Band IV Taf. XXI. Vielleicht soll das hakenartige Motiv, welches an dem Scheitel der Wagenlenker auf einer geometrischen bei dem Dipylon gefundenen Vase sichtbar ist, eine derartige Mütze ausdrücken (Mon. dell' Inst. VIII Taf. XXXIX).

3) Vgl. z. B. die Wettfahrer auf der korinthischen Vase Mon. dell' Inst. X Taf. IV, V B.

4) Wenn in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. wiederum ein vereinzeltes Auftreten der asiatischen Kopftracht in Griechenland nachweisbar ist, so genügt es mit wenigen Worten auf diese Erschein-

wo es sich um Männertracht handelt, nirgends erwähnt. Ebenso schweigen davon die zahlreichen und zum Theil

ung hinzuweisen, da sie mit der Untersuchung über die Herkunft des italischen Pileus nichts zu thun hat. Nachdem um die Mitte jenes Jahrhunderts in Attika mancherlei orientalische Kleidungsstücke in die Mode gekommen waren, (vgl. Helbig Untersuchungen über die campanische Wandmalerei p. 170; von Wilamowitz-Moellendorff philologische Untersuchungen I p. 76), wagten es prunkliebende Leute wie der Maler Apollodoros (Hesych. s. v. *σκιαγραπίαν*). Der Versuch Osanns in Schorns Kunstblatt 1830 n. 84 die Angabe auf ein Missverständnis zurückzuführen scheint doch allzu gewaltsam), Alkibiades und Kallias ihr Haupt mit der hohen asiatischen Mütze zu schmücken (vgl. Brunn Gesch. d. gr. Künstler II p. 75). Diese orientalisirenden Erscheinungen in dem damaligen Kostümwesen wurden auch von der Kunst verwerthet. Vielleicht geschah dies bereits in der Wandmalerei des Polygnot (Plin. XXXV 58: *primus mulieres tralucida veste pinxit, capita earum mitris versicoloribus operuit*). Jeden Falls tragen auf dem Parthenonsfriesie einige Reiter eine Mütze, welche der leichten in freien Falten brechenden persischen entspricht (Michaelis Parthenon Taf. 9 Platte IV 8, Platte VIII 15; Taf. 10 Platte I 2—4; Taf. 13 Platte XXXV 108, Platte XXXVIII 117, Platte XXXVIII 120. Vgl. den hintersten Komasten auf dem Vasenbilde Ann. dell' Inst. 1879 Tav. d'agg. U). Auf bemalten Vasen ferner, deren Stil auf die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts hinweist, kommt bisweilen eine hohe steife Mütze vor, welche an den ursprünglichen asiatischen Typus erinnert. Sie wird von siegreichen Athleten getragen und scheint zu den diesen verliehenen Preisen zu gehören (Duc de Luynes descr. de quelques vases pl. 45 = Arch. Zeit. 1853 Taf. 5; Bull. dell' Inst. 1871 p. 122, wo die Mütze in einen stabartigen Aufsatz ausläuft, der an die Virga der römischen Priester erinnert). Doch haben diese Vasen mit der Untersuchung, wann und von wem die Etrusker und Römer den Pileus entlehnten, nichts zu thun; denn einer Seits gehören sie einer jüngeren Epoche an, als die ältesten etruskischen Denkmäler, auf denen der Pileus vorkommt, und anderer Seite ist es unglaublich, dass eine in dem griechischen Kultuskreise nur ganz vereinzelt auftretende Erscheinung die etruskische wie die latinische Tracht bestimmte. Der letztere Gesichtspunkt gilt auch für eine in Dodona gefundene archaische Bronzefigur, welche einen mit einem langen Chiton und pileusartiger Mütze bekleideten Mann darstellt (Carapanos Dodona pl. X 2) — ein Typus, für den es an jeglicher Analogie gebricht.

recht ausführlichen Schilderungen, welche von dem altionischen Kleiderluxus vorliegen¹⁾. Auch auf den bemalten griechischen Vasen, welche der Entstehungszeit der homerischen Gedichte nahe stehen, kommt die genannte Kopfbedeckung nirgends vor. Endlich scheint es bedeutsam, dass das asiatische Attribut in den hellenischen Priestertrachten fehlt, während es doch bekannt ist, dass auch die Griechen in diesen Trachten mancherlei primitive Eigenthümlichkeiten festhielten²⁾. Hiernach dürfen wir annehmen, dass sich die hohe steife Mütze, nachdem sie aus Asien nach Griechenland eingeführt worden war, in der dortigen Männertracht nur kurze Zeit erhielt und dass sie in der homerischen oder zum Mindesten in der unmittelbar folgenden Epoche, über deren Sitten wir durch die alten melischen, rhodischen, chalkidischen und korinthischen Vasen unterrichtet sind, bereits daraus verschwunden war.

Dagegen beweist eine Stelle des Ilias³⁾ auf das Schlagendste, dass die asiatische Kopftracht zur Zeit, als die homerischen Gedichte entstanden, von den griechischen Frauen getragen würde.

Der Dichter schildert, wie Andromache, als sie den Tod des Hektor vernimmt, von Verzweiflung ergriffen, ihren Kopfschmuck herabreisst:

τῆλε δ' ἀπὸ κρατὸς βάλε δέσματα σιγαλόεντα,
 ἄμπικκα, κεκρύφαλόν τ' ἠδὲ πλεκτὴν ἀναδέσμιην
 κρήδεμνόν θ', ὃ ῥά οἱ δῶκε χρυσέη Ἀφροδίτῃ.

1) So im Besonderen Athen, XII cap. 26, 28—30.

2) Plutarch. quaest. graec. LVIII (p. 304 c) berichtet, der Heraklespriester zu Antimacheia auf Kos opfere in weiblicher Kleidung und mit einer Mitra um den Kopf. Doch beweisen die Worte τὴν μεγάλην ἀναδούμενος μίτρα, dass μίτρα an dieser Stelle nicht eine Mütze, sondern eine Binde bezeichnet. Wenn die älteren Abbildungen der Tabula iliaca von Bovillae (O. Jahn griechische Bilderchroniken Taf. I) dem Kalchas eine pileusartige Mütze geben, so ist dies ein Zeichenfehler, wie der Vergleich der genauen Publication bei Jahn a. a. O. Taf. I* beweist.

3) XXII 468 ff.

Da die Ilias keinen Unterschied zwischen achäischer und troischer Sitte kennt, so ist es zunächst gewiss, dass die der Andromache beigelegte Tracht damals auch von den Ionierinnen getragen wurde. Ebensowenig kann über drei der von dem Dichter namhaft gemachten Toilettengegenstände ein Zweifel obwalten. Ampyx ist ein Diadem, also ein ähnliches Schmuckstück wie die Stephane¹⁾, Kekryphalos eine Haube, Kredemnon ein der Rica und dem Flammeum entsprechendes mantelartiges Kleidungsstück, das gewöhnlich über den Kopf gezogen getragen wurde, aber das Gesicht frei liess. Grössere Schwierigkeiten verursacht dagegen die Bestimmung der plekte Anadesme. Nach ihrer Etymologie bezeichnen die beiden Worte eiuem geflochtenen

1) Der Ampyx war nach Hymn. hom. VI (in Venerem) 5 τὴν δὲ χρυσάμπυρες Ὠραι δέξαντ' ἀσπασίως, περι δ' ἄμβροτα εἶματα ἔσαν κρατὶ δ' ἐπ' ἀθανάτω στεφάνην εὐτυκτον ἔθικαν καλήν, χρυσείην. . . . aus Gold gearbeitet. Das Gleiche ergibt sich aus derselben Stelle für die Stephane (Il. XVIII 597). Mit der Annahme, dass die letztere aus Metall bestand, stimmt die Thatsache, dass στεφάνη in der Ilias (VII 12) auch den ehernen Helmrand und zweimal (X 30, XI 96) als pars pro toto den Helm bezeichnet. Da der Hymnos auf Aphrodite den Horen goldene Ampykes, der Aphrodite dagegen eine goldene Stephane zuschreibt, so scheint es, dass die letztere als der glänzendere und vornehmere Kopfschmuck galt. Vermuthlich ist der Ampyx das schmale Diadem, welches z. B. schon auf den alten melischen Vasen (Conze melische Thongefässe Taf. IV) vorkommt, die Stephane dagegen das hohe Diadem, mit dem alte Idole (z. B. Panofka Terracotten des Museums zu Berlin Taf. I 2, 3, II; Gerhard gesammelte akad. Abhandlungen Taf. XXII 1, 5) und besonders häufig Frauenköpfe ausgestattet sind, welche die Mittelpunkte archaischer Stirnziegel bilden. Ueber στέφανος vgl. oben Seite 508. Das Epitheton εὐστέφανος ist in dem homerischen Epos der Artemis (Il. XXI 511), der Aphrodite (Od. VIII 267), der Kythereia (Od. VIII 288, XVIII 193), der Heroine Mykene (Od. II 120) und der Stadt Theben (Il. XIX 99) beigelegt. Die Hymnen geben es der Demeter (V in Cerer. 236, 307, 470) und der Kythereia (IV in Ven. 6, 175, 287).

Gegenstand, welcher in die Höhe gebunden ist oder etwas in die Höhe bindet¹). Man pflegt demnach in der plekte Anadesme eine zum Aufbinden des Haares bestimmte Vorrichtung zu erkennen²). Wer jedoch in unbefangener Weise die betreffenden Verse der Ilias prüft, wird sich sofort von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht überzeugen. Da nämlich Andromache eine Haube (Kekryphalos) trug, so versteht es sich, dass diese Haube das Haar zum grössten Theile bedeckte, dass also ein Band oder Bändergefüge, welches die Haare unter der Haube aufband, wenig oder gar nicht sichtbar war. Der Annahme aber, die plekte Anadesme sei ein derartiges unscheinbares Band oder Bändergefüge gewesen, widerspricht auf das Entschiedenste die Thatsache, dass die Anadesme nach den ausdrücklichen Worten des Dichters zu den *δέσματα σιγαλόεντα* gehörte, also ein Gegenstand von hervorstechender decorativer Wirkung war. Ebenso wenig befriedigt eine Vermuthung Böttigers³). Dieser Gelehrte verweist auf eine in dem Dresdner Antikencabinet befindliche weibliche Bronzefigur⁴). Die Haube, welche sie trägt, ist an der Rückseite des Kopfes geöffnet und die aus der Oeffnung herausquellenden Haarmassen sind an dem äussersten Ende vermöge eines Bändchens in einen kleinen zopfartigen Büschel zusammengefasst. Ein solches

1) Bopp vergleichende Grammatik III³ p. 177 ff.; Zeitschrift für vergl. Sprachforschung X p. 452; G. Curtius Studien zur gr. und lat. Grammatik V p. 64.

2) Heyne zu Homeri carmina II p. 533, VIII p. 344; Friedreich die Realien in der Iliade und Odyssee 2. Aufl. p. 239. Die Bemerkung der Schol. zu Il. XXII 469: *ἀναδέσμη δὲ λέγεται σιγὰ ἢ κύκλῳ περὶ τοὺς κροτάφους ἀναδοῦνται. καλεῖται δὲ ἐπ' ἐνίων καλαυδάκη (καλυνδεύκη V., calantica Heyne a. a. O. VIII p. 344)* ist zu unbestimmt gefasst, um davon Gebrauch machen zu können.

3) Kleine Schriften III p. 294.

4) Montfaucon l'antiquité expliquée I 2 pl. CCXIII 1; Hettner Bildwerke des kgl. Antiquariums zu Dresden 2. Aufl. p. 114, 438.

Bändchen soll nach Böttigers Ansicht die plekte Anadesme gewesen sein. Doch ist eine Figur vorgeschrittenen Stiles wie die Dresdner möglichst wenig geeignet, die homerische Tracht zu veranschaulichen, und erscheint jenes Bändchen keineswegs als das hervorstechende Toilettenstück, auf welches die Worte der Dichtung hinweisen. Ausserdem ergibt sich aus der Stelle der Ilias, dass die plekte Anadesme hastig und mit einem Griffe von dem Haupte herabgerissen werden konnte, wogegen die Entfernung jenes Bändchens nur vermöge einer zeitraubenden Operation, nämlich durch Aufknüpfen, möglich war. Der Versuch endlich von Gladstone und Schliemann¹⁾, den fraglichen Gegenstand in goldenen Stirnbändern zu erkennen, die bei den von dem letzteren Gelehrten auf dem Burghügel von Mykenai angestellten Ausgrabungen gefunden wurden, schwebt vollständig in der Luft, da jene Stirnbänder aus Streifen aus Goldblech bestehen, auf die das Adjectiv *πλεκτή* „geflochten“ in keiner Weise passt.

Dagegen fallen alle diese Schwierigkeiten weg, wenn wir in der plekte Anadesme ein ähnliches Band erkennen wie das, welches den Tutulus der Etruskerinnen in der Höhe des Scheitels umgiebt. Dieses Band, welches plastische und coloristische Abwechslung in den Kegel der Haube bringt, ist ein Motiv von hervorstechender decorativer Wirkung. Da es die Haube umgab, so konnte es mit einem Griffe zugleich mit der Haube von dem Kopfe entfernt werden. Da es ferner an einer hohen Stelle der Haube angebracht war, so stimmt hiermit die Bildung des Substantives Anadesme. Das Gleiche gilt von dem Adjektive; denn das Band ist öfters auf etruskischen Denkmälern charakterisirt als aus verschiedenen in einander gewundenen oder gefloch-

1) Schliemann *Mykenae* p. 287, Gladstone in der Vorrede dazu p. XXIV. Abbildungen p. 285 n. 358.

tenen Zeugstreifen bestehend¹⁾. Ist hiermit die plekte Anadesme richtig erklärt, dann stellt sich zugleich in bestimmter Weise die Form des homerischen Kekryphalos heraus. Dieser war weit verschieden von der leichten, in organischer Weise die Kopfformen begleitenden Haube, wie sie auf den Denkmälern der Blüthezeit vorkommt, einer Kopfbedeckung, bei der jenes Band nirgends nachweisbar ist und bei der es eine stilistische Dissonanz darstellen würde. Vielmehr war der damalige Kekryphalos eine hohe steife Haube gebundenen asiatischen Stiles ähnlich dem Tutulus der etruskischen und der römischen Matrone. Da ferner Andromache mit den anderen Bestandtheilen der Kopftracht auch das Kredemnon von dem Haupte herabreißt, so ergibt sich, dass sie das letztere über die Haube gezogen hatte, wie in der Regel die auf den ältesten cornetaner Grabgemälden dargestellten Frauen den Mantel, wie die Flaminica die Rica, die römische Braut das Flammeum. Was endlich den Ampyx betrifft, so ist er identisch mit dem metallenen Diadem, welches bisweilen auf den cornetaner Grabgemälden und überhaupt auf altetruskischen Denkmälern an die Stelle der gewöhnlich vorkommenden Binde tritt²⁾. Demnach stimmt die Kopftracht der Andromache in allen einzelnen Bestandtheilen mit der altetruskischen überein und lässt sich auch sie auf das Deutlichste durch die cornetaner Grabgemälde veranschaulichen.

Indess scheint es, dass diese complicirte Kopftracht bei den Griechinnen des homerischen Zeitalters keineswegs so allgemein gebräuchlich war, wie bei den Etruskerinnen und Römerinnen der vorclassischen Epoche. In der Ilias³⁾ wird ausführlich die Toilette geschildert, welche Hera macht,

1) Z. B. Micali storia Taf. XXIX 2, XXXI 3, XXXIII 1, 2.

2) Vgl. oben Seite 514, 528..

3) Il. XIV 169 ff. Vgl. auch Il. XXII 406.

um den Zeus auf dem Ida zu besuchen, dabei aber die Haube nicht erwähnt. Vielmehr scheint es nach dieser Schilderung, dass die Göttin das Kredemnon unmittelbar auf die künstlich geflochtenen Locken auflegt. Betrachten wir ferner die griechischen Denkmäler, welche über die Sitten der auf die homerische folgenden Epoche Aufschluss geben, so ist auf ihnen kein Beispiel der hohen Haube nachweisbar. Kommt eine solche Haube auf einer dunkelfigurigen Vase vor, dann stellt es sich bei eingehenderer Prüfung stets heraus, dass das betreffende Gefäss mit Sicherheit oder grösster Wahrscheinlichkeit einer etruskischen Localfabrik zuzuweisen ist.

Wenn wir hiernach annehmen dürfen, dass die asiatische Kopftracht von den Griechen, als sie die westlichen Länder des Mittelmeergebietes zu colonisiren anfangen, bereits aufgegeben worden war, so scheint es zweifelhaft, ob die Verbreitung dieser Tracht in Etrurien und in Latium, wo sie von Männern wie von Frauen getragen wurde, der hellenischen Colonisation zuzuschreiben ist, und darf demnach die Frage aufgeworfen werden, ob nicht etwa die Karthager die Vermittler waren. Dass die östlichen Phönikier, Männer wie Frauen, eine dem Pileus oder Tutulus entsprechende Kopfbedeckung trugen, ist bewiesen¹⁾. Was aber für die östlichen Phönikier gilt, darf mit grösster Wahrscheinlichkeit auch bei ihren westlichen Stammesgenossen vorausgesetzt werden. Jeden Falls steht es fest, dass die Karthager mindestens schon im 6. Jahrhundert v. Chr. mit Etruskern und Latinern einen regen Handelsverkehr unterhielten, dass ihre Waaren innerhalb dieser Periode in Caere und Präneeste zeitweise zum Nachtheile der Griechen den Markt beherrschten²⁾. Ferner ist es bekannt, dass die Weberei

1) Oben Seite 529—531.

2) Ann. dell' Inst. 1876 p. 245 ff.

und die Herstellung von Kleidern zu den blühendsten Zweigen der karthagischen Industrie gehörte¹⁾. Hiernach ist die Vermuthung, dass die ersten Pilei und die ihnen entsprechenden Frauenhauben von den Karthagern nach Italien eingeführt wurden, nicht so abnorm, als es bei flüchtiger Betrachtung scheinen mag. Wird doch auch angenommen, dass das lateinische *tunica* unter Abwerfung der ersten tieftonigen Sylbe gebildet ist aus dem semitischen Worte, welches in dem Althebräischen *kuttonet*, in dem Chaldäischen *kittun* lautet²⁾ — eine Annahme, die, falls sie sich bestätigt, einen hervorragenden Einfluss der Karthager auf das atlantische Kostümwesen beweisen würde.

Wann die asiatische Kopftracht in Italien Eingang fand, lässt sich mit den vorliegenden Mitteln nicht bestimmen. Doch müssen bei dieser Frage polychrome Ziegelplatten berücksichtigt werden, mit denen die Wände zweier caeretaner Gräber incrustirt waren. Die eine Serie gelangte aus der Sammlung Campana in der Louvre³⁾, die andere, die leider nur durch eine sehr ungenaue Beschreibung⁴⁾ bekannt ist, befindet sich in dem Besitze des Fürsten Ruspoli. Dass die Malerei der campanaschen Platten auf ein früheres Stadium hinweist, als die der ältesten bemalten Gräber von Corneto, ist allseitig anerkannt⁵⁾ und das Gleiche gilt von den ruspolischen Exemplaren, die in Stil wie in Technik mit jenen die engste Verwandtschaft verrathen. Hiernach sind die beiden Serien ganz geeignet, die etruskische Sitte in

1) Blümner die gewerbliche Thätigkeit p. 2 ff., Büchschütz die Hauptstätten des Gewerbflusses im cl. Alterthum p. 63.

2) Movers die Phönizier III 1 p. 97.

3) Mon. dell' Inst. VI Taf. XXX; de Longpérier Musée Napoléon III pl. LXXXIII.

4) Von Brizio in dem Bull. dell' Inst. 1874 p. 128—130.

5) Ann. dell' Inst. 1859 p. 325 ff., 1863 p. 341, 1866 p. 423.

einer früheren Epoche als der, welcher die ältesten cornetaner Grabgemälde angehören, zu vergegenwärtigen. Was zunächst die campanaschen Platten betrifft, so geben sie leider keinen Aufschluss darüber, ob damals die asiatische Kopftracht in Caere üblich war oder nicht. Wenn ein auf einer dieser Platten dargestelltes weibliches Idol mit einem Tutulus und einem Diadem ausgestattet ist (Fig. 13), so beweist dies nichts für die Sitte des damaligen Lebens; denn das Idol kann in Caere aus dem Auslande eingeführt oder sein Typus aus einem fremden Kultus entlehnt sein. Ebenso wenig aber darf aus der Thatsache, dass alle auf jenen Platten dargestellten Männer und Frauen ohne jeglichen Kopfschmuck und die Frauen mit herabhängendem Haare auftreten, der Schluss gezogen werden, dass der Pilens und die ihn begleitenden Motive damals noch nicht gebräuchlich waren. Ein solcher Schluss wäre bei dem Charakter der dargestellten Handlung sehr bedenklich. Da nämlich jene Männer und Frauen beschäftigt sind, ein Todtenopfer darzubringen, so kann das Fehlen des Kopfschmuckes mit gleichem Rechte als ein Zeichen der Trauer aufgefasst werden. Anders würde es sich verhalten, wenn es sicher beglaubigt wäre, dass eine polychrome Thongruppe, welche einen Mann und eine Frau neben einander auf einem Pfühle gelagert darstellt¹⁾, aus demselben Grabe stammt wie jene Platten. Der Kopf der Frau nämlich ist mit einem Tutulus und einem hohen denselben umgebenden Diademe geschmückt. Doch beruht jene Provenienzangabe lediglich auf der mündlichen Ueberlieferung der Custoden des Museo Campana und wird ihre Richtigkeit von dem Grafen Cini, der bei den von Campana in der caeretaner Nekropole veranstalteten Ausgrabungen zugegen war und dem ich mancherlei schätzbare Mittheilungen über den an Ort und Stelle beobachteten

1) Mon. dell' Inst. VI Taf. LIX; de Longpérier Mus. Napoléon pl. LXXXX.

Thatbestand verdanke, ausdrücklich geläugnet. Was ferner die ruspolischen Platten betrifft, so schildert ihre Malerei offenbar Scenen aus dem Tottenkultus¹⁾ und kann demnach die Thatsache, dass drei Frauengestalten mit blossem Kopfe und gelöstem Haare dargestellt sind, ebenfalls mit der bei der Trauer beobachteten Sitte in Beziehung gebracht werden. Von den beiden männlichen Figuren, die an der Handlung Theil nehmen, trägt die eine, welche ein von der Figur eines Stieres gekröntes Scepter schultert, einen niedrigen breitrempigen Hut, der in eine an die Virga der römischen Priester erinnernde Spitze ausläuft, die andere, welche in der Rechten einen laublosen Zweig hält, eine niedrige krempeulose Mütze, deren Volumen beträchtlicher ist, als das des darunter befindlichen Schädels. Der Gedanke liegt nahe, dass die beiden Figuren einen Priester und seinen Begleiter darstellen. Sollte sich diese Vermuthung bestätigen, dann würde sich ergeben, dass der Pileus damals noch nicht für alle caeretaner Priester obligatorisch war und dass ein der Virga entsprechender stabartiger Aufsatz schon vor der Einführung des Pileus zur Bezeichnung der priesterlichen Kopfbedeckungen diente.

1) Wenn Brizio Bull. dell'Inst. 1874 p. 132, 133 in der Darstellung der Platten eine Liebesbewerbung erkennen will, so ist eine derartige genrehafte Scene dem Charakter der altetruskischen Grabmalerei fremd. Ebenowenig Beifall werden seine Bemerkungen über die Symbolik des auf dem Scepter dargestellten Ochsen finden, der nach Brizios Annahme den Träger des Scepters als eine unangenehme und der Liebe der angeblich umworbenen Frau unwürdige Person charakterisirt. Doch ist eine besondere Widerlegung der einzelnen von ihm geltend gemachten Gesichtspunkte überflüssig, da die auf der zweiten Platte dargestellten Figuren, in denen Brizio Jünglinge erkennt, welche im Gegensatz zu dem Träger des Ochsen scepters der umworbenen Frau sympathisch wären, nach den Formen der Brust und der weissen Hautfarbe weiblich sind. Hiermit löst sich selbstverständlich das von Brizio erfundene Liebesidyll in Dunst auf.

Indess kann die Erklärung bei einer Darstellung, die wie diese vollständig vereinzelt dasteht und für die es an jeglichem Vergleichungspunkte gebricht, nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Es scheint demnach gerathen, weitere Entdeckungen abzuwarten und die Untersuchung auf Grundlage eines reicheren und ausgiebigeren Materiales neu aufzunehmen.

Uebrigens schliesst die Geschichte des altasiatischen Attributes nicht mit dem Zerfalle der classischen Welt ab, sondern reicht noch in das Mittelalter und die Neuzeit hinein. Doch wird man es bei dem in Rom herrschenden Litteraturmangel entschuldigen, wenn ich diesen Gegenstand nicht erschöpfe, sondern nur wenige Erscheinungen anführe, bei denen der Zusammenhang besonders klar in die Augen springt. Das Abzeichen der Bischöfe von Rom oder, wie sie später hiessen, der Päpste war ursprünglich eine spitze, kegelförmige, von einer Binde oder einem Diademe umgebene Mütze — ein Abzeichen, welches die christliche Kirche vermuthlich aus der Tracht des jüdischen Hohenpriesters entlehnte. Mit einer solchen Tiara sind die Päpste auf den Fresken von S. Clemente dargestellt, die von dem 8. bis zum 11. Jahrhundert herabreichen¹⁾. Sie erscheint noch in der italienischen Kunst des Duecento als das regelmässige Abzeichen der römischen Kirchenfürsten, wie es z. B. die giottesken Wandmalereien in S. Francesco zu Assisi beweisen. Die Angaben schwanken, ob die Ersetzung dieses älteren Typus durch die von einer zweifachen Krone umgebenen Tiara unter Nicolaus II (1059—1061) oder Boni-

1) *Revue archéologique* XXV (1873) pl. IV, X.

facius VIII (1294 — 1303) erfolgte¹⁾. Noch späteren Ursprunges ist die bis auf den heutigen Tag übliche mit den drei Kronen umgebene Tiara²⁾. Dass der Doctorhut ein direkter Abkömmling des Pileus Libertatis ist, beweist die Formel, unter deren Ausspruch er verliehen wird³⁾. Der mittelalterliche Brauch Bastarden bei der Legitimierung und Personen, die für infam galten, bei der Ehrlicherklärung einen Hut aufsetzen⁴⁾ erinnert an den Ritus der römischen Manumissio. Ferner wird es mit dem Pileus Libertatis zusammenhängen, wenn es nach altdeutschem Handwerksbrauche den Gesellen d. i. den ausgelernten und somit unabhängigen Handwerkern untersagt war, sich unbedeckten Hauptes auf der Strasse zu zeigen⁵⁾, wenn die spanischen Granden noch heut zu Tage das Privilegium haben, in Gegenwart ihres Königs den Hut aufzubehalten. In denselben Kreis gehört offenbar auch der „freie Hut“, welchen der deutsche Student bei dem Landesvater durchbohrt. Seit dem 16. Jahrhundert erscheint der antike Begriff des Pileus Libertatis den Gebildeten durch die humanistischen Studien vollständig geläufig. Das Manifest, durch welches König Heinrich II von Frankreich im Jahre 1552 sein

1) Gregorovius die Grabmäler der röm. Päpste p. 81, Geschichte der Stadt Rom V p. 10. Falls die erstere Angabe richtig ist, dann hat die Kunst länger als ein Jahrhundert an dem älteren Typus festgehalten.

2) Die Angaben von Gregorovius über den Urheber dieser Neuerung lauten widersprechend. In den Grabm. d. r. Päpste p. 81 schreibt er, Urban V (1362—1370) habe die dreifache Krone eingeführt. Dagegen giebt er p. 67 an, dass schon Innocenz IV auf dem ihm i. J. 1318 in S. Gennaro zu Neapel errichteten Grabmale damit geschmückt sei.

3) Christianus Biccus tractatio juridica de pileo, Halae Magdeburgicae 1636 (ob raritatem summam iterum edita, Datum der Vorrede 1680) Caput II Thes. X p. 17.

4) Biccus a. a. O. Thes. XV p. 21, 22.

5) Stahl das deutsche Handwerk p. 287 ff.

Bündniss mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen und den deutschen Lutheranern gegen Kaiser Karl V verkündete, führte als Frontispiz ein flatterndes Band mit der Inschrift LIBERTAS und darüber einen Pileus zwischen zwei Dolchen¹⁾, also dieselben Symbole, welche der jüngere Brutus auf seine Denare prägen liess. Eine Médaille; welche die Niederländer im Jahre 1654 zur Erinnerung an den Friedensschluss mit England schlagen liessen, stellt die Personificationen der beiden Staaten einander gegenüber. Jede der beiden Figuren trägt die Landesfahne und auf der Spitze derselben das Symbol der Freiheit, welches hier, der damaligen Tracht entsprechend, als ein niedriger breitrempiger Hut gebildet ist²⁾. Einen ähnlichen Hut hält die niederländische Magd auf Guldenstücken, deren Prägung im Jahre 1681 beginnt, auf der Lanzenspitze³⁾. Eine hervorragende Bedeutung jedoch gewann die Freiheitsmütze zur Zeit der französischen Revolution. Der Bonnet de la Liberté wurde eines der bezeichnendsten Symbole der welterschütternden Bewegung⁴⁾. In dem Siegel der Municipalität von Paris trat er an die Stelle der königlichen Krone. Die Freiheitsmütze, das Ruthenbündel, die Wage und der Eichenkranz waren die Typen der Kupferprägung in den Jahren 1792 und 93. Jene Mütze wurde von den leidenschaftlichsten Vertretern der neuen Ideen, von den Jakobinern, getragen. Die gleichzeitige Kunst verwandte und behandelte das Symbol in der mannigfachsten Weise. Am häufigsten wurde der Bonnet de la Liberté unter der

1) Spondanus annal. gallic. ad annum 1552 num. 6.

2) Van Loon histoire métallique des Pays Bas II p. 371.

3) Verkade Muntboek, bevattende de namen en afbeeldingen van munten gesl. in de 7 Ned. provincien sedert den vrede van Gent, Schiedam 1848.

4) Vgl. hierüber und das folgende Renouvier histoire de l'art pendant la révolution II p. 394—396, 400—403, 466, 467; Weiss Kostümkunde III 2 p. 1238.

Form der phrygischen Mütze dargestellt — einer Form, die, wie es scheint, officielle Anerkennung fand. Doch hat er bisweilen auch die Form der Schiffermütze des Odysseus, des auf den Münzen des Brutus dargestellten Pileus Libertatis oder der in leichten Falten brechenden und mit herabfallenden Laschen versehenen Kidaris, wie sie in der späteren Zeit von den Persern getragen wurde.

Indem wir hiermit die Geschichte des altasiatischen Attributes von dem 13. Jahrhundert v. Chr., von den Turischa, die gegen die Ramessiden zu Felde zogen, bis zu den Jacobinern der französischen Revolution verfolgt, ist zugleich ein Ueberblick gewonnen über den mannigfachen Wechsel, den die Bedeutung dieses Symboles in dem Laufe der Jahrhunderte erfuhr. Dieselbe kegelförmige Mütze, die in dem Oriente das Abzeichen der despotischen Monarchien war, unter deren Druck die Völker Vorderasiens seufzten, und die das Haupt des jüdischen Hohenpriesters, des Vorstandes der exclusivsten Religion, die es jemals gegeben hat, schmückte, diente in dem römischen Rechtsstaate zur Bezeichnung des freien Mannes. Als dann die classische Welt zerfiel, ging die kegelförmige Mütze von dem Haupte des jüdischen Hohenpriesters auf das des römischen Bischofs über und wurde hierdurch zu einem Symbole, vor dem sich noch beträchtlich mehr Völker beugten, als vor der Kidaris des persischen Grosskönigs. Anderer Seits wurde der Pileus in dem Doctorhute zu dem Symbole der freien Forschung, einer Richtung, die zu der von der päpstlichen Tiara verkörperten den entschiedensten Gegensatz darstellt. Spuren sind vorhanden, dass der Pileus in dem Zunftwesen, also in der Entwicklung des Städtelebens, der erfreulichsten Erscheinung in der Geschichte des Mittelalters, eine Rolle spielte. In der Neuzeit endlich gewann dieses Attribut noch einmal eine weltgeschichtliche Bedeutung, indem es das Symbol des Despotismus der Massen wurde,

die mit Feuer und Schwert den Bestand der bisherigen historischen Ueberlieferung zu vernichten trachteten. Nehmen wir das Kreuz aus, dann dürfte schwerlich ein Symbol so viele verschiedene Richtungen verkörpert haben, wie die alte asiatische Kopftracht.

N a c h t r a g.

Der im Obigen Seite 487 ff. aus den Kultus- und Rechtsalterthümern gezogene Schluss, dass die Römer in der vorclassischen Epoche einen Pileus trugen, erhält eine monumentale Bestätigung durch primitive Figuren aus reinem Kupfer, die vor wenigen Jahren auf dem Viminal entdeckt wurden. Siebzehn Exemplare aus diesem Funde gelangten in die Sammlung des Herrn Leone Nardoni, die mir, während ich diese Abhandlung niederschrieb, wegen Abwesenheit des Besitzers unzugänglich war (Bull. dell' Inst. 1878 p. 11—13). Als mir letzthin Herr Nardoni, nach Rom zurückgekehrt, mit gewohnter Liberalität den Zutritt zu seiner Sammlung verstattete, fand ich, dass die siebzehn Figuren den mit der Feile bearbeiteten Exemplaren umbrischer Provenienz, die oben Seite 512 besprochen wurden, nahe verwandt sind. Zwei männliche Figuren dieser Serie, die eine nackt, die andere mit einer bis zu den Knien reichenden Tunica bekleidet, lassen deutlich einen niedrigen konischen Pileus erkennen, dessen unterer Rand durch eine eingeschnittene Linie scharf markirt ist. Bei mehreren anderen weist die auffällige Länge des Kopfes darauf hin, dass der Handwerker einen Pileus darzustellen beabsichtigte.

Nachweis der Abbildungen.

Tafel I.

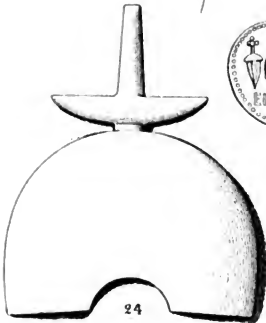
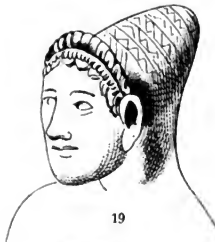
1. Kopf des Fürsten der Turischa auf einem Relief von Medinet-Abu, nach Gazette archéologique 1878 p. 109. Seite 533—534.
2. Kopf eines assyrischen Kriegers auf einem Relief von Kujundschik, nach Layard the monuments of Nineveh pl. 72. Seite 531.
3. Kopf eines assyrischen Königs auf einem Relief von Nimrud, nach Layard a. a. O. pl. 34. Seite 531.
4. Assyrischer König auf der Löwenjagd, Relief von Nimrud, nach Layard a. a. O. pl. 31. Seite 532.
5. Assyrischer König auf dem Wagen, Relief von Kujundschik, nach Layard a. a. O. pl. 80. Seite 532.
6. Figur auf einer phönikischen Silberschale von Amathus auf Kypros, nach Revue archéologique XXXI (1876) pl. I. Seite 529.
7. Löwentödter auf einer phönikischen Silberschale von Kurion auf Kypros, nach Revue archéologique XXXIII (1877) pl. I. Seite 530.
8. Kopf einer Frau, vermuthlich phönikischen Stammes, auf einem Relief von Kujundschik, nach Layard the monuments of Nineveh pl. 71. Seite 530.
9. Männliche Figur auf einer bei Palestrina gefundenen phönikischen Silberschale nach Mon. dell' Inst. X Taf. XXXI 1. Seite 530.
10. Büste des Midas auf einer Münze von Prymnessos, nach Ann. dell' Inst. 1847 Tav. d'agg. U 5. Seite 533.
11. Bronzene Kriegerfigur, gefunden auf der Akropolis von Tiryns, nach Schliemann Mykenae p. 16 n. 12. Seite 536
12. Kopf eines bronzenen Wagenlenkers, gefunden zu Olympia, nach den „Ausgrabungen in Olympia“ Band IV Taf. XXI. Seite 537.

Tafel II.

13. Kopf eines Idols dargestellt auf einer polychromen caeretaner Thonplatte, nach Mon. dell' Inst. VI Taf. XXX n. VI. Seite 528.
14. Kopf eines Todten aus den Malereien der cornetaner Tomba del morto, nach Mon. dell' Inst. II Taf. II. Seite 498.
15. Kopf eines Aufsehers der Leichenspiele aus der cornetaner Tomba degli Auguri, Originalzeichnung. Seite 506.
16. Kopf eines Komasten aus den Malereien der cornetaner Tomba delle iscrizioni, nach Stackelberg und Kestner Gräber von Corneto Taf. XXV 6. Seite 498.

17. Frauenkopf aus den Malereien der cornetaner Tomba dei vasi dipinti, nach Mon. dell' Inst. VIII Taf. XIII 1. Seite 513, 514.
 18. Frauenkopf aus den Malereien der cornetaner Tomba del vecchio, nach Mon. dell' Inst. VIII Taf. XIII 1a. Seite 513, 514
 19. Kopf einer weiblichen Bronzefigur nach Gozzadini di un' antica necropoli a Marzabotto Taf. 11 n. 1. Seite 528.
 20. Revers eines Denars des Julius Caesar nach Cohen monn. de la république pl. XX 10. Seite 492.
 21. Revers eines von M. Antonius und M. Lepidus geschlagenen Denars nach Cohen monn. de la républ. pl. IV 14. Seite 492.
 22. Revers eines Denars des Brutus nach Cohen méd. impériales I pl. II 4. Seite 490.
 23. Revers eines vermuthlich nach dem Tode des Nero geschlagenen Denars nach Cohen méd. imp. I pl. XIV 267. Seite 490.
 24. Apex eines Sacerdos collegii aus den Reliefs einer capitulinischen Basis, nach Foggini Mus. capitol. IV 15. Seite 495.
 25. Pileus der Plebs desselben Collegiums, nach Foggini a. a. O. IV 15. Seite 495.
 26. Flamen Dialis auf einem capitulinischen Relief aus der Zeit des M. Aurel, Originalzeichnung. Seite 492.
-





Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. November 1880.

Herr Maurer hielt einen Vortrag:

„Ueber die Wasserweihe des germanischen Heidenthums.“

Derselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht werden.

Herr Hofmann hatte eingeschickt eine Abhandlung des Herrn Alphons Mayer in Landshut:

„Waldensia.“

Die Schriftwerke der Waldenser lieferten schon in früheren Jahrhunderten Männern wie Morland, Léger, Perrin, die sich besonders mit der Geschichte jenes kleinen interessanten Gebirgsvolkes beschäftigten, reichliche Ausbeute. Aber meistens waren es nur Auszüge, Uebersetzungen oder Bruchstücke der waldensischen Literatur, wie es eben der Zweck, für den sie bestimmt waren, erheischte. Erst bei Beginn unseres Jahrhunderts hat der Gründer der romanischen Philologie, Raynouard, einzelne Stücke, so hauptsächlich die *Nobla Leyczon* und *la Barca* in seinem

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 5.]

36

Werke „*Choix des Poésies originales des Troubadours*“ wiedergegeben. Auch hier lässt die Vollständigkeit zu wünschen übrig. Um einen kleinen Theil der noch vorhandenen Schriften der Waldenser der romanischen Philologenwelt zugänglich zu machen, wurde die Reise nach Dublin unternommen, wo, nächst Cambridge und Genf, die ältesten und besten Manuscripte sich befinden. Der erste Plan war, den Physiologus, der sonst in keiner andern Handschrift vorkommt und noch als solcher unbekannt war, zu kopieren und der kgl. bayerischen Akademie zur Verfügung zu stellen. Aber bald zeigte es sich, dass ich in kurzer Zeit eine ergiebige Ausbeute jener Handschriften machen konnte, so dass es sich nicht mehr darum handeln kann, ein einzelnes Stück, wie den Physiologus, getrennt zu veröffentlichen. Es erscheint nun vielmehr gerathen, eine Gesamtausgabe aller wichtigen Werke der Waldenser zu veranstalten und dieselbe sobald wie möglich vorzunehmen. Ein wichtiger Schritt ist durch meine Arbeiten in der Bibliothek des Trinity College, dessen Vorständen, besonders Dr Ingram, ich für ihr freundliches und bereitwilliges Entgegenkommen zu grossem Danke verpflichtet bin, bereits geschehen.

An jenem Orte befinden sich nicht weniger als 7 in waldensischer Sprache geschriebene Codices, ohne der zwei andern, die grössten Theils lateinisch sind und Dokumente über verschiedene Prozesse gegen die Waldenser enthalten, zu erwähnen. Das wichtigste Manuscript unter diesen 7 ist ohne Zweifel C. 5. 21, welches die Gedichte und den Physiologus umfasst. Die Gedichte stehen zuerst, von denen *Novel Confort* (289 Verse) die Reihe beginnt. Es ist eines der besseren Gedichte und an manchen Stellen poetischer als die soviel gerühmte *Nobla Leyczon*. Die Eitelkeit der Welt bildet den Hauptinhalt; alles ist Trug, Ehren, Reichtümer, prachtvolle Kleider und kostbare Steine; der Mensch soll seinen Blick höher richten und sich von dem thörichten

Pompe der Welt nicht beeinflussen lassen. Es fängt mit folgenden Worten an:

Aquest nouel confort de vertuos lauor
Mando vos scrivent en carita e amor,
Prego vos carament per l'amor del segnor,
Habandona lo segle, serue dio cum temor.
Uos dorme longament en la uostra tristicia
E non uole uelhar, mas segue la pigricia,
Soaument repausar al leit d' auaricia
Façent al uostre cap cussin de cubiticia,
Tota la uostra vita es un petit dormir
Dorment vos soyma un soyme de placzer.

und endet mit den Versen:

Ara uene al dia clar e non sia negligent,
Tubusa a la porta, facze uertuosament
E lo sant sperit uos hubrire doczament
E amenare uos a la gloria del cel uerament,
Uene e non atenda a la noit tenebrosa
Laqual es mot scura cribla e spauentosa;
Aquel que ven de noit ja l'espos ni l'esposa
Non hubrire a lui la porta preciosa.

Das Folgende Gedicht handelt von dem Sämman und enthält darauf bezügliche Lehren. Die Ueberschrift ist: Aici comenza l'euangeli de li quatre semencz und fängt auf folgende Weise an:

Ara parlen del auangeli de li quatre semencz
Que Crist parlaua al segle present,
Per que el hagues al mont alcun comenczament,
De la soa creatura engenra novellament.

und hat als Schlussverse:

En solacz e en deport tota lor via,
Car seren filh de dio payre d'umilita,

Possessiren la gloria per propria heredita,
 Seren angel glorios luçent en clarita,
 Per tuit temp istare denant lasanta trinita

Das dritte Gedicht ist „la Barca“ (330 Verse). Es handelt von dem Menschen und vom Leben. Adam wurde von Gott mit dem niedrigsten Elemente, der Erde, geschaffen, und seit der Zeit kommen die Menschen mit der Sünde zur Welt. Wir sind nur die Speise der Würmer, und während unsere Vorfahren 8 und 900 Jahre alt wurden, erreichen wir kaum 80:

Fait sen apres manjar de uerz, massa de puridura,
 Legna de fuoc a sentir grant ardura,
 Li albre de lor meseyme perduon fruc deleitiuol,
 L'ome de si non reut, si non fruc encreisiuol,
 Loqual es uerm e leudenas e peolh habominiuol.
 Vin, oli e balsemo salh de li albre liquor,
 Stercora e orina salh de li ome pudor,
 Oit cent e noo cent an solon li ome hauer uescu,
 Me recorda en l' escriptura hauer legi;
 Mas al temp present, coma di Salamon,
 Uiore cent an es fora de saczon,
 E mot son rar aquilh que passan tant enant,
 E qui uay entro a oitanta, la soa uita es abastant..

Und da das Leben nichts ist, so möge der Sünder wohl Acht geben, womit er sein Schiff befrachtet, das ihn in eine andere Welt führt:

O miser peccador, or te pren garda,
 De qual marcandia tu cariares ta barca.

Vom klugen Kaufmann und Schiffer heisst es:

Quant lo saui marchand aribare en aquel port,
 Cum grant paur intrare, mas el haure confort,
 Que la bona marchandia lo secorra

D'or e d'argent e de peyra preciosa
 De que el ha fait stina e bona cargia,
 Encara sauorra n'a mes en la soa barca.

An diese Gedichte reihen sich zwei andere „Payre eternal“ (158 Verse) und eines ohne Titel, das wohl identisch sein mag mit dem Gedichte in der Genfer Handschrift, bekannt unter der Ueberschrift: „Lo despreczi del Mont“ (115 Verse). Nun folgt die Nobla Leyczon, die schon so viel Streit verursacht hat, weil sie die Jahreszahl 1100 enthält. Einige behaupten, es müsse 1400 heissen, da in der Cambridger Handschrift, das nicht gut ausradierte Vier noch sichtbar und in der Dubliner Handschrift e oben hinauf corrigiert sei. Dieses e = und wird auch für das Zeichen $\alpha =$ quatre gehalten. Der Anfang der Nobla Leyczon mit der bestrittenen Stelle heisst:

O frayres, entende una nobla leyczon,
 Souent deorian uelhar e istar en oraczon,
 Car nos uehen aquest mont esser pres del chاون,
 Mot deorian esser curios de bonas obras far,
 Car nos uehen aquest mont de la fin apropiar.
 Ben ha mil e cent an compli entierament.
 Que foscripta l'ora, car sen al derier temp,
 Poc deorian cubitar, car sen al remanent.

Wenn man die Zahl 1100 bestreitet und 1400 liest, so verschwindet auch der Nimbus für das hohe Alter des Gedichtes. Dass aber die Waldenser schon lange in den Bergen Piemonts gewohnt haben müssen, kann man schon aus ihrer Volkszahl von 800,000 schliessen, wie in einer Petition Maurel's und Masson's an Bucer und Oecolampadius im Jahre 1530 ausführlich zu lesen ist (HS. C. 5. 18): „Lo nostre poble es en la plus grant part benign, simple e rustic, e manjant lo seo pan del lauor de las soas mans e desparti en moti luoc per las sovendieras persecucions e

despersi per grant spaci, car de l'estremita de una fin a l'autra hya plus d'oyt cent milh e per tot sotmes, volha o non volha, a las segnorias e a li preyre papistic."

An einer anderen Stelle finden wir, dass die Einwanderung vor mehr als 400 Jahren stattgefunden habe: „Car aczo que tu entendas una vez nos tals quals ensegnador d'un poble pauret e petit loqual endemora plus de 4 cent a n entre las crudelliscimas spinas.

Diese Angabe würde die Einwanderung jenes Volkes nach Norditalien wenigstens bis in das Jahr 1100 zurückschieben, was, wenn sie richtig wäre, für die Nobla Leyczon sicherlich auch von Bedeutung sein würde. Es wäre lange Zeit noch vor Valdo gewesen, dessen kleine Schaar von Lyoner Armen in jenem Volke aufgehen musste. Schon die Sprache lässt es als nicht sehr wahrscheinlich erscheinen, dass Valdo und seine Lyoner die Väter der Waldenser waren, denn die Waldenser haben eine Abart des provençalischen Dialektes, während Lyon noch in die Zone der Langue d'oïl gehört. Die Frage nach der Herkunft dieses Volkes lässt sich jedoch nicht leicht beantworten, obwohl man seine Wiege in der Provence vermuthen darf. Könnte man aber mit Sicherheit diese Frage beantworten, so wäre ein grosser Schritt gethan. Leider muss man dies den Forschungen der Zukunft überlassen.

Die Verse der Nobla Leyczon sind Zwölfsilber und würde man in Ben ha mil e cent an compli entierament die Worte quatre cent einsetzen, so wäre der Vers zerstört. Manche Verse, es ist wahr, haben scheinbar mehr als zwölf Silben, weil sie viele auf einander folgende Vokale enthalten, aber diese Vokale müssen diphthongirt und zusammen als eine Silbe gelesen werden, wie dies heute noch im Italienischen geschieht. Dieses Princip ist bei den waldensischen Versen anzuwenden, auch wenn einige unrich-

tige Verse dasselbe umzuwerfen drohten. Auf corrumpierte Verse Regeln aufzustellen, wie dies in neuester Zeit für das Anglo-Normannische geschehen ist, hiesse der Willkür Thür und Thore öffnen. Warum auch so verwickelte Dinge da suchen, wo das Einfache die Lösung giebt?

Eine andere Thatsache spricht ebenfalls noch für das hohe Alter der *Nobla Leyczon*. Nämlich Valdo liess verschiedene Manuscripte kopieren oder übersetzen und zwar in's Romanische, gegen das Jahr 1185. Dies berichtet uns Etienne de Borbone, der es aus dem Munde einiger Mitarbeiter Valdo's selbst erfahren hatte. Darauf hin könnte man wohl vermuthen, dass die *Nobla Leyczon* um jene Zeit ebenfalls das Tageslicht erblickte, wenn sie nicht schon vorhanden war, so dass ihre Entstehung vor das Jahr 1200 zu setzen wäre. Aus den Worten *mil e cent an* ist auch nicht zu schliessen, dass man erst 1100 zählte, denn die Worte *ben und entierament* lassen einen grossen Spielraum, so dass man 1110, 1120, 1130 oder eine noch spätere Zahl annehmen kann.

Nach der *Nobla Leyczon* folgt ein anderes Gedicht mit demselben Titel, das aber nichts anderes sein wird, als *Lo nouel Sermon*. Es besteht aus ungefähr 450 Versen und wird in demselben aufgefordert, Gott zu dienen und nach der Seligkeit zu streben. Dann sagt es aber:

Ilh uolrian ben paradis en quant per desirar,
Mas ço per que el s'aquista non uolrian gaire far.

Ein kurzer Sermon „*del Mesquin*“ reiht sich daran. Dieser Sermon findet sich in drei verschiedenen Handschriften, in C. 5. 21, C. 5. 22 und in C. 5. 26. In den beiden letzteren Fällen weicht der Text in mehreren Punkten von der ersten Version ab. Der Anfang: *Donca nos mesquin* (C. 5. 22 *mesquins*) *per que tarçen de ben far e per que*

uolen mal abrar, car lo temp trapassa e la vita defalh etc. ist überall derselbe.

Ein Oraçon betiteltcs Stück steht vor dem Physiologus und wurde für eine Prosaabhandlung gehalten. Nachdem ich aber dasselbe aufmerksam durchgelesen hatte und zu kopieren anfang, sah ich sofort, dass es Verse waren und versuchte dieselben wiederherzustellen, was mir grössten Theils auch gelang.

Nun folgt die Uebertragung in's Waldensische von dem Physiologus, der in den ersten Jahrhunderten nach Christus verfasst worden sein soll und später in alle Sprachen übersetzt wurde. Hier ist er unter dem Titel: *De la propriotas de la animanças*. Nach der Einleitung folgen 53 verschiedene Abhandlungen über Thiere. Die Namen der behandelten Thiere wurden von Todd, „The books of Vandois,“ p. 15 angegeben, zwei wurden jedoch vergessen oder übersehen und einige andere ganz falsch gelesen. So hat Todd ebenfalls *alamanças* statt *animanças*. Die beschriebenen Thiere sind: 1) *L'aygla*, 2) *Lo pelican*, 3) *lo fenis*, 4) *lo pauon*, 5) *la grua*, 6) *lo gal*, 7) *la galina*, 8) *lo corp*, 9) *lo cing*, 10) *lo pic*, 11) *la randola*, 12) *la tortora*, 13) *la perdiç*, 14) *la colomba*, 15) *lo uoutor*, 16) *lo falenn*, 17) *lo papagal*, 18) *lo merlo*, 19) *lo rosignol*, 20) *las abelhas*, 21) *la chicala*, 22) *lo caladri*, 23) *lo leon*, 24) *la simia*, 25) *lo lop*, 26) *la mostela*, 27) *la salamandia*, 28) *lo darbon*, 29) *l'unicorn*, 30) *lo cerf*, 31) *lo camos* (auch *chamos* geschrieben), 32) *la pantera*, 33) *lo castor*, 34) *la ricz*, 35) *l'alifant*, 36) *lo caual*, 37) *lo griffon*, 38) *lo buo*, 39) *la uolp*, 40) *lo can*, 41) *l'andolap*, 42) *la furnicz*, 43) *la serena*, 44) *la balena*, 45) *la uipra*, 46) *l'aspi*, 47) *lo cocodril*, 48) *l'idria*, 49) *lo serpent*, 50) *lo recan*, 51) *lo tigre*, 52) *l'aragna*, 53) *lo scorpion*.

Zur Vergleichung des waldensischen Textes mit dem lateinischen, griechischen oder armenischen gebrach es mir

an Zeit und so konnte ich noch nicht bestimmt feststellen, welchem Theile er ganz besonders entspricht, das Kapitel über den Löwen habe ich jedoch Gelegenheit gehabt mit dem entsprechenden griechischen Texte zu vergleichen und ersah, dass bis auf Weniges die beiden Stücke die grösste Aehnlichkeit mit einander besitzen. Um dies deutlicher zu zeigen, gebe ich hier die zwei Texte: Nur an einer Stelle tritt Intervertierung der respectiven Eintheilung ein. Das Waldensische heisst:

Del leon.

Lo leon ha quatre propriotas e naturas. La prumiera de lasquals es aital que quant el deisent de la cima de li aut mont, si el sent li caçador, el cuobre las soas peas au la soa coa que li caçador non trobon lo seo luoc ni lo poissan saber ni conoisser. Dont per aquesta natura es entendu dio quant el deisende del cel, ço es en la uergena Maria, el resconde lo seo annament que lo diauol non pogues conoisser lo seo annament ni la maison, ço es la uergena. Nos deven far enayci e ensegre la doctrina e l'eisemple del nostre redemptor que nos deuen usar enayci las cosas mondanas que lo caçador, ço es lo diauol non sega li nostre annament.

La 2^a propiota del leon es qu' el nais mort e ista 3 jorn mort e pois uen lo paire de lui e gieta grant bram en la boca de lui e viuifica lui. E adonca pren li 5 sentiment. Dont Crist fu enayma leon loqual iste mort per 3 jorn al sepulcre e pois per la vertu del payre celestial resucite al tercz dia dei mort. A l'eisemple del qual nos quant sen mort deuen resucitar del juici a las vertucz qu'el resucite nos de la uileça d'aquest mont al seo eternal goy de paradis.

La 3^a propiota del leon es que dementre qu'el dorm unqua non clau li seo olh. Loqual leon es meseyme dio

loqual non dorm en neun temp, mas ubert li seo olh guarda nos totauiā. Segont ço que dis Augustinus: „Dio nos guarda de tot mal non que nos non suffrau alcuna cosa d'aduerseta, mas que la nostra arma non sia naffra per aquellas aduersetas.

La quarta propiota del leon es aquesta; car quant el ual penre las bestias el cerconda prumierament tota la selua e pais intra en la selua e pren ço qu'el uol penre e las animanças non ausan issir, poisque lo leon hi es passa o poisque ellas troban l'annament de lui. Per aquest leon es entendu lo diauol loqual cerconda li luoc en liqual istan li peccador, liqual son cerconda de li annament diabolic e laça de li lacz mot dur enayci qu'ilh non pon eisir de la selua, ço es del pecca, mas permanon en la cadena de diauol.

Der griechische Text, welcher bei J. B. Pitra, *Spicil legium Solesmense*, Bd. III, p. 338 ff. veröffentlicht ist, lautet wie folgt:

Ὁ φυσιολόγος ἐξηγούμενος περὶ τοῦ λέοντος εἶπεν, ὅτι τρεῖς φύσεις ἔχει. Πρώτη αὐτοῦ φύσις, ὅταν περιπατῆ ἐν τῷ ὄρει, ἔρχεται αὐτῷ ὁσμὴ τῶν κυνηγῶν καὶ τῆ οὐρᾶ αὐτοῦ συγκαλύπτει αὐτοῦ τὰ ἴχνη, ἵνα μὴ ἀκολουθοῦντες αὐτοῦ τοῖς ἴχνεσιν οἱ κυνηγοὶ εἴρωσιν αὐτοῦ τὴν μάνδραν καὶ πιάσωσιν αὐτόν. Ἐμφηεῖα· Οὕτω καὶ ὁ σωτήρ μου, ὁ νοερός λέων, νικήσας ἐκ φυλῆς Ἰούδα ἢ ῥίζα Δαυὶδ ἀποσταλεῖς ἀπὸ τοῦ ἀεναίου Πατρὸς ἐκάλυψε τὰ νοερά αὐτοῦ ἴχνη, τουτέστι τὴν θεότητα. Μετὰ ἀγγέλων ἄγγελος ἐγένετο, μετὰ ἀνθρώπων ἄνθρωπος, μετὰ ἐξουσιῶν ἐξουσία ἕως καταβάσεως αὐτοῦ· κατέβη γὰρ εἰς τὴν μήτραν Μαρίας, ὅπως σώσῃ τὸ πεπλανημένον γένος τῶν ψυχῶν τῶν ἀνθρώπων. Καὶ ὁ λόγος σάφξ ἐγένετο καὶ ἐσκήρωσεν ἐν ἡμῖν. Ἐκ τούτου ἀγνοοῦντες αὐτὸν ἄνωθεν κατελθόντα ἔλεγον „Τίς ἐστὶν οὗτος ὁ βασιλεὺς τῆς δόξης“; Εἶτα τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον λέγει „Κύριος τῶν δυνατιῶν οὗτός ἐστιν ὁ βασιλεὺς τῆς δόξης.“

Δευτέρα φύσις τοῦ λέοντος. Ὅταν καθέδῃ, ἀγρυπνοῦσιν αὐτοῦ οἱ ὀφθαλμοί· ἀνεωγμένοι γάρ εἰσιν. Ὡς Σολομὼν μαρτυρεῖ καὶ λέγει „Ἐγὼ καθεῖδω καὶ ἡ καρδία μου ἀγρυπνεῖ“. Τὸ μὲν σῶμα, δῆλον τοῦ Κυρίου, καθεῖδει, ἡ δὲ θεότης αὐτοῦ ἀγρυπνεῖ ἐκ δεξιῶν τοῦ Πατρὸς. „Οὐ γὰρ νυστάζει οὐδὲ ἐπνώσει ὁ φελάσσω τὸν Ἰσραήλ.“

Τρίτη φύσις τοῦ λέοντος. Ὅτι ἡ λέαινα γενᾶ τὸν σκύμνον, νεκρὸν αὐτὸν γενᾶ καὶ φελάσσει τὸ τέκνον, ἕως ἂν ἔλθῃ ὁ πατὴρ αὐτοῦ τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ καὶ ἐμφυσήσῃ αὐτοῦ εἰς τὸ πρόσωπον καὶ ἐγειρῇ αὐτόν. Ἐρμηνεῖα· Οὕτως καὶ ὁ παντοκράτωρ θεὸς, ὁ Πατὴρ τῶν ὄλων ἐξήγειρε τὸν πρωτότοκον πάσης κτίσεως τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ ἐκ τῶν νεκρῶν τὸν Κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν. Καλῶς οὖν ὁ Ἰακώβ ἔλεγε „Καὶ ὡσεὶ σκύμνον, τίς ἐξεγερεῖ αὐτόν;“ Ἐτέρα ἐρμηνεῖα· Οὕτω καὶ τὰ ἄπιστα ἔθνη διὰ τῆς τριήμερου ταφῆς καὶ ἐγέρσεως τοῦ Κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ ἀνέβλειψαν καὶ ἐξωποιοήθησαν· πρὸ γὰρ τοῦ βαπτίσματος νεκροὶ καὶ τυφλοὶ ὠνομάζοντο· διεβλέποντο δὲ ὑπὸ τῆς λεαίνης, τουτέστι τοῦ ἁγίου Πνεύματος, ἕως τῆς τριήμερου ταφῆς, ὅτε ἦλθεν ὁ ἄρρην λέων, τουτέστιν ὁ ζῶων Λόγος, καὶ ἐνεφύσησεν εἰς αὐτοὺς τὸ ἅγιον Πνεῦμα καὶ ἐξωποίησεν αὐτοὺς τῷ ἁγίῳ Πνεύματι καὶ ἀπῆρεν πάντας ἐκ τοῦ ἄδου. Ἐτέρα ἐρμηνεῖα· Οὕτως καὶ ὁ Κύριος ἡμῶν Ἰησοῦς Χριστὸς ὁ ἐν ἐψηλοῖς καθεζόμενος καὶ ἐν τῷ ἄδῃ τὸν διάβολον αἰχμαλωτισθέντα ἔλαβε. Διὰ τοῦτο ἐλάλησε διὰ τῶν προφητῶν „Οἱ ἐγὼ καθεῖδω καὶ οἱ ὀφθαλμοί μου γριγοροῦσιν.“

Ἐτέρα φύσις τοῦ λέοντος. Ὅταν μὴ εὐρίσκη τὶ φαγεῖν πορευόμενος ἐν ἀγρῷ ἐρήμῳ ἢ ἐν ὄρει, κυκλῦει τόπον πολὺν μετὰ τῆς κέρκου αὐτοῦ σύρων αὐτήν ἐν τῇ γῆ καὶ ποιεῖ δίκην μάνδρας· καὶ ὅταν πλησιάσῃ, ὅθεν τὴν ἀρχὴν ἐποίησε, κεῖται ἠπλωμένος ἐν τῇ γῆ ἀνεωγμένους ἔχων τοὺς ὀφθαλμούς· τότε οὖν πορευόμενα τὰ ζῷα καὶ πτοοίμενα τὴν τοῦ λέοντος διάβασιν ὁδεύει ὅθεν οὐκ ἐπορεύθη ὁ λέων καὶ μὴ εἰρόνια πλησιάζει μέχρι τοῦ λέοντος· τότε ἀρπιάζει καὶ

τρῶγει αὐτά. Ἐρμηνεία Ὡστε οὖν ἐκφεύγει τὸν κνηγὸν μετὰ τῆς οὐρᾶς αὐτοῦ συγκαλύπτει τοῖς ἔχνεσιν καὶ οὐκ ἰσχύει ἰχθυολογῆσαι αὐτὸν ὁ κνηγός, οὕτω καὶ σὺ, νοητὲ ἄνθρωπος, ποιῶντί σοι ἐλεημοσύνην μὴ ἐπιγνώτω ἢ ἀριστερέ σου τῆς δεξιᾶς σου τὸ ἔργον, μὴ πως ἰχθυολογήσαι σε ὁ διάβολος τοῖς ἔργοις σου τοῖς ἀγαθοῖς καὶ ἐκκλινήσαι μᾶλλον ἐπὶ τὰ πονηρά.

Dies sind die wichtigsten Tractate, welche sich in den Dubliner Handschriften befinden, und an diese reihen sich eine Menge theologisch-moralischer Abhandlungen. In den meisten derselben ist von der Trennung von der römischen Kirche selten oder gar nicht die Rede und weichen die darin enthaltenen Lehren wenig von der katholischen ab. Die wirkliche Spaltung und Trennung wird erst aus den Briefen Morel's und Masson's 1530 ersichtlich. Von den vorhandenen geringern Schriften wählte ich die bessern Sachen zum Kopieren aus und konnte ich mehrere solche Abhandlungen bewältigen. Die meisten derselben befinden sich in der Handschrift C. 5. 22, ein Papierband in Duodecimo von 389 Blättern.

Der Liber virtutum von f. 1—78 war zu lang und hätte die Zeit kaum mehr gereicht, um ihn zu kopieren. Ich schrieb die auf f. 78—85 folgende Abhandlung, welche „L'ensegnement de li filh“ betitelt ist und in der Mitte plötzlich die Ueberschrift in „de la garde de las filhas“ verwandelt, ab. Sie hat folgenden Anfang:

Li filh liquial naison a li parons carnals deuon esser rendu de lor sperituals a dio per deciplina e per amestrament. En ayma es dit en Ecclesiasticus: Aquel lo qual ama lo seo filh sovendeia a lui la uerga qu'el s'alegre en la derayria e non palpe li hus del proyme.

Die nächste „del matrimoni“ beginnt folgendermassen: Ayci vollen parlar del matrimoni a confort de li bon — Jo entendo de dire qual cosa sia matrimoni e per que el sia

ista ordena de dio; e quals son las cosas lasquales prealment son al matrimoni; e qual cosa atrais tu maiorment al matrimoni. En quant al prumier sapias que lo matrimoni es ligam non deliquinol: Ço es a saber enayci: Tu essent persona legitima, per consentiment e per parolla de present te ligares con fena legiptima (sic). Vos non poe esser desliga entro a la mort l'un de l'autre.

Auch konnte ich mir noch eine Abhandlung über die Todsünden, die auf f. 118—139 steht, aneignen. Es werden die Sünden de la Superbia, de la Cubiticia, de la Vana Gloria, de l' Envidia, de l' Ira, de l' Avaricia, de la Meczonía, del Jurament, de la Retracion und de la Luxuria beschrieben und vor denselben gewarnt.

Zwei kurze Predigten befinden sich f. 150—155 und von f. 155—157. Die erste hat zum Titel Sermon d' Ero-diana und beginnt mit: En aquel temp Herode fey pilhar e ligar e encarcerrar Johan Baptista per Herodiana molher de Phelip lo seo frayre, car el l' auia touta a luy e la tenia per si. E Johan diczia a luy: La non es tu licita cosa hauer e tenir la molher del teo frayre. Die nemliche Predigt befindet sich auch in der HS. C. 5. 26. f. 44, doch in etwas neuerer, veränderter Fassung. Die zweite Predigt heisst: Sermon de las parollas auciosas: Mas yo dic a uos que de tota parolla auciosa laqual li ome parllaren rendren reczon de ley al dia del judicii, car de las toas parollas seres justifica.

Die unter C. 4. 17 bezeichnete Handschrift enthält f. 54 den Verger de Consolation, ist aber neuern Datums und gehört die Schrift dem 17. Jahrhundert an. Da ebenfalls kleinere Tractate die mit einigen aus dem Verger de Consolation identisch sind, sich in C. 5. 22 befanden, so zog ich letztere wegen ihres Alters vor und kopierte vom Verger nur einzelne, um einen Vergleich mit der beiderseits angewandten Sprache zu bekommen. Diese Aehnlich-

keit ist Todd vollständig entgangen. Von den Abhandlungen konnte ich folgende abschreiben: La ubrieta (Verga, ubriota), la luxuria, la familiarita, la honesta, Segre, la sapientia de Dio, Angel second. Zum Unterschiede gebe ich hier die beiden Tractate über die Honesta:

Aus C. 5. 22: La honesta es considera en la conversacion, mas la conversacion es fayta en la honesta. Lo couen che lo sia uergogna, car second che di Bernart: Vergogna es en la parolla e seruar honesta en li fait.

Dereco di: La uergeneta sperital es gloria de contenenza e es garda de la fama e es belleca de vita e es seti de las uertucz. Dereco di: La uergogna es seror de la contenenza e es indici de la columbina simplicita e es testimoni de non noysenza. Bernart demostra che lo son 3 uertucz, lasquales se covenon maiorment a li jove. Ço es taisiment, uergogna e ubidienca, mas uergogna es hornament de tota eyta, mas ilh se couen plus a la eta juvenil. Qual cosa es plus amable che lo jove uergognos. Gregori di: Nobla es la uergogna, quant per la uergogna defora l'ome se corregis dedincz.

Nach der HS. C. 4. 17: Non esta enayma di lo philosophe es laqual de la soa vertu nos tira e nos nuris de la soa degneta. E onesta se attent en la conversacion. Ma la conversacion es feita en honesta. Lo couen que la sia uergogna, car second que di Bernard: Vergogna es gardar honesta en la parolla e al gest. Idem: Vergogna spiritual es gloria de contenencia, judicii de simplicita columbina, testimoni de non noisencia. Bernard: La son 3 vertuez que se conuenon maiorment a li enfant jove, çio es taisibleta, la vergogna e l'obidienca. La vergogna es hornament de totas haitas; mas illi resplant plus en la tenra haita. Qual cosa es plus amable de l'adolcent vergognos. Gregori: Optima es la vergogna cum l'ome, per la exterior vergogna corregis la colpa interior.

Fernere Traktate von C. 5. 22. sind: La consideracion de la breveta de la vita und beginnt: La consideracion de la breveta de la vita humana es agradiuol ufferta a Dio. Dont di Gregori: La consideracion de la breveta de la vita humana es agradivol sacrifici a dio. E dereco di: Aquel che considera qual el sere en la mort sere totavia temeros en l'obra;

Und ebenso: De li parlar d'alcuns doctors, welches folgendermassen anfängt: Car coma di Seneca qui non pensa alcuna cosa de l'avenir vay non scautri en totas cosas. A nos liqual volen viore scautriament, la nos couen pensar continuament lo dia de la meisson etc.

Von solchen Abhandlungen hätte es noch mehr gegeben, aber da mein Aufenthalt in Dublin verhältnissmässig nur ein kurzer war im Vergleich zu der vorhandenen Arbeit, so liess ich andere Traktate, die sich ebenfalls in den Handschriften zu Genf befinden, weg und kopierte nur noch das Evangelium nach Mathaeum und die schon früher genannten „Petitions“ von Morel und Masson. Die letzteren stehen zwar in einer Handschrift des 17. Jahrhunderts, doch da sie sonst nirgends in der Weise vorhanden sind und historischen Werth haben, so eignete ich mir dieselben an. Beim Abschreiben des Evangeliums war ich von andern Gründen geleitet. Dasselbe befindet sich nemlich in einem noch sehr schön erhaltenen Oktavband A. 4. 13, welcher so ziemlich das ganze neue und einige Sachen aus dem alten Testament umfasst. Die Sprache, besonders hinsichtlich der Flexion schien mir besser erhalten zu sein, und um über alle Fälle, welche die waldensische Sprache bietet, urtheilen zu können, hielt ich es für gemessen, das Evangelium, sowie Cantica Canticorum, dies letztere auch wegen seiner eigenthümlichen Eintheilung, den übrigen Kopien beizufügen.

Mit all diesem ist die Arbeit über die waldensischen

Werke noch nicht abgeschlossen, doch ist die Hauptsache geschehen. Es bleibt für die nächste Zeit noch die Untersuchung der Handschriften vorbehalten, die sich auf dem Kontinent befinden, besonders derer von Genf, und hoffen wir, dass dann zur Publizierung der waldensischen Werke geschritten werden kann.

Auf diese Weise wird es Herrn Professor Dr. K. Hofmann und mir bald ermöglicht sein, allen denen, die sich um jenes berühmte Völkchen interessiren, ein Gesamtbild seiner Sprache und Literatur vorzuführen.

Herr Thomas theilte mit Rücksicht auf seinen Vortrag vom 3. Mai 1879 (vgl. Abhandlungen der Akademie I. Cl. Band XV. 1) und unter Vorlage eines Berichtes in der „Zeitschrift für Handelsrecht“ Band XXV mit, dass die von ihm damals erwähnte Abschrift des „Capitolare dei Consoli dei Mercanti“, welche im Archiv zu Venedig durch Gewähr des früheren preussischen Cultusministers Herrn Dr. Falk hergestellt worden ist, nach eben dessen Verfügung in der k. Bibliothek zu Berlin der Wissenschaft bereit steht.

Historische Classe.

Sitzung vom 6. November 1880.

Herr v. Druffel hielt einen Vortrag:

„Ueber die Aufnahme der Bulle „Exsurge Domine“ — Leo X. gegen Luther — von Seiten einiger Süddeutschen Bischöfe.“

In dem Nachlasse des verstorbenen Oberbibliothekars Föringer befanden sich einige Aktenstücke, durch welche genauer festgestellt werden kann, was für eine Haltung einige Süddeutsche Bischöfe gegenüber der Bulle „Exsurge Domine“ einnahmen, in welcher bekanntlich Leo X. auf Betreiben Eck's die Verurtheilung Luther's ausgesprochen hat. Die sämmtlichen Briefe stammen aus dem bischöflich Freising'schen Archiv, dem sie wohl bei Gelegenheit der Säcularisation entfremdet wurden; es sind Antworten, welche der Pfalzgraf Philipp, Bischof von Freising und Administrator von Naumburg, von verschiedenen Bischöfen und Fürsten erhielt, die er um Auskunft gebeten hatte über das Verfahren, welches sie in der damals die Welt bewegenden Frage einzuhalten gedächten. Veranlasst durch die ihm von Eck zugegangene Aufforderung zur Veröffentlichung der Bulle, hatte Bischof Philipp in den ersten Tagen des November aus der Freisinger Kanzlei jene Briefe hervor-gehen lassen, welche ihm Kenntniss von dem Verhalten

seiner Amtsbrüder und dadurch Klarheit über den von ihm selbst zu betretenden Weg verschaffen sollten.

Die Freisinger Anfrageschreiben kennen wir zwar nicht ihrem Wortlaute nach, können aber über ihren Inhalt so viel sagen, dass der Bischof darin Bedenken hinsichtlich der Bulle geäußert haben muss: Sie war ihm nicht im Original zugegangen, er hatte nur einen in Rom veranstalteten Abdruck bekommen, auf welchem sich ein Prälatensiegel befand, dessen Echtheit wiederum die schriftliche Erklärung eines Römischen Notars beglaubigen sollte¹⁾. Dies ersieht man aus den Antworten, welche auf den Inhalt

1) In dem Universitätsarchiv befindet sich, wie Prantl, Geschichte der Ludwigs-Maximilians-Universität I, 146 bemerkt, ein Druckexemplar der Bulle. Dasselbe besteht aus 12 Blättern von denen das letzte leer ist. Als Vignette auf dem Titelblatt befindet sich von Randverzierungen umrahmt, das Wappen Leo's X., darüber die Worte: *Bulla contra errores || Martini Lutheri || et sequacium. ||* Das folgende Blatt hat gleichfalls eine kleine Vignette, das Bildniß Leo's X. Das Datum am Schlusse lautet: *Datum Romae apud sanctum || Petrum, anno incarnationis Dominicae millesimo || quingentesimo vigesimo, XVII. Kalendis Julii pontificatus nostri anno octavo. || Visa R. Milanesius. || Albergatus. ||* Darauf die Notiz: *Impressum Romae per Jacobum Mazochium || de mandato S. D. N. Papae ||*. Darunter steht ein aufgedrucktes Prälatensiegel (mit Mitra), von dessen Unterschrift ich *ELEC. ASCVLAN. HIE DE* [vielleicht decanus?] zu lesen vermag Vgl. den Namen Casulanus bei Friedrich S. 91. Dann folgt, geschrieben: *Attestor ego infrascriptus notarius, qualiter supra impressum sigillum est reverendi patris [sic] dudum auditoris camerae apostolicae et ad fidem me subscripsi*

Floridus Brissetus notarius ad fidem scripsit. ||

Das Datum der Bulle ist somit der 15. Juni, wie Maurenbrecher Katholische Reformation S. 177 richtig angibt. Bei vielen Schriftstellern findet man hier ungenaue Angaben: Ranke I, 298 u. Köstlin I, 378 geben den 16. Juni, Wiedemann Eck S. 151 und Brecher Eck (in Allg. deutsche Biographie) den 15. Juli; Prantl S. 146 gibt in der Anmerkung den 14. Juni an, im Texte den 17. Juli. Hier ist wohl durch einen Druckfehler „Kalendis“ ausgefallen.

der Anfrage zum Theil näher eingehen, und aus einem späteren Schreiben Eck's, worin dieser hervorhebt¹⁾, dass er jetzt die Originalbulle den bischöflichen Räten gezeigt habe.

Aus den Antwortschreiben der Bischöfe sehen wir, dass Köstlin²⁾ zu weit geht, wenn er die Bischöfe von Augsburg und Eichstätt sogleich die Publikation der Bulle vornehmen lässt. Der Augsburger erhob vielmehr erstlich Gegenvorstellung bei Eck selbst³⁾, und liess dann nach einer zweiten Aufforderung desselben, ein Mandat, welches die Veröffentlichung der Bulle anordnete, verfassen und drucken; einstweilen blieb dasselbe aber noch liegen, wenn der Bischof freilich, wie wir sehen, auch bereit war, dasselbe wirklich in die Welt zu schicken, falls sich die Verhältnisse nicht ändern sollten. Ausdrücklich aber gibt der Bischof zu erkennen, dass er der lästigen Angelegenheit gern ausgewichen wäre, indessen Rücksicht nehmen zu müssen glaubte auf die Nachtheile, welche dadurch ihm und seinem Bisthum hätten erwachsen können. Der Bischof Gabriel von Eichstätt schickte an die Universität Ingolstadt ein Mandat zur Veröffentlichung der Bulle, und hier erfolgte dieselbe darauf hin wirklich, obgleich nicht ohne Widerstreben⁴⁾; die all-

1) Das Schreiben vom 28. Dec. bei Meichelbeck.

2) Luther I, S. 400.

3) Lier in der Zeitsch. f. Schwaben u. Neuburg 1880 S. 103 schreibt: „Bekanntlich fand Eck mit dieser Bulle fast überall den heftigsten Widerspruch. Nur zu Augsburg kam man ihm entgegen. Schon am 8. Nov. liess sie Bischof Stadion bekannt machen.“ Hiefür beruft sich Lier auf Wiedemann!

4) In dem von Eck an den Senat der Universität gerichteten Schreiben, gedruckt bei Prantl Geschichte der Universität II, Nr. 44 ist S. 162 Z. 1 vor 'studii' das Wort 'felicitis' ausgelassen; ebenso S. 163 Z. 3 vor 'requirens' das Wort 'vos'; Z. 8 muss es 'consortio' statt 'consilio' Z. 9 'vobis' statt nobis, Z. 2 v. U. 'facietis' statt faceretis heissen.

Am 28. Okt trug der Rektor im Senate vor, dass Eck auf der Publikation der Bulle jetzt bestehe, 'quoniam mandatum a Rev^{mo}

gemeine Publikation in der Diöcese lehnte er indessen ab¹⁾, er rieth dem Freisinger Bischof, sich zuerst mit dem Metropolit zu Salzburg zu berathen, wie er denn selbst auch bei dem seinigen, dem Erzbischofe von Mainz, eine Anfrage stellen wolle. So viel nur möglich, gedachte er zu zögern, indem er die Ansicht ausspricht, dass nicht der Papst selbst, sondern nur Eck die schroffe Behandlung Luther's veranlasst habe²⁾; zur Zeit als er den Brief an Philipp von Freising schrieb, glaubte er aber bei Eck ein Nachlassen des bisherigen Eifers wahrzunehmen. Dass Gabriel von Eichstädt selbst zu schroffen Massregeln durchaus keine Neigung hatte, berichtet auch Spalatin dem Kurfürsten von Sachsen³⁾:

Eystetensi ab universitate expectatum missum sit'. So berichtet das Protokoll im Archiv der Universität, Copie, D, III, 4, f. 71. In der Rede Hauers ist von diesem bischöflichen Mandate, und von dem Vorschlage, die Publikation in den Pfarrkirchen abzuwarten, nicht die Rede. Dort heisst es, man habe von Eck anfänglich einen Ausstand von einigen Tagen erreicht; 'at idem D. Egkius crastinari rem nimium arbitratus denuo heri rectorem [die Hs. hat hier und weiter unten 'lectorem'] nostrum magnificum requisitionis factae admonuit, volens quamprimum id, quod summi pontificis nomine postularat, effectum dari. Itaque coactum rursus consilium, deliberatum diutius, quidnam potissimum in re tam ardua agendum veniat; tandem omnium sententia conclusum, parendum esse mandatis apostolicis. Nec ab re quidem illud, cum omnium privilegiorum ac immunitatum, quibus gymnasium nostrum florentissimum gaudet, a sede apostolica confirmatio sit impetrata, et ab eodem publice quascumque artes docendi atque in iisdem eruditos in doctores provehendi ius atque potestas pendeat, quo pacto, quod iuste postulat rector consiliumque negaret?' Zu beachten ist, dass nicht der Rektor Ungelter den Vortrag hielt.

1) Gegenüber Prantl I, 147 behauptet Wiedemann Eck S. 165 dass die Veröffentlichung in der Moritzkirche erst am Stefanstage erfolgte.

2) Diese Ansicht sprach Philipp von Freising auch Eck gegenüber aus, wie aus dessen Antwort Dec. 28 hervorgeht. Eck antwortet: non ego hoc certo.

3) Waltz *Epistolae Reformatorum in Brieger Zeitschrift f. Kirchengeschichte* II, 120. Der Brief gehört sicher dem folgenden Jahre

„Mich sieht die sach eben also an, als hett mein herr von Eysteth etwas musen thun; das aber vil darauf ergangen sei, kan ich in kein weg glauben.“

Wenn Bischof Gabriel jene Anfrage bei Mainz, welche er beabsichtigte, wirklich gestellt hat, so konnte dieselbe ihm, wie wir vermuthen dürfen, doch schwerlich die gewünschte Richtschnur für sein Handeln verschaffen. Denn die Rheinischen Kurfürsten wurden von Eck mit der Bulle gar nicht behelligt. Der Bischof von Speier berichtete dem Freisinger am 22. November 1520, dass er gar nichts von einer solchen Anfrage wisse, und doch bestimmt glaube, dass man ihm Kenntniss gegeben haben würde, wenn der Kurfürst von Mainz oder ein anderer Bischof der Provinz eine derartige Zumuthung erfahren hätte. Der Bischof von Freising folgte wirklich dem Rathe seines Amtsbruders, und wandte sich an den Salzburger Erzbischof, seinen Metropolit. Dessen Haltung war von um so grösserer Bedeutung, weil man aus ihr auf die Politik des jugendlichen Kaisers Karl einen Schluss ziehen konnte; Mathäus Lang gehörte zu seinen einflussreichsten Räten. Im November 1520 antworteten anfänglich der Statthalter und die Räte des Erzstifts, dass ihrem Herrn, dem Cardinal Lang, ihres Wissens eine päpstliche Bulle nicht zugegangen sei, wie denn eben so wenig eine solche an Ernst von Passau gelangt war¹⁾. An demselben 28. December, an welchem Eck

1521 an. Er setzt den Erlass der zweiten Bulle voraus, die Alexander am 10. Febr. erhielt; Köstlin S. 424 Anm 1. Auch der Hinweis auf die 'disen winter über' erhaltenen Schriften und die Mandate des Kaisers beweist die spätere Abfassung.

1) Die Behauptung V. A. Winters, in der Geschichte der evangelischen Lehre in Baiern I, 58, Eck habe alle Bischöfe Baierns zur Publikation aufgefordert, ist irrig; seine Quelle spricht nur von 'multis litteris ad episcopos ordinarios locorum et civitates aliquot missis'. Das von ihm S. 64 benutzte Schreiben des Statthalters und der Räte von Passau vom 18. März 1521 wird von Prantl I, 147 nicht richtig

dem Bischof von Freising seine Darlegung über die päpstliche Unfehlbarkeit zusandte, worin er ihm klar zu machen suchte, dass die von dem Bischof ausgesprochene Absicht, den Metropolitcn um Rath anzugehen, verwerflich sei und nichts anderes bedente, als wenn etwa ein Diöcesanpriester sich nicht bei dem Ausspruche seines Bischofs beruhigen, sondern erst die Pfarrer und Dechanten um ihre Meinung befragt wissen wolle, an diesem selben Tage wandte Bischof Philipp sich an den Cardinal Lang, welcher damals bei dem Kaiser weilte¹⁾.

wiedergegeben, wenn gesagt wird: „der Bischof von Passau erklärte geradezu, von einem Mandat gegen Luther nichts zu wissen. Bei Köstlin I, 400 heisst es denn darauf hin: „Der Bischof von Passau wollte nichts von ihr [der Bulle] wissen.“ Bei dem jetzigen Stande der Quellen wird mau mit gleichem Recht behaupten dürfen, dass die Herzoge von Baiern sich vor ihrem Schreiben an Passau über die Veröffentlichung der Bulle vergewissert haben müssten, als dass die Passauer Rätthe über ein wirklich erlassenes Mandat nicht im Unklaren hätten bleiben können. Ueber die Haltung des Herzogs Ernst von Baiern meldet Staupitz, 1521 Okt. 16 aus Chiemsee: „Stetit hic nobiscum princeps Bavariae Ernestus, Pataviensis episcopus seu administrator, magnus valde et integer Lutheri fautor. Is ni fallor conversationem in illis quae Lutheriana dicunt pro deliciis amplectitur.“ Zeitschrift für historische Theologie, Jahrgang 1837. Eck schreibt, bei Meichelbeck Hist. Frising. II, 1, 297: „si omnino Rev. D. metropolitanus fuisset requirendum, quod tamen omnino nego in hoc casu fuisse necessarium, respondi apocrisiariis Jll. P. T. hoc dudum potuisse fieri, cum ferme duos menses iam a prima intimatione praeterierint, in quibus nedum archi- praesulem et Germaniae legatum adiisse licuisset, sed etiam ipsum pontificem Romanum.“

1) Es ist somit irrig, wenn Kolde die deutsche Augustinercongregation und Johann von Staupitz S. 329 fg. davon spricht, dass Lang, 'nachdem er seine politische Rolle zum grössten Theile ausgespielt', sich in Salzburg niedergelassen habe. Auch bei dem Unterwerfungsverfahren des Staupitz war der Cardinal persönlich schwerlich betheilig. Dass Lang in Worms war, zeigen auch Aleanders Deschen bei Friedrich.

Von dem Cardinal Lang liegen zwei Antworten vor, die von Bedeutung sind, obschon sie auf das Verfahren des Freisingers keinen Einfluss mehr üben konnten, da dieser am 10. Januar, also gerade noch innerhalb der ihm von Eck am 28. Dec. gestellten vierzehntägigen Frist, die Publikation der Bulle vornahm. Die erste ist bemerkenswerth, nicht durch Aufschlüsse, welche sie ertheilt, sondern weil sie jedes Eingehen auf die gestellte Frage vermeidet. Lang antwortete nämlich am 10. Januar aus Worms, indem er eine genauere Antwort auf spätere Zeit verschob. Es muss auffallen, dass dieses Schreiben noch zu einer Zeit erlassen werden konnte, wo die Nachricht von der Verbrennung der Bulle durch Luther längst in Worms bekannt geworden war und Vorstellungen des Nuntius bei dem Kaiser veranlasst hatte, zu einer Zeit, wo die Verbrennung der Lutherischen Schriften in den Niederlanden von dem Kaiser schon wiederholt angeordnet worden war, wie dies der Kurfürst von der Pfalz theilweise schon im November, und eingehender dessen Bruder Friedrich am 8. Januar nach Freising berichtet hatten. Cardinal Lang aber meldet erst in einem zweiten Briefe vom 21. Januar die durch den Nachrichten vollzogene Verbrennung der Lutherischen Schriften in den Niederlanden und zu Köln als neue Zeitung, und erklärt erst jetzt, der Kaiser habe sich mit gutem zeitigem Rath entschlossen, dem Römischen Stuhle anzuhängen, und dem entsprechend die Verbrennung der Lutherischen Schriften in den Niederlanden befohlen, in den drei geistlichen Kurfürstenthümern veranlasst, und beabsichtige, gleiche Mandate für das ganze Reich zu erlassen, mit den Ständen über die erforderlichen Massregeln zu berathen.

Bei dem jetzigen Stande der Forschung wird es schwer sein, das Verhalten des Cardinals Lang mit Bestimmtheit zu deuten. Nur als Vermuthung möchte ich die Ansicht äussern, dass es im Zusammenhang steht mit dem Schwanken

in der Haltung der kaiserlichen Politik, über welche der Nuntius Aleander Klage führt, indem er in seinen Berichten sagt, dass am 29. December zwar beschlossen worden, ein Mandat zu erlassen¹⁾, dies aber doch unterblieben sei. Das Eine aber wird man behaupten dürfen: Wenn Aleander in einer Depesche vom December die Ansicht ausspricht, dass die öffentliche Verbrennung der Lutherischen Schriften wirkungsvoller sein werde, als wenn man die Bulle den Ordinarien zur Ausführung überantwortete²⁾, so war sein Urtheil über die Unzuverlässigkeit des letzteren Mittels gerechtfertigt durch die geringe Neigung mancher Bischöfe, sich der Ausführung der von Eck überbrachten Bulle zu widmen. Es bedurfte kaum des von den Bairischen Herzogen auf dieselben³⁾ geübten Druckes, um auch der geschehenen Veröffentlichung die Wirkung zu benehmen.

1) Aleander schreibt (Dec.): „Hora a Vormes, non so per che causa, par' che sij stato alquanto obnubilato il nostro sereno, et retardato un poco il nostro felice corso di nostra navigatione in questa materia.“ Friedrich S. 91; (im Januar): Jo ben vorrei, ... che cesar ci havesse concesso il mandato iuxta conclusionem captam die 29. Decembris proximi passato, la qual Dio perdoni a chi haveva la cura, et per sua timidità fù colpa, che non fosse statim exequita.“

2) Vgl. Friedrich Der Reichstag zu Worms 1521 in den Abhandlungen unserer Akademie, III. Cl.; XI. Bd., III. Abth. S. 90: „questo bruciar di libri è una cosa molto salutar et utile; primo, perchè molto meglio così si divulga, et per Germania et tutte le altre nationi, la condemnatione di tali libri, che per una intimatione della bolla fatta alli ordinarij, ovvero vicarij, quamvis ancora questa sempre et ubique facerem et faciam; deinde, perchè li laici già infetti per le predicationi et libri volgati, di quanto più che milliarij, vedendo tal incendio fatto auctoritate apostolici et executione caesaris, si moveno assai a render tali libri.“ Die Stelle S. 91 Z. 12 v. U. ist zu lesen: 'contra hominem per manicas condemnatum indicta causa', S. 92 Z. 17 v. U.: 'adeo est enim gloriae cupidus et superbia elatus.'

3) Ich drucke dieses Schreiben ab, da der vollständige Wortlaut auch nach dem Auszuge bei Winter I, 62 von Interesse sein dürfte.

1. Papst Leo X. an Johann Eck¹⁾.

1520 Juli 18 Rom.

„Leo episcopus, servus servorum Dei, dilecto filio Joanni Eckio, canonico Eustetensi notario ad venerabiles fratres nostros Brandenburgensem et Misnensem ac Merseburgensem et alios episcopos et praelatos ac dilectos filios nobiles viros Fredericum ducem Saxoniae et alios sacri imperii electores ac Joannem ex ducibus Saxoniae et alios Germaniae alte et basse principes et barones ac communitates nostro et apostolicae sedis nuntio et oratori salutem et apostolicam benedictionem. Cum ad nihil aliud nostra aspiret intentio quam ut Christifidelium animos nostra diligentia Deo lucrificare possimus, libenter circa hoc operam vigilem adhibemus, ut diabolica fraude decepti ad caulam dominicarum ovium revertantur; et si qui animorum perversitate ducti in damnato suo proposito contumaciter persistere maluerint, taliter animadvertatur in illos, ut sit eorum poena caeteris in exemplum. Cum multa et varia de novitate dogmatis et scandalosis articulis fratris Martini Luther, ordinis fratrum heremitarum S. Augustini, in Germania degentis nobis renuntiata essent, et quotidie referrentur, quae mentem nostrum mirummodum commovebant, tanquam nostra religione penitus aliena, diligentiori examine digna esse censerentur, nos, ne novitas huiusmodi et ea quae ab ipso in publicum prolata et in scriptis etiam redaeta non sine animi nostri displicentia vidimus et legimus scandalum in populo Christiano sive et aliorum animabus interitum provocauti volentes pro nostro

1) Dieses Breve ist benutzt bei Winter I, S. 53. Zu beachten ist, dass Eck in demselben nicht protonotarius apostolicus genannt wird, wie denn in den amtlichen Aktenstücken, Prantl II, Nr. 44, Meichelbeck II, 1,297 Eck selbst sich diesen Titel nicht beilegt. Ich halte es daher für bedenklich, auf Grund der Votivtafel in dem Pfarrhof zu St. Moritz ihm mit Prantl und Köstlin diese Würde beizulegen.

pastorali officio salubriter providere, ipsum per alias nostras literas, in forma Brevis, ut ad nos veniret, ad hoc, ut ex ore suo veritatem et causam eorum quae publice disputabat et in scriptis redigebat, intelligeremus, monuimus. Cumque id facere recusasset ac eum non secundum Dei legem, per quam obedientia et humilitas precipitur, incedere manifestissime constaret, nos, ne error huiusmodi in ecclesia Dei sub dissimulatione et negligentia, tempore praesertim nostro, pertransire videretur, nonnullis ex S. Romanae ecclesiae cardinalibus vive vocis oraculo commisimus, ut adhibitis in sacra pagina magistris et aliis viris doctis eiusdem Martini dicta et scripta diligenter exanimarent et deinde in consistorio nostro secreto referrent. Quorum relatione audita et saepius mature discussa, complures articulos ex eius scriptis extractos de eorundem cardinalium consilio damnavimus, ipsumque Martinum sub poenis tunc expressis monuimus, ut infra certum tempus tunc expressum errores suos recognosceret et ad solide veritatis viam reverteretur, et quae in eius scriptis temere et impie prolata perturbationis causa in ecclesia fuerant, consulte ac prudenter, ut Christianum decet, revocaret, alioquin ut hereticus ab omnibus vitari et puniri deberet, prout in nostris, in quibus voluimus quod literae ipsae in certis ecclesiis publicari deberent, inde confectis literis plenius continetur. Volentes igitur, ut literae nostrae praedictae in illis partibus fideliter publicentur et in eis contenta executioni debite demandentur, ac sumentes in tua prudentia in arduis comprobata et persona tua quampluribus insignita fiduciam in Domino spetialem, te cum benedictione illius cuius vices in terris gerimus et qui curam gregis sui nobis committere dignatus est, ad venerabiles fratres nostros Brandenburgensem et Misnensem ac Merseburgensem et alios episcopos et praelatos necnon dilectos filios nobiles viros Fredericum ducem Saxoniae et alios sacri imperii electores ac Joannem ex ducibus Saxoniae

omnesque alios Germaniae basse et alte principes barones communitates et universos praelatos et ad alia loca ad quae te declinare contigerit, nuntium et oratorem nostrum mittimus, iniungentes tibi ut episcopis et aliis prelatiis ac Frederico et Joanni necnon aliis principibus et aliis prefatis nostro nomine predictas contra Martinum editas et alias credentiales literas nostras praesentes, ac nostram mentem illis communices, quemadmodum propensa est ad fidei catholicae causam defendendam, eorumque auxilia ad hanc piam et necessariam Dei causam implores persuadeasque, et rationibus tibi notis inducas ac cordium suorum fores assidue pulsare non desistas, ut Martinum ipsum hortari velint, ut agnita veritate ad rectam semitam tandem redeat, et huius sanctae sedis mandatis pareat. Quod si fecerit, verbi Salvatoris nostri memores, qui non vult mortem peccatoris sed ut convertatur et vivat, et quod angeli magis gaudent de uno peccatore ad poenitentiam redeunte, quam de centum iustis, qui etiam alibi monet habentem centum oves, si unam ex illis perdiderit, dimittendas esse nonagintanovem in deserto et ire ad illam quae perierat, donec inveniat eam, eundem Martinum ad gratiam ut charum filium recipiemus ipsumque etiam honoribus recognoscemus, si vero, quod absit, eorum et nostra monita exequi neglexerit, omnem opem et operam impendere et adhibere, teque pro viribus iuvare velint, ut eius temeritate depressa adversus tam pestiferum hominem mandata nostra exequi valeas; cupientes etiam tantam labem ex partibus illis eradicari et ea infectos corrigi ac errores huiusmodi extirpari et oportuna remedia adhiberi, antequam pestifera radix pestilentissimos ramos et palmites producat et ulterius serpat, omnes et singulos partium praedictarum utriusque sexus cuiuscumque status nobilitatis et conditionis existant, in huiusmodi haeresim et errores prolassos et in poenas in dictis literis contentas incursos, qui errores suos sponte confitendo heresim abiurare et ad

veram fidem catholicam converti voluerint, si hoc humiliter petierint, ab huiusmodi et aliis eorum excessibus, etiam heresim sapientibus, et poenis predictis, prestito tamen prius per eos corporali iuramento, quod similia de cetero non committent, nec ea committentibus praestabunt auxilium consilium vel favorem, necnon ab aliis eorum peccatis, dummodo talia non sint propter quae sedes apostolica foret merito consulenda, autoritate nostra, semel dumtaxat pro quolibet eorum, iniuncta etiam eis pro modo culpa poenitentia salutari et aliis quae de inre fuerint injugenda, absolvendi, necnon eos ad famam ad honores pristinos, abolita prius infamia, restituendi et ponendi, contra illos vero qui talibus erroribus contumaciter persistere voluerint autoritate nostra praedicta, prout iuris fuerit, procedendi, ipsosque corrigendi, castigandi et puniendi ac curiae seculari tradendi, ac alia omnia et singula, quae hereticae pravitatis inquisitores de iure vel consuetudine facere possent et deberent, faciendi, gerendi et exercendi ac exequendi. Et quia complures libri articulos aliter conciliariter damnatos continentes ac nostro et huius sanctae sedis honori detrahentes contra decretum moderni Lateranensis concilii in ipsa Germania impressi fuerunt, libros huiusmodi iu offitii et dignitatis nostrae ac dictae sedis depressione(m) temere loquentes publice ac palam comburi faciendi et contra eorundem librorum autores procedendi plenam et liberam autoritate apostolica tenore presentium concedimus facultatem, non obstantibus constitutionibus et ordinationibus, necnon quibusvis privilegiis, indultis et literis apostolicis quibusvis in genere vel specie concessis, quorumcumque tenorum fuerint, quae quoad praemissa eis nolumus suffragari caeterisque contrariis quibuscunque. Datum Romae apud sanctum Petrum anno incarnationis dominicae 1520, 15. Kalendis Augusti, pontificatus nostri anno octavo.

Druck ohne Beglaubigung

Reichsarchiv Bayr. Religionsakten I, f. 14. Beilage zu Nr. 16.

2. Gabriel v. Eichstätt an Philipp v. Freising¹⁾.

1520 Nov. 8 Eichstätt.

„Wir haben E. L. schreiben, des datum Erichtags sant Leonhards tag [6. Nov.] alles inhalts vernomen, und was wir euch mochten mittailen, das zu gutem dienet, das theten wir gern, und wollen E. L. nit verhalten, das uns doctor Eck vorlangst hat requirirt, mit zugeschickter copei einer bullen, zu ende mit eines bischofs aufgedrucktem sigill und ein notary sich subscribirt, wider Martinum Luther zu publiciren, anch copy seines befelhs von Bapstl. Heil., und uns daneben angezeigt, das die universität zu Ingolstad in solchem auf uns warte, als iren ordinarium. Also haben wir ime ein mandat zugeschickt, dieselben zu Ingolstat zu publiciren und an kain ander ende ausgegangen in unserm bistumb, dann wir nit copias der bullen haben mit zu schicken, darnach man sich west zu halten, und bisher nit vernommen, was Eckius mit selhem mandat gehandelt, hat uns nachmals geschrieben mit beger ad colligendum et comburendum libros Luteranos, darauf wir ime geantwurt, es bederf selhes gut bedenkens, damit geistlich und weltlich nit in bapstlich und unser ordinari censuren fallen, aus welchem vil unrat möchte erwachsen, das nit allein uns, sondern auch ime wol zu bedenken sei. Und hat uns bis auf dato nit weiter requirirt, wie wir vernemen, bei andern hab thun. Unsers bedunkens, so lest er in seinem furnemen zum tail nach, müssen doch weiters von ime gewarten sein, auch wir fur notturftig und gut ansehen, das E. L. bei irem metropolitan mitsampt andern suffraniis desgleichen wir und andere in provincia Maguntina auch bei metro-

1) Die Vorlagen der hier zum Abdruck kommenden Briefe habe ich bei der Föringer'schen Auktion erworben; sie werden dem hiesigen Staatsarchiv einverleibt werden.

politano in solchen des Eck handlung rat suchten, damit diese beschever möchte abgewendt werden, auch wie des Ecken handlung bei Ko. M. und churfursten wurde angesehen; dann uns getreulich laid ist, das durch Luther und Ecken die sachen so weit gewachsen und ganz dafür haben, das unsers heiligen vatters des babsts so hoch furnemen nit sei, wie dann Eck auf die ban richt, und wollen uns als lang wir mugen aufhalten, bis wir bas bericht möchten werden, darnach wir uns westen zu halten; dann womit wir E. L. freuntlich dinst mögen erzaigen, des sein wir abzeit gewilgt. Datum in unser stat Eystet am Donerstag nach Leonhardi anno XX.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

3. Ernst v. Passau an Philipp v. Freising.

„Unser freuntlich etc. E. L. schreiben, darin dieselb anzeigt, wie ir von doktor Ecken, theologen zu Ingolstat ain babstliche bullen wider doctor Martinum Lutther mit vergebener potschaft zugeschickt, das auch E. L., was sich darauf zu handeln gebür, irrig sei, demnach die in solchem fall unsers furnemens wissen und underricht begert etc., haben wir verners inhalts vernommen und geben darauf E. L. freuntlicher guter mainung zu erkennen, das uns solche babstliche bullen oder abschrift davon nit behendigt worden, darumben wir derselben vermöge oder inhalt gar kain wissen tragen. So aber das beschehen wäre, wolten wir solches E. L. nit verhalten, wiewol wir nit zweifeln E. L. wissen in solchem und ainem merern fall, was nach gestalt der sachen ratsam und gebürlich ist, bas dann wir zu ermeszen; damit E. L. freuntlichen zu dienen etc. Datum Passau an Freitag vor Martini anno 20.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

4. Statthalter und Rätthe des Cardinals v. Salzburg an Bischof Philipp.

1520 Nov. 11. Salzburg.

Des Bischofs Schreiben an den Cardinal, welches anzeigt „wie under doctor Ecken namen E. F. G. ein vergebun schreiben mit ainer einliegenden gedruckten copei ainer bābstlichen bulle wider D. Martinum Luther zuekomen, und dieweil die sach, in solcher copei begriffn, trefenlich und doch E. F. G. durch kainen aignen botn oder notari verkündet und vergebunlich erst durch die viert hand geantwortet sei, begert E. F. G. zu wissen, wie und in was gestalt die bābstlich bull bemeltem unserm gnedigsten herrn cardinal verkündet, und was sein fürstlich gnad darauf zu handeln willens sei, und daneben rat's, wie sich E. F. G. darein schicken sol etc.“, haben sie eröffnet. „Darauff thun wir E. F. G. zu wissen, das uns nicht wissu ist, das unserm gnedigsten herrn cardinal dergleichen bābstlich bull oder copey zugeschickt oder verkündet sei, uns auch derhalben noch bisher nichts zuekomen ist, wir auch inhalt derselben kein wissen haben. Deshalbn wir E. F. G. unsers rats und gutbedunkens hierin nicht zuschreiben können. Als aber E. F. G. in irem schreiben meldet, wie angezogne bābstlich bull alain vergebens und durch aigen boten oder notari nit verkündet sei, achten wir, dieweil E. F. G. mit solher bull rechtmessiglich nit ersucht ist, wisse sich hierin wol zu halten, und hab sich gegen Bāpstl. Heil. wol zu entschuldigen, das E. F. G. deshalbn kainerlei ungehorsam billich zuegemessen werden mag.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

5. Christof v. Augsburg. Philipp v. Freising.

1520 Nov. 12.

Das Schreiben des Bischofs Montag nach Allerheiligen [Nov. 3] hat er spät in der Nacht erhalten; vor etlichen

Tagen ist auch ihm ein Schreiben von Eck nebst einem besiegelten Exemplar der päpstlichen Bulle durch einen Boten zugesandt worden und ist er durch Eck als päpstlichen Commissar um Publikation in seinem Bisthum ersucht und requirirt worden.

„Nu ist nit weniger, wa diese sach sonder person und nit bäbstlich heiligkeit selbs berurte, wir auch nit daneben westen und verstünden, das J. Heil. gewislich selliche bull ausgeen lassen und das furnemen nit so ernstlich, wir wern nit schuldig noch willens gewest, sollich requisicion anzunemen; haben dannoch nit underlassen bei Dr. Ecken allerlai weg zu suchen, damit wir sollichs lasts mochten überhoben bleiben; so wir aber kein enderung noch verzug erlangt, und zum andern mal requirirt sein, tragen wir fürsorg wo wir Bā. Heil. in dem, dariunen uns noch kain widerstand begegnet ist, ungehorsam erfunden werden sollten, es möchte uns und unserm stift daraus merkliche beschwerd und nachtail erwachsen. Derhalben wir ein mandat wellicher gestalt solliche bull in unserm bistumb publicirt werden solle, stellen lassen, dasselbig sampt der bullen ze drucken und mit allem dazu gehörig bereit zu machen, bevolen haben, sover uns anders nichtzit, dann wir jetzo wissen, begegnen werde, das wir sollich publicacion allenthalben in unserm bistumb furgeen lassen mugen, anders oder bessers wie E. L. in diesem fall auch nit anzusaigen noch ze raten wissen. Wolten wir derselben etc. Datum Dillingen Montag nach Martini 1520.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

6. Georg v. Speier an Philipp v. Freising.

1520 Nov. 22 Udenheim.

Auf des Bischofs Schreiben wegen der päpstlichen Bulle über die Disputation zwischen Eck und Luther meldet er,

dass er keine derartige Copie erhalten, und von Niemanden gehört hat, was sie enthalten soll; er zweifelt nicht, dass er, wenn dieselbe dem Erzbischof von Mainz oder andern Bischöfen der Provinz zugeschickt worden wäre, wenigstens „lantmanswise“ davon gehört hätte.

„Darumb wir E. L. uf ir schryben deshalb nichts fruchtparlichs zu raten wissen, dann das wir achten uch des zu bedenken und uf andere mer und mynr zu sehen nit unbillig zugelassn werd. So uns aber nachmals derglychen zuekeme und darmit erfordert, was wir dann im rate finden würden, darin zu thun und zu lassen, dasselb wellen wir E. L. us bruderlicher freuntschaft by unser eigen botschaft mitteilen und keinswegs bergen. Datum Udenheim am Dornstag nach presentationis Mariae anno 20.“

Ogl. (ohne Unterschrift). Indorsat: Dec. 8.

7. Kurfürst Ludwig an Bischof Philipp.

1520 Nov. 28 Heidelberg.

Er hat das Schreiben des Bischofs nebst dem zugeschickten Glase aber nicht den Brief des H. Ludwig in Baiern erhalten; derselbe wird liegen geblieben sein, möge ihm bei nächster Botschaft zugesandt werden.

„So soll E. L. wissen, das uns Lutters halb kain brief zukomen, so wissen wir auch von kainer handlung durch Kei. M. unsern allergnedigsten herrn und churfursten auf gehabtem crönungstag deshalb gehabt, allein haben wir vernomen wie das der bischove von Trent zwuschen Pab. Heil. oratorn und dem churfursten zu Sachsen deshalb gehandelt, was das gewest oder ist uns verporgen, dan das ist offentlich durch ein munch auf der canzel zu Cöln verkundt, etlich puecher verprent worden sein soln, mit dem

anhang, als ob es Kei. M. und die churfursten bevolen, davon wir doch kein wissen; dieweil uns nun, wie obgemelt, kein brief zukommen, wir auch desselbigen inhalt nit wissen, ist uns E. L. rate mitzutailen unmuglich; wo wir aber desselbigen verstand hetten, wolten wir E. L. durch die der ding verstendigen gern ein ratslag gefast und zugeschickt haben. Das wir E. L. widerumb brüderlicher und fruntlicher meinung nit bergen wolten. Datum Heidelberg uf Mitwoch nach Katherinae anno 20.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

8. Friedrich v. d. Pfalz an Philipp v. Freising.

1521 Jan. 8 Worms.

Auf des Bischofs Anfrage, was der Kaiser auf die päpstliche Bulle hin befohlen habe oder befehlen wolle, theilt er mit, dass der Kaiser zu Köln die Bulle öffentlich hat verkünden und gebieten lassen, die Bücher Luthers zu verbrennen, wie geschehen ist, sowie keine mehr zu drucken. Luther hat jetzt dagegen gehandelt und das kanonische Recht und die Bulle verbrannt „des sich die bebtlich botschaft hoch beschwert und beclagt, doruf Kai. M. abermals ernstlich gebieten lassen, alle des Lutters pücher zu verbrennen und keins mehr zu drucken. Ob damit dem Lutter recht geschehen, beschicht oder nit, sein wir nit verstendigt; so haben wir kein wissen, dwill unser fr. lieber vetter herzog Fridrich von Sachsen, doby sich Lutter enthellt, itzo hieher komen ist, ob und was I. M. villeicht mit S. L. davon oder sonsten in ander weg verner zu handeln willens oder nit. Das wolten wir E. L. . . . nit bergen. Datum Wormbs uf Dinstag nach Trium Regum anno 21.“

Ogl. (ohne Unterschrift).

9. Cardinal Mathäus Lang Erzbischof v. Salzburg an Bischof Philipp.

1521 Jan. 10 Worms.

„Venerabilis frater, amice charissime, fraternam in Domino charitatem. Wir haben E. L. schretben, des datum steet Sambstags nach Nativitatis Christi [Dec. 28] uns bei disem irem poten getan, mit sampt ainer abschrift ainer bapstlichen bull angestern Mitwochens nach Trium Regum empfangen und verstanden; und als E. L. unsers rats begert, so wollen wir E. L. unser meinung darin durch die *post* zum peldesten zueschreiben und haben deshalb E. L. poten nit (aufhalten wollen). Wollten wir derselben E. L. nit verhalten. Datum Wormaciae decima mensis Januarii anno vigesimo primo.“

Ogl. ohne Unterschrift.

10. Cardinal Mathäus v. Salzburg an Bischof Philipp.

1521 Jan. 21 Worms.

„Venerabilis etc. Unserm jüngstn schreiben nach, E. L. nechst hievor antwortswise getan, thuen wir derselben E. L., irem begern nach, disen bericht: daz die kaiserlich M. etc. mit guetem zeitigem rat sich entslossen hat, der Bapstl. Heil. und dem stuel zu Rom anzuhangen mit allen seiner Kai. M. Osterreichischen und Burgundischen erblanden wider den Lutter, und hat deshalb, ee wir an I. M. hof kummen sein, desselben Lutters puecher auf Bap. Heil nuncio ersuechen zu Loven in Braband zu verprennen verordent, desgleichen hat auch nachmals sein M. nach irer crönung zu Aach bei den 3 churfursten, den von Mainz Cölln und Trier, in den steten Cölln Mainz und Trier auch zu beschehen verordent. S. M. ist auch willens etliche ernstliche mandat allenthalben in das heilig reich aus-

geen zu lassen und sonst auch mit den stenden des reichs albie auf disem reichstag zu ratschlagen und zu handln, wie diser sach in allen dingen ain gepürliche fürsehung beschehen sol. Das alles haben wir E. L. nit verhalten wellen, sich haßen und wissen dest pas darnach zu richten. Wir warten auch in diser sach unserer räte von Salzburg ratslag und guetbedunken, gedenken auch, E. L. werd kurzlich auf disem reichstag auch erscheinen, alsdann wollen wir uns mit derselben, und sonderlich ob wir mitler zeit von Báb. Heil. requirirt werden, weiter underreden. Datum Wormaciae 21. mensis Januarii anno 21.

Ced. Und fur nuwe zeitung verkunden wir E. L., das bemelts doktor Martin Lutters werk und bucher in Niderland zu Leven, Antdorf, Coln offentlig an merkten durch die nachrichter verbrent sein worden. Darab E. L. den werdt derselben wele zu ermessen hat.

Ced. II. Und wir schicken *verner* hieby ein buchlin widdern Luttr usgangen, wie dieselb sehen wirt. Datum ut in litteris.“

Ogl. ohne Unterschrift.

11. Herzog Wilhelm v. Baiern
an Bischof Philipp¹⁾.

1521 März 11 Augsburg.

„Unser etc. Wir seien bericht und tragen grundlichs wissen, das unser landsassen undertanen und verwanten uusers fürstentumbs Bairn aus würcung E. L. mandatn,

1) Das Concept, RA. Bayr. Relig. I, 17 bietet wenig bedeutende Varianten. Das Datum ist Korrektur statt 'Sambstags nach Sontags Oculi'. Am Schlusse die Bemerkung:

An den bischof zu Freising. ||

In simili forma mutato titulo: ||

an den cardinal zu Salzburg oder seine stathalter, ||

so in demselben unserm lande publicirt und verkündet, doktor Martin Lutters leer und ausgegangen getruckte puechlen betreffend, durch die prediger und peichtvater in den clostern und pfarren derselben Lutterischen leer und puechlen halben, an den offen predigstuelen und in der peicht, hoh und beschwerlich angetast, ausgerueft und angezogen werden, auf mainung, wollich solliche puechl gelesen, die peihendig nit von ime geben und der geistlichen obrikait nit überantworten wölle, denselbigen nit zu absolviren sonder als ainen gesunderen von cristenlicher versamblung zu halten. Dieweil aber wir sambt dem . . . herzog Ludwign aus etlichen erfahrungen und gleublichen anzaigen befunden, das sollich hart und beschwerlich furnemen mer zu aufruer empörung und zerrüttung cristenlicher werk, dann zu hail der seelen und guten wirkungen dienstlich, und die layen sich hart darwider setzen, schreien und murmeln, ist mehr poses dann gutes daraus zu entsteen zu besorgen, als dann an etlichen orten ausserhalb unsers furstentumbs zum tail fur augen gewest. So wir dann als ein cristenlicher fürst des heiligen reichs söllich und dergleichen widerwertigkeit und empörung in der heiligen cristenlichen kirchen, so vi uns immer muglich, zu furkommen schuldig und genaigt seien, und itz auf dem reichstag zu Wormbs von Ro. Kai. M. auch allen stenden des reichs berürtem doktor Martino Luttan frei sicher glait zu gebn, von seiner gwar bis wieder an sein gwar, entlich beschlossen, der enden die notturft on zweifel seiner ausgeschriben artikel mit ime gehandelt wirdet, und das kai(serlich) mandat, darvon E. L. vielleicht

an dy bischof zu Regenspurg ||
Passau [getilgt: und Augsburg] ||
Eystett. ||

Vor Freising Salzburg und Passau befinden sich Kreuze, wahrscheinlich Expeditionszeichen. Dass Augsburg getilgt wurde, lag wohl daran, dass der Herzog grade dort anwesend war.

wissen mag haben, mitler zeit nit ausgeen, auch seine gemachte puecher und schriften die weil unverprennt und unvertilgt, auch Lutter mit predigen und schriften, und also zu allen tailen stillgestanden werden solle — hierauf unser und bemelts . . . herzog Ludwigs frundlich pit, E. L. wollen aus oberzelten beweglichen ursachen zu verhütung merers unrats bei iren geistlichen undertanen vorgeern pastorn predigern und peichtvätern ires gebiets verordnen und darob sein, das sie mitler zeit ehe mit dem Luther verner gehandelt auf den cantzln mit predigen peichthören Lutters schriften und puechln halber gemacht thuen, dieselbigen nicht verdamen verwerfen noch guethaissen, sonder zu rue stellen. Wolten wir E. L. der wir mit dienstlichem willen genaigt, freuntlicher mainung und der sachen allenthalben zu guet, unangezaigt nit lassen. Datum Augspurg Montags nach Laetare in der vastn anno 21.

Ogl (Spur von 2 Siegeln ohne Unterschrift).

12. Bischof Gabriel an Herzog Wilhelm von Baiern¹⁾.

1521 März 15 Eichstädt.

„Hochgeborner furst, unser willig dienst zuvor, gnediger lieber herr! Wir haben euer schreiben vernommen; und hetten des Lutters vermainten handlung, so vil uns muglich, alwegen gern zum pesten gewendt, aber er steet nit in ruhe, sunder in wenig tagen neue buechlein in seinem namen ausgangen, dardurch nit klein irthumb zwischen beicht-

1) Die Beilage f. 22, bei Winter I, 22, ist nicht etwa der Erlass des Generalvikars Wurm, sondern die Formel, welche von den Kanzeln der einzelnen Pfarreien verkündet werden sollte; über sie sagte Wurm mit eigenhändiger Notiz und Unterschrift: 'In hunc modum volumus publicari'. Bei Winter S. 306 ist Z. 3 'mir' statt 'euer' 'ich' statt 'er' zu lesen.

vettern und beichtkinder erwachsen. Und haben auf E. G. schreiben unsern thumbprediger und ander gelert rethe erfordert, und bevolhen, so deshalb von beichtkinder, layenpriester oder religiosen, ine was furkeme, sich darinnen wissen zu halten. Wie wir aber die bebtlichen bullen haben lassen verkunden, des schicken wir copei hiemit, daraus abzenemen ob wir's hart und beschwerlich furgenomen, oder nit; und hat sich bisher in unserm stift nit sonder widerwillen deshalb begeben, dann so vil uns aus Ingelstat angelangt hat; soll auch noch an unserm gueten vleis nicht erwinden, die sachen zum pesten helfen wenden; so euch dann der sachen etwas dienstlichs von Wormbs, uns auch nit verhalten. Dann E. G. zu willigen diensten sein wir urpüttig. Datum in unser stat Eysteet am Freitag nach Laetare etc. 21.“

Ogl ohne Unterschr. RA. Bayr. Rel. I, 23; praes. März 17;
benutzt von Winter I, 63.

13. Bischof Philipp v. Freising an Herzog Wilhelm.

1521 März 17 Freising.

Er beglaubigt seinen Vikar, Domherrn zu Freising, Rath und lieben Getreuen Johann Jung.

Ogl. RA. Bayr. Rel. I, 21
Indorsat: 'Glaubsbrief Lutters halb'.

14. Statthalter und Rätthe zu Passau
an Herzog Wilhelm.

1521 März 18 Passau.

„Durchleuchtiger hochgeborner furst, E. F. G. sein unser undertenig willig dienst alzeit mit vleis zuvoran bereit! Genediger herr! In abwesen unsers gnedigen herrn ist ain schreiben von E. F. G. ausgeend, — desselben inhalt,

mit unsers gnedigen herrn undertonen geistlichs stands irer F. G. gebiets zu verordnen und darob zu sein damit dieselben die pücher, so durch den Luther gemacht, auf den cantzeln mit predigen auch in dem peichthören, bis verner mit ime, dem Luther, gehandelt, nit verdamen, auch weder bos noch gut haissen, sonder in ruhe steen zu lassen — uns zukommen und vernomen. Dieweil wir dann nach muglicher erfahrung nit wissen tragen, das ainich mandat durch merbemelten unsern gnedigen herrn oder I. F. G. official deshalben ausgegangen, auch des in derselben gebieten begeben, darumb wir dann solhes zu verbieten ursach haben, so aber dermassen, des wir uns doch nit versehen, durch angezaigten unsers gn. herrn undertonen gehandelt und wir desselben bericht, wellen wir, domit solhem furkomen werde, bei denselben muglichen vleis furwenden. Haben E. F. G., deren wir uns bevelen thun, auf derselben schreiben zu underteniger antbort nit verhalten wellen. Datum Passau am Montag nach dem Sontag Judica anno 21.“

Ogl RA. Bayr. Rel. I, 19.

15. Bischof Philipp an Dr. Eck zu Ingolstadt.

1521 (März 24—27).

„Wir haben eur schreiben, darinnen ir meldet, was... herzog Wilhelm mit euch Böp. Heil. bullen halben, wider doctor Martinum Luther ausgegangen, gehandelt, auch ir S. L. antwort geben solt haben, neben einem abdruck eurer commission und mit angehenktem erpieten, das wir dieselbig commission aigentlich und grüntlich ermessen und was ir auf ferrern unsern bericht zu abstellung aufrur und empörung thun mögt etc., sol bei euch nit erwinden etc., haben wir merers inhalt hörn lesen. Und hetten vor der zeit gern gesehen, ist auch unser beger an euch darauf gestanden, das berürte^tsach, daran vil gelegen, mit mererm bedacht

gehandelt wäre worden. Aber nichtdesweniger, auf eur unmessigs anhalten und ersuchen, und damit nit ursach gegeben, jemand in unserer pflicht, oder auch, als solten wir Böp. Heil nit gebürliche gehorsam erzeigen, zu disputiern etc., haben wir die publication ausgeen lassen; und mocht vielleicht, als wir bericht, nit on sein, das im fürstenthumb Bairn etlich landsessn, nderthon und verwandtn sich darin beswärd gedächten, und solichs mer zu aufrur, emperung und zerrüttung gueter werk, dann zu frucht und guettem dienstlich geacht werden. Wir sein auch on zweifl, bemelter unser fr. lieber vetter hab euch bericht, was Kai. M. unser allergnedigster herr sambt den stenden des h. reichs zu Wurms in berürter sach gehandelt hab. Nun wolten wir je gern unrat fürkomen, und der seel seligkait, so uns bevolen, bedenken, es wil aber uns, wie ir und die verstendigen wisst, nit gepürn, noch dieser zeit gelegen sein, euer commission auszulegen, engern oder weitem, insonder dieweil, als wir bericht, ir daneben ein sondere instruction, der inhalt wir nit wissen, haben soltt, ist auch ain übrigs, solichs an uns tzu begern. Aber nachdem ir ain bābstlicher gewalthaber sein, und pillich, was und wie weit sich eur gewalt erstreckt, wissen soltt, in craft eurs bevelhs etlich, so wider die bullen gehandelt oder verprochen, absolvirt, auch soliche absolution andern mitzutailen bevolen solt haben, sovern ir dann sollichen gewalt hettend, bedeuht uns nit ungut zu sein, merer ergernuss und nachteil, wie sich dann an etlichen andern orten erzeigt hat, zu furkomen, das ir den peichtvätern unsers bistumbs bevelen, macht und gewalt geben hettend, die, so sich in irenⁿ gewissen berürter bullen halber beschwärt erfunden, des sich erkennen oder peichten thäten, zu absolviern. Darmit mochten auch Böp. Heil. censuren in diesen swären läufen nit also in verachtung komen, und sonst in vermog mergemelts unsers fr. l. vettters begeren was guet wäre gehandelt worden, haben wir

euch, die sach nach aller noddurft zu erwegen, auf eur schreiben wellen anzaigen.“

Cop. RA. Bayr. Relig. I, 16; Winter I, 65
Beilage zu Nr. 16.

16. Bischof Philipp v. Freising an Herzog Wilhelm.
1521 März 27 Freising.

„Unser freuntlich dinst und was wir alzeit liebs und guts vermugen zuvor, hochgeborner furst, lieber vetter! Nachdem wir auf E. L. jungstes schreiben, doctor Martinum Luther und seine puecher betreffent, den . . . Jung mit credenzbrief und werbung an E. L. gefertigt und daselbs, das an sundern bevelhe in der sachen ainen anstand zu machen, oder die wider die bäbtlichen bullen gehandelt zu absolvieren, in unser gewalt und macht nicht stee, anzeigen haben lassen, wo uns aber solichs von Böp. Heil. oder des gewalt-haber, als wir vernomen das doctor Eck sein sollt, bevele geben würde, so wolten wir E. L. begeren nach gern wil-faren und handeln, wie dann E. L. sonder zweifel verrer von gemeltem unserm vicari bericht empfangen, darauf dann E. L. als uns gedachter unser gesanter anzeigt, sich freuntlich erzeigt und erpoten, mit doctor Egken zu handeln, wie wir dann achten beschehen. Darauf istuns von gedachtem doctor Ecken ain schreiben mit-einschliessung einer abgedruckten bäbtlichen bullen¹⁾ zugeschickt, darauf wir ime dann wiederumb schriftlich antwort gegeben, alles wie E. L. hierin befinden. Und dieweil es dann je in unserer macht nit steet, Böp. Heil. mandaten, als unsers haupts und obrigkeit, zu wider handeln, dasselb aufzuheben oder anzustellen, wie E. L. selber wol abnemen, so kunnen wir ir dem, wie gern wir es thäten, nicht wil-faren. Wo aber doctor Egk, inhalt unserer antwurt im gegeben, in sachen nochmals thon wurd, oder von jemantz anders, so des macht und gewalt

1) Nr. 1.

hette, uns bevolen würdt, wolten wir unsers vorigen erpieten
on verzug in unserm bistumb ausgeen lassen und handeln,
was zu gutem dienen möcht, des wir uns auch zu thun
schuldigh erkennen. Mögen E. L. abnemen, das kein mangel
an uns erscheine. Dann derselben allzeit freuntlich zu wil-
faren und ir lieb und dienst zu erzeigen, sind wir mit begir
geneigt. Datum Freising am Mittwoch nach Palmarum
anno 21.“

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 4. December 1880.

Herr Konrad Hofmann und Wilhelm Meyer
legten vor:

„Die Textkritik von Lutwins Adam und
Eva.“

Der combinirte griechisch-lateinische Text einer sagenhaften Geschichte von Adam und Eva, welche wahrscheinlich vor dem Aufkommen des Christenthums von einem Hebräer verfasst wurde, ist in den Abhandlungen der philos.-philol. Classe XIV. Bd. III. Abth. p. 187 — 250 (a. 1879) veröffentlicht worden. Dort wurde auch darauf hingewiesen, wie die Spuren dieser Sage im Orient wie im Occident sich weithin verfolgen lassen. Nachdem Prof. Trumpp den äthiopischen Text des bereits von Dillmann übersetzten Romanes 'Der Kampf Adams und Evas mit dem Teufel', dessen arabisches Original sich in der münchener Bibliothek befindet, jetzt in den Schriften unserer Akademie veröffentlicht hat, bleibt die weitere Gestaltung dieser Sage im Orient zu erforschen, besonders die äthiopischen Pseudo-Clementinen und die syrische Schrift mit dem Titel 'Die Schatzhöhle'. In den Occident gelangte die Sage nur durch die lateinische Uebersetzung und hat sich dort weit verbreitet, ohne wesentliche Umgestaltung zu erleiden.

Von diesen europäischen Bearbeitungen der Sage ist die umfangreichste und wichtigste das Gedicht des Lutwin: Adam und Eva. Da der Dichter klar und lebhaft schildert und, wie die Vergleichung des lateinischen Textes Jedem zeigen kann, über seinem Stoffe steht; da endlich das Gedicht mannigfaches sprachliches Interesse hat, so war seine Veröffentlichung wünschenswerth. Die Gelegenheit dazu hat sich jetzt geboten (in den Publikationen des literarischen Vereines in Stuttgart), und es scheint daher passend, hier Rechenschaft zu geben über die Art und Weise, wie der Text des Gedichtes veröffentlicht wird. Der Dichter hat sich gewissermassen selbst sein Schicksal verkündet in den Versen:

57 Der dis buch hat gedihet,
Mit rymen wol berihet:
Er ist Lutwin genant.
Sin namen ist lutzel ieman erkant.

Denn weder von seiner Lebenszeit noch von seiner Heimath ist bis jetzt Sicheres bekannt geworden. Die einzige bekannte Abschrift des Gedichtes befindet sich in der Wiener Hofbibliothek No. 2980 (Ms. Ambras 259). Diese im Uebergang des 14. zum 15. Jahrhundert geschriebene Handschrift, enthält auf 106 Papierblättern in klein 4^o. nur Lutwins Gedicht. Bald vor bald nach den betreffenden Abschnitten des Gedichtes sind leicht bemalte Bilder, welche aussehen wie Holzschnitte; so scharf sind die Linien gezogen. Durch den grösseren Theil der Handschrift sind diesen Bildern kurze prosaische Inschriften beige geschrieben.

Lutwins Gedicht hat in dieser Abschrift dasselbe Schicksal erlitten, welches älteren deutschen Texten oft widerfahren ist. Der spätere Abschreiber hat die meisten orthographischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Originals durch

seine eigenen verdrängt. Wie willkürlich derselbe verfuhr, zeigen zahlreiche Beispiele. Er schrieb bald die Reime iar: dar, bald ior: schar, bald ioren: geboren (statt gebaren); neben einmaligem wirt: birt zwei Male wurt: burt. Er war auch im Stand lossen: verwahssen statt läzen: verwäzen zu schreiben. Dieselben Entstellungen finden sich im Innern der Verse: ein 'gahes' neben drei gohes, zwei 'doten' neben einem deten; bald wan, bald won und fast stets 'nach' statt noch. Wie 'synne' mit hin reimen soll, so sind auch im Innern der Verse oft Endungen oder Artikel zugesetzt und Verse, wie

3933 Das von irem wucher und von irem sam,
sind gewiss nicht auf die Rechnung des Dichters, sondern des Abschreibers zu setzen.

Geht man die 2000 Reimpaare durch, so lassen sich überall die reinen Reime herstellen. Es ist stets Vokal- und Consonantenreim verbunden. Die Reime treten paarweise auf. Nur selten folgen sich zwei Paare mit dem gleichen Reim. Der Schluss von Reden und ein stärkerer Abschnitt der Erzählung wird durch drei gleichreimende Verse gekennzeichnet, wobei zu bemerken ist, dass der dritte Vers meistens ohne Störung des Zusammenhanges weggelassen werden kann. Es ist natürlich, dass auch alle Unreinheiten im Innern der Verse von dem Abschreiber, nicht von dem Dichter herstammen.

Mit dem Entschluss zur Veröffentlichung des Textes kam natürlich die Frage, ob die äusserst zahlreichen von dem Abschreiber hereingebrachten Formen entfernt und die Herstellung des ursprünglichen Wortlautes erstrebt werden solle¹⁾. Dies Verfahren ist fast nothwendig, wenn mehrere

1) So hat Haupt, Zschr. XV p. 265, die Verse 193—203 umgeschrieben:

Handschriften denselben Text in so verschiedener Färbung überliefert haben, dass gewählt werden muss. Bei diesem Gedichte schien dies minder rathsam, da es in manchen Fällen mehrere Möglichkeiten der ursprünglichen Fassung gibt und in vielen Fällen die Angabe der handschriftlichen Lesart doch unentbehrlich gewesen wäre. So wurde versucht, den Nachtheil, dass nur eine Handschrift vorhanden ist, in soweit zum Vortheil zu wenden, dass das Gedicht mit allen sprachlichen Formen gedruckt wird, mit welchen es die Handschrift überliefert hat, dass dagegen alle die Stellen geändert wurden, welche sachlich und sogar für die Sprache des Schreibers sprachlich gefälscht sind. Schien es also nicht thunlich, die orthographischen und sprachlichen Unsauberkeiten zu entfernen, welche der späte Schreiber hereingebracht hat, so war das Hauptbestreben, den Sinn und die Worte des Dichters wieder herzustellen: ein Ziel, dessen Erreichung durch die vielen Verderbnisse der Handschrift schwer genug gemacht ist.

Die Handschrift ist nemlich entstellt durch Verderbnisse aller Art, von den natürlichsten Versehen bis zu schlimmen Interpolationen. Besonders die Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit des Schreibers hat viel Schaden an-

Handschrift.

Wo von das ist das sage ich uwe
Das kumet nuwen von huwe
Das sie vor hitze hant kein frist
Und das lant so hoch ist
Das es der sunnen so nohe lit
Das su hörent zu aller zit
Die sunne des morgens uff gan
Als su iren schin hebet an
Mit eime suse in der wise
Als hymel und erde zusammen rise.

Haupt.

wâ von daz ist daz sage ich iu.
daz kumet niuwan von diu
daz sie vor hitze hânt kein frist
und daz daz laut sô höch ist
daz ez der sunn sô nâhe lit
daz sie hoerent zaller zit
die sunne des morgens uf gân,
als sie ir schin hebet an,
mit einem süse in der wise
als himel und erde zsamen rise.

gerichtet. So fehlen oft Silben oder Wörter. V. 1999 'Abel bruder myn' ist zu ergänzen 'Abel, lieber bruder myn'. (M.)¹⁾.

V. 2056 Seth meint, Adam sehne sich nach der verlorenen Paradiesesspeise: Des an dir truren git.

Hier ist 'an' zu ergänzen zu 'andaht (H) = Erinnerung'.

V. 2762 Gott nehme die Menschheit an, um zu erlösen 'Adam sin hantgeschafft

Und alle, die der krafft
Hette gemachet zagehafft.

Hier ist 'der helle krafft' (H) zu ergänzen.

Schwieriger ist es die ausgefallenen Verse zu ergänzen.

In dem Fluche über Eva

597 'Du solt kint geben
Mit hertzesweren wehen
Myt leide in ungemach
Von maniger slahte sach
Wurt dir not gekundet'

ist vielleicht (nach V. 1765) zu ergänzen:

Din leben sol ergen
Mit leid in ungemach.

In der Aufzählung der vier Welttheile

147 Das erste teil Anathole
Des mahtent uns die buch gewis
Das dirte teil Arthos
Das vierde heisset Mensembrios

ist wohl zu ergänzen

1) Die mit H bezeichneten Verbesserungen rühren von K. Hofmann her, die mit M bezeichneten von W. Meyer, welcher letzterer diesen Bericht ausgearbeitet hat.

Das erste teil Anathole,
Das ander heisset Dysis,
Des mahtent uns die buch gewis. (M)

Bei 1529 ist wohl einfach ein Uebergangsvers zu ergänzen, wie

(Und do dis alsus geschach)
Eva zu Adam sprach. (M)

Ein Vers fehlt auch in der Verheissung Gottes, Adams Seele müsse mit andern Seelen zu Helle sein; doch in der letzten Zeit, wenn er den Tod überstritten hätte,

3151 So kume ich mit grosser wunne
Und mit götlicher crafft
Und zerbrich die hellehafft
Die mynen willen hant begangen,
3155 Die löse ich mit gewaltes hant
Von der vorhellen bant.

Hier ist etwa zu ergänzen

Und zerbrich die hellehafft,
(Do die selen sint befangen). (M)

Der Schreiber war ferner sehr gedankenlos; statt des richtigen Wortes hat er oft ein anderes gesetzt, das ähnlich aussah, oder irgend eines, das ihm gerade im Sinne lag. So schrieb er 3062 'Sehs tage und sehs tage' statt 'Sehs nechte u. s. t.'. 3662 'der lichnam grünen begunde' statt 'der boum gr. b.'. 3709 'wahssens bar' statt 'wuchers bar'. 1389 'keine val' statt 'knieval'. 2505 'vil süssen man' statt 'v. siechen m.'. 1642 'Ir hertze was belangen mort' statt 'vort'. 3408 'Abel getruwe hort' statt 'der truwe h.'. Ebenso werden öfter 'von' und 'vor', 'und' und 'von' vertauscht. Andere theilweise schwierigere Fälle der Art sind:

42 Der zweyer eins er tun mus:
Sich der welte mynne pflegen
Und gottes dienstes mit truwen pflegen,
Oder mit der welte sich betragen
Und gottes dienst wider sagen.

V. 43 ist zu schreiben 'Sich der welt mynne bewegen'. (H)

Der Entschluss Gottes zur Schöpfung wird motivirt

Nu do in das duhte zit,
105 Das er sich ewigen wolt
Nach der güte solt
Und nach syme werde
Geschuff er hymel und erde.

In V. 105 ist statt 'ewigen' zu schreiben 'erzeigen' oder 'neigen'. Denn kurz vorher wird angegeben, die Güte, Minne und Barmherzigkeit hätten die Gottheit angetrieben,

Das sich got neigete
Und sin gewalt erzöigete. (M)

Vom Teufel wird gesagt:

364 Des boszheit übertrübet
Lichten schin und cloren lust,
Der dieff in der hellen grust
Behuset ist durch übermut.

Dann sagt er von sich: Sus noment wir glichen val

1458 Herabe von der hymels lust
Zu tal in der hellen grust.

Das Wort grust existirt nicht; es sind vielmehr beide Stellen zu verbessern nach:

1332 Ich bin durch dich verstossen
Von des hohen hymels lufft
Zu tal in der erden grufft. (H)

Die Schlange wird . .

573 Verteilt und verfluchet gar
Under aller wurme schar . .
Die ginge uffgeriht ee
Du müst aller (aber?) yemer nie
Gon . . Uff der erden mit der Brust.

Statt 'Die ginge' ist 'Du ginge' zu setzen. (M)

Heisst es von Maria, dass sie

800 Ist mit zepter und mit won
Erhöhet in den höchsten thron,

so liegt wieder eine plumpe Verschreibung 'won' statt 'cron'
vor. (H)

Adam hat das Land nach Paradiesesspeise umsonst
durchsucht. Eva sagt, er solle sie, die Ursache des Un-
heils, tödten. In Adams Worten

907 Der erden soltu abegen

steckt wieder eine grobe Verschreibung statt: Der rede s. a. (H)

Michael raeth dem Teufel, nach Gottes Befehl Adam
zu verehren. Also ist statt

1400 Das ist myn rot und myn gebot,
Der mich und dich beschaffen hat

zu schreiben: Das ist myn rot und sin gebot. (M).

Der Teufel sagt von sich selbst

1475 Der schöne bin ich leider gast,
Und ist myn engelsch bilde
Unkeret engestlich wilde
Mit frezlicher ungestalt.

statt: Verkeret in engestlich (oder egeslich) wilde
Mit freiszlicher ungestalt. (H)

Adam begann

1521 Mit Eua seltzamer gedat,
Als nach menschlich nature hat.
Douon ir kusche wart.
Mit libe ouch sū swanger wart
Eins Kindes an der stat,
Als ir beyder lip hat.

Statt 'kusche wart' ist wohl 'k. verwart' (M) und statt
'lip hat' zu schreiben 'liep bat'. (H)

Von Abel heisst es:

1909 Dem gap got in siner iugent
Wiszheit und gantze tugent;
Des wunschet er mit selikeit.

Statt 'Des wunschet er' ist zu schreiben 'Des wunsch
(= Ideal) het er'. (H)

Gott meint, Adam befände sich besser:

. . Werestu verbliben,
2249 Danne du bist vertriben,
In dem paradise gast,
Do dir nihtes inne gebrast,
Des du nu müst wesen gast.

Da 'gast' in 2250 und 2252 nicht in entgegengesetztem
Sinne gebraucht sein kann, so ist 2250 zu schreiben 'paradis
dises glast'. (M)

Statt 3813 'Als es geschriben sit' ist zu ändern 'Als
es geschriben lit'; vgl. 79 Als es an der schrift lit. (M)

Die Prologe und sententiösen Excurse der epischen
Dichter des Mittelalters sind oft dunkel. Auch bei Lutwin
ist es so. So heisst es:

22 Wem tumbe sitten wonent by,
Was mich der selbe geleret

Und ichs mit willen an in geret,
Das were gar ein verdorben ding.
Und müsse ouch one widerwing
Der selben einer wesen
Die man so gefüge siht wesen
Das böste von dem besten dort
20 Und gedencke werdent wort.
Das sagent uns die wisen.

Das doppelte 'wesen' ist unmöglich. Einen Gedanken, welcher sich an den vorausgehenden anschliesst, gewinnen wir durch die Aenderung:

Und müsse ich one widerwing
Der selben einer wesen,
Die man so gefüge siht lesen
Das böste vor dem besten dort. (M)

Eine Reihe von Schmähungen auf den Teufel schliesst:

370 Und das gute selten meret
Selten wor und sprich ich das
Wenne allen (d. h. aller) nydt und has
Hat von yme angenge.

Statt 'selten wor und' ist zu schreiben 'Sehent worumbe'. (M)

'Ich bin nohe tot'
850 Sprach Eua, 'von (wan H) hungers not
Zwinget sere die kreffte myn.
Douon tu mir kreffte schin:
Bringe etwas, das wir essen'.

Das zweite 'kreffte' ist gewiss nur durch Gedankenlosigkeit des Schreibers entstanden; es muss heissen: Douon tu mir helffe schin. (M)

Die bisher besprochenen Fälle wurden durch die Gedankenlosigkeit des Schreibers verursacht. In vielen andern Fällen muss ihm der schlimmere Vorwurf gemacht werden, dass er die ihm vorgelegenen Worte absichtlich geändert habe. Solche absichtliche Fälschungen können in jeder Art, von der einfachsten bis zur schlimmsten, in dieser Abschrift nachgewiesen werden.

819 Eyn engel wart gesetzet dar
Mit einem swerte fürwar
Dem paradise zu hute.

Das Flickwort 'fürwar' ist zu vertauschen mit 'fürvar'. (M)

Von den Kleidern, welche Gott Adam und Eva anzog, heisst es

738 Die röcke worent wullin.

Da aber die Vulgata nennt tunicas pelliceas, so ist zu schreiben 'vellin' statt 'wullin'. (H)

Offenbar fasch ist die Stelle: Adam muste

814 Rumen das paradise
Und vil vaste buwen mit pflügen
Mit scharen und mit howen
Die erde, do er von was komen.

Während V. 2061 richtig steht

Das du sü (die erde) solt buwen
Mit pflügen und howen,

ist es an unserer Stelle natürlicher 'mit pflügen' als Randglosse zu 'mit scharen' anzusehen. (M)

Eva betet zu Gott:

1684 Mir hat din gotheit geben
Zu wünschen ein reines leben.

Es hiess 'Ze wunsche' d. h.: so gut, als man es sich nur wünschen kann. (H)

3193 Wie er ein übel gulde
Aller gerechtigkeit were,
Dóch müste er liden swere
In der vorhelle stat.

So heisst es von Seth. Allein Seth kann nur genannt werden ein 'übergulde', der Gipfel aller Gerechtigkeit. (H)

Michael gebietet Seth und Eva, die Todten nur 6 Tage zu beklagen

3469 Und doch mit menschlicher klage.
Schreibe: 'mit maeszlicher klage'. (M)

Eva's Seele musstę 'ouch zu helle faren
3624 Do sü Adamen und erbaren
Abeln in der vinstre fand.

'Erbaren' ist entstellt aus 'ir barn'. (H)

Ueber das Reis aus dem Paradiese befiehlt der Cherubin dem Seth

3770 Du solt es haben in diure hut
mit vil heiligem mute.
Und habe ouch in diure hute pflege
Den oleyboum alle wege.

Hier ist 'hute' vor 'pflege' aus V. 3770 interpolirt. (H)

Die ausgeschickte Taube fliegt lange über dem Wasser, endlich findet sie den Oelbaum:

3883 Die tube uff dem boume sas
Und fliegen was sü müde und nasz.

Der letzte Vers ist verdorben aus:

Von fliegen was sü müd und lasz. (M)

An vielen Stellen mag der Abschreiber statt der alten Wörter neue gesetzt haben. Darauf deuten die Stellen, an

welchen wir einen solchen Vorgang nachweisen können. An mehreren derselben ist absolut kein Grund der Aenderung zu ersehen:

1184 Prüffent nit . .

Ir mündelin noch ir ougbrawen:
Sunder ir sollent spehen,
Wo ir vindent ein wip etc.

Hier hat der Schreiber 'spehen' statt 'schouwen' gesetzt. (H)

2731 . . Wann die zit ein ende hette
Als er in vor seite.

'Seite' ist offenbar statt 'rette' interpolirt. (H)

Sogar der Schluss des Gedichtes ist auf diese Weise verunstaltet:

3939 Hie ist der rede nit mere.
Got helffe uns zu sinen gnoden
One alle swere.

Wie am Schluss aller Abschnitte, so müssen auch am Schluss des ganzen Gedichtes 3 Verse mit gleichem Reim stehen, also

Got helffe uns zu siner ere. (H)

Natürlicher, aber für die Geschichte der Sprache beklagenswerther ist es, dass der Schreiber statt der ihm fremdartigen alterthümlichen Wörter andere setzte.

So ist 2359 u. 3896 'one qual' gesetzt statt 'one twal'. (H)

707 Von leyden der lip erkicket wirt
Der lip danne aber birt
Und wirt zu leyden als ee.

Statt 'aber birt' ist 'abebirt' zu schreiben; Lexer führt allerdings nur eine Stelle an 'abebörn, *intrans.* abnehmen.

Otacher 355 *b'*; womit zu vergleichen ist unter gebörn 'si hât nû vaste abe geborn, *sehr abgenommen* Servatius 70'. (M)

Der Dichter meint, wenn er einen Zweig vom Baum des Lebens hätte:

767 Das were mir ein süsse mere
Und were vor truwen wol genesen.

'Truwen' ist gesetzt statt 'touwen'. (H)

Adam betet zu Gott

2259 Mit dime worte beschaffen ist,
Was swymet get und ist.

'Ist' hat der Schreiber gesetzt statt des ihm unverständlichen 'krist'. (H)

Den lateinischen Worten: *bestia maledicta, quomodo non timuisti mittere te ad imaginem dei, sed ausus es pugnare cum ea?*, die Eva der Schlange zuruft, welche den Seth gebissen hat, entsprechen die Verse

2546 Wer gap dir die krangheit,
Das du getorst angereichen
Minen sun, der gottes zeichen
Und sine forme an ym hat?

Von irgend einer Schwäche oder Krankheit kann hier nicht die Rede sein; sondern 'krangheit' ist vom Schreiber gesetzt statt 'karkheit' = Hinterlist, Bosheit. (H)

Die Schilderung der feierlichen Bestattung Adams und Abels wird mit folgenden Versen eingeleitet:

3105 Hiemit all der engel schar
Mit unserm herren got
Hübent all ir lop.
Ir styme lute erklungen,
Mit schalle sungem
Su alle alsus:
Benedictus dominus.

Da bei Lutwin Vocal- und Consonantenreim verbunden ist, so kann 'lop' und 'got' nicht reimen. Hier zeigen die lateinischen Worte den Weg: Omnes angeli canentes tubis dixerunt: benedictus es, domine. Neben dem Gesange ist also hier die Erwähnung der Instrumentalmusik zu erwarten. Diese wird aber öfter mit 'note' bezeichnet. (Vgl. Benecke-Müllers Lex. II p. 417: 'note' das in Frankreich übliche Wort für Instrumentalweise, p. 418 'ein reisenote si bliesen' Parz. 63,9).

Darnach ist herzustellen:

Mit unserm herren gote
Hübent all ir note. (M)

Von den vielen Stellen, welche der Schreiber durch Zusetzen, Weglassen oder Aendern verdorben hat, mögen einige der schwierigeren zum Schlusse hier besprochen werden.

1023 — 1026. Adam sagt zu Eva: vade ad Tigris fluvium et tolle lapidem et sta super eum in aqua usque ad collum in altitudine fluminis. . Et ambulavit Eva ad Tigris flumen et fecit sicut dixit ei Adam. In unserer Handschrift steht:

Und gie, do sü ein wasser vant,
Das was Teygris genant.
Darin stunt sü uff einen stein
Ouch stund sü do allein
1025 Das ir bitze uff das halbe bein
Ir das kalte wasser gie.

Hier ist statt 'halbe bein', dem lateinischen 'usque ad collum' entsprechend, 'halsbein' zu schreiben, dann der überzählige und störende Vers 'Ouch stunt sü do allein' zu tilgen, und von den beiden 'ir' das eine zu ändern, wohl in 'ie'. (M)

1199—1201. In Betreff der Wahl einer Frau gibt Lutwin den Männern die Ermahnung:

- 1196 Ob ir armut wonet by,
Hatt sü danne reinen mut,
Den nement für grosz gut.
In wurdent dicke ungemut
1200 Douon nement reinen mut
Von der wibe grosses gut.
Aber des sitten pfligt man niht, etc.

Auch hier ist der überzählige, aus V. 1196 u. 1197 zusammengesetzte Vers 'Douon (d. h. Donor) nement reinen mut' zu streichen und 'Ir wurdent' und 'grossem gut' zu schreiben. (M)

584 — 591. Durchaus entstellt sind die Worte, mit denen Gott der Schlange flucht:

- 584 Vyentschafft will ich setzen
Zwüschent dir und dem wibe
Du yemer hessig blibe
587 So das sü dich an dir reche
Und din houbt zerbreche
So solt ouch du ir
Slahen mit diner eyter zungen gir
591 Den fluch habe ich iemer me von ir.

Daraus ist wohl herzustellen:

- 584 Vyentschafft wil ich setzen
Zwüschent dir und dem wibe.
Du yemer ir hessig blibe,
587 So das su sich an dir reche
Und din houbt zerbreche.
So solt ouch du die fersen ir
Slahen mit eyterzungen gir.
591 Den fluch hab iemer me von mir. (H u. M)

- Der wanckelsmude von ersten pflag,
1130 Das was Eua; douon ich
Den frowen unstete gich.
Sü wüstent nit, was wanckel wer,
1133 Ob in nit dicke offenbere
Euen wanckel wurde geseit.
Das ist wor su verre basz verseit
Wanne das sü volget mere
1137 Der bösen danne der guten lere.

Hier ist der scherzhafte Gedanke durch grobe Interpolation zerstört. Es ist zu schreiben:

Das wer sü verre basz verdeit,
Wanne das sü volgent mere
Der bösen danne der guten lere.

D. h.: freilich, es ist gefährlich, den Frauen Evas Leichtsinns vorzuhaltend, weil sie durch das böse Beispiel leicht verführt werden. (H u. M)

- Die engel als es got wolte,
1832 Hubent sich zu hymel wyder,
Die durch Adam komen hernider
Zu helffe ruwen woren gesant.

Hier ist 'komen' zu tilgen (M) und 'Ewen' (H) statt 'ruwen' zu schreiben.

Adam mahnt seinen Sohn Cain:

- 1850 Fluchen, schelten, has und nit
Lo vor des hertzen tür.
Diene got der selden spür.
Mide die sunde, das rot ich dir.
1854 Minne got, der hymel zir.

Abgesehen davon, dass 'Diene got' neben 'Minne got' überflüssig ist, kann Gott nicht 'der selden spür' genannt

werden. Vielmehr ist zu ändern: 'Denne gat der seldom spur'. (H)

Nachdem geschildert ist, wie Eva und die Kinder Adams Tod beklagten, wird fortgefahren:

- 3026 Sü clagetent in billich
Den hymel und ertrich
Und was in vestenunge hat beslossen
Mit gemeinem rat das got hat gegossen
3030 Clagetent mit bitterkeit.
Sin dot was in allen leit.

V. 3029 ist offenbar zu lang. Da nun das, was Gott ergossen hat, eben das ist, was von Himmel und Erde beschlossen ist, da hingegen 'mit gemeinem rat' zu 'Clagetent' gehört, so ist zu stellen, zu ändern und etwa zu ergänzen:

- Sü clagetent in billich,
Den hymel und ertrich
Und was ir vestung hat beslossen,
Das got hat gegossen
(Mit siner hantgetate),
Mit gemeinem rate
Clagetent mit bitterkeit. (H)

Von einem wunderbaren Baume wird gesagt:

- 3677 Ich han von boume nie vernomen,
Der so schöne zu sehende were.
Obe ein do Riser
Under dem boume were gesessen,
Zu hant wer er genesen
Aller siner swere.

Hier ist statt 'do Riser' zu schreiben 'dot-sere' und statt 'gesessen' wohl 'gewesen'. (H)



Von demselben Wunderbaum heisst es:

3689 Er was hart wol gemut (gehut H)

Von Adams kinden;

Doch mohten sū nie finden,

Keiner slahte fruht daran,

Wie schöne er were getan

Das sū alle morgen gingent dar

3695 Durch des wuchs schowen gingen.

Do sū die genge niht versingen (verfingen H)

Und er nit wuchers wolte tragen,

Do begundent sie verzagen.

Statt 'wuchs' ist 'wuchers' zu schreiben. Zu V. 3694 fehlt der gleich gereimte. Allein die Worte 'gingent dar' sind überhaupt schlechte Interpolation, und es ist etwa zu ergänzen:

Sū trugen sin vil sorgen,

Das sū alle morgen

Durch des wuchers schowen gingen

Ganz ähnlich heisst es oben von derselben sache:

3666 Sū pflogen sin mit sorgen;

Es wart nie kein morgen

Sū gingent zu dem boume

Und hettent sin goume,

Obe iht wuchers wūhsse daran. (M)

Dieser Art sind die Schwierigkeiten, welche hier zu überwinden waren. Möge es gelungen sein, dass wir an den oben behandelten und an den zahlreichen ähnlich verdorbenen Stellen den Gedanken des Dichters gerecht wurden.

Herr Trumpp hielt einen Vortrag:

„Grammatische Untersuchungen über die Sprache der Brahūis.“

Derselbe wird als Supplementheft der Sitzungsberichte veröffentlicht werden.

Historische Classe.

Der Classensecretär legte eine Abhandlung des Herrn Wilhelm Heyd vor:

„Ueber Funda und Fondaco.“ Zu Diez' etymol. Wörterbuch der roman. Sprachen. 4. Aufl. 1878. S. 143. 451.

Wenn in den syrischen Kreuzfahrerstaaten der Landesherr oder einer seiner Vasallen an irgend Jemand eine Summe Geldes zu zahlen hatte, sei es auf Einmal sei es in bestimmten Terminen, so pflegte er denselben an die Kasse zu weisen, bei welcher der Hafenzoll einging (ad cathenam). Aber fast noch öfter stellte er solche Anweisungen aus auf die Funda dieser oder jener ihm gehörigen Stadt¹⁾. Die öffentlichen Gelder, auf deren Bereitschaft er hier mit ziemlicher Sicherheit rechnen konnte, flossen aus Handelsabgaben. Denn die Funda war ein von Staatswegen den Kaufleuten eingeräumtes Haus, wo diese ihre Waaren lagern, auslegen und verkaufen konnten²⁾. Man hat Funda schon mit Börse

1) Zu den hiefür in meiner Geschichte des Levantehandels im Mittelalter Bd. I. S. 372. Anm. 1. angezogenen Belegstellen mag hinzugefügt werden: Strehlke, tab. ord. teut. p. 6--8. 13 f. 16 f. 52--55. 75.

2) Fonda cioè la piazza ove si vende. Pegolotti, pratica della mercatura p. 49. La fonde où toutes les marchandises estoient et touz li avoires de poiz. Joinville, hist. de S. Louis ed. Wailly 1874 p. 90.

übersetzt, eher noch würde Bazar passen; keines von beiden ist ganz adäquat¹⁾. Zuweilen diente eine solche Funda nur zur Aufnahme eines bestimmten Artikels wie Wein, Getreide (*fonde dou vin, fonde dou blé*)²⁾. In der Regel aber kamen Waaren jeglicher Gattung hier zur Ausstellung und zum Verkauf. Was nun immer in der Funda ein- oder ausging, und was darin Gegenstand eines Kaufcontracts wurde, das unterwarfen die an Ort und Stelle fungirenden landesherrlichen Einnehmer einer Abgabe. Ausserdem tagte im Hause ein Geschworenengericht (*cour de la fonde*), welches nach den Assisen von Jerusalem in Handelssachen Recht sprach. Dies ist es ungefähr, was die Quellenforschung über den Begriff von Funda ergibt. Woher stammt nun aber der Name?

Eine Herleitung vom altlat. *funda* = Schleuder wird wegen des allzu disparaten Sinnes nicht versucht werden wollen. Dagegen wird darauf hingewiesen, dass in Unteritalien vor Alters das Wort *funda* in der Bedeutung von Geldbeutel üblich war³⁾; wie nun das moderne „Börse“ ebensovöl für den Geldbeutel als für einen Versammlungsplatz der Kaufleute gebraucht werde, so sei es auch, sagt Diez, beim mittelalterlichen Wort *funda* der Fall gewesen. Dies ist nicht undenkbar, aber doch wenig befriedigend, zumal wenn man bedenkt, dass dem Gebrauch von *funda* = Geldbeutel nur eine enge Verbreitung innerhalb eines bestimmten Landstrichs beigemessen wird. Man wird sich doch vor Allem fragen müssen: ist die Funda im oben geschilderten Sinn, wie wir sie in Accon, Tyrus, Tripolis, Nablus und andern Städten während der Kreuzfahrerherr-

1) Vergl. darüber Beugnot, *Assises de Jérusalem* T. 2. p. XXIV. 171. 548.

2) *Maslatrie, hist. de Chypre* 3, 224. 232. 279.

3) *Bonaventura, vita S. Francisci* cap. 7. *Acta SS. Boll. Oct. II.* pag. 760.

schaft kennen lernen, eine vom Abendland aus eingeführte Institution oder bestand sie schon vor der Ankunft der Kreuzfahrer? Im ersteren Falle hätten wir allerdings nach einer abendländischen Sprachwurzel für funda zu suchen, im andern Fall wäre der Name so gut wie die Sache orientalischen Ursprungs. Nun wird man aber im ganzen mittelalterlichen Abendland keine Region namhaft machen können, in der fundae im obigen Sinne bestanden und von wo aus solche durch die Kreuzfahrer hätten nach Syrien verpflanzt werden können. Wenn man also z. B. liest, dass die syrischen Barone vor der Belagerung von Tyrus den mitstreitenden Venetianern versprachen, im Falle der Einnahme der Stadt sollen ihnen von Seiten des Königs von Jerusalem jährlich an Peter und Paul 300 Byzantien aus der dortigen Funda ausbezahlt werden¹⁾, so wird man die Erwähnung dieser letzteren kaum so deuten können, dass die Barone entschlossen waren, in der eroberten Stadt alsbald eine Funda, wie solche in abendländischen Städten gewöhnlich, einzurichten, sondern vielmehr so, dass sie auch in Tyrus ohne Weiteres den Bestand einer Funda voraussetzten, weil man solche in den früher eroberten syrischen Städten regelmässig vorgefunden hatte. Ausser in Syrien wüssten wir blos noch in Aegypten (Damiette) und Cypern (Famagusta und Nicosia) den Bestand von fundae (fondes) nachzuweisen²⁾. In dem erstgenannten dieser Länder aber waren die arabischen Institutionen einheimisch, auf die nahe Insel Cypern giengen dieselben in grösserer Anzahl über. Auch die Wurzel für den Namen funda muss sonach auf arabischem Boden gesucht werden. Es ist meines Erachtens keine andere zu finden als das bekannte arabische funduk.

1) Tafel und Thomas, Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte Venedigs I, 86. 92.

2) Joinville l. c. Maslatrie l. c.
[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 5.]

Daraus bildete sich zunächst im Idiom der Franzosen, welche ja das hervorstechende Element in der Bevölkerung der Kreuzfahrerstaaten bildeten, das Wort *fonde*, welches uns im Rechtsbuch der Assises de Jérusalem, in dem Geschichtswerk des Joinville, in den französischen Urkunden aus Kreuzfahrerkreisen häufig begegnet¹⁾. Es ging als *funda* in die lateinischen Actenstücke desselben Bereichs über.

Gegen die Herleitung von *funda* aus arab. *funduk* wird man wohl nicht einwenden können, dass man es auffallend finden müsste, wenn die Endsylbe —*uk* in dem Derivaturnamen spurlos verschwindet²⁾. Eher könnte man sich daran stossen, dass die Bedeutungen beider Worte sich gegenseitig keineswegs zu decken scheinen. Die Arabisten erklären ihr *funduk* für gleichbedeutend mit *Khan*³⁾. Wollte man nun freilich darin eine Herberge in unserem abendländischen Sinn sehen, so hätte die *Funda*, so wie wir ihren Begriff oben entwickelten, wenig damit gemein. Vergegenwärtigen wir uns aber das Karawanenwesen des Orients und die Fürsorge des islamitischen Gemeinwesens für die Unterkunft der Reisenden, fassen wir also die *Khans* oder *Funduks* als von Staatswegen erstellte Gebäude, in welchen die reisenden Kaufleute Wohnungen für sich und Gewölbe für ihre Waaren vorfanden, erfahren wir endlich, dass in diesen *Khans* oder *Funduks* kaufmännische Geschäfte abgeschlossen zu werden

1) Erst im späteren Französisch vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an erscheinen die dem ital. *fondaco* nachgebildeten Formen *fondique*, *fontègue*. *Le saint voyage de Jherusalem du seigneur d'Anglure* publ. p. Bonnardot et Longnon (Paris 1878) p. 78 f. Ghillebert de Lannoy, *oeuvres* ed. Potvin (1878) p. 109.

2) Auch Jos. Müller hat sich durch dieses Bedenken nicht abhalten lassen, das spanische *fonda* (Logir- oder Speisehaus) mit *funduk* etymologisch zusammenzubringen. *Sitzungsberichte der bair. Akad. philos.-hist.* Cl. 1861, II. S. 106.

3) *Silv. de Sacy* zu *Abdallatif relat. de l'Egypte* p. 304. *Amari bibliot. arab. sic. tradotta* I, 70.

pflegten, so finden sich immer mehr Merkmale zusammen, welche auch der Funda eigen sind.

Unsere Annahme eines nahen Zusammenhangs zwischen funduk und funda erhält noch bessere Stützen, wenn wir andere Töchter derselben Mutter heranziehen. Nur vorübergehend gedenke ich des spätgriechischen *φούνδαξ* — eines Namens, der für die Kornmagazine in Rodosto gebraucht wird¹⁾; hier ist einerseits die Parallele mit der *fonde dou blé* in Nicosia, welche Maslatrie als *entrepot public du blé* ganz richtig fasst, nicht wohl abzuweisen, andererseits die Verwandtschaft mit funduk noch einleuchtender¹⁾ Aber auch eine weitere Perspective eröffnet sich in diesem Zusammenhang. Wie die Bauern der thracischen Ebene ihr Getreide in die *φούνδακες* von Rodosto brachten, so kamen die spanischen Fruchthändler vom Lande herein in die *alhondigas* ihrer Städte; denn so hiess man die Gebäude, welche zur Aufnahme für sie und ihre Frucht bestimmt waren.²⁾ Dies führt uns auf eine andere Gruppe von Worten: ital. *fondaco*, *fontega*, catal. *fondech*, *alfondech*, neuspan. *fundago* und *alhondiga*, portug. *alhandega*, wofür im mittelalterlichen Latein *fundicum*, *fonticum*, *fundicum*, *alfondicus* (— *ga*) das Correlat bilden. In älteren Zeiten pflegte man diese Gruppe mit dem latein. *fundus* in Verbindung zu bringen. Aber mochte man nun letzteres in seiner ursprünglichen Bedeutung = Grund und Boden, Grundstück oder in

1) Joh. Scylitz. p. 714. Mich. Glyc. p. 614. Mich. Attal. p. 202 ff. 249 f.

2) Es könnte sich fragen, ob *φούνδαξ* Tochter und nicht vielmehr Mutter von funduk ist. Man müsste dann aufhören, letzteres vom griech. *πανδοχείον* abzuleiten, was die Orientalisten ohne Ausnahme thun, ohne dass dafür ein Beweis erbracht wäre.

3) Cobarruvias, tesoro de la lengua castellana cit. in Dozy et Engelmann, glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe. Ed. 2. Leyde 1869. p. 139.

der abgeleiteten = Geldfonds nehmen, so wollte keine der Bedeutungen von fundicum u. s. w. hiezu stimmen. Auf eine orientalische Wurzel leitet schon der Umstand hin, dass der Gebrauch des Wortes fundicum zuerst in solchen Städten aufkam, welche frühe Berührungen mit Nordafrika, Aegypten oder Syrien hatten. So wird ein Haus, welches die Mönche von Monte Cassino schon im Jahr 1085 zu Amalfi besaßen, als fundicum näher bezeichnet¹⁾; die Stadtgemeinde Pisa fieng 1163 ein grosses fondacum mit einem eisernen Thor und einem Thurm zu bauen an²⁾; in Montpellier erhielten die Genuesen 1143 zum Dank für bewaffnete Intercession das Haus eines gewissen Brunus von Toulouse, welches gleichfalls als fundicum näher characterisirt wird³⁾; in Genua selbst gab es einzelne Privatgebäude, denen derselbe Name beigelegt ist.⁴⁾ Nur ganz vereinzelt und ziemlich spät erscheint diese Benennung für Gebäude in italienischen Binnenstädten, welche keinen Verkehr mit der Levante hatten.⁵⁾ Wird schon hiedurch die orientalische Herkunft des Worts im Allgemeinen wahrscheinlich und bestätigt sich dieselbe noch weiter durch die auf spanischem und portugiesischem Boden übliche Vorsetzung des arabischen al vor die betreffende Wortform, so ist der specielle Zusammenhang mit dem arabischen funduk nicht bloß durch die völlige Congruenz des Lautes, sondern auch durch die Uebereinstimmung des Sinns nachweisbar. In allen den erwähnten Fällen nämlich bedeutet das Wort im Vorraths-

1) Petri Cassin. chron. bei Pertz SS. VII p. 744, 764. vergl. dazu Gattula ad hist. abb. Cassin. access. p. 230.

2) Bern. Marang. annal. Pis. bei Pertz SS. XIX p. 247.

3) Annal. Jan. bei Pertz SS. XVIII p. 20. In der Urk. Lib. jur. reip. Jan. 1, 90 heisst es bloß domus Bruni Telose.

4) Lib. jur. 1, 328. 355.

5) so in Treviso Acta SS. Boll. Jun. II p. 374. in Padua. Roland Patav. (Cod. Zabar.) Murat. SS. 8, 427.

haus und Waarenmagazin, und es darf uns hierin nicht irre machen, wenn in solchen fundica auch mitunter öffentliche Verhandlungen gepflogen wurden, welche eine grössere Anzahl von Zeugen erheischten; finden doch auch in unsern Tagen Volksversammlungen und musikalische Aufführungen in Tuch- oder Fruchthallen statt. Als Magazine dienten ja aber auch die orientalischen Khans oder Funduks den wandernden Kaufleuten. Eine unmittelbare Uebertragung orientalischer Zustände und Einrichtungen ging wie in andern Punkten, so auch hierin in Spanien und Sicilien vor sich. Die spanischen alhondegas (Wirthshäuser) und fundago's (Entrepots) sind directe Abkömmlinge arabischer Funduks. Im normannischen Sicilien bestanden noch von den Zeiten der Araberherrschaft her solche Funduks als Logirhäuser und Magazine für fremde Kaufleute; sie werden meist mit den Märkten zusammengenannt¹⁾. Daran knüpfte Friedrich II an, als er dem Königreich Sicilien Gesetze gab²⁾; nur bekamen seine fundica eine etwas verschiedene Bestimmung als Magazine, in welche sowol die ärarischen Vorräthe als die der Verzollung unterliegenden Kaufmannswaaren verbracht wurden; auf Wohnungen war hier nur insoweit Bedacht genommen, als den Wächtern der fundica gestattet war, denjenigen Kaufleuten, die vorsichtshalber bei ihren Waaren bleiben wollten, Betten und Licht zu verabreichen³⁾. Während diese Institution sich nach längerer Fortführung

1) Ibn Haukal, Edrisi und Ibu Giubair bei Amari, bibliot. arab. — sic. trad. I. p. 12. 60. 62 (cf. 260.) 72. 79. 151. 159.

2) Herrschaftliche „fundica“ gab es in Sicilien schon zur Normannenzeit (Winkelmann, acta imp. ined. saec. XIII p. 612 Nr. 781), aber ob sie ganz dieselbe Bestimmung hatten wie später unter Friedrich II, steht dahin.

3) Friderici II constitut. I, 89. de fundicis et magistris fundicariis. Rich. de S. Germano bei Pertz SS. XIX, p. 369 Winkelmann I. c. p. 616 f. 619 f. 635. 655.



durch die Anjou's allmählig verlor, heisst man noch jetzt auf Sicilien Herbergen für das gemeine Volk und sein Lastvieh *fondachi*¹⁾. Aber die bekannteste und verbreitetste Bedeutung, welche das Wort *fondaco* im Mittelalter hatte, ist erst noch zu erwähnen. Wenn die Kaufmannschaft eines Landes oder einer Stadt irgendwo im Ausland Handelsgeschäfte eröffnen wollte, so war ihr Erstes die Bitte um Einräumung eines *Fondaco*. Unter den Handelsstädten der drei damals bekannten Erdtheile den Küsten des Mittelmeers und seiner Nebenmeere entlang oder in den Hinterländern derselben wird kaum Eine sein, welche der *Fondachi* fremder Kaufleute entbehrte²⁾. Die Mehrzahl derselben erfüllte die dreifache Bestimmung, welche bei dem *genuesischen* in S. Gilles (Südfrankreich) so zusammengefasst ist: *in quo mercatores se comode recipere et cum mercibus suis ydonee habitare et negotiari possint*³⁾. Im ganzen Gebiet des Islam waren die Colonien der europäischen Kaufleute durchaus so angelegt, dass die Repräsentanten einer Nation mit all ihrer Habe, ihrem kaufmännischen Treiben und ihrem Gottesdienst in diesem Einen Gebäude oder doch in einem kleinen von Einer Mauer umgebenen, durch Ein Thor zugänglichen Gebäudecomplex concentrirt, zu gewissen Zeiten sogar eingeschlossen waren. Maslatrie sagt mit Recht, dass solche *Fondachi* viele Aehnlichkeit hatten mit den je für sich bestehenden *Khans* der fremden Kaufleute, wie wir sie im Umkreis oder in der Nachbarschaft der *Bazare* zu Constantinopel, Smyrna oder Damaskus finden. In christlichen Ländern des Orients, wie in den syrischen Kreuzfahrerstaaten und in Armenien, wo man den abendländischen Colonisten

1) *Amari, storia dei musulmani in Sicilia* 3, 774, not. 4. 887.

2) Für die Levante vergl. die Stellen im Register meiner Geschichte des Levantehandels unter dem Wort *fondaco*, für Nordafrika *Maslatrie, traités de paix et de commerce* (Paris 1866) p. 89 ff.

3) *Lib. jur.* I, 297.

mehr freie Bewegung gönnte, erwarben diese nicht selten ausser dem Fondaco eine Reihe von Wohnhäusern oder ganze Stadtquartiere. Hier verlor dann das Fondaco seine Bestimmung als Logirhaus, und blieb ihm nur die Bedeutung eines Waarenmagazins und einer Handelsstätte. Ein weites Handelsquartier, wie das der Venetianer in Tyrus, konnte mehrere Fondachi umfassen, ein grosses für den Verkehr der Colonialgemeinde im Ganzen bestimmtes (*magnum palatium fontici*) und kleinere, die als Lagerhäuser oder Verkaufslocale an Einzelne vergeben waren.¹⁾

Wir sind damit auf das Terrain zurückgekehrt, von welchem wir ausgegangen. In den syrischen Kreuzfahrstaaten war uns auch die Funda begegnet. Ein abschliessendes Wort über die letztere lässt sich erst dadurch erzielen, dass wir das Fondaco und die Funda, wie sie auf syrischem Boden sich zusammenfanden, mit einander confrontiren. Wir haben gesehen, dass in den syrischen Städten unter dem Namen Funda Gebäude bestanden, welche von Staats wegen den Kaufleuten zum Magaziniren, Auslegen und Verkaufen ihrer Waaren zur Verfügung gestellt wurden. Was waren nun aber die Fondachi Anderes als eben solche Häuser, nur einer bestimmten Handelsnation speciell für ihre Waaren eingeräumt? Die abendländischen Kaufleute betrachteten es als eine besondere Vergünstigung, wenn sie ihre Waaren nicht in die städtische Funda bringen mussten, wo sie Magazine und Verkaufsstellen mit allen möglichen Herzreisenden, namentlich mit Orientalen²⁾ zu theilen hatten, wenn sie vielmehr eigene Gebäude zu diesem Zweck angewiesen bekamen. Sie wurden damit jener allgemeinen Verkehrsstätte doch nicht entfremdet; namentlich wenn sie

1) Tafel und Thomas a. a. O. 2, 362. 364. 385. 391—395.

2) Les fondes étaient fréquentées plus particulièrement par les marchands grecs et syriens, puisque les négociants d'Europe jouissaient de leurs fondes spéciales. Beugnot in den *Assis. de Jérus.* 2, 171 not.

sich mit den Erzeugnissen des Landes und mit den durch Karawanen vom Innern heraus gebrachten Artikeln des ferneren Orients versehen wollten, so boten sich ihnen diese bloß in der Funda dar. Wohl besaß z. B. die Stadt Pisa ihr eigenes Fondaco in Tyrus, aber da ihre Kaufleute auch in der städtischen Funda aus- und eingingen, fand sie für gut dort mit Erlaubniß des Landesherrn Bedienstete aufzustellen, um die Interessen ihrer Bürger zu wahren.¹⁾ Ebenso hatten die Genuesen ihr Fondaco in derselben Stadt, gleichwohl besuchten sie auch die städtische Funda, um daselbst Handelsgeschäfte zu treiben, und sie genossen hiebei die ausserordentliche Gunst, dass kein landesherrlicher Einnahmer sie mit einer Accise belasten durfte.²⁾

Im Wesentlichen hatten nach dem Vorigen Funda und Fondaco die gleiche Bestimmung, nur dass die erstere sämmtlichen eine Stadt besuchenden Kaufleuten offen stand, während das letztere den Angehörigen einer einzelnen Handelsnation angewiesen war. Beide Begriffe gehen sogar so sehr in einander über, dass auch diese Unterscheidung nicht überall aufrecht erhalten werden kann. Johann von Montfort Herr von Tyrus spricht in einer französisch abgefassten Urkunde des Jahrs 1270 (die Zahl 1260 ist falsch) von einer Strasse daselbst, „qui sépare ma fonde de celle de Pise.“³⁾ Er bezeichnet also mit demselben Wort fonde die landesherrliche oder städtische Funda und das Fondaco der Pisaner. So lesen wir auch sonst nicht selten funda, wo wir nach dem Bisherigen fundicum erwarten sollten, und umgekehrt. Unter dem Namen funda kommen die Fon-

1) Documenti sulle relazioni delle città toscane coll' Oriente ed. Gius. Müller (Doc. degli archivi toscani) p. 27. 29. 30. 37 f. 65.

2) Lib. jur. 1, 358. 405; ebenso in Accon ib. 1, 401. 412. und in Beirut 1, 665.

3) Paoli, cod. dipl. dell' ordine gerosolimitano I, 168.

dachi der Venetianer und der Amalfitaner in Antiochien urkundlich vor.¹⁾ Andererseits wird den Genuesen die Vergünstigung ertheilt, dass sie „in fundico Tyri, in fundico Acconensi“ kaufen und verkaufen dürfen.²⁾ Gemeint ist hier die städtische Funda. Der venetianische Bailo Marsilio Giorgi verzeichnet unter den Gerechtsamen seiner Nation einen Anspruch auf 54 und wieder auf 300 Byzantien jährlich von der Landesregierung zu erheben, beides zahlbar „in fontico Tyri.“³⁾ Was die letztere Summe anbelangt, so haben wir noch die Originalverwilligung, dort lautet die Anweisung, wie oben schon erwähnt, auf die „funda Tyri“. Und wie es bei der Funda zuweilen vorkommt, dass die in ihr magazinirten und feilgebotenen Waaren sich auf einen bestimmten Artikel beschränken, so wird dasselbe nicht selten vom Fondaco ausgesagt: im venetianischen Quartier von Tyrus bestand ein „fonticum“, in welchem Musikinstrumente verkauft wurden,⁴⁾ in Padua und Belluno ein „fundicum bladi,“ „fontico delle biade.“⁵⁾

Wenn nun aber die beiderseitigen Begriffe so verwandt, ja in einander fließend sich darstellen, wenn ferner die Worte selbst den Grundstock mit einander gemein haben und nur in der Endung differiren, so wird man es aufgeben müssen, das eine aus occidentalischer, das andere aus orientalischer Wurzel abzuleiten. Funda wird ebenso sicher vom arab. funduk herkommen als fondaco.

1) Taf. u. Thom. a. a. O. O. 1, 176. Camera, memorie storico-diplomatiche dell' antica città e ducato di Amalfi 1, 203.

2) Lib. jur. 1, 358. 401. 412.

3) Tafel und Thomas a. a. O. 2, 367. 397.

4) ib. 2, 385.

5) Roland. Patav. l. c. Miari, cronache bellunesi p. 72.

Herr v. Druffel trug eine Abhandlung vor:

„Ueber Karl V. und die römische Curie
im Jahre 1543“.

Dieselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht
werden.

Herr v. Kluckhohn machte Mittheilungen aus:

„Westenrieder's handschriftlichem Nach-
lasse“.

Dieselben werden gleichfalls ebendasselbst veröffentlicht
werden.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:
Märkische Forschungen. Bd. IV. 1880. 8°.

Von der Inspection der Landesschule zu Meissen:

Sanct Afra. Geschichte der k. sächsischen Fürstenschule zu Meissen von Theodor Flathe. Leipzig 1879. 8°.

Vom k. sächsischen Alterthumsverein in Dresden:

- a. Mittheilungen. Heft 30. 1880. 8°.
- b. Jahresbericht über 1879—80. 1880. 8°.

Vom germanischen Museum in Nürnberg:

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrgang 1879 in 12 Heften. 1879. 4°.

Von der gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat:

- a. Sitzungsberichte. 1879. 1880. 8°.
- b. Verhandlungen. Bd. 9. 1879. 8°. Bd. 10 und 11. 1880. 8°.

Von der k. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

- a. Monatsbericht. Januar 1880. 1880. 8°.
- b. Abhandlungen aus dem Jahre 1879. 1880. 4°.

Vom Museumsverein des Fürstenthums Lüneburg in Lüneburg:
2. Jahresbericht. 1879. 1880. 8°.

Von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag:
Jahresbericht 1878—79 und 1879—80.

Vom historischen Verein in Augsburg:
Zeitschrift. Jahrgang VI. 1879. 8°.

Von der Académie des sciences in Rouen:
Précis analytique des travaux. 1877—78. 1878. 8°.

Von der südslavischen Akademie der Wissenschaften in Agram:
a. Rad. Vol. 50. 1879. 8°.
b. Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium.
Vol. X. 1879. 8°.

Von der Société française d'archéologie in Paris:
Congrès archéologique de France 44° et 45° Session. Paris
1878—79. 8°.

Von der Royal Society in Edinburgh:
a. Transactions. Vol. 29. 1878—79. 1879. 4°.
b. Proceedings. Session 1879. 4°.

Von der R. Soprintendenza degli Archivi Toscani in Florenz:
Documenti sulle relazioni delle città toscane coll'Oriente Cristiano
e coi Turchi. 1879. 4°.

Von der Akademie der Wissenschaften in Krakau:
a. Rozprawy histor. tom. XI. 1879. 8°.
b. Estreicher, Bibliografia. 1879. 8°.
c. Lud, von Oskar Kolberg. Tom. 12. 1879. 8°.

- d. Acta historica 1879. gr. 8°.
- e. Monumenta medii aevi historica. Tom. 5. 1879. 4°.
- f. Archeologia. Ser. I. 1879. 4°.
- g. Sprawozdania komisji do badania historyi sztuki w. Polsce. 1879. 4°.

Von der Comptroller of the Currency in Washington:

Annual. Report for the year 1879. 1879. 8°.

Von der archäologischen Gesellschaft in Moskau:

Drewnosti. Tom. VIII. 1880. 4°.

Von der Connecticut Academy of Arts and sciences in New-Haven:

Transactions. Vol. V. 1880. 8°.

Von der Société des études historiques in Paris:

L'Investigateur. 46^e année. 1880. 8°.

Von der American oriental Society in New-Haven:

Proceedings. May 1880. 8°.

Von der Biblioteca nazionale in Florenz:

- a. Sezione di filosofia, 3 Hefte.
- b. Accademia orientale, 5 Hefte.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

- a. Verhandlungen. Letterkunde. Bd. XII. 1879. 4°.
- b. Jaarboek. 1878. 8°.
- c. Processen-Verbaal 1878/79. 8°.
- d. Elegiae duae. 1878. 8°.

Vom Sindaco della città di Este:

Catalogo dell' Archivio della magnifica comunità di Este.
1880. 8°.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

- a. Proceedings. Ser. II. Vol. II. Nr. 1. Ser. II. Vol. III. Nr. 4. 1879. 8°.
- Transactions. Vol. XXVI. Science Nr. 22. 1879. 4°.
- b. Transactions. Irish Manuscript. Series Vol. I. 1880. 4°.
- c. Cunningham. Memoirs Nr. I. 1880. 4°.

Von der Sociedad de historia natural in Mexico:

La Naturaleza. Tomo IV. entrega 16—20. 1880. 4°.

Von der Section historique de l'Institut in Luxemburg:

Publications. Année 1880. Vol. XXXIV. 1880. 8°.

Von der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Jokohama:

Mittheilungen. Juni — August 1880. 1880 fol.

Von der archäologischen Gesellschaft in Athen:

Πρακτικά. Jahrgang 1879. 1880. 8°.

Von der Société des Antiquaires de Picardie in Amiens:

- a. Mémoires. 3. Série. Tom. 6. Paris et Amiens. 1880. 8°.
- b. Bulletin. Tom. XIII. 1877—1879. Paris et Amiens. 1879. 8°.

Von der k. Nordiske Oldskrift-Selskab in Copenhagen:

- a. Aarbøger. 1877 Tillaeg.
- 1878 Heft 2—4 und Tillaeg.
- 1879 „ 1—4.
- 1880 „ 1. 1878—80. 8°.
- b. Njala udgivet efter gamle handskriften. Bd. II. 1879. 8°.

Von der Smithsonian Institution in Washington:

- a. Smithsonian Contributions to Knowledge. Vol. 22. 1880. 4°.
- b. Annual Report for the year 1878. 1879. 8°.

Von der Royal Society in Dublin:

- a. The scientific. Transactions. New Series. Vol. I. Nr. I—XII. Vol. II. Nr. I part. 1—3. 1877—80. 4°.
- b. The scientific. Proceedings. New Series. Vol. I. Nr. 1—3. Vol. II. Nr. 1—6. 1877—80. 8°.

Von der Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Bern:

- a. Jahrbuch für schweizerische Geschichte Bd. 5. Zürich 1880. 8°.
- b. Quellen zur Schweizer Geschichte. Bd. 4. Basel 1880. 8°.

Vom historischen Filialverein in Neuburg a/D.:

Collektaneen-Blatt. 43. Jahrgang. 1879. 8°.

Vom Voigtländischen alterthumsforschenden Verein in Hohenleuben:

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins. Theil I. II. 1876. 8°.

Vom Verein für hessische Geschichte zu Cassel:

Mittheilungen. Jahrgang 1880. 1879—80. 8°.

Von der Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Sitzungsberichte. Jahrgang 1879. 1880. 8°.

Von der Niederländischen Regierung im Haag:

Bôrô Boudour op het Eiland Java door F. C. Wilsen en C. Lee-
mans. Text holländisch und französisch mit einem grossen
Atlas. Leiden 1873—74. 8°. Atlas gr. fol.

Vom Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Wernigerode:

Zeitschrift. 13. Jahrgang. 1880. 8°.

Von der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt:
 Jahrbücher. Neue Folge. Bd. 10. 1880. 8°.

Vom historischen Verein der 5 Orte in Luzern:
 Der Geschichtsfreund. Bd. 35. Einsiedeln 1880. 8°.

Vom historischen Verein in Regensburg:
 Verhandlungen. Bd. 34. Stadtamhof 1879. 8°.

Von der Verwaltung der k. Sammlungen in Dresden:
 Bericht über das Jahr 1878 und 1879. Dresden 1880. 4°.

Vom Central-Comité des bayerischen Landeshilfsvereins:
 Rechenschaftsbericht für die Jahre 1877—79. 1880. 4°.

Von der Generalverwaltung der k. Museen in Berlin:
 Zur Geschichte der k. Museen in Berlin. Festschrift. 1880. 4°.

Vom Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

- a. Archiv. Neue Folge. Bd. XIV Heft 3. Bd. XV Heft 1—3. 1878—80. 8°.
- b. Jahresbericht 1877/78 und 1878/79. 8°.
- c. Der Hermanstädter Musikverein von Wilh. Weiss. 1877. 8°.
- d. Quellen zur Geschichte Siebenbürgens aus sächsischen Archiven. Bd. I. 1880. gr. 8°.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

- a. Denkschriften. Philosophisch-historische Classe. Bd. 30. 1880. 4°.
- b. Fontes rerum austriacarum. II. Abth. Diplomata. Bd. 42. 1879. 8°.
- c. Archiv für österreichische Geschichte Bd. 59 Heft 1 und 2. Bd. 60 Heft 1 und 2. Bd. 61 Heft 1 und 2. Bd. 62 Heft 1. 1879—80. 8°.

d. Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Bd. 94 Heft 1 und 2. Bd. 95 Heft 1—4. Bd. 96 Heft 1—3. 1880. 8°.

e. Almanach. 30. Jahrgang 1880. 8°.

Vom historischen Verein zu Bamberg:

42. Bericht für das Jahr 1879. 1880. 8°.

Vom historischen Verein in München:

Archiv, oberbayerisches. Bd. 39. 1880. 8°.

Vom thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle:

Neue Mittheilungen. Bd. XV. 1880. 8°.

Von der Gesellschaft für pommersche Geschichte in Stettin:

Baltische Studien. Jahrgang 30. 1880. 8°.

Vom Münster-Comité in Ulm:

Münster-Blätter. Heft 2. 1880. 8°.

Vom Bezirksverein für hessische Geschichte in Hanau:

Mittheilungen. Nr. 6. 1880. 8°.

Vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg in Nürnberg:

Mittheilungen. 2. Heft mit 3 Tafeln. 1880. 8°.

Vom historischen Verein für Steiermark in Graz:

a. Mittheilungen. 28. Heft. 1880. 8°.

b. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 17. Jahrgang. 1880. 8°.

c. Festschrift zur Erinnerung an die Feier der vor 700 Jahren stattgefundenen Erhebung der Steiermark zum Herzogthume (1180). 1880. 8°.

[1880. I. Phil.-phil. hist. Cl. Bd. I. 5.]

Vom Institut National in Genf:

Bulletin. Tom. 23. 1880. 8°.

Vom Ferdinandeum in Innsbruck:

Zeitschrift des Ferdinandeums. 3. Folge. Bd. 24.

Vom statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart:

Beschreibung des Oberamts Balingen. 1880. 8°.

Vom Alterthumsverein in Plauen i. V.

Mittheilungen. Jahresschrift für die Jahre 1875—80. 8°.

Vom Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde in Jena:

- a. Zeitschrift. Bd. I—VIII. Neue Folge. Bd. I Heft 1—4. Bd. II Heft I und 2. 1852.—1880.
- b. Rechtsdenkmale aus Thüringen. Herausgegeben von A. L. J. Michelsen. 1863. 8°.
- c. Thüringische Geschichtsquellen. Bd. 1 3. 1854—59. 8°.
- d. Der Mainzer Hof zu Erfurt von A. L. J. Michelsen. Jena 1853. 4°.
- e. Urkundlicher Ausgang der Grafschaft Orlamünde von A. L. J. Michelsen. Jena 1856. 4°.
- f. Die Rathsverfassung von Erfurt im Mittelalter von A. L. J. Michelsen. Jena 1855. 4°.
- g. Codex Thuringiae diplomaticus von A. L. J. Michelsen. Lief. I. Jena 1854. 4°.
- h. Ueber die Ehrenstücke und den Rautenkranz von A. L. J. Michelsen. Jena 1854. 4°.
- i. Die ältesten Wappenschilder der Landgrafen von Thüringen von A. L. J. Michelsen. Jena 1857. 4°.
- k. Johann Friedrichs des Grossmüthigen Stadtordnung für Jena von A. L. J. Michelsen. Jena 1858. 4°.

Vom ungarischen Karpathen-Verein in Késmárk:

Bibliotheca Carpatica von Hugo Payer. Iglo 1880. 8°.

Vom R. Istituto di scienze, lettere ed arti in Venedig:

- a. Memorie. Vol. XX 2. 3. XXI 1. 1879. 4°.
- b. Atti. Tomo IV. disp. 10
 - „ V. „ 1—10
 - „ VI. „ 1—9. 1877—1880. 8°.

Vom Museum Francisco-Carolinum in Linz:

38. Bericht. 1880. 8°.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde:

Mittheilungen: 20. Vereinsjahr 1880. 8°.

Vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a/M.:

- a. Mittheilungen. Band V. 1880. 8°.
- b. Neujahrblatt für das Jahr 1880. 4°.
- c. Entwicklung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste in Frankfurt a/M. 1879. 4°.

Von der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel:

Basler Chroniken. Band II. Leipzig 1880. 8°.

Von der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schlesischen Ackerbaugesellschaft in Brünn:

Schriften. Band 24. 1880. 8°.

Vom historischen Verein in Würzburg:

- a. Jahresbericht für 1879. 1880. 8°.
- b. Die Geschichte des Bauernkrieges von Lorenz Fries, herausgegeben von Aug. Schäffler. Band II. 1879. 8°.

Von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle a/S.

- a. Zeitschrift. Band XXXIV. Leipzig 1880. 8°.

- b. Wissenschaftlicher Jahresbericht 1876 — 1877. Leipzig 1879. 8°.

Vom Verein für mecklenburgische Geschichte in Schwerin:
Jahrbücher und Jahresbericht. 44. Jahrgang. Schwerin 1879. 8°.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau:
57. Jahresbericht für das Jahr 1879. Breslau 1880. 8°.

Von der Redaktion des Athenaeion in Athen:
Ἀθήναιον. Tom. 9' τεύχος γ'. 1880. 8°.

Von der Sociéte d'histoire et d'antiquités in Odessa:
L. Jurgievicz, Sur une inscription trouvée l'année dernière dans les fouilles de l'antique Chersonnèse (Ere russe). 1880. 4°.

Von der R. Accademia dei Lincei in Rom:
Transunti. Vol. 5 fasc. 1. 1881. 4°.

Von der Bataviaasch Genootschapp van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

- a. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Deel XXV. 4—6. Deel XXVI. 1. 1879—80. 8°.
b. Verhandlungen. Deel XL stuk. 2. Deel XLI stuk 1. 1880. 4°.

Von der Finländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors:
Acta societatis scientiarum Fennicae. Vol. XI. 1880. 4°.

Von der Universität in Casan:
Iswestija i utschenia Sapiski. 1879. 8°.

Von der Commission imperiale archéologique in St. Petersbourg:
Compte-rendu pour l'année 1877. Texte et Atlas. 1880. fol.

Vom Ministerio della pubblica istruzione in Rom:

Cataloghi dei Codici orientali di alcune biblioteche d'Italia.
Fasc. 2. Firenze 1880. 8°.

*Vom k. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde von
Nederlandsch-Indië in S. Gravenhage:*

Bydragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-
Indië. 4° Deel. 1880. 8°.

Vom Herrn Alexander Conze in Berlin:

Archäologische Untersuchungen auf Samothrake. Band 2.
Wien 1880. fol.

Vom Herrn Adolf Mühry in Göttingen:

Ueber die exacte Natur-Philosophie. 4. Ausgabe. 1880. 8°.

Vom Herrn Francis E. Nipher in Kansas City:

Choice and Change, a Lecture. 1880. 8°.

Vom Herrn Edward S. Morse in Tokio, Japan:

Memoirs of the University of Tokio, Japan. Vol. I. Part I.
1879. fol.

Vom Herrn Alfio Fisichella in Catania:

S. Tommaso d'Aquino, Bone XIII e la scienza. 1880. 8°.

*Vom Herrn Antonio de Saldanha da Gama (depois Conde de
Porto Santo) in Lissabon:*

Memoria sobre o commercio da escravatura. 1880. 8°.

Vom Herrn J. F. J. Biker in Lissabon:

- a. Noticia biographica do Conselheiro J. L. Bayard. Pariz 1856. 8°.
- b. Supplemento á Collecção dos Tratados. Vol. XIX. 1880. 8°. Tomo 22. 23. 24. 26. 28. 1880. 8°.

Vom Herrn R. Roth in Tübingen:

Das Büchergewerbe in Tübingen vom Jahre 1500 bis 1800. 1880. 8°.

Vom Herrn Adalbert von Keller in Tübingen:

Altdeutsche Handschriften verzeichnet von Adalbert von Keller. Nr. 5. 1880. 8°.

Vom Herrn F. J. Lauth in München:

Aus Aegyptens Vorzeit. Heft 4 und 5. Berlin 1880. 8°.

Vom Herrn Giovanni Gozzadini in Bologna:

Nanne Gozzadini e Baldassare Cossa poi Giovanni XXIII, racconto storico. 1880. 8°.

Vom Herrn Alfred Reumont in Burtscheid:

Nascita a patria di Margherita d'Austria s. l. 1880. 8°.

Vom Herrn P. de Tchihatcheff in Florenz:

Espagne, Algérie et Tunisie. Paris 1880. 8°.

Vom Herrn Michele Amari in Florenz:

Biblioteca arabo-sicula. Vol. I. Torino 1880. 8°.

Sach-Register.

- Adam und Eva Lutwin's 598.
Aegyptische Phönix-Periode 143.
Afrikanische Latinität 381.
- Brähüis Sprache der 616 u. Suppl.-Heft.
- Calvin 381.
Canarische Inseln 77.
Cassius Felix Latinität des 381.
Crivelli, bayr. Residenten in Rom 330.
Curie die römische 628.
- Demosthenische Reden, ihre Zeitfolge 273.
Dynastien, die in der Weltgeschichte 144.
- Entdeckungsgeschichte zur 77.
Euripides 166.
„Exsurge Domine“, die Balle 571.
- Funda und Fondaco 617.
- Genf z. Zeit Calvin's 381.
Germanische heidnische Wasserweihe 555.
Grammatik der Brähüis 616 u. Suppl.-Heft.
Griechische Künstlergeschichte 435.
- Homer's Ilias 221.
Homer und die Partikel *TE* 25.
Hubertus-Ritter-Orden 166.
- Jerusalem Reisen nach 23.
Italiker Pileus der 487.

Kalenderstreit im 16. Jahrhundert 432.

Karl V. 628.

Kirche und Staat in Genf 381.

Künstlergeschichte griechische 435.

Latinität afrikanische 381.

Leo's X. Bulle gegen Luther 571.

Lutwin's Adam und Eva 598.

Matthias Kaiser 24.

Menander 166.

Mercanti, Consoli dei in Venedig 570.

Passagia in terram sanctam 23.

Paulinus Nolanus 1.

Phönix-Periode 143.

Pileus der alten Italiker 487.

Pucci Francesco 111.

Residenten bayrische in Rom 330.

Rudolph II. 24.

Spruchverse, urbinatische Sammlung 166.

TE die Partikel bei Homer 25.

Troische Miscellen 167.

Union, zur Geschichte der 24.

Urbinate Sammlung von Spruchversen 166.

Venedig, die Consoli dei Mercanti 570.

Versc-Wiederholungen in der Ilias 221.

Waldensia 555.

Wasserweihe des germanischen Heidenthums 555.

Westenrieder's Nachlass 628.

Wittelsbach, das Haus 433.

Namen-Register.

Brunn 167. 435.

Bursian 1.

v. Christ 25. 221.

Cornelius 381.

v. Döllinger 144. 433.

v. Druffel 571. 623.

Fichte H. J. (Nekrolog) 149.

Föringer (Nekrolog) 156.

Foucart (Wahl) 434.

Friedrich 111 (Wahl) 433.

v. Giesebrecht 156.

Gregorovius 24. 330.

Helbig 487.

Heyd 617.

Hofmann 598.

Kirchhoff (Wahl) 433.

v. Kluckhohn 628.

Köhler (Wahl) 434.

Lauth 143.

v. Löher 77.

Maurer 555.

Mayer Alphons 555.

Meyer Wilh. 166. 598.
Moll (Nekrolog) 163.
Mordtmann (Nekrolog) 154.

v. Prantl 144.

Ritter Moriz 24.

Schömann (Nekrolog) 144.
Semper (Nekrolog) 147.
Sigurdsson (Nekrolog) 152.
Spach (Nekrolog) 159.
Stieve 432.
Stubbs (Wahl) 434.

Thomas 23. 570.
Trumpp 616 u. Suppl.-Heft.

Unger 273.

Wölflin 381.
Würdinger 166.

ungsberichte

der

isch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu **München.**

1880. (Supplement-) Heft VI.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1880.

~
In Commission bei G. Franz.

Sitzungsberichte

der
königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 4. December 1880.

Herr Trumpp legte vor:

„Grammatische Untersuchungen über die
Sprache der Brähūis.“

Die Sprache der Brähūis hat die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen seit zum erstenmale Leech im Jahre 1838 einen kleinen Abriss einer brähūi Grammatik mit einem kleinen Wörterverzeichnis, einigen Gesprächen und Erzählungen veröffentlichte.¹⁾ Lassen hat im V. Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes die Arbeit von Leech einer gründlichen Untersuchung unterzogen und nach einer scharfen Analyse den Character der Sprache als drāvidisch bezeichnet. Das ihm zu Gebote stehende Material war aber so spärlich und zum Theil so unrichtig (auch durch grobe Druckfehler entstellt), dass er über gewisse Allgemeinheiten nicht hinausgehen konnte; die Sprachformen liessen sich mehr ahnen als sicher feststellen, und deshalb wurde auch die Classification dieser Sprache unter die drāvidischen Idiome des südlichen Indiens vielfach angezweifelt.

1) Wir citiren im Folgenden den Separatdruck aus dem Journal der Asiatic Society, Calcutta (R. C. Lepage u. Co.) 1849, der für sich paginirt ist.

[1880. I. Phil.-phil. Cl. Bd. I. 6.]

Die Abhandlung von Felice Finzi im *Bollettino della società geografica italiana*, fascicolo 5^o (Juni 1870) ist kaum der Erwähnung werth, da er nur Leech ausgeschrieben hat. Seine Vergleichenngen sind viel zu oberflächlich um einen Werth zu haben und seine eigenen Zusätze meistens falsch. So blieb die Sachlage, bis im Jahre 1874 Dr. Bellew in seinem Reisebericht „*From the Indus to the Tigris*“ (London, Trübner u. Co.) als Appendix eine kleine brähūi Grammatik nebst Wörterverzeichnis veröffentlichte. Dr. Bellew war mit der englischen Mission im Jahre 1872 durch Balūcistān¹⁾ gezogen und hatte dabei die Gegenden durchschnitten, die hauptsächlich von Brähūis bewohnt sind, was ihm als Arzt vielfache Gelegenheit bot, mit dem Volke in nähere Berührung zu kommen. Es ist ihm zum grossen Verdienste anzurechnen, dass er dabei auch der Sprache des Volkes so viel Aufmerksamkeit geschenkt und sich diesbezügliche Notizen gemacht hat. So willkommen aber auch dieser Beitrag zur Kenntniss der Sprache der Brähūis ist, so müssen wir doch constatiren, dass dadurch kein wesentlicher Fortschritt erzielt worden ist; er ist nicht in den Character der Sprache eingedrungen und hat vieles unrichtig dargestellt, weil es ihm nicht verständlich war; auch hat er sich zu viel nach Leech gerichtet und die Missverständnisse desselben öfters wiederholt.

Im Jahre 1877 erschien in Karätschī „*Handbook of the Biruhi Language by Moulvie Alla Bux*“, den wir, weil er seinen Namen (الله بخش) auf diese Weise anglisirte, auch ferner so benennen wollen. Seine Grammatik umfasst zwar nur 39 Seiten, aber sie zeigt in dem, was sie gibt, einen wesentlichen Fortschritt, da sie mit Hilfe von eingeborenen

1) Man findet auch Balūc, Balūcistān etc. geschrieben; dies ist die indische Aussprache (die Sindhis sprechen Barūc, mit Uebergang von 'l' in 'r'), die Eingeborenen selbst sprechen Balūc, Balūcistān.

Brähūis, deren immer eine grosse Zahl in Karätschi anzutreffen ist, ausgearbeitet wurde. Sie enthält nur den aller-nöthigsten Umriss der grammatischen Formen und ist in vielen Punkten sehr mangelhaft, aber neben einem sehr werthvollen Verzeichniss der wichtigsten unregelmässigen Zeitwörter (deren Richtigkeit ich erprobt gefunden habe) gibt sie auf 63 Seiten brähūi Gespräche mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung und auf 22 Seiten brähūi Erzählungen, ebenfalls mit englischer Uebersetzung, woraus durch ein eingehendes Studium die Grammatik wesentlich ergänzt und erweitert werden kann. Ich habe in der nachfolgenden Abhandlung diese Gespräche und Erzählungen vielfach als Belege citirt, weil sie (abgesehen von mannigfachen Druckfehlern) zuverlässig sind.

Bux hat in seinem Buche zum erstenmale die hindūstāni Charactere auf das Brähūi angewendet, was nicht nur die exacte Schreibweise der Consonanten feststellt, die bis jetzt aus Leech und Bellew's Arbeiten nicht recht ersichtlich war, sondern auch den Brähūis selbst die Möglichkeit an die Hand gibt, ihre eigene Sprache nach und nach schreiben zu lernen. Das hindūstāni Alphabet passt vortrefflich für das Brähūi, da es Zeichen für alle Cerebralen enthält, die in dieser Sprache ebenfalls vorkommen, und da die Brähūis alle den Islām angenommen haben, so kann ihnen nur dieses Alphabet dargeboten werden, obschon es auf der andern Seite seine bedeutenden Mängel hat, weil die Vocalbezeichnung darin schwierig und bis auf einen gewissen Grad unmöglich ist, was indessen für die Eingebornen selbst, die ohnehin die richtige vocalische Aussprache eines jeden Wortes wissen, nicht so sehr ins Gewicht fällt. Ich habe die Mängel des von Bux aufgestellten Alphabets in dieser Abhandlung zu ergänzen versucht und für das finale 'a' bei den Verben die Schreibweise mit 𑂀 (𑂀𑂃) vorgeschlagen; wo es nöthig ist 'ū' von 'ō' und 'i' von 'ē' zu unterscheiden,



habe ich dieselben Zeichen (i. e. $\hat{\text{ś}} = \bar{\text{o}}$ und $\text{᳚} = \bar{\text{ē}}$) eingeführt, wie in meiner Sindhī Grammatik, obgleich in Drucken für Eingeborne dieselben wohl entbehrt werden können. Im Jahre 1877 erschien in Karätschi auch ein brähūi Lesebuch, ebenfalls mit hindüstāni Lettern gedruckt, unter dem Titel: „Meanee etc., a compilation of extracts from Napier's conquest of Scinde, Grant Duff's Mahratta History etc. etc., translated into the Biroohi Language, by Captain M. Nicolson.“

Dieses Lesebuch, dessen Titel nicht unrichtiger hätte angegeben werden können (denn die erwähnten Stücke sind die wenigsten und kürzesten des Buches), wurde von Nicolson unter Assistenz von brähūi Soldaten des ersten und zweiten Balūč Regiments angefertigt und enthält Uebersetzungen aus dem Englischen. Er versichert, dass diese Uebersetzungen einem Comité von eingebornen Brähūis vorgelegt wurden und dass das, was sie nicht verstehen konnten, geändert wurde, bis ihre Rückübersezung ins Hindüstāni dem englischen Texte entsprach. Darin also liegt der Werth dieser brähūi Texte, dass wir uns mit Sicherheit darauf verlassen können, dass wir darinnen einen idiomatischen Ausdruck der Sprache vor uns haben. Leider ist dem Lesebuch kein Wörterbuch beigefügt, sondern nur die englischen Texte, so dass der Leser sich eben hindurch wenden muss, so gut er kann. Unser allernächstes Bedürfniss für diese Sprache wäre daher ein Wörterbuch¹⁾, da ohne ein solches kein weiterer Fortschritt gemacht werden kann.

Auf das angeführte Material, das ich durchforschte und gegenseitig verglich und besonders auf die brähūi Texte von Bux und Nicolson habe ich die nachstehenden grammatischen

1) Die vorhandenen Wörterverzeichnisse, von denen das von dem Reisenden Masson gemachte das beste ist, könnten hiezu wohl verwendet werden.

Untersuchungen gebaut und ich hoffe, dass es mir gelungen sein möge durch Vergleichung des Brähūi auf der einen Seite mit den drāviḍischen Idiomen und auf der andern mit seinen beiden Nachbarsprachen, dem Balūči und dem Sindhi, seinen grammatischen Bau sowie seine sprachliche Stellung näher zu begründen. Diese Untersuchungen können bei dem so spärlich noch vorliegenden Material keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern wollen nur ein Fingerzeig für andere sein, die Gelegenheit haben werden das Brähūi in Indien weiter zu verfolgen. Dass das Brähūi eine drāviḍische Sprache ist, kann nach meiner nunmehrigen Ueberzeugung nicht mehr bezweifelt werden. Ich glaubte früher selbst, dass es mehr zu den kōlārischen Sprachen hinneige, nach eingehenderen Untersuchungen jedoch habe ich gefunden, dass dies nicht der Fall ist, da dem Brähūi die Dualbildung, welche ein charakteristisches Zeichen der kōlārischen Familie ist, ganz fremd ist.

Dass das Brähūi in manchen Puncten von den südlichen drāviḍischen Idiomen abweicht und seinen eigenen Weg eingeschlagen hat, ist bei seiner jahrtausendelangen Trennung von diesen Sprachen nicht zu verwundern, es ist im Gegentheil höchst merkwürdig, dass es, obschon gänzlich isolirt von seinen Schwestersprachen und ohne alle Literatur, seinen sprachlichen Typus fast ganz unversehrt festgehalten hat. Von den beiden es umgebenden Sprachen hat nur das Balūči einigen Einfluss auf seinen grammatischen Bau ausgeübt, wie ich es da und dort im Laufe dieser Untersuchung bemerken werde, aber vielleicht lassen sich auch diese Formen noch anders erklären. Von der östlichen Jaṭ-sprache hat das Brähūi zwar viele Worte geborgt, aber seine grammatische Formenbildung nicht afficiren lassen.

Ueber die ältere Geschichte dieses so lange unbeachteten und verborgenen Volkes wissen wir so viel wie nichts. Nach dem drāviḍischen Character seiner Sprache ist zu

schliessen, dass es bei dem Vordringen der Ärier im Indusland von seinen Wohnsizen, die wahrscheinlich im unteren Industhal lagen, vertrieben und in die unwirthlichen und rauhen Gebirge des mittleren Balūcistāns gedrängt worden ist, wo es sich auch gegen die vom Westen her später eindringenden Balūčen, die ein alter persischer Nomadenstamm sind, bis auf unsere Tage gehalten hat. Trotz ihrer hochgelegenen Wohnsitz und des dort herrschenden kalten Klimas haben die Brāhūis, die nicht ausser ihrem Xēl (خیل, Stamm) zu heirathen pflegen, ihre dunkle Hautfarbe, die sie von den Balūčen und Jaṣ auf den ersten Blick unterscheidet, nicht verloren. Ich habe in Sindh viele Brāhūis gesehen, die fast alle denselben Typus hatten: olivenbraune Farbe, schwächliche, mittlere Statur, schwarzen aber dünnen Bart; ihre Gesichtszüge hatten nichts tatarisches an sich, sondern glichen vollständig denen der caucasischen Rasse. Der Character der Brāhūis wird nicht nur von Pottinger sondern auch von den neuesten Reisenden vortheilhafter geschildert als der ihrer räuberischen Nachbarn, der Balūčen. Sie sind Hirten und leben von dem Ertrag ihrer Heerden, dabei sind sie im allgemeinen ruhig, gesellig und gastfrei; einen schönen Zug von der Dankbarkeit eines verwundeten hrāhūi Reiters erzählt Bellew in seinem Reisebericht.

Die Brāhūis sind in viele Stämme zerfallen in Folge der Abgeschlossenheit ihrer schwer zugänglichen Wohnsitz im Hochland, die sie nur im Winter zu verlassen pflegen, um sich und ihre Heerden auf der Ebene gegen die Strenge der Kälte zu schützen. In grösseren compacten Tūmāns oder Zeldörfern wohnen sie nur in den Provinzen Sarāvān und Jalāvān, und im Südwesten bis nach Kēč¹⁾ in Makrān; die heissen Ebenen scheinen sie zu meiden, die desshalb meistens in den Händen der Balūčen sind.

1) Man findet beide Schreibweisen کیم und کیمج.

Die Brähūis behaupten die Ureinwohner des Landes zu sein und sie werden wohl darin so ziemlich Recht haben. Die Perser aber sind nach allen Anzeichen schon frühe von Sistān her in Balūčistān eingedrungen und haben das cultivirbare Land an sich gerissen: denn im mittleren und westlichen Theil des Chanāts von Qalāt sind die ackerbauende Bevölkerung bis auf diesen Tag die Tājiks, die Persisch als ihre Muttersprache reden. Im Südosten des Chanāts, in der Provinz Las, sowie in dem Flachland gegen den Indus hin und fast in der ganzen Provinz Kaččh Gandāvā haben sich die Jaṭs festgesetzt, die die Jaṭ ki gālī, oder Jaṭ-sprache, einen Dialect des Sindhī, reden. Die Balūčen von Südwesten her sind die letzten Eindringlinge gewesen, die, da sie die Brähūis aus ihren Gebirgsschluchten nicht verdrängen konnten, sich theilweise gegen den Nordosten des Landes wandten und die Grenzgebiete zwischen Sindh und Kaččh Gandāvā besetzten, von wo aus sie später unter den Tālpurs in Sindh eindrangten und die besten Ländereien an sich rissen.

Die Brähūis treten in der Geschichte erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unserer Aera auf, als Kambar¹⁾, der Häuptling des Mirvāri Stammes den damaligen Jaṭ Rājā von Qalāt vertrieb und die Herrschaft an sich riss. Seit jener Zeit hat diese brähūi Dynastie in Qalāt regiert und die so verschiedenen nationalen Elemente schlossen sich durch das gemeinsame Band des Islām und des politischen Interesses immer mehr zu einem staatlichen Ganzen zusammen, obschon das Land noch oft genug durch die Re-

1) Dass die Kambarāni Familie sich jetzt einen arabischen Ursprung zuschreibt, wie Bellew p. 81 berichtet, hat natürlich nichts zu bedeuten. Alle solche Stämme, die nichts mehr über ihren Ursprung wissen, suchen sich, sofern sie Muhammedaner sind, einen Stammbaum im Qur'ān oder unter den alten Arabern auf als dem gens nobilis *κατ' εἰσοχῆν*. So wollen die Afghānen von Niemand geringerem als dem König Tālūt (Saul) abstammen!

bellion einzelner Häuptlinge in Verwirrung gebracht wurde. Sonderbar ist es, dass obschon die Herrschaft jetzt in der Hand einer brāhūi Dynastie ist, doch am Hofe von Qalāt nur Balūči oder Persisch gesprochen wird, da Brāhūi als roh und bäuerisch gilt.

Was den Nationalnamen Brāhūi selbst betrifft, so finden wir ihn verschieden gesprochen. Bux und Nicolson schreiben ihn Biruhi (i. e. Biroohi, Birouhi); es ist aber dabei nicht zu übersehen, dass Biruhī (बिरुही) die Sindhi Benennung ist und über die nationale Aussprache des Namens daher nichts aussagt. In Nicolson's Lesebuch kommt der Name zweimal vor, wo er jedesmal براہوی geschrieben ist, was nur brāhūi (oder nach Umständen birāhūi) gelesen werden kann und welches daher als die nationale Aussprache des Eigennamens zu betrachten ist; z. B. Nicolson, Qalāt, p. 1, L. 6 v. u. heisst es: براہوی نا سرداران کیشتر کہ اودی پسند کنوس اودی تختان شیف کریر „die meisten von den Häuptlingen der Brāhūis, die ihn nicht mochten, entthronten ihn“; ibid. p. 6, L. 4: دا برام برہویانا دستوران بار آسک „diese Heirath war dem Gebrauche der Brāhūis gemäss.“

Für den Namen der Sprache findet man neben Brāhūi¹⁾ auch hie und da Kurdgāli gebraucht, d. h. Sprache der Kurds. Diese sind ein ziemlich zahlreicher brāhūi Stamm mit vielen Unterabtheilungen, die im Norden des Chanāts von Qalāt bis an die Dašt-i-bī-daulah (die unselige Wüste) herum-

1) Das Wort Brāhūiki, das Leech gebracht, ist eine Jaṭform = brāhūiki gāli, die brāhūi Sprache. Man lässt gewöhnlich gāli weg und setzt das Adjectiv in das Femininum. So hört man ganz allgemein sirāiki (die Sprache von Ober-Sindh) laṭāi (die Sprache von Unter-Sindh), barōčki oder balōčki (die Sprache der Balūchen).

ziehen. Die Benennung Kurdgāli stammt von den angrenzenden Jaṭs her und ist keine brähüi Bildung. Trotz der Zersplitterung des brähüi Volkes in so viele Stämme und Unterstämme und ihrer primitiven Unwissenheit hat sich doch die Sprache als die geistige Macht erwiesen, die das Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit unter ihnen bis auf diesen Tag aufrecht erhielt, und für uns als das einzige Mittel, in Ermangelung aller historischen Ueberlieferungen, ihnen den ihnen gebührenden Plaz in der grossen Völkerfamilie anzuweisen.

§ 1.

Das Lautsystem.

Die Vocale, denen wir im Brähüi begegnet sind, sind folgende:

a, ā; i, ī; u, ū.

e, ē; o, ō.

ai au.

‘e’ kommt besonders häufig am Ende eines Wortes vor, wo es oft nur durch Hamzah angedeutet ist, manchmal aber ist es auch durch ع ausgedrückt, aber nichts destoweniger kurz. Auch ‘o’ scheint dem Brähüi eigenthümlich zu sein, obschon es in vielen Fällen, wie wir in der Formenlehre zeigen werden, nur eine verschiedene Aussprache von ‘u’ ist, wenn wir der überlieferten Aussprache trauen dürfen.

Die beiden Diphthongen ‘ai’ und ‘au’ kommen häufig vor, hauptsächlich aber in Fremdwörtern, das Brähüi selbst scheint sie zu vermeiden und dafür lieber ‘ē’ und ‘ō’ zu setzen, die in der hindüstāni Schreibweise nicht näher bezeichnet werden; ‘ē’ und ‘ō’ aber drücken wir durch عِ (ـِ) und اُ (ـِ) aus, wo es nöthig ist, um wenigstens dem Europäer oder Fremden einen Wink in Betreff der Aussprache zu geben, für Eingeborne sind diese Zeichen nicht nothwendig.

Das Consonantensystem ist folgendes:

Gutturale:	ك k,	كه kh,	گ g,	گه gh,	خ x,	غ ɣ.
Palatale:	چ č,	چه čh,	ج ĵ,	جه ĵh.		
Cerebrale:	ت t,	ته th,	ڌ ḍ,	ڌه ḍh,	ڙ r.	
Dentale:	ت t,	ته th,	د d,	ده dh.		
Labiale:	پ p,	په ph,	ب b,	به bh,	ف f.	
Sibilanten:	س s,	ش š,	ز z.			
Nasale:	م m,	ن n.				
Halbvocale:	ي y,	ر r,	ل l,	و v.		
Hauchlaut:	ه h.					

Dazu kommen noch die speciell arabischen Laute, die jedoch nur in Fremdwörtern gebraucht werden, ث ʾ (jedoch = s gesprochen), ح h' (= h), ڏ ḍ (= z), ڙ ž, ص s (= s), ض z (= z), ط t (= t), ظ ḍ (= z), ع ʿ (wird übergangen), ق q (= k).

Das Brähūi hat also, wie der erste Blick zeigt, Cerebrallaute, nur fehlt dabei ein cerebrales für sich stehendes u, wenigstens habe ich es bisher noch nicht finden können. ڙ r ist, wie im Sindhi und Hindi, nur eine Modification von ڌ ḍ und wechselt daher oft mit demselben.

Am auffallendsten aber muss es uns erscheinen, dass das Brähūi durch alle Vargas hindurch dieselben Aspirata aufweist, wie die indo-ärischen Sprachen, so dass es mit diesen aufs innigste verbunden zu sein scheint, während die drāviḍischen Sprachen des Südens ihrem Grundtypus nach der Aspiration auf eine charakteristische Weise entbehren. Nichtsdestoweniger scheint mir die Aspiration der

Consonanten von Anfang an im Brähūi vorhanden gewesen zu sein, wenn auch sehr viele Wörter mit einem aspirirten Consonanten sich auf einen sindhī Ursprung zurückführen lassen, z. B. چھنڱنڪ ħhandŋg, schütteln, Sindhī **छंडगु** dhagī, Kuh, Sindhī **ढगी**, چھوڪری ħhōkarī, Sklavin, Sindhī **छोकारी**. کوٽھی kōṭhī, Zimmer, Kammer, Sindhī **कोठी**; مچھر mačhar, Musquito, Sindhī **मछर**, تھنب thamb, Säule, Sindhī **थंभ**, گوتھری gō thri, Sack, Sindhī **गोथिरी**, etc. Bei andern Wörtern scheint mir die Aspiration mehr oder minder unsicher zu sein; so finde ich wiederholt تھاس thās, Becher, geschrieben, während es mit dem arab-pers. طاس identisch ist. In andern dagegen hat das Brähūi eine Aspiration eintreten lassen, wo das Sindhī keine zeigt, z. B. کھوپری khōpri, Schädel (nach Bellew's Gramm. p. 484), Sindhī **कोपिरी**, پھٽ phid, Bauch, Sindhī **पेटु**, پھلو phulō, Nasenring (Bellew, Gr. p. 485), Sindhī **बूलो**, لڏھ lidh, Dung (Bellew schreibt nur lidh, Gr. p. 485), Sindhī **लिडि**, تھال thāl, Ast, Sindhī **टारी**. کھور khōr, blind, Pers. کور thōp, eine Art Hut, Sindhī **टोपु**. In andern Wörtern hinwiederum zeigt sich eine aspirirte und nicht aspirirte Aussprache, z. B. بهاز bhāz und باز bāz (Balūči) viel, کونٺ (nach Bellew, Gr. p. 485) und کھونٺ, Teppich (Bux Gr. p. II). Da auch in vielen ächt brähūi Wörtern die Aspiration sich vorfindet, wie z. B. بھدین phudēn, kalt, پھدی phudī, Kälte, etc., so kann sie kaum erst später in die Sprache eingedrungen sein.

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken: خ z, das

sich in den drāviḍischen Sprachen nicht findet, ist dem Brāhūi eigenthümlich und in ächten brāhūi Wörter aus 'k' erweicht, z. B. خَن xan, Auge, Tamil kan, خَل xal, Stein, Tamil kal; خ findet sich in vielen br. Verben, wie خاچنک xācing, sich niederlegen, خلنک xaling, schlagen etc. In Worten, die aus dem Arab.-Persischen geborgt sind, wird es unverändert beibehalten.

غ ist ebenfalls ein dem Brāhūi eigenthümlicher Laut. Wir finden es in Wörtern wie بِنَدَغ banday, ein Mann = Pers. بند wo es, nach der Pahlavi Form بِنَدک zu schliessen, aus ursprünglichem 'k' in die rauhere Aussprache von 'g' übergegangen sein muss (im Balūči finden wir in diesen Fällen noch einen steten Wechsel von finalem 'ah' und 'ag'), ebenso in دِیدَغ diday, die Pupille; aber auch in ächten br. Worten, wie اِرَغ iray, Brot, پَارَغ pāray, Seite, Richtung, تُغ tuy, Traum, کُپِغ kūpay, Schulter, هُورَغ hūray, Donner. Fast ebenso häufig in der Mitte eines Wortes, wie زَغَم zaym, Schwert (Balūči zaham), مُرَغَن muryun, lang, بَلْغَر balyar, Schwiegermutter, دَغَار dayār, Boden, Land, شَاغَنک šāying, legen, stellen.

غ wird auch, ähnlich wie im Persischen, dazu verwendet, um den Hiatus zwischen zwei Vocalen zu vermeiden, wie wir dies bei der Declination sehen werden.

Die Palatalreihe ist vollständig vertreten und nach der bekannten Weise zu sprechen; jh fehlt keineswegs, wie Lassen vermuthete, z. B. جَهَمَر jhamar, Wolke, obschon jh sehr häufig auf indischen Ursprung hinweist, z. B. سَجَه samajh, Ansicht, Verständniss.

Bei den Cerebralen ist ژ r schon ganz eingebürgert, z. B. ایتڑ ir, Schwester, گِڑا girā, eine Sache, هژسنک hařsing, sich bewegen, wenden. Es ist sehr häufig in Worten, die aus dem Sindhī herübergenommen sind, wie ککڑ kukur, Huhn, Sindhī ککڑا هچڑا hējīrā, irgend etwas (Pers. هیج mit dem Sindhī Deminutivaffix rā), مۆچڑی möčiri, Schuh, Sindhī मोचिड़ी. Wegen seiner ursprünglichen Identität mit ḍ kaun r auch aspirirt werden, wie رۆژھ rōřh, Kalb.

Was die Labialclassen betrifft, so ist der Laut ف f dem Brāhūi eigenthümlich, während ihn die drāviḍischen Sprachen nicht kennen, z. B. هرفنک harafing, fragen, تفنک tafing, binden. Wir werden später sehen, dass auch das Causativum durch Anhängung von ف an den Stamm gebildet wird; beim Verbum negativum wechselt ف mit پ nach gewissen Lautgesetzen. In Wörtern, die aus dem Persischen genommen sind, ist ف hie und da aus 'b' entstanden, wie تَفَر Axt, Pers. تَبَر. Ursprüngliches ف wird aber auch im Brāhūi hie und da in پ verwandelt, wie پلپل pilpil = فلفل Pfeffer.

Unter den Sibilanten ist der Laut ز z (wie das englische z gesprochen) zu beachten, der sich nicht nur in vielen geborgten, sondern auch in ächten brāhūi Wörtern findet, z. B. بهاز bhāz (Bal.), viel, زیل zil, Nagel (der Hand etc.), پزہ puzah, Haar, خرمو xazmū, Gazelle, زغم zayam, Schwert, پھزور phazōr, fett; aus dem Persischen dagegen stammen زرت zurt oder زورت zūrat geschrieben und gesprochen, eine Art grober Hirse, دزی duzi, Diebstahl (Pers. دزدی), abge-

sehen von ganz gewöhnlichen Worten, wie تیز tēz, scharf, کمزور kamzōr, schwach, زیبا zēbā, schön etc. ز ist auch aus ursprünglichem ج, dem es lautlich sehr nahe steht, entstanden, wie زال زال, Blutegel, Hindi जलौका.

Was die Nasale betrifft, so kennt das Brāhūi den Anusvāralaut nicht, die Nasale sind also immer voll zu sprechen auch in Verbindung mit einem folgenden Consonanten, z. B. die Infinitivendung 'ing' ist nicht = 'in', sondern 'ing' (इङ्ग). In einzelnen Wörtern scheint م ein euphonischer Wechsel für 'y' zu sein, wie پیماز pīmāz, Zwiebel, Pers. پیاز.

Von den Halbvocalen fällt 'r' öfters am Ende ab, wie wir bei der Conjugation sehen werden; in der Mitte eines Wortes wird es unter gewissen Umständen elidirt, resp. assimilirt, wie bei der Pluralbildung eines auf 'r' auslautenden Stammes. Dass 'r' mit 's' in mehreren Fällen wechselt, dafür sprechen Formen wie اری are und اس ase „er ist.“ Auch zeigt das Brāhūi in mehreren Wörtern ein 's', wo die drāviḍischen Sprachen ein 'r' haben, wenn auch diese Erscheinung keineswegs durchgreifend ist, z. B. Brāhūi است as-iṭ, eins, drāviḍischer Stamm 'or', Br. ارت irat, zwei, canaresisch eraḍ-u, Br. مست musiṭ, drei, canaresisch mūr-u. Einen Wechsel zwischen 'l' und 'r' habe ich nicht beobachtet. Ursprüngliches 'b' geht im Brāhūi leicht in 'v' über, wenn es zwischen zwei Vocale zu stehen kommt, wie Br. شوان šavān und dann švān, Hirte, Pers. شُبان, auch in 'g', wie کیش gēš = بیش (Pers.) „viel.“

Der Hauchlaut ɣ wird schwach gesprochen; ich finde daher promiscue انت ant und هنت hant, „was“? geschrieben, آخس axas und هخس haxas, „wie viel“?, ام und هم „auch“ (Pers. هم).

Schreibt man das Brähüi mit hindüstāni Characteren, so ist es rätlich, alle Nomina, die auf ein kurzes 'a' auslauten, mit finalem ڤ, wie im Persischen, zu schreiben, nicht nur um etwaigen Missverständnissen beim Lesen vorzubeugen, sondern auch weil das auf 'a' auslautende Nomen fast dieselben Eigenthümlichkeiten bei der Flexion zeigt, wie im Persischen die Nomina auf ڤ. Um das finale 'a' beim Praesens definitum des Verbums sofort erkennen zu können, möchte ich vorschlagen, dasselbe ebenfalls immer durch ڤ auszudrücken, da es, weil es den Ton nicht trägt, nicht wohl durch ein langes 'a' wiedergegeben werden kann; auf diese Weise könnte viel Confusion vermieden werden.

Consonantencomplexe kennt das Brähüi, aber gewöhnlich nur von zwei, selten von drei Consonanten, und das letztere nur, wenn der mittlere Consonant eine Liquida oder ein Zischlaut ist, z. B. خلتهم ɣalth, Schmerz, بخشبو bayšbō, schenket. Am Ende eines Wortes kann nur ein Conjunctconsonant vorkommen, wie پالت pält, Milch, بچک bučk, Mähne. Am Anfange eines Wortes scheint ein Consonantencomplex nur dann zu stehen, wenn der zweite Consonant entweder ein 'r' oder 'v' ist, wie: گرانز grānz, Nasenloch, براهوی brähüi, Brähüi, نواسه nvāsah, Enkel, گوند gvand, kurz, خواهنک ɣvāhing, verlangen (vom Pers. خواه).

Nach den verzeichneten Aussprachen der Wörter ist wohl kein Zweifel, dass Consonanten verdoppelt werden, obschon ich in den Uebersetzungen von Nicolson nirgends das Zeichen des Tašdid habe bemerken können, z. B. پنی pinnī, der Schenkel, لُمه lummah, Mutter, خلی ɣalli, ein Krug; ein finaler Consonant scheint nicht verdoppelt zu werden, obschon Bellew derartige Aussprachen angibt, z. B.

هيس hiss, Asche, in Fremdwörtern dagegen ist die Verdoppelung beizubehalten, wie دُرّ durr, Perle.

§ 2.

Geschlecht und Zahl.

Das Brähūi unterscheidet kein Geschlecht der Nomina, wie dies auch ursprünglich in den drāviḍischen Sprachen nicht der Fall war; wo es durchaus nöthig ist, das Geschlecht hervorzuheben, stellt es, wie noch heut zu Tage auch das Malayalam, die Worte „männlich“ und „weiblich“ vor das näher zu definirende Nomen, z. B. بيش biš, ein Esel, نر nar biš, ein männlicher Esel, ماده بيش mādah biš,¹⁾ ein weiblicher Esel. Denselben Process der Geschlechtsbezeichnung muss aus denselben Gründen das Neupersische verfolgen, aus dem die betreffenden Nomina geborgt sind.

Das Brähūi hat, wie die drāviḍisch-tūrānischen Sprachen, nur zwei Zahlen, den Singular und Plural, während die kōlārischen Sprachen als charakteristisches Merkmal noch einen Dual ausgebildet haben.

Der Stamm als solcher stellt immer den Singular dar.

Der Plural wird im Brähūi durch Anhängung eines Affixes gebildet und es gibt daher im stricten Sinne nur Eine Pluralbildung. Im Einzelnen ist dabei zu beachten:

1) Nomina, die auf einen Consonanten auslauten, hängen an dem Stamm das Affix 'āk'²⁾, z. B. بندغ banday, ein Mensch, Pl. بندغاک banday-āk; خف χaf, Ohr, Pl. خفاک χaf-āk; بامس bāmas, Nase, Pl. بامساک bāmas-āk.

1) Leech gibt dafür narrangā (soll narangā heissen) und mādaghā. Narangā ist eine Adjectivbildung von 'nar' also = männlich, mādaghā dagegen ist unrichtig und muss ebenfalls 'mādagā' lauten.

2) Bellew behauptet, dass vor der Endung 'āk' das finale 'k' eines Wortstammes in غ verwandelt werde, wie kučak, Hund, Pl. kučay-āk. Ich habe davon noch nichts entdecken können.

Eine Ausnahme davon bilden:

a) Nomina, die auf ن mit vorangehendem kurzen Vocal endigen. Diese nehmen als Pluralaffix -nicht 'äk', sondern nur 'k' an, z. B. خَن ḫan, Auge, Pl. خَنَك ḫan-k; پِن pin, Name, Pl. پِنَك pin-k.¹⁾

b) Nomina, die auf ت und ر auslauten. Diese werfen vor dem Pluralaffix 'k' aus euphonischen Rücksichten 't' ab, wenn ihm ein kurzer Vocal vorangeht, z. B. نَت nat, Fuss, Pl. نَك nak; 'r' jedoch nur, wenn ihm ein langer Vocal vorangeht, wie مَار mā, Sohn, Pl. مَال mā. Man wird diesen Process kaum eine Assimilation nennen können, da ich nur die Aussprache 'nak' (und nicht nakk) angegeben finde.

2) Nomina, die auf 'ah' auslauten, schalten vor dem Pluralaffix 'äk', um den Hiatus zu vermeiden, ein euphonisches غ γ ein, z. B. لُمَمَه lummah, Mutter, Pl. لُمَمَاهُ lumma-γ-äk; زَائِفَه zaifāh, eine Frau, Pl. زَائِفَاهُ zaifā-γ-äk. Das finale ه des Singulars, das nur als Lesezeichen dient (denn es liegt kein Grund vor es aus demselben Gesichtspunkt zu betrachten wie das finale persische ه), wird dabei als entbehrlich weggelassen.

3) Nomina, die auf einen langen Vocal auslauten, hängen im Plural das Affix 'k' an, z. B. دَانَا dānā, weise,

1) Bux gibt p. 1 von مَسِيرَة „Mädchen“ auch einen Plural مَسِينَك masing an. Dies scheint mir ein Druckfehler oder sonst ein Missverständnis statt مَسِينَك masin-k (von einem Sing. مَسِين) zu sein: denn einen Plural auf 'g' habe ich nirgends finden können.

ein Weiser, Pl. داناک dānā-k; دُو dū, Hand, Pl. دوك dū-k¹⁾; هُلِّي hullī, Pferd, Pl. هَلِّيک hullī-k. Die Nomina auf 'ī' jedoch bilden ihren Plural auch auf iy-āk (oder i-āk), indem das finale 'ī' vor dem schweren Affix 'āk' zu 'iy' oder 'i' verkürzt wird. Ich habe davon mehrere Beispiele in Nicolson's Uebersetzungen gefunden; S. 29, L. 4 kommen beide Pluralbildungen neben einander vor: کلاڻو صاحب خنا که دشمن نا سپاهيان „Clive sah, dass die Soldaten des Feindes wie auch ihre Pferde“; S. 31, L. 9 اونا چاريان „seine Spione.“

Es kommt im Brāhūi nicht selten vor, dass der Plural gar nicht durch ein Pluralaffix ausgedrückt wird, sondern aus dem Zusammenhang erschlossen werden muss; ist aber ein solches collectivisch gebrauchtes Nomen Subject eines Verbums, so muss das letztere immer im Plural stehen, z. B. Nicolson p. 8, L. 11: اونا سپاهي است هزار ککڑاتي بسور „seine Soldaten werden ein tausend Hühner kochen“, wo der Plural des Futurs (بسور basōr) darauf hinweist, dass سپاهي als Plural gebraucht ist. Völlig unrichtig aber ist es, wenn Leech sagt, dass in solchen Fällen zur Bezeichnung der Idee der Pluralität dem Nomen باز „viel“ vorgesetzt werde; باز behält immer seine volle Bedeutung. Caldwell's Bemerkung in seiner Comp. Gram. of the drāv. Lang. (p. 128), dass im Brāhūi die Zahl der Nomina gewöhnlich unbestimmt gelassen werde, muss daher sehr beschränkt werden; die Regel ist vielmehr die Anhängung des Pluralaffixes und der gegentheilige Fall die Ausnahme. Er wiederholt auch die Behauptung Leech's, dass, wo es nöthig sei, die Idee

1) Dass dū im Plural dik bilden solle, wie Bellew angibt, ist höchst unwahrscheinlich; Bux gibt ausdrücklich die Aussprache duk (p. 1).

der Pluralität ausdrücklich zu bezeichnen, Worte wie „viel“, „manche“ dem betreffenden Nomen vorgesetzt werden, auf deren Unrichtigkeit wir schon hingewiesen haben.

Dass das Pluralaffix 'ak', 'k' drävidischen Ursprungs ist, ist mit Sicherheit anzunehmen. Das ursprüngliche drävidische Pluralaffix kaḷ, gaḷ und gaḷu ist verschiedentlich abgeschwächt worden, im Telugu zu 'la' (mit Abwerfung von 'ka', 'ga') und im Gōnd umgekehrt zu 'k' (z. B. nai, Hund, Pl. nai-k).

Dieses 'k', resp. 'ak', findet sich auch in den nördlichen türänischen Sprachstämmen; im Ungarischen ist 'ak' Pluralaffix, z. B. ház, Haus, Pl. ház-ak. Auch im Türkischen finden sich noch Spuren, dass 'k' als Pluralaffix verwendet wurde, z. B. ايدك id-ik „wir waren.“

§ 3.

Flexionsaffixe.

Eine Flexion des Nomens kennt das Brähü nicht, so wenig als die drävidisch-türänischen Sprachen. Die Casus werden durch Affixe hergestellt, die für den Singular und Plural dieselben sind, jedoch, wie wir sehen werden, mit einigen euphonischen Modificationen. Je nach den Affixen kann man daher eine beliebige Zahl von Casus herstellen — Finzi hat (p. 136) deren nicht weniger als 13 aufgestellt — wir werden aber nur diejenigen Affixe als eigentliche Casuszeichen aufführen, die mit dem Nomen entweder schon verschmolzen sind oder dasselbe auf irgend eine Weise afficiren; die übrigen sind Postpositionen oder Nomina, die das vorangehende Nomen nicht weiter beeinflussen.

Der Stamm des Wortes ist immer zugleich der Nominativ, wie dies auch in den türänischen Sprachen der Fall ist.

Für die übrigen Casus müssen wir vorläufig den Sin-

gular und Plural aus rationellen und practischen Gründen unterscheiden.

Die drävīdischen Sprachen hängen bekanntlich bei einer ziemlich grossen Anzahl von Nomina die Casusaffixe nicht direct an den Wortstamm, sondern an den sogenannten Formativ (wie dies auch bei den nordindischen Idiomen der Fall ist), ein Phaenomen, das den türānischen Sprachen fremd ist. Das Brāhūī nähert sich in dieser Hinsicht auf eine merkwürdige Weise den drävīdischen Idiomen, was bis jetzt ganz übersehen worden ist, aber nur im Plural, nicht im Singular. An den Singular treten die Casusaffixe ohne irgend welche als euphonische Veränderung, im Plural aber sind noch deutliche Spuren eines Formativs vorhanden, wie wir gleich sehen werden.

Die Casusaffixe des Singulars sind folgende:

Der Genetiv wird durch das Affix 'nā' bezeichnet; der Dativ und Accusativ durch 'e', selten bleibt der Accusativ ohne Casuszeichen, der Instrumentalis durch 'af', der Coniunctiv durch 'tō' oder 'ātō', der Ablativ durch 'ān', der Locativ durch 'ae' und قى fi. Von diesen Affixen finde ich in Nicolson's Uebersetzungen ل separat geschrieben, die übrigen dagegen, wohl um ihrer Kürze willen, mit dem Wortstamm zusammengeschrieben. Endigt ein Nomen auf einen Consonanten, so treten sie einfach an den Stamm; dies ist auch erlaubt, wenn es auf einen langen Vocal oder 'ah' endigt, häufiger aber wird in diesem Falle, wenn das Affix mit einem Vocale anfängt, ein euphonisches غ eingeschoben, um den Hiatus zu vermeiden, wobei dann das finale ۛ wegzufallen pflegt, z. B. Dat. Acc. ضَعِيفَةٌ (so finde ich es gewöhnlich geschrieben, statt ضَعِيفَةٌ ئى, weil das 'e' kurz oder wenigstens tonlos ist) oder ضَعِيفَتِي za'ifa-γ-e „einer (eine) Frau.“

Bei den Affixen des Plurals dagegen tritt eine bedeutende Modification ein, obschon sie ursprünglich mit denen des Singular identisch sind, wie schon bemerkt. Der Nominativ des Plural endigt, wie wir gesehen haben, auf 'āk' oder bloss 'k' Wir würden nun erwarten, dass die Affixe an diese Endung antreten, wie im Singular, und so hat auch Dr. Bellew die Sache in seiner Grammatik dargestellt. Er flectirt im Plural z. B. Nom. kasarāk, Wege, Gen. kasarāk-nā, Dativ kasarāk-e etc. Von dieser Flexionsweise jedoch habe ich nur ein einziges Beispiel finden können, das Nicolson p. 14, L. 1 steht und so lautet:

شر بندغاك نا محبت پدا يا مون تي اس رنگ تي او
 „die Liebe (hier als Plur. gebraucht) guter Menschen ist im Rücken oder im Angesicht auf (= von) Einer Farbe (= Weise).“ Es mag also wohl sein, dass diese Flexionsweise bei einigen brähūi Stämmen vorkommt, aber nach den uns vorliegenden Materialien ist sie äusserst selten und Leech und Bux haben sie gar nicht erwähnt; es ist dies also ein Punct, auf den künftige Forscher ihr Augenmerk richten sollten.

Es tritt im Plural das merkwürdige Phaenomen ein, dass vor den Affixen, die an denselben treten, eine andere Pluralform auf 'āt' und 't' zum Vorschein kommt. Schon Caldwell (p. 142) hat auf diesen Wechsel zwischen 'k' und 't' hingewiesen, so unrichtig auch die dabeistehende Behauptung ist, dass im Brähūi gewöhnlich besondere Worte gebraucht werden um die Pluralität zu bezeichnen, was wir schon oben als völlig unbegründet zurückgewiesen haben.

Wir würden nun erwarten, dass der Genetiv Plural āt-nā resp. t-nā lauten würde. Dies ist aber nicht der Fall, sondern derselbe lautet nur āt-ā, t-ā. Wir brauchen dabei keine Elision von 'n' anzunehmen, da sowohl 'nā' als 'ā' als Genetivaffixe in den drāviḍischen Sprachen vorkommen.

Das Gōnd z. B. gebraucht 'na' und 'nā', 'da' und 'ā' (Caldwell, p. 188) und im Kanaresischen ist 'a' (ā) das einzige Genetivzeichen (Caldwell, p. 192).

Das Dativ-Accusativ-Affix 'e' tritt ebenfalls an 'āt' und 't' = āt-e, te. Es ist nun merkwürdig, dass dieser Casus zugleich als Formativ für die Instrumental-, Coniunctiv-, Ablativ- und Locativaffixe sowie für einige andere, wie كى kī „von wegen“, etc., dient. Das 'e' ist in diesen Fällen natürlich nicht identisch mit dem Dativ-Accus.-Affix 'e', obwohl es jetzt äusserlich mit ihm zusammen fällt, sondern ein Flexionsincrement, das mit dem Telugu 'i' verwandt sein dürfte (s. Caldwell, p. 164, (6)).

Ein Nominativ Plural auf 'āt', 't', findet sich jetzt nicht mehr im Gebrauch, aber diese Endungen kommen doch noch vor solchen Affixen vor, welche sonst den Formativ nicht erheischen, wie سِکَا sikā, „bis zu“, z. B. پَنچَعَاتِ سِکَا pañca-γ-āt sikā, „bis zu den Krallen.“

Was den Ursprung dieser Affixe betrifft, so ist schon bemerkt worden, dass das Genetivaffix 'nā' und 'ā' sich in den dravidischen Sprachen nachweisen lässt; dasselbe gilt von dem Dativ-Accus.-Affix 'e', das dem Tamil 'ai' und dem Malayālam 'e' entspricht. Da diese letzteren Affixe indessen nur den Accusativ ausdrücken, so könnte es scheinen, als ob das Brāhūi für den Dativ kein besonderes Affix ausgebildet hätte, was indessen nicht wahrscheinlich ist, da die dravidischen Sprachen den Dativ und Accusativ durch besondere Affixe scharf scheiden. Das dravidische Dativaffix ist 'ku' (kku) und 'ki', im östlichen Türkischen 'ga', 'ge', im Osmānlū zu 'eh' (ych) abgeschwächt. Ein ähnlicher Process könnte auch im Brāhūi stattgefunden haben, so dass schliesslich beide Casus äusserlich zusammenfielen. Das Instrumentalaffix 'af'¹) entspricht am nächsten dem Telugu 'ṭa'; das con-

junctive Affix *ātō* oder *tō* scheint mit dem Tamil und Malayālam *ōḍu* verwandt zu sein; im Telugu wird dafür *tōḍu* und abgekürzt *tō* gebraucht, über dessen Identität mit *ōḍu* jedoch Caldwell im Zweifel ist (Caldwell, p. 174—5). Zu beachten ist, dass im Brähüi nur im Singular *ātō* und *tō* promiscue gebraucht werden, beim Plural finde ich nur *tō*. Das Ablativaffix 'ān' mag mit dem Tamil 'in' und dem Telugu 'na' verglichen werden. Zur Bezeichnung des Locativs gebraucht das Brähüi zwei Affixe, 'āe' (euphonisch = *γ-āe*) und 'ṭi'. Das erste bezeichnet nicht nur das Verweilen an einem Orte, sondern auch die Bewegung nach einem Orte hin, während 'ṭi' nur streng locale Bedeutung hat. Was das Affix 'āe' (*γ-āe*)¹⁾ betrifft, so kann ich auf keine directe drāviḍische Analogie hinweisen²⁾, 'ṭi' dagegen scheint mit dem Tamil *iḍei*, Ort, (Tulu *ḍu* oder *ṭu*) verwandt zu sein (cf. Caldwell, p. 200).

Der Vocativ ist im Brähüi identisch mit dem Nominativ, doch wird demselben gewöhnlich die Interjection 'ai' vorangestellt, hie und da wird auch, nach persischer Weise, dem Wortstamme ein 'ā' angehängt, um den Ruf recht dehnen zu können, z. B. **ای باو!** *ai bāvā* „o Vater“! Bellew führt als Vocativ Praefix 'ore' an, was wahrscheinlich das Sindhi **अरे**, *aṛē* ist.

Wir müssen hier noch etwas auf die Darstellung der

1) Im Brähüi hat dieses Affix sehr oft die Bedeutung von „mit“, wie: **خوشیت** *ḡuṣi-at* „mit Vergnügen“; auch von „auf“, wie: **دا دستورت** *da dastūr-at* „auf diese Weise.“

2) **غا** kommt auch als eine unabhängige Postposition für sich vor und kann als solche an jedes Nomen treten. Es bedeutet dann immer „auf“, „an.“

3) Im Balūci lautet der Locativ auf 'ā' aus; es ist mir aber doch sehr fraglich, ob er zur Vergleichung herangezogen werden darf.

Flexion durch Dr. Bellow, Leech und Finzi Rücksicht nehmen. Bellow gibt als Ablativendung Sing. 'yān' (kasaryān) an, was sich nirgends nachweisen lässt, diese Endung kommt vielmehr nur im Plural vor. Unter 'urā' führt er den Ablativ Sing. urātyān auf, was der Ablativ des Plurals ist; den gleichen Fehler macht er mit hulityān, was ebenfalls Abl. des Plurals. Auch in den folgenden zwei Paradigmen (p. 474) ist der Ablativ Sing. falsch angegeben. Ueber die Anhängung der Casusaffixe an die Pluralendung 'āk' haben wir uns schon ausgesprochen. Leech gibt als Dativ- und Acc.-Affix auch 'ne' an, wie huline, und es finden sich bei ihm Beispiele wie gudātine „Kleider“ etc. Ob ein solches Dat.-Acc.-Affix sich bei einigen brāhūi Stämmen vorfinde, kann ich nicht bestimmen, bei Bellow und in Nicolson's Uebersetzungen habe ich kein einziges Beispiel davon entdecken können, so dass mir die Sache sehr fraglich erscheint. Ebenso verhält es sich mit dem Instrumentalaffix 'ene', das Leech anführt (z. B. zaghmene), von dem ich nirgends eine Spur habe entdecken können. Es scheint mir, dass ihm das Hindūstāni vorgeschwebt hat, das er hie und da mit brāhūi Formen verwechselt hat. Finzi's Darstellung der Flexion scheint bei ihm mehr Sache der Phantasie als der grammatischen Untersuchung gewesen zu sein. Er wiederholt unbesehen alle Irrthümer Leech's und fügt noch aus seinem eigenen Schatze neue hinzu. So gibt er z. B. einen Locativo determinato 'huliai' und einen Casus, den er Adessivo nennt, 'huli-ai', ohne einzusehen, dass beide identisch sind, und huli-ai nur ein Druck- oder Schreibfehler für huli-ai ist. Auch hat er einen Caritivo, wie 'kasar-af', erfunden, indem er nicht wusste, dass 'af' ein Verbum ist und „es ist nicht“ bedeutet. Den Plural von kasar „Weg“ bildet er auf kasar-k, und den Accus. Plur. huli-m, kasar-m. Woher er diese sonderbaren Formen genommen hat, die auch Leech ganz unbekannt sind, gibt er nicht an, wir

müssen sie aber vorläufig ins Reich der Phantasie verweisen.

Wir wollen nun, der practischen Uebersicht willen, die Flexion der brähūi Nomina zusammenstellen.

I) Nomina, die auf einen Consonanten endigen.

a) خَل *χal*, ein Stein.

	Sing.	Plur.
Nom.	خَل <i>χal</i> .	خَلان <i>χal-āk</i> .
Gen.	خَلنا <i>χal-nā</i> .	خَلاتا <i>χal-āt-ā</i> .
Dat. } Acc. }	خَلی <i>χal-e</i> .	خَلاتی <i>χal-āt-e</i> .
Instr.	خَلت <i>χal-aṭ</i> .	خَلاتِیت <i>χal-āt-e-aṭ</i> .
Conjunct.	خَلتو <i>χal-tō</i>	خَلاتی تو <i>χal-āt-e-tō</i> .
Abl.	خَلان <i>χal-ān</i>	خَلاتیان <i>χal-āt-e-ān</i> .
Loc	{ خَلای <i>χal-āe</i> . خَلتی <i>χal-ṭi</i> .	{ خَلاتیای <i>χal-āt-e-āe</i> } خَلاتی تی <i>χal-āt-e-ṭi</i> }
Voc.	ای خَل <i>ai χal</i> .	ای خَلان <i>ai χal-āk</i> .

Was die Schreibweise betrifft, so finde ich eine grosse Verschiedenheit; die Affixe sind bei Nicolson theilweise mit dem Wortstamm zusammengeschrieben, theilweise aber davon getrennt. Ich halte es für das einfachste, diejenigen Affixe, die mit einem Vocale anfangen, mit dem Stamm zusammenzuschreiben, die andern aber, die mit einem Consonanten beginnen, separat zu setzen. Was die Aussprache betrifft, so schreibt Bux das 'e' des Plurals, wenn darauf ein Affix

mit initialem Vocal folgt, wie 'i', und schiebt darauf ein euphonisches 'y' ein, z. B. ʒalātiyān, ʒalātiyāe. Diese Aussprache scheint mir jedoch mehr auf der Umschreibung der hindūstāni Schreibweise zu beruhen: denn sonst schiebt das Brāhūi zur Vermeidung des Hiatus ein euphonisches غ ein. Immerhin ist die Differenz eine höchst unbedeutende. Das 'e' des Accus. Sing. und Plur. scheint, wie schon bemerkt, ein kurzes oder doch ein tonloses 'e' zu sein, da der Wortaccent, wie ich vermuthete, auf der Stammsilbe ruht, soweit dies möglich ist, z. B. ʒāl-e, ʒāl-āk, ʒal-āt-ā, ʒal-āte-aʒ (oder ʒal-ātiyāʒ), ʒal-ātetō, ʒal-āteān (oder ʒal-ātiyān), ʒal-āte-āe (oder ʒal-ātiyāe), ʒal-āteʒi.

Was das Affix 'tō' betrifft, so bietet Bux in seinen Paradigmen im Plural die Formen مَسِيرَاتُو (= masiṛāt-tō) und باوَغَاتِيَتُو bāva-γ-āt-e-tō, also das eine mal an den Plural 'āt' angehängt, das anderemal an den Formativ des Plurals. Ich habe damit meist nur den Formativ des Plurals verbunden gefunden, so dass die Form مَسِيرَاتُو seltener im Gebrauche zu sein scheint, cf. Nicolson p. 13, L. 1 v. u. نی دا درجه امر سنکوس که هر دی تینا دوستاتی تو جنک کیسا „wie wirst du diesen Grad erreichen, der du jeden Tag mit deinen Freunden im Streit liegst?“ p. 9, L. 7: دایلاتو (= datilāt-tō). Die Form پنجوتو, die Nicolson p. 3 L. 4 v. u. hat, ist sicherlich falsch.

b) Nomina mit finalem 'n'.

	Sing.	Plur.
Nom.	خَن ʒan, Auge.	خَنک ʒan-k.
Gen.	خَننا ʒan-nā.	خَنتا ʒan-t-ā.

	Sing.	Plur.
Dat. } Acc. }	خنى χan-e.	خنتى χan-t-e.
Instr.	خنت χan-aʃ.	خنتیت χan-t-e-aʃ.
Conjunct.	خن تو χan-tō.	خنتى تو χan-t-e-tō.
Abl.	خان χan-ān.	خنتیان χan-t-e-ān.
Loc. } }	خناى χan-āe. خن تى χan-ʃi.	خنتیای χan-t-e-āe. خنتى تى χan-t-e-ʃi.
Voc.	ای خن ai χan.	ای خنک ai χan-k.

c) Nomina mit finalem 't' (r).

	Sing.	Plur.
Nom.	نت nat, Fuss.	نک na-k.
Gen.	نتنا nat-nā.	نتنا nat-t-ā.
Dat. } Acc. }	نتى nat-e.	نتى nat-t-e.
Instr.	نتت nat-aʃ.	نتیت nat-t-e-aʃ.
Conjunct.	نت تو nat-tō.	نتى تو nat-t-e-tō.
Abl.	نتان nat-ān.	نتیان nat-t-e-ān.
Loc. } }	نتای nat-āe. نت تى nat-ʃi.	نتیای nat-t-e-āe. نتى تى nat-t-e-ʃi.
Voc.	ای نت ai nat.	ای نک ai na-k.

Bei Nicolson p. 17, L. 4 finde ich die Schreibweise ننتتی تی, wohl nur um auf den Wortstamm hinzuweisen; diese Schreibweise jedoch ist nach den Regeln des Persischen und Hindūstāni nicht zulässig. Ich finde bei Nicolson p. 21, L. 4 auch die Form ننتاتی تی; daraus würde hervorgehen, dass in den obliquen Casus auch die regelmässige Pluralform (ناتان nat-āt-ā, ننتاتی nat-āt-e etc.) im Gebrauche ist.

Worte mit finalem 'r', dem ein kurzer Vocal vorangeht, sind regelmässig, wie کسر kasar „Weg“, Pl. کسراک kasar-āk, Gen. کسراتا kasar-āt-ā etc. Die andern dagegen, in denen dem finalen 'r' ein langer Vocal vorangeht, werfen, wie schon bemerkt, das 'r' vor der Pluralendung 'k' aus, wie مار mār „Sohn“, Pl. ماک mā-k. Von den obliquen Casus von ماک habe ich bis jetzt nur ein Beispiel gefunden: کنا ایلمنا مارتا کتاباک اراتیکو, kanā ilum nā mār-t-ā kitābāk arāṭīkō „wo sind die Bücher der Söhne meines Bruders“ (Bux, p. 52, L. 9), es ist daher zweifelhaft ob sie neben مارتا mār-t-ā, مارتی mār-t-e auch ماراتا mār-āt-ā, ماراتی mār-āt-e lauten.

II) Nomina die auf 'ah' auslauten.

	Sing.	Plur.
Nom.	لُمّه lummah, Mutter.	لُمّهان lumma-γ-āk.
Gen.	لُمّهنا lummah nā.	لُمّهاتا lumma-γ-āt-ā.
Dat.	لُمّهه lummah-e. لُمّهغی lummah-γ-e.	لُمّهاتی lumma-γ-āt-e.
Acc.		
Instr.	لُمّهات lummah-aṭ.	لُمّهاتیت lumma-γ-āt-e-aṭ.
Conjunct.	لُمّهتو lummah-tō. لُمّهاتو lumma-γ-ātō.	لُمّهاتیتو lumma-γ-āt-e-tō.

	Sing.		Plur.
Abl.	لَمغان lumma-γ-ān.	لَمغانيان lumma-γ-āte-ān.	
Loc.	لَمغانِي lumma-γ-āe.	لَمغانِيانِي lumma-γ-āt-e-āe.	
	لَمماتي lummah-ḡi.	لَمماتي تي lumma-γ-āt-e-ḡi.	
Voc.	اي لَممہ ai lummah.	اي لَمغان ai lumma-γ-āk.	

Der Acc. Sing. لَممہ lummah-e scheint weitaus am gewöhnlichsten zu sein, da mir bis jetzt noch kein Beispiel von der Form لَممِي lumma-γ-e vorgekommen ist. Im Instr. Sing. sagt man wahrscheinlich statt lummah-aḡ auch lumma-γ-aḡ, obschon ich kein Beispiel davon kenne. Im Abl. und Loc. Sing. scheint vor dem vocalisch anlautenden Affixe die Einschlebung eines euphonischen ع die Regel zu sein, da mir Beispiele vom Gegentheil bis jetzt nicht bekannt sind. Hie und da werden auch Nomina auf 'ah' wie die auf 'ah' behandelt, obgleich dies eigentlich unrichtig ist; z. B. Bux p. 122, L. 3 lesen wir: ايران نا بادشاهغائي هنا „er gieng zum Könige von Īrān.“

III) Nomina die auf einen langen Vocal auslauten.

	Sing.		Plur.
Nom.	أرا urā, Haus.	أراك urā-k.	
Gen.	أرانا urā-nā.	أراتا urā-t-ā.	
Dat. }	أرائي urā-e.	أراتي urā-t-e.	
Acc. }			
Instr.	أراءت urā-aḡ.	أراتيت urā-t-e-aḡ.	
Conjunct.	أراتو urā-tō.	أراتيتو urā-t-e-tō.	

Abl.	{ ارَاءان urā-ān. ارغان urā-γ-ān.	اراتيان urā-t-e-ān.
Loc.		{ ارغائى urā-γ-āe. ارآتى urā-ti.
Voc.	اي ارا ai urā.	اي اراك ai urā-k.

Ganz ebenso gehen die Nomina auf 'ī', 'ū', 'ō' und 'ē'; dass die auf 'ī' den Plural auch auf i-āk, i-āt-ā etc. bilden können, ist schon oben erwähnt worden. Bei Nominibus auf 'ī', 'ū', 'ō', 'ē' wird der Accus. Sing. gewöhnlich nur durch Hamzah bezeichnet, wie سپاهى sipāhi-e „den Soldaten.“ Im Ablativ Sing. habe ich bei Nicolson das Affix 'ān' oft ganz getrennt geschrieben gefunden, wie با آن „aus dem Munde“ (von بā bā „der Mund“), was aber entschieden zu missbilligen ist, da es Verwirrung verursacht.

Da das ع ein dem Brähūi fremder Laut ist, so werden Wörter wie شروع šurū einfach als auf einen langen Vocal auslautend angesehen; man findet daher z. B. شروعان šurū-γ-ān „von Anfang an“ (Nicol. p. 7, L. 5).

Einen bestimmten Artikel kennt das Brähūi nicht, wohl aber einen unbestimmten, der, wenn das Nomen auf einen Consonanten endigt, demselben in der verkürzten Form 'as' (von آسى asī „eins“) angehängt zu werden pflegt; häufig aber wird in diesem Falle dem Nomen auch noch آسى vorangestellt, z. B. آسى بندغس asī bandγ-as „ein Mann.“ Endigt das Nomen dagegen auf einen Vocal, so wird ihm gewöhnlich آسى vorangesezt, wenigstens habe ich bis jezt nur wenige Beispiele vom Gegentheil getroffen, wie

چتهيس, čithi-as „ein Brief“ (Bux, p. 12, L. 9); endigt das Nomen auf 'ah', so wird das nachgesetzte 'as' separat geschrieben, wie اس پنجره „ein Käfig“ (Bux, p. 64, L. 9 v. u.). Wenn das Nomen auf die eine oder andere Weise als unbestimmt bezeichnet ist, so fällt das Accusativ-affix gewöhnlich weg, z. B. اسی درویش اسی پهلوان اس خنا „ein Darvësh sah einen Athleten.“ Das nachgesetzte 'as' finde ich häufig auch getrennt geschrieben, wie in dem vorangehenden Citat aus Nicolson p. 19, L. 2 v. u. Das abgekürzte Zahlwort 'as' darf jedoch nie zwischen den Wortstamm und ein Casusaffix treten, da die Sprache den Ursprung von 'as' noch lebendig im Bewusstsein trägt; wo daher ein Casusaffix nöthig ist, darf nur das adjectivische 'asi' gebraucht werden.

§ 4.

Das Adjectiv und seine grammatischen Verhältnisse.

Das Brähüi kennt in grammatischer Hinsicht nur Nominalstämme im allgemeinen und keine speciellen Adjectiva. Das adjectivisch gebrauchte Nomen ist daher geschlechtslos und in der Flexion den allgemeinen Gesetzen, wie sie entwickelt worden sind, unterworfen.

Das Adjectiv steht als beschreibendes Nomen dem beschriebenen immer voran und bildet mit demselben ein grammatisches Ganzes; die Zahl- und Casusaffixe treten daher nur an das letzte Nomen an, z. B. دانا بندغانا عقل „nach dem Verstand weiser Männer ist es gut.“

Das Adjectiv als Aussagewort bleibt, auch wenn das Subject, auf das es sich bezieht, im Plural steht, im Singular, z. B. دا هیتائی همیفک حیران مسر „über diese Sache (Wort) waren sie erstaunt“ (Nicol. p. 22, L. 8).

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Brähūi, dass es bei dem beschreibenden Adjectiv die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit durch eine besondere Endung ausdrücken kann.¹⁾ Für die Bestimmtheit dient der Zusatz eines finalen 'ā', z. B. تینا محل تی بادشاهیا کہتای تُوَسُنَس „du sizest in deinem Palaste auf dem königlichen Throne“ (Nicolson, Geschichte des Abu-lh'asan, p. 7, L. 9); das Adjectiv ist nach seiner Grundform بادشاهی bād-sāhī, an welches die determinirende Endung 'ā' getreten ist; so کبینا کاریم „das schwere Geschäft“ (von کبین). Adjectiva, die auf 'ā' und 'ah' auslauten, bleiben unverändert, z. B. بهلا بندغاک نینان بار „die rechtschaffenen Leute wie wir“, Nicol. p. 1, L. 5 v. u. (بهلا = Sindhi भलो).

Von andern vocalisch auslautenden Adjectiven sind nur keine Beispiele bekannt.

Es scheint indessen nicht absolute Regel zu sein, die Determination des Beschreibewortes durch angehängtes 'ā' anzudeuten, besonders Fremdworte entbehren desselben sehr häufig, z. B. کمزور رعیتای مهربانی تح کہ نی زوراکاو „erweise Liebe den schwachen Unterthanen, damit dir nicht etwas schweres zustosse von einem starken Feind“ (Nicol. p. 5, L. 6.)²⁾.

1) Selten scheint das Ajectiv eine solche Endung anzunehmen, wenn es als Aussage steht, z. B. آسیت کہ شر طبیعتو اس „einer, der wohlgesinnt war“ (Nicol. p. 1, L. 7). Ich finde in diesen Fällen meist die Grundform gebraucht.

2) Nicolson liest پیروی, was keinen Sinn gibt, es muss پیروی baparōe heißen (Fut. neg. von بنک baning „kommen.“)

Die Indetermination wird gewöhnlich durch Anhängung von 'ō' ausgedrückt¹⁾, z. B. *اسی کورو بندغس* „ein blinder Mensch“, Bux, p. 116, L. 8 v. u.; *اسی بدشکلو* „ein hässlicher Mensch“, *شرو بندغ* „ein guter Mensch“ (*شر* *šar* ist *Balūči*); *اسی پیرو اری* *asī pīrō are* „ein alter Mann“, Nicol. p. 18, L. 5. 6. 7; aber nicht nothwendigerweise z. B. *کناکار بندغس* Nic. p. 19, L. 7 v. u. Diejenigen, die auf einen langen Vocal auslauten, bleiben, wenn dieser ein 'ī' ist, unverändert, z. B. *اسی نشی بندغس* „ein betrunkenener Mensch“, Nicol. p. 19, L. 5; ist es aber ein 'ā', so kann 'ō' hinzutreten oder nicht, z. B. *اسی داناء و بندغس* *هیچ کس پیرنگا ضعیفہ* „ein weiser Mann sagte“; *پسند کپڑ* „Niemand mag ein altes Weib.“ Einige Adjectiva verändern finales 'ā' auch in 'ō', wie *بھلو* *bhalō*, gut, (von *بھلا*, *Sindhī* *भलो*), z. B. *نی دا ملک نا بھلو وزیر* „du bist ein grosser Vazir dieses Reiches“, Nicol. p. 23 L. 3.

Die auf 'ah' bleiben entweder unverändert oder verwandeln das finale 'ah' in 'ō', z. B. *دا بھلا کمینہ بی شکرو* „das ist die Handlung eines recht gemeinen, undankbaren Menschen“, Nicol. p. 7, L. 7; *اسی کنڈو کڑا* „eine schlechte Sache.“ Diese Anhängsel sind schon Lassen (V, p. 373) aufgefallen, ohne dass er jedoch in ihre Bedeutung einzudringen vermocht hätte.

1) Beim Aussagewort dagegen habe ich auch 'ā' gefunden, *اسی ظالمی - خاچوکا خنات* „einen Tyrannen sah ich schlafend“ (Nicol. p. 6, L. 4 v. u.).

Es ist schwer zu bestimmen, was diese beiden Affixe 'ā' und 'ō' ursprünglich sind. Das determinative 'ā' scheint mir ein emphatisches Affix zu sein, entsprechend dem drāviḍischen 'ē', das an Nomina und Verba der Emphase wegen angehängt werden kann (cf. Caldwell, p. 332—3), und auf der andern Seite das indeterminative 'ō' ein dubitatives (ursprünglich fragendes) Affix, das wie das emphatische 'ē' in den drāviḍischen Sprachen an Nomina und Verba angehängt werden kann (cf. Caldwell, p. 335).

Ogleich das uns zugängliche Material nicht hinreichend ist, um auf die Bildung der Adjectiva im Brāhūi eingehen zu können, so müssen wir doch die so häufig vorkommende Endung 'angā', die sich sogar an eigentliche Adjectiva angehängt findet, etwas näher betrachten. Wir begegnen Bildungen wie بارنگا bār-angā, „ähnlich“, von بار bār „Aehnlichkeit“, پیرنگا pīr-angā „alt“, von پیر pīr „ein alter Mann“, und شرنگا šar-angā „gut“, von dem Adjectiv شر šar (Balūči). Gleichbedeutend mit dieser scheint die Endung 'ayā' zu sein, z. B. بیمارغا bimār-ayā (vielleicht bimār-γā zu sprechen) „krank“, von بیمار (Pers.).

Eine drāviḍische Analogie scheint hiebei ausgeschlossen zu sein, wir müssen daher nach einer solchen in einer der zwei an das Brāhūi angrenzenden Sprachen, dem Balūči oder dem Sindhī suchen. Im Balūči treffen wir die Adjectivendung 'ēn', die an jedes Adjectiv und adjectivisch gebrauchte Substantiv angefügt werden muss, wenn es als Beschreibewort einem Substantiv vor- oder nachsteht wie آشرین مردی ā šarēn mardē oder آ مردی شرین ā mardē šarēn „Jener (ist) ein guter Mann“, während das Adjectiv an sich im Balūči شر šar ist. Diese balūči Endung 'ēn' scheint mir im Brāhūi in 'angā' verwandelt worden zu sein und dann

weiter (mit Ausstossung des 'n') in ayā; wie dem aber auch sein mag, die Anwendung dieser Endung stimmt mit der im Balūči gebräuchlichen insoferne ganz überein, als sie nur in eigentlichen Beschreibewörtern vorkommt, so weit ich bis jetzt beobachten kann, z. B. *بیمارغا بندغ دُراخ مَس* „der kranke Mann wurde gesund“; *بہاز تیزنکا ہلیک کہسگر* „viele schnelle Pferde sind gestorben, dahingegangen“; *ہنار لکنکا پیش تینا سفری تمام کری* „der lahme Esel vollendete seine Reise“ (Nicol. p. 16, L. 1. 2. 3.).

Eine Comparationsform kennt das Brāhūi sowenig wie die drāvidischen Sprachen. Das Adjectiv bleibt in seiner Grundform und der Gegenstand, mit dem es verglichen, d. h. vor dem ihm ein Vorzug zugesprochen wird, wird in den Ablativ gesetzt, z. B. *جنکان چپ تولنک شر ئی* „es ist besser stille zu sitzen als zu streiten“ (Bux, p. 108, L. 6); *ہمينا اُست بندغ نا اُستان سخت آری* „sein Herz ist härter als das Herz des Menschen“ (Bux, p. 116, L. 1).

Das Adjectiv kann dabei noch durch *بہاز* „viel“ oder *کنا ایڑ کنیان* „gross“ gehoben werden, wie: *بہاز خوبصورت ئی* „meine Schwester ist noch viel schöner als ich“ (Bux, p. 129, L. 2). Auch *زیاستی* ziyāsti (Zuwachs) wird, ähnlich wie im Hindūstāni, gebraucht, z. B. *دا زیاستی* „das ist besser.“

Der Superlativ wird durch die Vergleichung mit *کُل* kul (= kull) oder *دُرست* drust (Balūči) ausgedrückt, wie: *دا تجویز کلان شر ئی* „dieser Plan ist gut vor allen“, = „dies ist der beste Plan“ (Bux, p. 86, L. 9).



§ 5.

Zahlwörter.

Aus seinem alten Sprachschätze hat das Brähūi nur noch die drei ersten Zahlen gerettet; die übrigen Zahlen scheinen in der allgemeinen Verwilderung des Volkes nach seiner Verdrängung in die unwirthlichen Berge von Balūčistan in Vergessenheit gerathen zu sein und wurden später aus dem benachbarten Balūči ersetzt.

Die Cardinalzahlen sind:

اَسِتْ	asiṭ	} eins.	دوازده	dvāzdah, zwölf.
اَسِي	asi		سیزده	sīzdah, dreizehn.
اِرَتْ	iraṭ	} zwei.	چهارده	čahārdah, vierzehn.
اِرَا	irā		پانزده	pānzdah, fünfzehn.
مُسِتْ	muṣiṭ	} drei.	شانزده	šānzdah, sechszehn.
مُسي	muṣi		هفده	hafdah, siebzehn.
چار	čār, vier.		هژده	haždah, achtzehn.
پنج	panj, fünf.		نوزده	nōzdah, neunzehn.
شش	šaš, sechs.		بیست	bīst, zwanzig.
هفت	haft, sieben.		بیست و یک	bīst-ō yak, ein und zwanzig.
هشت	hašt, acht.		بیست و دو	bīst-ō dō, zwei und zwanzig.
نُه	nuh, neun.		بیست و سه ¹⁾	bīst-ō sih, drei und zwanzig.
ده	dah, zehn.		بیست و چار	bīst-ō čār, vier und zwanzig etc. etc.
یازده	yāzdah, elf.			

1) Oder nach der balūči Aussprache بیست و سی bīst-ō sei.

سی	sī, dreissig.	صد	ṣad, hundert.
چهل	čihil (čehel) vierzig.	يك صد	yak ṣad, ein hundert.
پنجاه	panjāh, fünfzig.	دو صد	dō ṣad, zwei hundert etc. etc.
شصت	šast, sechszig.	هزار	hazār, tausend.
هفتاد	haftād, siebenzig.	لك	lak, hundert tausend.
هشتاد	haštād, achtzig.	كروڑ	karōr, zehn Millionen.
نود	navad, neunzig.		

Die beiden letzten Zahlen sind indischen Ursprungs- und als solche ins Balūči und Afyānische (und theilweise) ins Neupersische eingedrungen.

Die Ordinalzahlen sind:

مھیکو	muhikō	} erster.
اولکو	avvalkō	
ارٲمیکو	iraṭ-mikō, zweiter.	
مستمیکو	musiṭ-mikō	} dritter.
مسونیکو	mus-vikō	
چارویکو	čār-vikō, vierter.	
	etc. etc. etc.	

Statt مھیکو finden wir auch مٲھا munhā (Bux, p. 130, L. 5 v. u.) und مٲھٲا mūnhanā¹⁾ (Nicol. p. 33, L. 7). Der

1) Nicolson bietet مومنها, was aber offenbar ein Irrthum irgend welcher Art ist.

Stamm ist mūn oder mōn, „das Vordertheil“ (daher مونتی mōn-tī „vornen“), identisch mit dem Tamil mun (cf. Caldwell, p. 250). Die übrigen Cardinalzahlen werden regelmässig durch Anhängung der Endung mikō oder vikō (mit Uebergang von ‘m’ in ‘v’) gebildet. In dieser Endung scheint mir eine doppelte Bildung zusammengeflossen zu sein. Das Balūči bildet die Ordinalzahl durch Anhängung der Endung ‘umī’, wie چارومی čār-umī „der vierte.“ Daran hängt das Brähūi noch die Ordinalendung ‘kō’, die in den drāviḍischen Sprachen dem Stamme ‘agu’ entsprechen würde, aus dem sich nach Caldwell (p. 251) ihr Ordinalaffix entwickelt hat. Dass ‘kō’ das ursprüngliche Ordinalaffix des Brähūi war, scheint auch aus der Form avval-kō hervorzugehen.

Der Begriff „mal“ wird, wie im Balūči und Persischen, durch وار ausgedrückt, z. B. دا مونهنا وار ئی „dies ist das erstemal“ (Nicol. p. 33, L. 7), دوار پا „sage es zum zweitenmale.“ Weitere Zahlbenennungen sind mir bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Der gezählte Gegenstand steht nach Zahlwörtern (über eins) gewöhnlich im Singular, z. B. صد سال „hundert Jahre“, ای ارا بیشنا باریم هفینت „ich habe die Last von zwei Eseln aufgenommen“ (Bux. p. 115, L. 4. 5), doch kommt auch der Plural vor, wie in dem Saze (Nicol. p. 8, L. 5, 6 v. u.): اغ سلطان پنج بیضغاتی زور تو هینک کی حکم ایتی اونا سپاهی است هزار ککڑاتی بسور „wenn der Sultan Befehl gibt fünf Eier mit Gewalt zu nehmen, so werden seine Soldaten ein tausend Hühner kochen.“

Mit dem gezählten Gegenstand, auch wenn er nach einem Zahlwort über eins im Singular steht, pflegt das Verb im Plural verbunden zu werden, z. B. چهل هزار پیاده میدانای تالان مَسْر هموفتی تو پنجاه بهلو توپ آسِر „Vierzig tausend Fusssoldaten waren in der Ebene ausgebreitet, bei ihnen waren fünfzig grosse Kanonen“ (Nicol. p. 28, L. 2—5 v. u.).

§ 6.

Fürwörter.

a) Persönliche Fürwörter.

Erste Person.

	Sing.	Plur.
Nom.	ای i, ich.	نَن nan.
Gen.	گنا kanā.	ننا nanā.
Dat.	گنی kane.	ننی nane.
Acc.		
Conjunct.	کن تو kan-tō.	ننی تو nane-tō.
Abl.	کنیان kane-ān.	ننیان nane-ān.
Loc.	کنیای kane-āe.	ننیای nane-āe.
	کنی تی kane-ṭi.	ننی تی nane-ṭi.

Den Instrumentalis habe ich nicht angeführt, weil ich bis jetzt keine Belege dafür gefunden habe, er müsste wohl 'kane-aṭ', 'nane-aṭ' lauten.

Was das Verhältniss von 'i' und 'kan' zu den dravidischen Sprachen betrifft, so hat Caldwell damit nichts anzufangen

gewusst; er ist der Meinung, dass diese beiden Stämme überhaupt in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu den drāviḍischen Sprachen stehen und dass die Wurzel 'kan' oder 'ka' eher mit der scythisch-babylonischen Keilschriftform 'ka' 'hu' zu vergleichen sei. Es wäre aber wunderbar, wenn im Brāhūi die zweite Person drāviḍischen Ursprungs, die erste dagegen irgendwoher anders genommen worden wäre. Das Brāhūi 'i' scheint dem Telugu 'ē' am nächsten zu kommen, das nach Caldwell (p. 258) aus 'ēnu' verkürzt ist. Schwieriger ist die Erklärung des Stammes 'kan', zu dem in den drāviḍischen Sprachen sich keine Analogie aufzeigen lässt. Mir scheint 'kan' eine euphonische Aussprache für 'an' zu sein. Das Balūči, das das Brāhūi so tief afficirt hat, bietet dieselbe phonetische Eigenthümlichkeit dar, indem es den Verbis, die mit einem Vocal anlauten, im Praesens indefinitum ein euphonisches 'k' vorsetzt, so sagt man im Balūči statt آیان āyān „ich werde, mag kommen“: کیان k-āyān, کاران k-ārān statt آران „ich werde bringen.“ Dass dieses phonetische Gesez auch im Brāhūi wirksam geworden ist, geht klar aus einzelnen Verbalformen hervor, indem z. B. ای کاو i kāva „ich gehe“ statt 'i āva' steht. Der Plural 'nan' entspricht ganz den drāviḍischen Analogien (Tamil 'nam' etc.) und deshalb ist mit ziemlicher Sicherheit auch für den Singular ein drāviḍischer Stamm anzunehmen.

Man könnte fragen, ob im Genetiv nicht kan-nā und nan-nā zu schreiben wäre? Bellew (p. 424) schreibt im Sing. 'kanā' und im Plural 'nannā', was inconsequent ist. Bux (p. 10) sagt ausdrücklich, dass vor der Genetivendung 'nā' das finale 'n' von 'kan' und 'nan' abgeworfen werde, die Schreibweise 'kanā' und 'nanā' wäre demgemäss vorzuziehen.

Zweite Person.

	Sing.	Plur.
Nom.	نِ nī, du.	نُم num.
Gen.	نَا nā.	نُمَا numā.
Dat. } Acc. }	نِ nē.	نُمِي nume.
Conjunct.	نِ تَو nē-tō.	نُمِي تَو nume-tō.
Abl.	نِيَانْ ni-ān.	نُمِيَانْ nume-ān.
Loc.	{ نِيَايْ ni-āe. نِي تِي nē-ṭi.	{ نُمِيَايْ nume-āe. نُمِي تِي nume-ṭi. }

Der Stamm 'ni', 'num' (numā) findet sich in allen drāviḍischen Sprachen (cf. Caldwell, p. 519).

Die Genetive der Pronomina vertreten zugleich die Possessiva im Brāhūi.

Das Brāhūi besitzt kein Pronomen der dritten Person, so wenig als die drāviḍischen Sprachen, sondern gebraucht dafür

b) Demonstrativa.

Diese sind:

1) دا dā, dieser.

	Sing.	Plur.
Nom.	دا dā.	دَاك dāfk.
Gen.	دَا دَا dā-nā.	دَا فَا dāftā.
Dat. } Acc. }	دَا دِي dād-e.	دَا فَا دِي dāfte.
Conjunct.	دَا دَا تَو dād-tō.	دَا فَا دَا تَو dāfte-tō.

	Sing.	Plur.
Abl.	دادیان dāde-ān.	دافتیان dāfte-ān.
Loc.	دادیای dāde-āe.	دافتیای dāfte-āe.
	دادی تی dāde-ṭi.	دافتی تی dāfte-ṭi.

دا ist sehr unregelmässig in seiner Flexion. Es ist wohl nicht mit dem paštō دا „dieser“ zusammenzustellen, sondern auf das drāviḍische Demonstrativ 'adi' zurückzuführen, das im Telugu im Formativ 'dā' bildet. Der Demonstrativstamm 'dā' kommt im Brāhūi auch in adverbialen Bildungen vor, wie داری dā-rē oder دانکی dā-ngē „hier“, داسا dā-sā „jezt.“

Für die obliquen Casus des Singulars (mit Ausnahme des Genetivs) muss ein Stamm 'dād' angenommen werden, dessen finales 'd' auch in 'ḍ' und 'ṛ' übergeht; ein solches cerebrales 'ḍ' findet sich schon in dem Telugu 'vāḍu' „jener“ (Caldwell, p. 319). Der Plural 'dāf-k' würde auf eine Singularform 'dāf' oder 'dāv' hinweisen, in welcher übrigens das 'f' oder 'v' nur eine euphonische Einschaltung sein könnte, wie in dem Tulu 'avu'. In den drāviḍischen Sprachen drückt zwar der Pronominalstamm 'a' das entferntere Demonstrativ „jener“ aus, seine Uebertragung auf das näher hinweisende Fürwort jedoch lässt sich daraus erklären, dass das Brāhūi die ursprüngliche Bedeutung der Pronominalstämme 'a' und 'i' (e) vertauscht hat.

Das Brāhūi pflegt den Demonstrativen noch die persische Partikel هم „eben“ vorzusezen, die nach und nach ihre emphatische Kraft in diesen Zusammensetzungen verloren hat, so dass sie der Bedeutung nach den einfachen Demonstrativen gleich kommen. So entsteht aus دا und هم die Form هندا han-dā, indem das 'm' vor einem Dentalen in

'n' übergeht; z. B. اکر هندا هیت هندن اری ته پا که
 هندا سا کاو „wenn diese Sache sich so verhält, dann sprich,
 damit ich jetzt gehe“; handād-tō barām ētē „verheirathe mich
 mit diesem“ (Leech, p. 15, L. v. u.).

Diesen Gebrauch von هَم in Verbindung mit den De-
 monstrativen hat das Brähūi von dem Balūči geborgt, das
 ganz auf dieselbe Weise verfährt; so sagt man im Balūči هَمی
 هَمی شَر نَیْنَت hame šar nayin(t), „dieses (nicht: eben dieses)
 ist nicht gut“

2) او ō.

Das zwischen 'dā' und 'ē' in der Mitte stehende Demon-
 strativ ist 'ō' (drāviḍisch 'u') „er“, „der“ (Lat. is).

	Sing.	Plur.
Nom.	او ō.	اؤفک ōfk.
Gen.	اؤنا ōnā.	اؤفتا ōftā.
Dat. } Acc. }	اؤدی ōd-e.	اؤفتی ōfte.
Conjunct.	اؤد تو ōd-tō.	اؤفتی تو ōfte-tō.
Abl.	اؤدان ōd-ān.	اؤفتان ōft-ān.
Loc.	اؤدای ōd-āe. اؤدی تی ōde-ṭi. ¹⁾	اؤفتای ōft-āe. اؤفتی تی ōfte-ṭi. }

Statt اؤدی ōde etc, finden sich auch die Formen اؤدی
 ōde, اؤژی ōṛe, اؤژان ōṛ-ān etc. Im Singular treten die Post-

1) Es finden sich jedoch mit اؤدی auch unflektirte Formen verbunden,
 z. B. اؤدی شاع کیلتانی هَمو تی شاع „hänge die Schlüssel darauf.“ Bux,
 p. 74, L. 6.

positionen, die mit einem Consonanten anfangen, an die Form 'ōd' (ōd, ōr), wie dies auch bei 'dā' (dād-tō) der Fall ist, z. B. زبیده اودی دا حال تی خنا — کُژا اوژ کی بهاز هوغا „Zubaidah sah sie in diesem Zustande — darauf weinte sie um ihu viel“ (Nicols. Abu'l H'asan, p. 19, L. 6. 9).

Die zusammengesetzte Form همو ham-ō, die ebenso wie das einfache Demonstrativ flectirt wird, ist ebenfalls viel im Gebrauch, z. B. هموژ تو خُشیت کدران کری „damit brachte er sein Leben vergnügt zu“ (Nicol. Abu'l H'asan, p. 2, L. 2).

3) ای ē, jener.

	Sing.	Plur.
Nom.	ای ē.	ایفک ēfk.
Gen.	اینا enā.	ایفتا ēftā.
Dat. } Acc. }	ایدی ēd-e.	ایفتی ēfte.
Conjunct.	اید تو ēd-tō.	ایفتی تو ēfte-tō.
Abl.	ایدان ēd-ān.	ایفتان ēft-ān.
Loc.	ایدای ēd-āe.	ایفتای ēft-āe.
	ایدی تی ēde-ṭi.	ایفتی تی ēfte-ṭi.

Die zusammengesetzte Form همی ham-ē ist ebenfalls viel gebraucht. Statt ایدی ēde etc. findet man auch häufig ایدئی ēde und ایژی ēṛe etc., z. B. ایژان هر فبو که „fraget von jenem: ist dieses Pferd dein oder ist es nicht?“ ایژی خدا مهربانی کروء

wird Gott Güte erweisen“ (Nicol. p. 1, L. 7 v. u.). Im Locativ findet sich auch die Form همی تی hamē fi, z. B. همی تی غرق مریک „er wird darin ertränkt“ (Nicol. p. 22, L. 1 v. u.).

Diese Demonstrativa werden nur dann vollständig flectirt, wenn sie für sich stehen, z. B. همیفک تمام خرابو آرپک ارپر „jene sind ganz schlechte Männer (= Gatten)“ (Bux, p. 50, L. 9); ایقتی تی ای تقصیر هیچترآ خنتوت „ich sah an ihnen kein Vergehen“ (Nicol. p. 3, L. 6); bestimmen sie aber ein Nomen, so werden sie wie Adjectiva behandelt und daher nicht flectirt, z. B. دا موچڑیک بینک نا ارپر „diese Schuhe sind zum anziehen da“ (Nicol. Abu'l-Hasan, p. 8, L. 7); ای جهل تی بهلو „ist in diesem Fluss ein grosser Fisch?“ (Bux, p. 52, L. 1 v. u.); دا همی بندغانا لمه تی „dies ist die Mutter jener Männer“ (Bux, p. 96, L. 6).

c) Das reflexive Pronomen.

Unmittelbar an die persönlichen Fürwörter schliesst sich das reflexive Pronomen تین tēn oder تینت tēnaṭ an; die letztere Form wird nur im Nominativ gebraucht, während sämtliche Casusaffixe mit تین tēn verbunden werden. In den drāviḍischen Sprachen lautet dieses Reflexiv 'tan' und 'tān' und wird dort ebenfalls regelmässig flectirt. Das finale 'ṭ' in tēnaṭ vergleicht Caldwell (p. 291) mit dem anorganischen 't', das im Gōnd den persönlichen Fürwörtern angehängt wird. Es ist aber nicht unmöglich, dass tēnaṭ ursprünglich ein Instrumentalis ist, so dass 'i tēnaṭ' „ich mit mir selbst“ bedeuten würde.

Im Brähūi wird von 'tēn' oder 'tēnaṭ' kein Plural gebildet, da die Zahl entweder durch ein Pronomen oder durch ein Verb näher bestimmt wird.

	Sing. und Plur.	
Nom.	تین	ten, تینت tēnaṭ, selbst.
Gen.	تینا	tenā.
Dat.	تینی	tēne.
Acc.		
Conjunct.	تین تو	tēn-tō.
Abl.	تینان	tēn-ān.
Loc.	تینیا	tēni-āe.
	تینتی	tēn-ī.

Der Locativ تینیا ist mir zwar verdächtig (man würde تینیا tēn-āe erwarten), jedoch finde ich ihn Nicol., Abu'l-H'asan, p. 9, L. 3: او تینیا هرا „er schaute auf sich.“ Ein Beispiel vom Pluralgebrauch von تین ist: ننی بهانه ننی باهانه تو تینی مرده جوڑ کین nane bahānah-tō murdah jōṛ kēn „wir wollen uns mit List todt machen (= stellen)“, Nicol. Abu'l-H'asan, p. 18, L. 2, 3. تین folgt in seiner Anwendung ganz den Regeln des pers. خود, indem es nicht nur den Begriff „selbst“ im Nominativ ausdrückt, wie: هر کس تینا فگری تینت کی „jeder möge seinen Gedanken selbst ausführen“ (Bux, p. 90, L. 9), sondern in den übrigen Casus auch das sich auf das Subject des Sazes beziehende

Pronomen vertritt, z. B. او خَلَى تین تو تَخَا „er nahm den Stein zu sich“ (Nicol. p. 9, L. 6 v. u.).

Der Genetiv تینا vertritt im Brähūī das Possessiv, indem es nach dem Subject, auf das es sich bezieht, zu übersetzen ist, wie das einem Nomen folgende persische خود, z. B. ای نی تینا عزیز نا جگه تی لوجاری تَخپَوَا „ich seze dich nicht wiederum an die Stelle meines Freundes (i. e. mache dich nicht wieder zu —)“ (Nicol. Abu'l-Hasan, p. 14, L. 3 v. u.); كُزَا تینا خزانچی حکم تِس „dann gab er seinem Schatzmeister den Befehl“ (Nicol. l. c. p. 20, L. 5).

d) Interrogativa.

1) Das fragende Fürwort, das meist nur von lebenden Wesen gebraucht wird, ist دیر dēr „wer?“ Es hat keine Pluralbildung, sondern die Idee der Pluralität muss aus dem Zusammenhang erschlossen werden. Es wird nur substantivisch gebraucht.

	Sing. und Plur.
Nom.	دیر dēr.
Gen.	دنا din-nā.
Dat. } Acc. }	دیری dēr-e.
Conjunct.	دیر تو dēr-tō.
Abl.	دیران dēr-ān. ¹⁾
	دیرای dēr-āe.
Loc.	دیرتی dēr-ṭi.

1) Bellew (p. 476) gibt die Form dēryān an, die ich aber noch nirgends gefunden habe und daher für unrichtig halte.

'Dēr' ist drävidischen Ursprungs; wir finden hier schon 'yēr' und mit Uebergang von 'yē' in 'de' weiter 'dēr' (cf. Caldwell, p. 317). Im Genetiv muss eine Form 'din' supponirt werden, die aus 'de' mit einem formativen 'n' entstanden ist, cf. das Tulu 'dāne' „was?“ Beispiele: نی دیرُس ni dēr-us „wer bis du?“ دا ماک دیرو dā māk dēr-ō „wer sind diese Knaben?“ دا ارا دتا ئی „wessen ist dieses Haus?“ Idiometisch sagt man auch نا پین دیر ئی „was ist dein Name?“ (Bux, p. 56, L. 4), weil der Name sich auf eine Person bezieht, dagegen دا شهر نا پین انتسی „was ist der Name dieser Stadt“ (Bux, p. 58, L. 9 v. u.), weil nach dem Namen einer Sache gefragt wird.

2) انت 'ant' (auch öfters هانت hant geschrieben) wird nur von leblosen Gegegenständen gebraucht, und zwar substantivisch und adjectivisch; es wird nicht flectirt, z. B. نا حکم انتسی nā kukm ant-se (oder ant-ase) „was ist dein Befehl?“ (Bux, p. 54, L. 8 v. u.), نی انت کُنوس ni ant kunōs „was wirst du essen?“ (ibid. L. 4), نی انت کاریم „was für ein Geschäft thust du?“ (Bux, p. 56, L. 6 v. u.) Wenn der Begriff „was für ein“ noch stärker hervorgehoben werden soll, so kann dem Nomen nach اس 'as' (ein) angehängt werden, z. B. نی انت کُناس گرینی „was für ein Vergehen hast du begangen?“ (Bux, p. 56, L. 7 v. u.).

انت 'ant' entspricht dem Tamil 'enda', welches nach Caldwell (p. 324) ein interrogatives Adjectiv ist, mit Uebergang von 'e' in 'a' (Telugu und Canaresisch 'enta').

Zu beachten ist die brābūi Form انتی anta-e „warum?“ z. B. انتی رحم کپیسہ „warum zeigst du kein Erbarmen?“

(Nicol., p. 19, L. 6 v. u.). Dieses scheint dem Tamil ennamāy zu entsprechen (cf. Caldwell, p. 321), das auf eine ähnliche Weise gebildet ist.

3) ارا arā stimmt in der Bedeutung und im Gebrauch ganz mit 'ant' überein, z. B. او ارا ارا ئی „was ist jenes Haus?“ (Bux, p. 62, L. 6); نی ارا وقت اودی خناس „zu welcher Zeit sahst du ihn?“ (Bux, p. 64, L. 2).

Die Etymologie von ارا ist mir zweifelhaft; vielleicht ist es mit dem Telugu 'clā' verwandt, mit Uebergang von 'e' in 'a' und 'l' in 'r' (cf. Caldwell, p. 327).

Folgt auf انت oder ارا das Relativ که, so gehen diese Interrogativa in die Bedeutung von Demonstrativa über:

„das was“; z. B. هر کس که تینا کاظمان دو هفی هنت „ein jeder, der von seinem Haupte die Hand wegnimmt, spricht das, was in sein Herz kommt“ (Nicol. p. 1, L. 3. 4.). Wird an انت oder ارا noch

آس (ein) angehängt, so bedeuten sie „was immer“ (quodcunque), z. B. انتس که بندغ کیک خدا نا پارغان اری „was immer ein Mensch that, das ist von Seiten Gottes“ (Bux, p. 134, L. 1).

انتسیکه ant-ase-kih (ich finde es meist so zusammengeschrieben) bedeutet: „darum dass, dieweil“, wörtlich:

„was ist es, dass“ z. B. انتسیکه همو که ای کرینت خدا „weil das, was ich gethan habe, Gott gethan hat“ (Bux, p. 134, L. 5 v. u.).

e) Das Relativ.

Als eine ächt drāviḍische Sprache besitzt das Brähüi kein Relativ. Durch seine Berührung mit dem Balūci ist

jedoch **که** als Relativzeichen aufgenommen worden, das ganz wie im Balūči und Persischen behandelt wird, indem der Casus und die Zahl, welche dem Relativ logisch zukommen würden, durch ein Pronomen aufgenommen wird; steht das Relativ logisch im Nominativ, so wird das Pronomen ausgelassen, was auch bei der Accusativbeziehung desselben gestattet ist, z. B. همیفک که خدا نا بندغاک اریر تینا „diejenigen, die Gottesmänner sind, betrüben nicht die Herzen ihrer Feinde“ (Nicol. p. 13, L. 2 v. u.); همی بندغ که اودی تُغ بَشَن مَنِنگان شرئی „der Mensch, für welchen der Schlaf besser ist, als das Wachsein, dessen Tod ist besser als sein Leben“ (Nicol. p. 6, L. 2 v. u.).

که vermittelt ganz allein die Beziehung, besonders wenn es auf einen Qualitäts-, Quantitäts- oder Zeit- und Ortsausdruck zurückweist, z. B. همون که پاروس همون بنوس „(von der Weise) wie du reden wirst, so (von der Weise) wirst du hören“ (Bux, p. 106, L. 4 v. u.); همی وقت که زاهد تینا اُراغائی هَرَسینکا „zu der Zeit, in der der Ascete in sein Haus zurückkehrte“ (Nicol. p. 14, L. 5 v. u.).

f) Pronomina indefinita und pronominalia Adjectiva.

Wir führen diese, der Uebersichtlichkeit willen, in alphabetischer Ordnung auf, einfache sowie zusammengesetzte.

آخَس	axas	} wie viel? (quantus).
(هخه) آخَه	axah (haxah)	
آسیی	asasi, ein jeder.	

آسی	asī, einer.
اس ایلو	as-ēlō, der eine, der andere (alius alius).
آقدر	ā-qadr, so viel (jene Quantität, Balūči-Arab.).
آمر (همر)	amar (hamar), wie beschaffen? (qualis), was für?
اهن	uhun, von jener Weise, Art.
ایلو	ēlō, ein anderer.
باز (بهاز)	bāz (bhāz), viel (Balūči).
پین	pēn, ein anderer.
پین هیچ گس	pēn hēč kas, gar kein anderer (Bräh.-Bal.).
تومکاک	tūmakāk, beide.
تین پتین	tēn pa-tēn, mit einander (Bräh.-Bal.).
داخه	dāxah, so viel (tantus).
دا قدر	dā-qadr, so viel (diese Quantität, Brah.- Bal.-Arab.)
درست	drust, alle, alles (Balūči).
دوهن (دهن)	dūhun (duhun), von dieser Weise, solches.
گس	kas } irgend einer (Pers.-Bal.).
گسس	
کل	kul (= kull), alles, alle (Arab.-Bal.).
گرا	giṛā } etwas.
گراس	

مَچِہت	mačhiṭ	} ein wenig, wenige.
مَچِہی	mačhi	
من	man	} einige.
منتاک	manṭāk	
ہر	har, ein jeder (Pers.-Bal.)	
ہر آسٹ	har-asit, ein jeder (Brāh.-Bal.)	
ہر پین	har-pēn, jeder andere (Brah.-Bal.).	
ہر توماک	har-tūmāk	} beide (Brāh.-Bal.).
ہر تومان	har-tūmān	
ہر توماکاک	har-tūmakāk	
ہر دو	har-dō	} beide (Pers.-Bal.).
ہر دو ماک	har-dūmāk	
ہر کس	har-kas, ein jeder (Pers.-Bal.).	
ہموخہ	hamōḡah, eben so viel.	
ہمو قدر	hamō qadr, so viel (jeue Quantität).	
ہمون	hamūn, von der Weise, solches.	
ہموہن	hamōhun ¹⁾	} von jener Weise.
ہمیہن	hamēhun ²⁾	
ہندُن	handun ³⁾	} von dieser Weise; solcher, solches.
ہنُن	hanun ⁴⁾	

1), 2), 3) und 4): Bux spricht diese Worte handon, hamōhon etc.

هيج hēč, irgend etwas (Pers.-Bal.).

هيجڙا hēčrā (Demiū.) irgend ein wenig (Bal.-Sindhi).

هيج کس hēč-kas, irgend welcher (Pers.-Bal.).

Im einzelnen ist noch folgendes zu bemerken. اڄ ah nimmt, wie ein Zahlwort, den Gegenstand, nach dem gefragt wird, im Singular zu sich, während das dazu gehörige Verb im Plural steht, z. B. اڄ بندڻ حاضر آسُر „wie viele Leute waren gegenwärtig?“ (Bux, p. 64, L. 7).

پتین پتین bedeutet wörtlich: „selbst mit selbst“ (پتین ist balūči Praeposition), dann „mit-, untereinander“, z. B. ارا درویش تین پتین دوستی تخلصر hatten mit einander Freundschaft gemacht“ (Nicol. p. 22, L. 1). تین پتین wird aber schon wie Ein Wort behandelt, dem wieder das Locativaffix تی angehängt wird, obschon dies grammatisch unrichtig ist, z. B. همفک تین „sie waren früher unter einander bekannt“ (Bux, p. 110, L. 1 v. u.)

امر „was für ein“ nimmt, weil das Wort, nach dem gefragt wird, der Natur der Sache nach unbestimmt ist, die Endung ‘ō an, wenn es als Beschreibewort gebraucht wird, z. B. امرؤ کتابک اریر „was für Bücher sind es?“ (Bux, p. 52, L. 6 v. u.); دا امرؤ جانور سی „was ist das für ein Thier?“ (Bux, p. 54, L. 8); dagegen: نا طبیعت „wie befindest du dich?“ (ibid. L. 9), als Aussage.

Zu **تومکاک** *tūmakāk*, oder mit **هر** zusammengesetzt **هرتومکاک** oder gekürzt **هرتوماک** (**هردوماک**) „beide“ ist zu bemerken, dass ‘āk’ die regelmässige Pluralendung des Nominativs ist, die in den obliquen Casus in ‘āt’ übergeht; es ist daher falsch, wenn Bux p. 8 **هرتومات** als Nominativ angibt, die Beispiele sprechen alle dagegen, wie: **نم** **هردومات تو امرؤ جنک سی** „was für ein Krieg ist zwischen euch zwei?“ (Bux, p. 58, L. 3); **غریب دولت مند هرتوماک** **دا دنیا نوکراک اریز** „der Arme (und) Reiche, beide sind Diener dieser Welt“ (Nicol. p. 5, L. 1); **هنک هرک** **تومکاتیان دیر کهسکنی** „geh, schau, wer von den beiden gestorben ist?“ (Nicol. Abu'l-H‘asan, p. 21, L. 8).

گیرا *girā* „etwas“ wird als Substantiv und als Beschreibewort gebraucht; als Substantiv bedeutet es „Sache“, „Ding“ und kommt auch im Plural vor, z. B. **دا کیراتیاه کیراس** **سنک اری** „ist auf diesen Sachen irgend eine Rechnung?“¹⁾ (Bux, p. 58, L. 4). **کنی کیراس پروس** „wirst du mir etwas sagen?“ (Bux, p. 54, L. 4); **اینو کیرا خبر نی اری** „hast du heute irgendwelche Nachricht?“ (Bux, p. 60, L. 5 v. u.).

منتاک *manṭ-āk* ist seiner Form nach Plural, z. B. **منتاک سالان کڈای همو وقت دمشقان بست** „nach einigen Jahren kam ich zur selbigen Zeit von Damascus“ (Nicol. p. 20, L. 2 v. u.).

1) **سنک** *sang* ist Sindhī **संगु** „Rechnung“, „Berechnung“, „Disconto.“

کس, هیج, und ihre Composita werden gewöhnlich nur in einem negativen oder interrogativen Saze gebraucht, wie im Balūči und Persischen.

Correlative werden gebildet, indem dem interrogativen Adjectiv der Qualität und Quantität das Relativ که nachgesetzt wird, wodurch es demonstrative Kraft erhält, und als Correlativ das die Frage beantwortende Adjectiv. Das demonstrative Adjectiv wird durch das nachgesetzte Relativ که in einen Relativsaz hereingezogen, als dessen Correlativ dann dasselbe Adjectiv fungiren kann, z. B.

آخه که — داخه	}	wie viel — so viel.
هخه که — هموخه		
آقدر که — همو قدر		

هئدن که — هئدن	}	wie beschaffen — so beschaffen.
همون که — همون		

Z. B. که خواهک هموخه ایس „wie viel er wünschst, so viel magst du geben“ (Bux, p. 90, L. 4); که همون استاد مرؤه همون شاکردان مرور „wie der Lehrer sein wird, so werden die Schüler sein“ (Bux, p. 102, L. 11).

§ 7.

Das Verbum.

Das Brähüi hat nur Eine Conjugation, die wie bei den drävidischen Sprachen im allgemeinen vollständig regel-

mässig durch Agglutination zu Stande gebracht wird. Das Brähūi unterscheidet sich indessen von den cultivirten drävidischen Sprachen wie dem Tamil etc. dadurch, dass es wie das Tulu eine grössere Mannigfaltigkeit von Tempora ausgebildet hat, wahrscheinlich durch den Einfluss des benachbarten Balūci.

In formeller Hinsicht besteht zwischen dem Verbum intransitivum und transitivum kein Unterschied, beide werden auf dieselbe Weise abgewandelt; dasselbe gilt auch von dem Causativ, das das Brähūi nach der Analogie der drävidischen Sprachen ausgebildet hat.

Neben dem Activum besitzt das Brähūi auch ein Passivum, obgleich dies verhältnissmässig selten angewendet zu werden scheint.

Was das Brähūi ganz speciell als eine drävidische Sprache characterisirt ist die negative Form des Zeitworts durch alle Tempora hindurch, die, wie in den drävidisch-türanischen Sprachen durch Anfügung der Negation an den Verbalstamm vor dem Antreten der Personalendungen gebildet wird.

Eigentliche Modi hat das Brähūi, wenn wir von dem Imperativ absehen, keine ausgebildet; es hat weder einen Subjunctiv noch Optativ noch Conditional. Wie diese ausgedrückt werden, werden wir später sehen. Auch die Bildung der Participien ist nur sehr spärlich vertreten.

§ 8.

I. Die active, affirmative Form des Zeitwortes.

Sämmtliche Tempora des brähūi Verbs zerfallen in zwei Classen: 1) in solche, welche mit dem Infinitiv und der Verbalwurzel, und 2) in solche, welche mit dem Particip des Praeteritums zusammengesetzt werden.

- 1) Tempora, welche mit dem Infinitiv und der Verbalwurzel zusammengesetzt sind.

Der Infinitiv aller brähūi Zeitwörter endigt auf 'ing', z. B. **بِنِك** bin-ing, hören, **هِنِك** hin-ing, gehen.

Der Infinitiv ist ein Verbalnomen, das darum, wie jedes andere Nomen flectirt werden kann, z. B. **نِي وَايْتَا هِنِك**

اَرِي „ist es dein Wunsch nach Europa zu gehen?“

(Bux, p. 58, L. 7). Diese Infinitivendung entspricht dem Tamil Infinitiv auf 'g-a' (und nasalisirt ng), womit auch das Tamil-Affix 'ngei' zu vergleichen ist (cf. Caldwell, p. 425 und 434). Man könnte versucht sein, dabei auch an die balūči Infinitivendung 'ag' zu denken (z. B. **بَدَك** baḍ-ag, täuschen), was indessen bei dem ausgeprägten drāviḍischen Character des brähūi Verbuns nicht wahrscheinlich ist.

Man erhält die Wurzel des Zeitwortes und dadurch zugleich den Singular II. Pers. des Imperativs, indem die Infinitivendung 'ing' abgeworfen wird, z. B. von **بِنِك**

„hören“, Imper. **بِن** bin „höre“, **كُنِك** kun-ing „essen“,

Imper. **كُن** kun. Die zweite Person des Plurals wird durch

Anhängung der Endung **بُو** bō gebildet, z. B. **بِنْبُو** bin-bō

„höret“, **كُنْبُو** kun-bō „esset.“

Es gibt jedoch im Brähūi eine ziemlich grosse Anzahl von Verben, die, ähnlich wie im Neupersischen, ihren Imperativ auf eine unregelmässige Weise bilden, indem sie denselben nicht von dem im Infinitiv vorliegenden Verbalstamme ableiten, sondern eine andere Verbalwurzel substituiren, z. B. **تِنِك** tin-ing „geben“, Imper. **اَيْتِي** ēte; **هِنِك**

hin-ing „sehen“, Imp. **هَر** hir (von dem auch gebräuch-

lichen **هَرِنِڪ** hir-ing). Ueberhaupt manche Verba, deren Stamm im Infinitiv auf 'n' ausgeht, verwandeln dasselbe im Imperativ in 'r', dem noch hie und da die Silbe 'ak' beigefügt wird, ein Affix, das auch anderweitig zur Verstärkung der Imperativbedeutung angehängt zu werden scheint, z. B. **مَينِڪ** man-ing „sein“, Imp. **مَر** mar; **دَينِڪ** dan-ing „wegnehmen“, Imp. **دَرَاڪ** dárak; **ڪنِڪ** kan-ing „thun“, Imp. **ڪَرَاڪ** kár-ak; **بَينِڪ** ban-ing „kommen“, Imp. **بَرَاڪ** bár-ak (drāviḍische Wurzel var-u); **ڃانِڪ** ǵan-ing „sehen“, Imp. **ڃانَاڪ** ǵán-ak; **بينِڪ** bin-ing „hören“, Imp. **بين** bin oder **بِنَاڪ** bín-ak. Andere werfen den Endconsonanten des im Infinitive vorliegenden Stammes ab, wie: **پانِڪ** pān-ing „sagen“, Imp. **پا** pā; oder hängen daran 'th', wie: **تولِڪ** tūl-ing „sizen“, Imp. **تولتھ** tūl-ṭh, **ڇانِڪ** ǵal-ing „schlagen“, Imp. **ڇالتھ** ǵal-ṭh, **هالِڪ** hal-ing „nehmen“, Imp. **هالتھ** hal-ṭh. Wieder andere zeigen im Imperativ denselben Stamm, den sie im Infinitiv darbieten, z. B. **چرِڪ** čar-ing „herumwandern“ (Sindhī **चलणु**), Imp. **چرِڪ** čaring; **ترِڪ** tar-ing „spinnen“, Imp. **ترِڪ** taring; **راسِڪ** ras-ing „ankommen“, „zukommen“ (Sindhī **रसणु**, Pers. **رسیدن**), Imp. **راسِڪ** rasing. Dabei ist zu bemerken, dass das Affix 'ak' vor der Pluralendung 'bō' wieder abgeworfen wird, also: hinak, Plur. hin-bō. Endigt der Imperativ auf 'r' oder 'ǵ', so werden diese vor der Pluralendung 'bō' elidirt, z. B. **بارَاڪ** (bar), Pl. **بَاڻو** bá-bō; **ڪر** kar „thue“, Pl. **ڪاڻو** ká-bō; **شاغ** „lege“, Pl. **شاجو**. Auch ṭh (was immer für ein Affix

es sein mag) wird, ähnlich wie 'ak', im Plural abgeworfen, wie: *خلتھ* *ḡal-ṭh* „schlage“, Plur. *خلبو* *ḡal-bō*, doch nicht durchgängig, z. B. *داکد نا دیری پلتهبو* „presset (= presse) das Wasser dieses Kleides aus“ (Bux, p. 80, L. 2 v. u.); ebenso ein finaler Vocal, wie *ایتی* „gieb“, Pl. *ایتبو* *ēt-bō*.

Dieses Unregelmässige in der Bildung des Imperativs sollte nach ihren Ursachen noch näher erforscht werden, was aber bei dem zur Zeit vorhandenen Material noch nicht möglich ist; wir werden weiter unten eine Liste der bis jetzt bekannten unregelmässigen Verba aufstellen.

In den drāviḍischen Sprachen ist die zweite Person Sing. des Imperativs ebenfalls identisch mit der Verbalwurzel. Das Pluralaffix des Imperativs 'bō' scheint der malayālam Pluralendung 'pin' (Tamil 'min') zu entsprechen, wenn man es nicht vorzieht, es mit der gewöhnlichen Imperativ Pluralendung des Tamil 'un' zu vergleichen, wobei man aber eine Umkehrung in 'mu' und Uebergang von 'm' in 'p' und 'u' in 'ō' annehmen müsste.

Aus dem Infinitiv wird das Praesens continuum durch Zusammensetzung mit dem Praesens des Verbum substantivum *ات* *uṭ* und der Postposition *تی* *ṭi* „in“ folgendermassen gebildet: *ات تینک تی* *tixing-ṭi uṭ*, wörtlich: „ich bin im Stellen“ = ich bin stellend (Englisch: I am placing) etc. Man kann dies eigentlich kein Tempus nennen, da es de facto ein Satz ist, in dem der Infinitiv nur als Nomen mit einem Casusaffix fungirt. Ganz dieselbe Bildung finden wir im Balūči, wo der Locativ des Infinitivs mit dem Verbum substantivum das andauernde Praesens darstellt, z. B. *من پروشکایان* *man prōšagā-yān* „ich bin

im Brechen.“ Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass das Brāhūi diese Bildung aus dem Balūči aufgenommen hat.

Aus der Verbalwurzel, wie sie im Imperativ zu Tage tritt, (jedoch mit Abwerfung der emphatischen Endung ‘ak’ und ‘th’) werden gebildet:

a) Das Praesens indefinitum (das die englischen Grammatiken fälschlicherweise Aorist zu nennen pflegen), welches den Zeitbegriff nur ganz allgemein andeutet und daher die Stelle des Subjunctivs, Potentialis und Optativs vertreten kann (wie im Persischen und Balūči, in welcher letzterer Sprache es auch den Begriff des Futurums involvirt).

Es tritt an die Wurzel das Verbum substantivum آفت , nur dass dieses, weil zu Personalendungen verwendet, flüchtiger (mit Uebergang von ‘u’, ‘ō’, ‘ē’ in ‘i’, ‘ē’)¹⁾ ausgesprochen wird. Dabei ist noch besonders zu beachten, dass das finale ‘t’ von ‘ut’ in ‘v’ verwandelt wird, ein Vorgang, den ich noch nicht zu erklären vermag. Dies kommt jedoch nur im Praesens indefinitum und definitum vor, während im Futurum, dem Praeteritum und Perfectum das آفت sich erhält. Die dritte Person Plur. lautet als Personalendung voller in ‘r’ aus, während beim Verbum substantivum das finale ‘r’ abgeworfen wird, was auch sonst vorkommt, wie wir sehen werden.

Demgemäss lauten die Personalendungen des Praesens indefinitums:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	iv (ev).	in (en).
II. „	is (es).	ire (ere).
III. „	e.	ir (er).

1) Die Aussprache schwankt zwischen ‘i’ und ‘ē’, was aber in der hindūstāni Schrift nicht unterschieden werden kann, da beide durch Kasr bezeichnet werden.

Lautet die Wurzel auf einen (langen) Vocal aus, so fällt das 'i' aus, z. B. پآو pā-v „ich mag sagen“, پآن pā-n „wir mögen sagen“; das 'e' der III. Pers. Sing. muss sich natürlich halten, wie پای (oder پائی) pā-e „er mag sagen“ Der Accent ruht auf der Wurzel und die Personalendungen sind daher tonlos, wie تیخ tix-iv „ich mag stellen.“ Die drāviidischen Sprachen bilden das Praesens durch Anhängung der (verkürzten) Pronomina personalia, das Telugu jedoch ebenfalls, wie das Brāhūi, durch Anfügung des Verbum substantivum, sie unterscheiden aber kein Praesens indefinitum und definitum nach der Weise des Brāhūi.

b) Das Praesens definitum wird aus dem Praesens indefinitum dadurch abgeleitet, dass der I. und II. Pers. Sing. und der I. und III. Pers. Plur. ein 'a' angehängt wird; die III. Pers. Sing. erhält als Zusaz ein 'k', und die II. Pers. Plur. bleibt unverändert. Die Endungen des Praes. defiu. sind daher:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	iv-a (eva). ¹⁾	in-a (eua).
II. „	is-a (esa).	ir-e (ere).
III. „	e-k.	ir-a (era).

Das finale (an sich kurze, weil tonlose) 'a' finde ich in der hindūstāni Schrift bei Bux und Nicolson verschieden bezeichnet; sie drücken es hie und da gar nicht aus (weil blos mit Fath' gelesen) oder schreiben es mit finalem 3 oder mit †. Das finale † aber taugt hier nicht, weil keinerlei Vocallänge vorliegt, und das blosse Fath' desshalb nicht, weil es nicht geschrieben zu werden pflegt, so dass in Folge

1) Die Pronomina personalia werden dem Verbum nicht vorgesetzt, ausser wenn ein Nachdruck auf die Person gelegt werden soll.

davon für die Unterscheidung des Praesens indefin. und defin. kein äusseres Zeichen vorliegt, was in vielen Fällen Unsicherheit hervorrufen muss. Es ist daher wohl das beste, das finale 'a' beim Verbum immer durch 3 zu bezeichnen, wodurch jeder Undeutlichkeit gesteuert wird. Bei der Umschreibung braucht es nicht bezeichnet zu werden, da es in diesen Fällen nur Lesezeichen ist.

Bellew (und theilweise auch Leech) hat die III. Pers. Sing. des Praes. indef. und Praes. defin. durchweg mit einander verwechselt; er schreibt z. B. im Praesens 'bare' (he is coming) und im Aorist 'barek' (he may come). Dass dies durchaus unrichtig ist, beweisen alle einschlagenden Beispiele. Noch confuser ist der Italiener Finzi; er schreibt z. B. im Praesens 'harraf ik', und im Aorist 'harraf ek', und (Leech folgend) auch 'marek' (als Futuro indefinito).

c) Das Futurum wird gebildet durch Anfügung der Endung 'ō' an den Verbalstamm (vor welcher ein vocalischer Auslaut verschwindet) und das daran tretende Verbum substantivum, das seinen vocalischen Anlaut aufgibt, ausgenommen die III. Pers. Sing. Die Personalendungen sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	ō-ḡ.	ō-n.
II. „	ō-s.	ō-re.
III. „	ō-e.	ō-r.

Vom Imperativ ايتى ēte lautet also das Futurum ايتوت ēt-ō-ḡ „ich werde geben“ etc.; von dem Praes. indef. ابي كاو i kāv „ich mag gehen“ (der Imperativ هيك hin-ak kommt von einem anderen Stamm), kommt das Futurum اى كرت i kō-ḡ etc.

In den drāvidischen Sprachen wird das Futurum durch Hinzufügung von 'v' (b oder pp) an die Wurzel gebildet, im Brāhūi scheint daher 'ō' aus 'av' entstanden zu sein.

d) Das Futurum exactum wird dadurch gebildet, dass an das Thema des Futurums auf 'ō' das Praeteritum des Verbum substantivum i. e. *آسٹ* asuṭ etc. angehängt wird, wobei, wie im Futurum, das anlautende 'a' abgeworfen wird. In der III. Pers. Sing. lautet das Praeteritum des Verb. subst. in dieser Verbindung 'sas' (= asas), statt des sonst gebräuchlichen 'asak' (oder 'as'). Die Personalendungen sind also:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	ō-suṭ.	ō-sun.
II. „	ō-sus.	ō-sure.
III. „	ō-sas.	ō-sur.

Bux (p. 17) hat die Zusammensetzung dieses Tempus ganz missverstanden und auf eine rein mechanische Weise erklärt. Bellew führt dieses Tempus gar nicht auf, obgleich es hinlänglich mit Beispielen zu belegen ist. Leech führt in seinem Paradigma zwar ein „Compound Future“ an, hat aber daraus eine arge Confusion gemacht, indem er das Praesens indef., das Futurum, das Praesens defin. und das Perfect (und dabei noch die II. Pers. Plur. statt der Dritten!) bunt durcheinander wirft.

Sein ganzes „Compound Future“ ist daher als ein absurdum zu streichen; Schade, dass sich Lassen damit so abgemüht hat! Finzi hat Leech unbesehen abgeschrieben, (während Lassen schon darauf aufmerksam gemacht hatte, dass dabei Vermischungen vorkommen) und, weil er doch wahrscheinlich Leech nicht recht traute, diesem Tempus den Titel „Ottativo“ gegeben, was aber die Sache um kein Haar besser macht.

2) Tempora, welche mit dem Participium des Praeteritums zusammengesetzt sind.

Die eigentliche Schwierigkeit des Brähūi Verbs beginnt mit der Bildung der Zeiten der Vergangenheit, die alle

vom Particip des Praeteritums ausgehen. Ich bin zwar nicht sicher, ob man diese Bildung ein eigentliches Particip nennen kann, weil es nie flectirt erscheint und auch nie für sich, ausser in der III. Pers. Sing. Praeteriti gebraucht wird, wo ihm noch häufig die Personalendung 'ak' (-k), wie in der III. Pers. Sing. des Praes. defin. angehängt wird, so dass man versucht sein könnte, es für eine Art Gerundium oder unfectirbares verbales Nomen der Vergangenheit zu halten, allein nach der gewöhnlichen Bildung des Praeteritums in den dravidischen Sprachen ist anzunehmen, dass wir es mit einem wirklichen Particip des Praeteritums auch im Brähūī zu thun haben, obschon es nie adjectivisch verwendet wird.

Die gewöhnliche Weise das Particip Praeteriti zu bilden, geschieht im Brähūī durch Anhängung von 'ā' oder 'ē' an den Stamm des Verbums, z. B. تیخنک *tiḡ-ing*, Part. Praet. تیخا *tiḡ-ā*, تمنک *tam-ing* „fallen“, Part. Praet. تما *tam-ā*; تهژنک *thaḡ-ing* „schneiden“, Part. Praet. تهژی *thaḡ-ē*. Endigt der Verbalstamm auf ف 'f', so lautet das Part. Praet. mit wenigen Ausnahmen auf 'ē' aus, z. B. تفنک *taf-ing* „binden“, Part. Praet. تافی *taf-ē*. Viele Zeitwörter dagegen gehen im P. P. auf einen Consonanten aus, indem sie zugleich den im Infinitiv vorliegenden Stamm mehr oder minder verändern, z. B. بنک *ban-ing* „kommen“, P. P. بس *bas*; بنک *bin-ing* „hören“, P. P. بنگ *bing*; خالک *ḡal-ing* „schlagen“, P. P. خالک *ḡalk*; دنک *dan-ing* „wegnehmen“, P. P. در *dar* oder دری *dār-ē*. Andere behalten die ganze Infinitivform bei und hängen daran im Part. Praet. 'ā', wie چرنک *čar-ing* „herumwandern“, P. P. چرنکا *čaring-ā*; رسنک *ras-ing* „gelangen zu“, P. P. رسنکا *rasing-ā*.

Es ist bei dem Part. Praet. jedoch sehr im Auge zu behalten, dass es, sei es von trans. oder intrans. Verben gebildet, immer nur active Bedeutung hat und nie eine passive; *خلك* z. B. bedeutet also nur: „einer der geschlagen hat“ und nicht „geschlagen“, ganz im Gegensatz zum Balūčī und den nordindischen Sprachen.

Die drāviḍischen Sprachen bilden ihr Praeteritum durch 'i' und 'd'; von einer Bildung mit 'd' ist im Brāhūi keine Spur zu finden, wohl aber könnte die Endung 'ē' mit dem drāviḍischen 'i' identificirt werden. Bei den Verben, die ihr Part. Praet. auf einen Consonanten ausgehen lassen, könnte man etwa annehmen, dass das ursprüngliche 'i' mit der Zeit abgefallen wäre. Der Ursprung des Affixes 'ā' ist mir bis jetzt noch dunkel, da ich in den drāviḍischen Idiomen keine Analogie dazu finden kann und es nicht wahrscheinlich ist, dass die benachbarte Jaṭ-Sprache (i. e. Sindhi), aus der es sich wohl erklären liesse, darauf influirt habe.

Die Bildung der mit dem P. P. zusammengesetzten Zeiten geschieht auf folgende Weise:

a) An das Particip des Praeteritums tritt das Praesens des Verbum substantivum; nur die III. Pers. Sing., welche das Particip rein darstellt, wird gewöhnlich ohne Personalendung gelassen, doch kann ihr auch 'ak' (-k) angefügt werden, besonders wenn sie auf einen Vocal auslautet.

Endigt das P. P. auf einen Consonanten, so werden ihm die Personalendungen unverkürzt angehängt, nur in der III. Pers. Plur. steht statt 'ō' gewöhnlich 'ur'. Wir lassen hier der Uebersichtlichkeit wegen ein Beispiel folgen, besonders da Bellew es (p. 481) ganz unrichtig angegeben hat.

	Sing.		Plur.
I. Pers.	خَلَّتْ $\chi\acute{a}lk-u\ddot{t}$, ich schlug.		خَلَكْنَ $\chi\acute{a}lk-un$.
II. „	خَلَسَ $\chi\acute{a}lk-us$.		خَلَرَى $\chi\acute{a}lk-ure$.
III. „	خَلَّ $\chi\acute{a}lk$.	}	خَلَرُ $\chi\acute{a}lk-ur$.
	خَلَكَ $\chi\acute{a}lk-ak$.		خَلَرُوْا $\chi\acute{a}lk-\ddot{o}$.

Endigt das P. P. dagegen auf einen Vocal, so werden die Anfangsvocale des Verbum substantivum elidirt, also:

	Sing.		Plur.
I. Pers.	خَانَتَ $\chi an\acute{a}-\ddot{t}$, ich sah.		خَانَانَ $\chi an\acute{a}-n$.
II. „	خَانَسَ $\chi an\acute{a}-s$.		خَانَارَى $\chi an\acute{a}-re$.
III. „	خَانَا $\chi an\acute{a}$.	}	خَانَارَ $\chi an\acute{a}-r$.
	خَانَاكَ $\chi an\acute{a}-k$.		

Ganz dasselbe ist der Fall, wenn das P. P. auf 'e' auslautet. In der III. Pers. Plur. findet man immer nur die Personalendung '-r', wenn das P. P. auf einen Vocal auslautet.

Bellew hat dieses Tempus mit dem Imperfect verwechselt und Leech, der es sogar als Subjunctiv bezeichnet, hat einen ganzen Wirrwarr daraus gemacht, ebenso Finzi.

b) Wie aus dem Praesens indef. das Praes. defin. durch Anfügung eines 'a' gebildet wird, so auch aus dem Praeteritum das Imperfectum. Daraus geht hervor, dass dieses 'a' den Begriff der Bestimmtheit oder der Andauer involviren muss.

In der III. Pers. Sing. muss, der Unterscheidung vom Praeteritum wegen, immer die Personalendung 'ak' (-k) angefügt werden, an welche dann das 'a' des Imperfects

tritt. Die II. Pers. Plur. nimmt kein 'a' an und ist daher der Form nach identisch mit der II. Pers. Plur. des Praeteritums. Von der Schreibweise dieses Affixes 'a' gilt dasselbe, was ich schon oben zu dem Affix des Praes. defin. bemerkt habe. Bux schreibt es mit ʃ, bei Nicolson wird es theilweise ebenfalls durch ʃ ausgedrückt, theilweise gar nicht (d. h. es sollte mit Fath' gelesen werden). Immerhin ist nicht zu übersehen, dass das 'a' tonlos ist, auch wenn es mit Alif, der Deutlichkeit wegen, geschrieben wird. Die Personalendungen des Imperfects sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	ʃ-a	n-a
II. „	s-a	re
III. „	ak-a -k-a	r-a.

Leech hat das Imperfect, welches er 'Second Imperfect' nennt; die III. Pers. Sing. aber gibt er falsch mit 'harraffek' (nach seiner Schreibweise) an (es muss harafē-k-a heissen).

Finzi hat Leech mit allen seinen Fehlern (nur dass er nicht zwei 'f' bietet) abgeschrieben und das Tempus noch dazu fälschlicherweise Aoristo (nach englischem Gebrauch) genannt. Bellew hat unbegreiflicher Weise das Imperfect gar nicht aufgeführt, obgleich es oft genug vorkommt.

c) Das Plusquamperfect wird gebildet, indem an das Part. Praet. das Imperfect des Verbum substantivum, i. e. *أسئت* *asut* etc. angefügt wird, wobei, wenn das P. P. mit einem Vocal auslautet, das initiale 'a' des Hilfszeitwortes abgeworfen wird. In der III. Pers. Sing. lautet das Hilfszeitwort 'asas' statt 'asak', und wenn das P. P. auf 's' endigt, bloss 'as', um die vielen 's' zu vermeiden. Die Personalendungen sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	asuṭ, -suṭ.	asun, -sun.
II. „	asus, -sus,	asure, -sure.
III. „	{ asas, -sas, as.	asur, -sur (su, so ¹).

Bellew und Leech haben dieses Tempus mit dem Perfect verwechselt.

d) Eigenthümlich ist die Bildung des Perfects. Es wird an das Particip des Praeteritums 'u-n' angehängt, wenn dieses auf einen Consonanten schliesst, und wenn es auf einen Vocal auslautet, '-n', mit Abwerfung des (wahrscheinlichen Bindevocals) 'u'. An das so gebildete Particip des Perfects tritt dann das Verbum substantivum im Praesens nach seiner gewöhnlichen Form. Die Personalendungen des Perfects sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	un-uṭ, -n-uṭ.	un-un, -n-un.
II. „	un-us, -n-us.	un-ure, -n-ure.
III. „	un-ē, -n-ē.	un-ō, -n-ō.

Bellew heisst dieses Tempus „The Past“ und Leech „First Imperfect“, was nach ihm wahrscheinlich dasselbe sein soll. Ausnahmsweise hat hier Finzi das richtige getroffen, indem er es „Perfetto“ genannt hat. Alle diese drei geben als Endung der III. Pers. Plur. 'ur' an (indem sie wahrscheinlich Leech folgten), Bux aber gibt nur 'ō' an, und damit stimmen meine Beobachtungen, indem ich bis jetzt nur die Personalendung ō in der III. Pers. Plur. gefunden habe, obgleich an und für sich die Endung 'ur' nicht unrichtig wäre, der Usus aber scheint sich für 'ō' entschieden zu haben.

1) Ich habe diese Endung indessen bis jetzt nur einmal gefunden: *توسسو* tūs-asu „sie waren geseesen“ (Bux, p. 54, L. 1).

Die Bildung des Particips Perf. trägt einen ächt drāvidischen Character: denn auch im Tamil wird zwischen das 'i', welches das Zeichen des Praeteritums in gewissen Verbalclassen ist, und die pronominalen Endungen ein 'n' eingeschoben (s. Caldwell, p. 393), so dass sogar die Eingeborenen Tamil Grammatiker 'in' als das Zeichen des Praeteritums betrachten. Ursprünglich ist also die Bildung auf 'un' nichts als ein Part. Praet., da aber das Brāhūi für das Part. Praet. schon andere Endungen ausgebildet hatte, so verwendete es diese alte Form zur Herstellung eines Perfects.

Der Uebersichtlichkeit wegen wollen wir sämtliche Tempusbildungen des activen affirmativen Verbuns in folgendem Paradigma zusammenstellen:

Infinitiv: **خَنِكَ** *ḡan-ing*, sehen¹⁾.

Imperativ:

II. Pers. Sing. **خَن** *ḡan*, oder **خَنَك** *ḡán-ak*, sehe.

II. Pers. Plur. **خَنِبو** *ḡán-bō*, sehet.

A) Tempora die mit dem Infinitiv und der Verbalwurzel zusammengesetzt werden.

a) Mit dem Infinitiv:

1) Das Praesens continuum:

Sing.

I. Pers. **خَنِكَتِي أُت** *ḡaning-ṭi ut*, ich bin im Sehen.

II. „ **خَنِكَتِي اس** *ḡaning-ṭi us*.

III. „ **خَنِكَتِي ئِي** *ḡaning-ṭi ē*.

1) Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass es im Brāhūi nur Eine Infinitivform gibt.

		Plur.
I. Pers.	خَنَنگَتِي اُنْ	xaning-ṭi un.
II. „	خَنَنگَتِي اُرِي	xaning-ṭi ure.
III. „	خَنَنگَتِي اُرْ اَوْ	xaning-ṭi ur, ō.

b) Mit der Verbalwurzel:

2) Das Praesens indefinitum (Potentialis).

		Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنَوِ	xán-iv, ich mag sehen.	خَنِنْ xán-in.
II. „	خَنَسِ	xán-is.	خَنِرِي xán-ire.
III. „	خَنِي	xán-e.	خَنِرِ xán-ir.

3) Das Praesens definitum.

		Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنَوِهْ	xán-iva, ich sehe ¹⁾ .	خَنِنِهْ xán-ina.
II. „	خَنِسِهْ	xán-isa.	خَنِرِي xán-irē.
III. „	خَنِكْ	xán-ik.	خَنِرِهْ xán-ira ²⁾ .

4) Das Futurum.

		Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنَوْتُ	xanó--ṭ ³⁾ , ich werde sehen.	خَنَوْنْ xanó-u.
II. „	خَنَوَسْ	xanó-s.	خَنَوْرِي xanó-rē.
III. „	خَنَوِهْ	xanó-e.	خَنَوْرِ xanó-r.

1) Man schreibt auch durch alle Personen hindurch خَنِوَا und spricht demgemäss: xán-evā etc. Den Accent habe ich nach einer Angabe von Bux gesetzt.

2) und 3). Da Bux bemerkt, dass die Personalendungen tonlos sind und der Accent sehr wahrscheinlich auf der Stammsilbe bleibt, so lang

5) Das Futurum exactum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنُوسُتْ χanō-sut, ich werde gesehen haben.	خَنُوسُنْ χanō-sun.
II. „	خَنُوسُسْ χanō-sus.	خَنُوسُرِيْ χanō-surē.
III. „	خَنُوسَسْ χanō-sas.	خَنُوسُرْ χanō-sur.

B) Tempora, die mit dem Particp des Praeteritums zusammengesetzt werden.

6) Das Praeteritum.

α) Auf einen Consonanten auslautend:

Sing.

I. Pers. خَلَكْتُ χālk-ut, ich schlug.
etc. etc. (siehe p 66.)

β) Auf einen Vocal:

Sing.

I. Pers. خَنَاتْ χanā-t, ich sah.
etc. etc. (siehe p 66.)

7) Das Imperfectum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنَاتَهْ χanā-t-a.	خَنَانَهْ χan-ā-n-a.
II. „	خَنَانَهْ χanā-s-a.	خَنَارِيْ χanā-re.
III. „	خَنَاكَهْ χanā-ka.	خَنَارَهْ χanā-ra.

dies möglich ist, so habe ich ihn provisorisch nach dieser Aedeutung hinzugesetzt, ebenso in den folgenden Temporibus.

8) Das Plusquamperfect.

α) Auf einen Consonanten auslautend:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَلَكْتُتْ $\chi\acute{a}lk-asu\ddot{t}$, ich hatte geschlagen.	خَلَكْتُمْ $\chi\acute{a}lk-asun$.
II. „	خَلَكْتُسْ $\chi\acute{a}lk-asus$.	خَلَكْتُمْرِي $\chi\acute{a}lk-\acute{a}sur\bar{e}$.
III. „	خَلَكْتَسْ $\chi\acute{a}lk-asas$.	خَلَكْتُمْرِ $\chi\acute{a}lk-asur$.
III. „	بَسَّسْ $bas-as$, er war gekommen.	

β) Auf einen Vocal:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَانَتْ $\chi an\acute{a}-su\ddot{t}$.	خَانْتُمْ $\chi an\acute{a}-sun$.
II. „	خَانْتُسْ $\chi an\acute{a}-sus$.	خَانْتُمْرِي $\chi an\acute{a}-sur\bar{e}$.
III. „	خَانْتَسْ $\chi an\acute{a}-sas$.	خَانْتُمْرِ $\chi an\acute{a}-sur$.

9) Das Perfect.

α) Auf einen Consonanten auslautend:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَلَكْتُتْ $\chi\acute{a}lk-un-u\ddot{t}$, ich habe geschlagen.	خَلَكْتُمْ $\chi\acute{a}lk-un-nn$.
II. „	خَلَكْتُسْ $\chi\acute{a}lk-un-us$.	خَلَكْتُمْرِي $\chi\acute{a}lk-\acute{u}n-ur\bar{e}$.
III. „	خَلَكْنِي $\chi\acute{a}lk-un-\bar{e}$.	خَلَكْنُو $\chi\acute{a}lk-un-\bar{o}$.

β) Auf einen Vocal:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَانْتُتْ $\chi an\acute{a}-n-u\ddot{t}$, ich habe gesehen.	خَانْتُمْ $\chi an\acute{a}-n-un$.
II. „	خَانْتُسْ $\chi an\acute{a}-n-us$.	خَانْتُمْرِي $\chi an\acute{a}-n-ur\bar{e}$.
III. „	خَانِي $\chi an\acute{a}-n-\bar{e}$.	خَانِيُو $\chi an\acute{a}-n-\bar{o}$.

Von der Verbalwurzel werden zwei Nomina verbalia abgeleitet, das eine ein flectirbares Particip des Praesens, das andere ein unfectirbares oder Gerundium des Praesens. In den Fällen, wo der Imperativ einen Zusatz auf 'ak' hat, oder wo dem Stamme noch die Endung 'th', die ebenfalls emphatischer Natur zu sein scheint, angefügt ist, müssen diese wieder abgeworfen werden.

Das Particip des Praesens wird durch die Endung 'ōk' (und nach Umständen 'ōk-ā', 'ōk-ō cf. p. 32) gebildet, z. B. خانوک han-ōk „sehend“; von کاننگ kan-ing (Imper. کار), کروک kar-ōk „thuend“; von تولنگ tül-ing (Imper. تولته tül-th), تولوک tül-ōk „sizend“; von خاننگ xal-ing (Imper. خلتھ xal-th), خانوک xal-ōk „schlagend“; z. B. بندغ که دا آراتی „ein Mann, der in diesem Hause sizen wird“ (Bux, p. 94, L. 3); اس دی اس نصیحت کروکا پاری „eines Tages sagte der Prediger (Ermahner)“ (Bux, p. 127, L. 4 v. u.); اسی بندغ اس درخت نا کیرغان تولوک خنا اوژان هرفی که دا ملک نا بادشاه آمرؤ سی او ظالم سی یا انصاف کروکوسی „er sah einen Menschen unter einem Baume sizen, er fragte ihn: wie beschaffen ist der König dieses Reiches, ist er ein Tyrann oder einer der Gerechtigkeit ausübt?“ (Bux, p. 126, L. 13).

Es ist mir keine drāviḍische Analogie bekannt, die sich mit dieser brāhūi Participialbildung vergleichen liesse, wohl aber hat das Balūči ein Particip des Praesens, das der äusseren Form nach damit ganz identisch ist, nämlich das Particip auf 'ōk', das eine andauernde oder intensive Handlung bezeichnet, z. B. vom Balūči جَنک jan-ag „schlagen“, „schiessen“, wird gebildet جنوک jan-ōk „einer

der viel oder beständig schlägt“, „ein Schläger“, von وَرَك var-ag „essen“, وَرُوك var-ök „einer der viel isst“, „ein Fresser.“ Es liegt die Vermuthung sehr nahe, dass diese Participialform durch den Einfluss des Balūci in das Brähūi gekommen ist, wie auch manche andere Nominalbildungen.

Das andere nicht flectirbare Particip des Praesens oder vielmehr das Gerundium wird gebildet durch Anhängung des Affixes 'esa' oder 'isa' an die Verbalwurzel. Bux (p. 15) sagt, das Affix sei سى se, fast in allen Beispielen aber, die ich gefunden habe, ist es يسه — geschrieben; daraus ist zu schliessen, dass wo das initiale 'e' nicht ausgedrückt ist, es mit Kasr (i. e. 'i.') gelesen werden muss. Die Endung 'e' scheint mit 'ah' zu wechseln oder identisch zu sein. Beispiele davon sind:

انتى كه پهكا صُبَح تو همو وقت كه مَن مُغَل نا سَوَارَك
سنكړه نا پارغای تینا هلیتی دودیفسه بَسْر وتوار کریسه
„weil نغاره تی خلیسه زغماتی چریفه کوټنا خُوك رَسَنكار
den andern Tag mit dem Morgen, zu der Zeit, als einige Reiter der Muyals gegen Singarh¹⁾ ihre Pferde gallopirend kamen und ein Geschrei machend, die Trommeln schlagend, die Schwerter schwingend nahe zum Fort gelangten“ (Nicol. p. 33, L. 1—3); فریاد کریسه هوغیسه زبیده نا مونغای هنا
„klagend, schluchzend gieng sie zu Zubaidah“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 19, L. 5).

Bellew gibt als „Present participle“ eine Form auf 'e', z. B. bare „kommend“, khale „schlagend“ etc. Ich habe eine solche Form noch nicht entdecken können, so dass ich

1) So muss das Wort geschrieben werden, Nicolson hat fälschlicherweise in seinem Texte سنكړه.

sehr an deren Richtigkeit zweifle; die Form auf 'esa', 'isa' dagegen, die, wie in den obigen Beispielen gezeigt ist, sehr häufig vorkommt, erwähnt er gar nicht, und Leech keine von beiden.

Eine drävīdische Analogie für diese Form ist mir nicht bekannt. Sie entspricht der Bedeutung nach dem unlectirbaren Particip Praes. des Hindūstāni auf '-t-ē' (wie روتی), rō-t-ē „im Zustand des Weinens) und des Sindhi auf '-d-ē-i' (wie हलं देई haland-ē-i „im Zustande des Gehens“), was ursprünglich eine Locativform des Particip Praes. ist. Das Balūči kennt diese Bildung nicht.

§ 9.

II. Die active negative Form des Zeitwortes.

Das was das Brähūi ganz speciell als eine drävīdisch-tūrānische Sprache characterisirt, ist die negative Form des Zeitwortes. Diese wird wie in den südindischen Sprachen dadurch gebildet, dass dem Verbalstamme, wie er sich in den verschiedenen Zeiten darbietet, das negative Affix angehängt wird, an welchen so erweiterten Stamm dann erst die Personalendungen treten, wie wir sie oben beschrieben haben, jedoch mit manchen Abweichungen. Merkwürdig ist es, dass im Brähūi nicht ein und dasselbe negative Affix durch alle Tempore hindurch angewendet wird, sondern dass die mit dem Particip des Praeteritums zusammengesetzten Zeiten ein anderes Negationszeichen einschieben als die mit der Verbalwurzel zusammengesetzten.

Falsch und nicht einmal mechanisch richtig ist die Behauptung Bellew's, dass die Negation durch Einschiebung eines 'f' oder 'af' zwischen die zwei ersten Silben des Verbs zu Stande komme, dass die Negation in den vergangenen Zeiten durch Einschiebung von 't' bewirkt wird, scheint er noch nicht be-

merkt zu haben. Leech hat von einer negativen Form des Zeitworts keine Ahnung (und demgemäss auch Finzi nicht), obwohl in den von ihm gegebenen brähūi Erzählungen manche negative Formen des Zeitwortes vorkommen.

Gehen wir nun auf das Einzelne ein.

A) Die mit der Verbalwurzel zusammengesetzten negativen Tempora.

Eine negative Form des Infinitivs scheint im Brähūi gar nicht vorzukommen (wenigstens habe ich noch keine finden können), weil derselbe schon ganz als ein Nomen behandelt wird; das Praesens continuum wird daher nur durch die negative Form des dabei verwendeten Verbum substantivum hergestellt, das später folgen wird.

Das negative Affix, das im Imperativ, in den Temporibus des Praesens, Futurum und Futurum exactum zur Verwendung kommt, ist 'pa'. — Der negative Imperativ, resp. Prohibitiv hat darum die Endungen:

II. Pers. Sing. پا pa, II. Pers. Plur. پو pō,
z. B. خنپه xán-pa „sehe nicht!“ خنپبو xán-pa-bō.

Endigt die Wurzel im Imperativ auf 'r' oder 'γ' (غ), so wird dieses vor dem negativen Affix elidirt, z. B. Imper.

کر kar „thue“, Prohib. کپه ká-pa (statt kar-pa), Plur. کپبو ká-pa-bō; شاع šāγ „giesse ein“, Prohib. شاپه šā-pa.

Kommt das 'p' zwischen zwei Vocale zu stehen, so geht es häufig in 'f' über, z. B. بفه bá-fa „komme nicht!“

(von بر bar „komme!“), مفه má-fa „sei nicht“ (statt مرپه mar-pa), eine bestimmte Regel aber scheint dabei nicht obzuwalten. Die emphatischen Imperativaffixe 'ak' und 'th' müssen vor dem Antritt des negativen Affixes immer abgeworfen werden, z. B. درك dár-ak „nehme“, Prohib. دپه dīpē

dá-pa, خلتھ *χal-ṭh* „schlage“, Prohib. خلیپ *χál-pa*. In vielen Verbis wird im Prohibitiv der Verbalwurzel noch ein *ē* vor dem Negativaffix angefügt, z. B. بس *bis* „koche“, Prohib. بسیپه *bisē-pa*, بن *biñ* „höre“, Proh. بنیپه *binē-pa*; تولته *tūl-ṭh* „size“, Proh. تولیپه *tūlē-pa*. Andere sind ganz unregelmässig, wie ایتی *ēte* „gib“ (von تینک), Proh. تیفا *tí-fa*. Diese Unregelmässigkeiten müssen sorgfältig beachtet werden.

Im Praesens indefinitum sind die Personalendungen folgende:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	pa-r.	pa-n.
II. „	p-is (-es).	p-ire (ere).
III. „	p (i-p).	pa-s.

Sehr auffallend ist die Endung der I. Pers. pa-r, wir würden hier der Regel nach p-iv erwarten. Die III. Pers. Sing. lautet auf 'p' (ip) aus (statt p-e), in der III. Pers. Plur. pa-s ist ursprüngliches 'r' in 's' verwandelt worden, um der Verwechslung mit der I. Pers. Sing. vorzubeugen. Der Uebergang von 'r' in 's' findet sich aber auch in andern Worten im Brāhūi (cf. p. 14).

Das Praesens defin. bietet dieselben Endungen mit Hinzufügung des determinirenden 'a', nur dass in der III. Pers. Sing. noch finales 'k' hinzutritt; die II. Pers. Plur. bleibt unverändert. Sie sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	pa-r-a.	pa-n-a.
II. „	p-is-a (-es-a)	p-ire (-ere).
III. „	pa-k.	pa-s-a.

Im Futurum würden wir die Endungen p-oʃ, p-ös etc.

erwarten. Dies ist aber nicht der Fall, sondern wir finden hier vielmehr *par-ōṭ* etc., als ob das negative Affix 'par' wäre. Da dies aber unmöglich ist, so ist wohl anzunehmen, dass 'r' ein formatives Affix des negativen Verbums ist, ähnlich dem Tamil *ā-du* (Canar. *a-du*, s. Caldwell p. 361). Die Personalendungen sind demnach:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	<i>pa-r-ō-ṭ.</i>	<i>pa-r-ō-n.</i>
II. „	<i>pa-r-ō-s.</i>	<i>pa-r-ō-re.</i>
III. „	<i>pa-r-ō-e.</i>	<i>pa-r-ō-r.</i>

Das Futurum exactum schliesst sich enge an die Form des Futurums an, indem statt des Praesens des Verbum substant. dessen Praeteritum angefügt wird, wie in der affirmativen Form. Die Endungen desselben sind daher:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	<i>pa-r-ō-suṭ.</i>	<i>pa-r-ō-sun.</i>
II. „	<i>pa-r-ō-sus.</i>	<i>pa-r-ō-sure.</i>
III. „	<i>pa-r-ō-sas.</i>	<i>pa-r-ō-sur.</i>

Uebersichtliche Darstellung dieser Formen.

1) Prohibitiv.

II. Pers. Sing.	II. Pers. Plur.
حَنْبِ خَآنِ-پَا „sehe nicht!“	حَنْبِو خَآنِ-پَا-بِو.

2) Praesens indefinitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	حَنْبِر خَآنِ-پَا-ر, ich mag nicht sehen.	حَنْبِن خَآنِ-پَا-ن.
II. „	حَنْبِس خَآنِ-پَا-س.	حَنْبِرِو خَآنِ-پَا-رِو.
III. „	حَنْبِ خَآنِ-پَا.	حَنْبِس خَآنِ-پَا-س.

Zu bemerken ist, dass die Prohibitivformen تَفَّهَ, بَفَّهَ, كَفَّهَ etc. auch in das Praesens herübergenommen werden, also: ka-par „ich mag, ich will nicht thun?“ z. B. اى بِنِكَ كَفَّرَ „ich kann nicht kommen“ (wörtlich: „ich mache kein Kommen), Bux, p. 66, L. 1 v. u.; پائیک (که اى بَفَّرَ¹) „er sagt: ich mag nicht kommen“ (Bux, p. 82, L. 1 v. u.).

Zu bemerken sind Formen wie تَفِ ti-f „er mag nicht geben“, بَفِ ba-f „er mag nicht kommen“, etc.

3) Praesens definitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنپَرَسَ xán-par-a. ich sehe nicht.	خَنپَنَهَ xán-pan-a.
II. „	خَنپِسَهَ xán-pis-a.	خَنپِرِیَ xán-pire.
III. „	خَنپَكَ xán-pa-k.	خَنپَسَهَ xán-pas-a.

4) Futurum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خَنپَرَوَتَ xan-par-óť. ich werde nicht sehen.	خَنپَرَوَنَ xan-par-ón.
II. „	خَنپَرَوَسَ xan-par-ós.	خَنپَرَوَرِیَ xan-par-óre.
III. „	خَنپَرَوَهَ xan-par-óe.	خَنپَرَوَرِیَ xan-par-ór.

1) Bux hat an dieser Stelle پائی, was aber unrichtig ist, wenn die englische Uebersetzung richtig ist.

5) Futurum exactum.

Sing.

Plur.

- I. Pers. خنپروست $\chi an-par-ósut$, خنپروسن $\chi an-par-ósnn$.
ich werde nicht gesehen haben.
- II. „ خنپروسس $\chi an-par-ósus$. خنپروسری $\chi an-par-ósure$.
- III. „ خنپروسس $\chi an-par-ósas$. خنپروسر $\chi an-par-ósur$.

Es ist merkwürdig, dass zwischen dem brähūi Negativaffix und dem in den drāviḍischen Sprachen gebrauchten sich kein directer Zusammenhang aufweisen lässt. In den letzteren Idiomen ist nach Caldwell's Untersuchungen das Negativaffix 'a', und 'ka', 'ku' ('da', 'du') nur formative Suffixe des negativen Verbums (s. Caldwell, p. 363, 365), was aber doch noch sehr fraglich ist. In dem Dialect der Kōtas (auf den Nilagiris) erscheint allein 'p' als Formativsuffix des negativen Verbums statt des telugu 'k' (und des tamil-canāresischen 'd'), und es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieses kōta 'p' in näherer Beziehung zu dem brähūi Negativaffix 'pa' steht. Man könnte auch daran denken, dass das brähūi 'pa' in verwandtschaftlicher Beziehung zu dem türānischen 'ma' stehe, da im Brähūi die Negation nicht in einem Vocal, wie in den drāviḍischen Sprachen von Caldwell angenommen wird, sondern in dem labialen Consonanten 'p' liegt; allein diese Annahme ist kaum möglich wegen des im Praeteritum angewendeten Negativaffixes.

B) Die mit dem Particp des Praeteritums zusammengesetzten negativen Tempora.

Es ist höchst auffallend, dass in den Zeiten des Praeteritums nicht die Negation 'pa', sondern 'ta' (t) gebraucht wird. Da es nicht wahrscheinlich ist, dass die Sprache mit dem Negativaffix in den verschiedenen Temporibus

gewechselt hat (wofür weder in den drāviḍischen noch türānischen Sprachen, soweit meine Kenntniss reicht, eine Analogie vorliegt), so ist wohl anzunehmen, dass 'pa' und 'ta' ursprünglich identisch sein müssen und nur einen Lautwechsel darstellen. Wir haben schon bemerkt, dass Caldwell als ursprüngliches Negativaffix in den drāviḍischen Sprachen 'a' ansieht, und 'ka', 'ku' ('da', 'du') als formative Suffixe des negativen Verbums, ein Ausdruck, der an Klarheit viel zu wünschen übrig lässt.

Wie dem aber auch sein mag, die Sprache hat sicherlich bald genug in 'a-ka', 'a-ku' den Consonanten, repräsentire er auch nur ein formatives Suffix, als den Hauptbestandtheil der Negation angesehen und so konnte das eigentlich negative initiale 'a' leicht wegfallen. Da nach Caldwell (p. 365) der Wechsel von 'k' in 'p' in den Formativen der Verba nach einer Regel vor sich geht und der Uebergang von 'k' in 't' nicht ungewöhnlich, wenn auch verhältnissmässig selten in den drāviḍischen Sprachen ist, so kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, dass das brāhūi 'pa' (p) und 'ta' (t) durch einen Lautwechsel aus 'ka' entstanden ist.

Das Particip des Praeteritums gestaltet sich eigenthümlich durch Anhängung des Negativaffixes, so dass oft der ursprüngliche Stamm kaum mehr erkannt werden kann.

Das Verfahren ist dabei folgendes:

Lautet das Part. Praet. auf einen Vocal aus, so wird dieser abgeworfen und 'ta' unmittelbar an den Stamm angehängt; an den so vermehrten Stamm tritt die Endung des Part. Praeteriti, die hier durchgängig 'au' (oder 'ao'), statt 'ā' lautet, z. B. von *تیخ* *tix-ā* wird negativ *تیختو* *tix-t-au* gebildet.

Participien, die auf 'r' oder 's' endigen (denn der finale Vocal muss ohnediess abgeworfen werden), elidiren diese

vor dem 't', z. B. كرى kar-ē „er that“ wird كتو ka-t-au, پاری pār-ē „er sagte“, پاتو pa-t-au, بس bas „er kam“, بتو ba-t-au. Endigt ein Part. Praet. auf einen Doppelconsonanten, so wird der letzte vor 't' abgeworfen, z. B. كهسك khask „er starb“, Negat. كهستو khas-t-au; hier darf das 's' nicht auch abgeworfen werden, weil sonst der Stamm ganz unkenntlich würde; هلك halk (von هلك hal) „er nahm“, Negat. هلتو hal-t-au.

Die Personalendungen des Praeteritums sind also:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	t-av-aṭ.	t-av-an.
II. „	t-av-is (-es).	t-av-ire (ere).
III. „	t-au.	t-av-as. ¹⁾

'Au' geht naturgemäss vor einem folgenden Vocal in 'av' über. Man kann als Negation hier 't' oder 'ta' annehmen; im letzteren Falle wäre 'a' vor 'au' elidirt.

Das Imperfect wird vom Praeteritum durch Anfügung des determinirenden 'a' abgeleitet; in der III. Pers. Sing. tritt die Endung 'ak-a' ein. Die Personalendungen sind demgemäss:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	t-av-aṭ-a.	t-av-an-a.
II. „	t-av-is-a.	t-av-ire.
III. „	t-av-ak-a.	t-av-as-a.

Das Plusquamperfect bildet sich aus dem negativen Part. Praet. durch Anhängung des Praeteritums des Verbum subst.; die Personalendungen sind also:

1) Mit Uebergang von 'r' in 's'.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	t-av-asuṭ.	t-av-asun.
II. „	t-av-asus.	t-av-asure.
III. „	t-av-asas.	t-av-asur.

Das Perfect hängt an das negative Particip des Praet., das aber auf 'ta' (nicht 't-au') auslautet, ('-n'¹), und an dieses tritt die Endung des Verbum substant. wie in der affirmativen Form. Die Personalendungen desselben sind demgemäss:

I. Pers.	ta-n-uṭ.	ta-n-un.
II. „	ta-n-us.	ta-n-ure.
III. „	ta-n-ē.	ta-n-o.

· Uebersichtliche Darstellung dieser Formen.

6) Das Praeteritum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خنتوت χán-t-av-aṭ, ich sah nicht.	خنتون χán-t-av-an.
II. „	خنتویس χán-t-av-is (-es).	خنتوری χan-t-áv-ire (-ere).
III. „	خنتو χán-t-au.	خنتوس χán-t-av-as.

Z. B. „er hatte gesagt: ich konnte gestern nicht kommen“ (Bux, p. 70 L. 3 v. u.); آئی باوا بادشاه نا مهمانی تی هیچڑا کنتویس „o Vater, assest du nichts beim Gastmahl des Königs?“ (Nicol. p. 14, L. 4. 3. u. v.); „nichts kam in seine Hand“ (Nicol. p. 13, L. 4 v. u.); کنا هینتی

1) Man kann sich das auch anders denken, dass 't' das Negativaffix und 'an' der Formativ des Perfects ist. Diese Verhältnisse bedürfen noch weiterer Untersuchung.

هَلْتُو „er nahm mein Wort nicht an“ (Bux, p. 90, L. 1 v. u.); كل داناک اینا مطلب نشان تینک گتوس „alle Weisen konnten den Sinn desselben nicht anzeigen“ (Nicol. p. 2, L. 6 v. u.).

7) Das Imperfectum.

Sing.

Plur.

- | | | | | |
|---------|--------|-----------------------------|--------|---------------|
| I. Pers | خنتوته | χan-t-áv-aťa. ¹⁾ | خنتونه | χan-t-áv-ana. |
| II. „ | خنتوسه | χan-t-áv-isa. | خنتوری | χan-t-áv-ire. |
| III. „ | خنتوکه | χan-t-áv-aka. | خنتوسه | χan-t-áv-asa. |

Das Imperfect wird, wie im Persischen, zugleich als Conditionalis verwendet, z. B. اگر نی تینا چهنکی یاد „wenn du dich an deine Kindheit erinnern würdest, würdest du mir nicht solche Gewaltthätigkeit erzeigen“ (Nicol. p. 24, L. 2. 1. v. u.).

8) Plusquamperfect.

Sing.

Plur.

- | | | | | |
|----------|---------|--------------------------|---------|-----------------|
| I. Pers. | خنتوست | χan-t-áv-asuť, | خنتوسن | χan-t-áv-asun. |
| | | ich hatte nicht gesehen. | | |
| II. „ | خنتوسس | χan-t-áv-asus. | خنتوسری | χan-t-áv-ásure. |
| III. „ | خنتوساس | χan-t-áv-asas. | خنتوسر | χan-t-áv-asur. |

1) Ich vermute, dass die Stammsilbe nicht ganz ohne Accent bleibt, doch finde ich es unnöthig den Nebenaccent besonders zu bezeichnen.

2) Part. Praet. تس. von تینک tin-ing „geben.“

9) Perfect.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	خنتنت <i>xán-ta-n-uʃ</i> , ich habe nicht gesehen.	خنتنن <i>xán-ta-n-un</i> .
II. „	خنتس <i>xán-ta-n-us</i> .	خنتنری <i>xán-tá-n-ure</i> .
III. „	خنتنی <i>xán-ta-n-e</i> .	خنتنرو <i>xán-ta-n-o</i> .

Z. B. ای تینا کاریمی برابر گتنتت „ich habe mein Geschäft nicht recht gethan“ (Nicol. p. 4, L. 4 v. u.); او دا اسکا بتنی „er ist bis jezt nicht gekommen“ (Bux, p. 84, L. 10); نیوا که او جواب تِس نَرّة الفواد کهستنی „möge es nicht sein, dass er die Antwort gab: Nazzatu-l-fuād ist nicht gestorben“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 21, L. 4 v. u.).

§ 10.

III. Die Bildung des Causativums.

Das causale Verb wird dadurch gebildet, dass an den Verbalstamm des Infinitivs das Affix 'if' (auch 'ef' gesprochen) tritt; nur in wenigen Fällen zeigt sich in der Causalform eine Abweichung davon, indem auf eine andere Wurzel zurückgegriffen wird, z. B. کھسفنک *khas-if-ing* „tödteten“, von کھنک *kah-ing* „sterben“, Part. Praet. کھسک *khask* „er starb“, das im Causativ zu Grunde gelegt wird, mit Abwerfung des finalen 'k'. Der so vermehrte Stamm, an welchen die Personalendungen nach der beschriebenen Weise angefügt werden, bleibt unverändert durch alle Tempora hindurch, z. B. کُننک *kun-ing* „essen“, Causat. کُننک *kun-ef-ing* (oder auch کُننک *kun-if-ing* geschrieben) „essen machen“, „füttern.“

Bux (p. 21) behauptet, das Causativ werde durch Einschlebung von 'f' und 'e' gebildet, wie *تخفينك* *tix-feng* „legen machen“, aber das 'e' werde im Futurum und Futurum exactum abgeworfen. Sämmtliche Beispiele jedoch, deren ich viele gesammelt habe, widersprechen dieser Behauptung.

Bellew (p. 477) sagt, das Causativ werde durch Einschlebung eines 'f' zwischen die Wurzel und das Infinitivzeichen gebildet, z. B. *khuling* „sich fürchten“, *khulifing* „erschrecken.“ Nach ihm kann man vom Causativ wieder ein Causativ bilden, indem man 'f' in 'if' oder 'ēf' umwandelt, z. B. *khulfing* „erschrecken“, *khulifing* „erschrecken machen.“

Von einem doppelten Causativ aber ist im Brähūi keine Spur zu entdecken und Bellew hat irrigerweise die vielleicht raschere Aussprache 'khulifing' (statt 'khulifing') für eine eigene Bildung gehalten. Leech gibt überall die causative Aussprache mit 'if', z. B. *ī tene kasifeva* „ich tödte mich“, *benifene* (= *ban-if-une*) „er liess zukommen“, etc., und damit stimmt die Schreibweise bei Nicolson vollkommen.

Es kann kaum zweifelhaft sein, dass das brähūi Causativaffix 'if' identisch ist mit der Tamil Causalpartikel 'vi', die in gewissen Verbindungen sich zu 'bi' und 'ppi' verhärtet. Das Tamil hat auch ein doppeltes Causativ, wie *varu-vi-pp-in* „ich will kommen machen lassen“, woraus zu schliessen ist, dass wenn es auch im Brähūi vorhanden wäre, es jedenfalls anders gebildet sein müsste, als Bellew angibt.

Die Conjugation des Causativum verläuft ganz regelmässig, nur ist daran zu erinnern, dass das Part. Praet. nach S. 64 immer auf *ē* auslautet. Wir lassen hier eine übersichtliche Darstellung derselben folgen.

Infinitiv.

رسيفنك ras-ef-ing „ankommen machen.“

Imperativ.

Sing.

Plur.

II. Pers. سيف ras-ef (-if) سيفبو ras-ef-bō (-if-bō).

A.

1) Praesens continuum.

رسيفنك تى ات ras-ef-ing ti uṭ, etc.

2) Praesens indefinitum. (Potentialis).

رسيفو ras-ef-iv, etc.

3) Praesens definitum.

رسيفوه ras-éf-iva, etc.

4) Futurum.

رسيفوت ras-ef-ōṭ, etc.

5) Futurum exactum.

رسينوست ras-ef-ósuṭ, etc.

B.

Particip des Praeteritums:

رسيفى ras-ef-ē.

6) Praeteritum.

رسيفيت ras-ef-é-ṭ, etc.

7) Imperfectum.

رسيفيته ras-ef-éṭ-a, etc.

8) Plusquamperfectum.

رسيفيست ras-ef-é-suṭ, etc.

9) Perfectum.

رَسِيفِنْتَ ras-ef-ê-n-uť. etc.

Beispiele zur Erläuterung und Bestätigung: اودى اِرَغ „er nahm ihn¹⁾ um ihm Brod zu essen zu geben“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 2, L. 7); دادى كِنَا „leget diesen auf mein Bett“ (ibid. p. 16, L. 2); اى تينا كوسى هَرِيوُ تينا ريشى كهسيفيو „ich will mein Hemd zerreißen, meinen Bart zernichten“ (ibid. p. 18, L. 2 v. u.); هميفك كنى هندُن ايدا رَسِيفِرَه كه اى اوفتيان „die machen mir solche Pein, dass ich von ihnen gequält werde“ (ibid. p. 5, L. 8); اى خليوه كه نِوَا „ich fürchte, dass sie mir aus Furcht für ihr Leben Schaden zufügen werden“ (Nicol. p. 3, L. 8. 9); كَرَا مَن چراغاتی لكيفير „darauf zündeten sie einige Fackeln an“ (Nicol. p. 32, L. 5 v. u.); چهوكريك اودى بهاز شراب كُنيفير „die Slavinen liessen ihn viel Wein trinken“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 11, L. 1). Hie und da ist das 'i' ('e') von dem Causativ-affix 'if' ('ef') nicht in der Schrift ausgedrückt, muss dann aber mit Kasr ('i') gelesen werden, z. B. كل دوستاتی اِرَغ „alle seine Freunde speiste er“ (Nicol. p. 20, L. 2 v. u.).

1) دَرِيكه (wie es geschrieben werden sollte, da es Imperf. ist), von دَرِنِك; das gewöhnliche Part. Praet. ist دَر, es scheint aber, dass auch die Form دَرى darē vorkommt.

Auch das Causativ bildet ein Particip Praet. auf 'ōk' ('ōk-ā', 'ōk-ō') und ein Gerundium auf 'esa', 'isa', also رَسِيفُك ras-if-ōk „einer der ankommen macht“ und رَسِيفِسِه ras-éf-isa „im ankommenmachen“, z. B. زَغَمَاتِي چَرِيفِسِه كُوتِ نَا خُرُكِ رَسِنَكَار „die Schwerter schwingend kamen sie nahe zum Fort“ (Nicol. p. 33, L. 3).

Dass das Causativ auch eine negative Form hat, ist unzweifelhaft, obschon ich in dem mir zugänglichen Material keine bemerkt habe. Sie müsste etwa lauten: Imper. رَسِيفِه ras-ef-pa, Praes. indef. رَسِيفِر ras-ef-par etc.; Praet. رَسِيفْتُوت ras-ef-t-av-aṭ etc., Perf. رَسِيفْتَنْت ras-ef-ta-n-uṭ.

§ 11.

IV. Das Passivum.

Das Brähüi hat einen Passivstamm durch Anfügung des Affixes 'ing' an den einfachen Stamm ausgebildet, den es durch alle Zeiten hindurch regelmässig flectirt. Aeusserlich fällt daher der Passivstamm mit dem Infinitiv der activen Zeitform zusammen, obgleich er mit demselben keine innere Verwandtschaft hat.

Die drävīdischen Idiome haben kein Passivaffix ausgebildet und müssen daher die passive Bedeutung auf verschiedene Weise umschreiben (cf. Caldwell, p. 356—58), während die türānischen Sprachen verschiedene Passivpartikeln zu ihrer Verfügung haben. Am nächsten scheint sich das brähüi 'ing' mit dem türkischen Reflexivaffix 'i-n' zu berühren, das bei Stämmen, die auf einen Vocal oder 'l' auslauten, auch als Passivaffix fungirt. Immerhin ist diese Passivbildung ein eigenthümlicher Zug des Brähüi.

Leech erwähnt noch gar nichts von einem Passiv, Bellew aber hat ein vollständiges Paradigma desselben aufgestellt, von dem ich allen Grund habe zu vermuthen, dass er es nach seiner eigenen Phantasie ausgearbeitet hat: denn ich habe davon auch nicht die geringste Spur entdecken können, und es ist nicht wahrscheinlich, dass eine so sparsame Sprache, wie das Brähūi ist, sich den Luxus eines zwiefachen Passivs sollte erlaubt haben. Bis also sichere, durch unzweifelhafte Beweise erhärtete Beispiele von dem Bellew'schen Passiv vorliegen, muss dasselbe bei Seite gelegt werden. Offenbar durch das Persische verleitet hat er das Passiv als eine mit dem Particip des Praeteritums und dem Zeitwort 'sein' zusammengesetzte Zeitform betrachtet und demgenäss abgewandelt. Abgesehen von seinem Imperativ Pass., der gewiss nirgends als in seiner Einbildung existirt, flectirt er das Praesens folgendermassen:

Sing.	Plur.
I khalkut.	Nan khalkun.
Ni khalkus.	Num khalkure.
O khalk are-e.	Ofk-khalk arer.

Die erste und zweite Person Sing. und Plur. sind identisch mit den betreffenden Personen des Praeteritums, und die dritte Pers. Sing. und Plur. bietet eben jene Zusammensetzung, die ich im Brähūi für unmöglich halte, wenigstens so lange, bis das Gegentheil bewiesen ist, weil das Particip des Praeteritums nur in der III. Pers. Sing. (und nie als selbstständiges Particip) und nur mit activer Bedeutung vorkommt. Ferner, wenn die Sprache nicht mehr die zwei Personen Sing. und Plur. des Praeteritums vom Praesens Pass. unterscheiden könnte, so würde es mit der brähūi Logik höchst bedenklich aussehen.

In den übrigen Temporibus gibt er einfache Zusammensetzungen; Imperfect: I khalk asut; Perfect: I khalk masasut;

Past.: I khalk masunut; Future Present: I khalk marev. In allen diesen Zeiten, die er aber theilweise unrichtig benannt hat, flectirt er nur das Hilfszeitwort, das Particip selbst bleibt unverändert.

Ob es einen Infinitiv des Passivs gibt, kann ich nicht bestimmen, da ich noch keinen gefunden habe; es ist aber sehr wahrscheinlich, wie aus dem Praesens continuum zu schliessen ist. Der Imperativ fehlt. Das Passiv gestaltet sich demgemäss folgenderweise:

(Infinitiv: **خَنکَنک** *ḡaning-ing* „gesehen werden“.)

A.

1) Praesens continuum.

اُت *ḡan-ing-ing-ti* uṭ „ich bin im Gesehen werden“ etc.

2) Praesens indefinitum.

خَنکَو *ḡan-ing-iv* „ich mag gesehen werden“ etc.

Z. B. **هر وقت که کس بندغ خون نا تُهَمَت تِی تُولَنکِی** „zu jeder Zeit, wo ein Mann auf die Anklage des Mordes ergriffen werden mag“ (Bux, p. 92, L. 2 v. u.) **کُنک نا** „zur Zeit des Essens sollte der Schlafraum rein gemacht werden“ (Bux, p. 74, L. 7 v. u.); **هندا خاطران که ایقک حساب تِی** „aus dem Grunde, damit sie über (ihre) Zahl hinaus erscheinen möchten“ (Nicol. p. 32, L. 5. 4 v. u.).

1) **جکھی** bei Bux. Es ist der Accusativ, indem die passive Construction unpersönlich gebraucht und das eigentliche Subject im Accusativ untergeordnet wird, wie im Perfect Pass. des Balūci und Sindhi. Siehe ein ähnliches Beispiel unter dem Futurum S. 92.

3) Praesens definitum.

خانگيوو *ḡan-ing-eva* „ich werde gesehen“ etc.

Z. B. گڙا هراوقت كه دڙانا رندت¹⁾ خانگيره سرکار
 „darauf, so oft die Rücken der
 Räuber gesehen werden, gingen die Truppen der Regierung
 ihnen nach“ (Nicolson, Qalāt, p. 3, L. 5.).

4) Futurum.

خانگوت *ḡan-ing-ōṭ* „ich werde gesehen werden“ etc.

Z. B. اگر ني دواره دوهنو کاريم گروس ته خليفنگوه ني²⁾
 „wenn du wiederum eine solche Sache thun wirst, so wird
 man dich schlagen lassen“ (Bux, p. 82, L. 9 v. u.).

5) Futurum exactum.

خانگوست *ḡan-ing-ōsuṭ* „ich werde gesehen worden sein“ etc.

B.

6) Praeteritum.³⁾

خانگات *ḡan-ing-ā-ṭ* „ich wurde gesehen“ etc.

Z. B. همو وقت اونا دوائی اسی زغمس لکار⁴⁾ اونا اسی

1) رندت, eine brāhūi Bildung von dem Balūči rand „der Rücken“, رندا randā (Locat.) „im Rücken“ Im Brāhūi scheint رندت als Substantiv und Adverbium gebraucht zu sein.

2) Wörtlich: „es wird schlagen gemacht werden dich (nē)“, Passiv Fut. von خلفنگ *ḡal-if-ing* „schlagen machen.“

3) Das Particip des Praeteritums endigt immer auf ā (ing-ā).

4) لنگ *lag-ing* ist das Sindhi लगण (Hindūstāni لکنا *lag-nā*).

تہرتکا اُورس ترافا „zu jener Zeit traf ein Schwert seine Hand und es wurde ihm ein Finger abgehauen“ (Nicol. p. 32, L. 8), سراج الدولہ نا من بہلو سردار کہسینکار „einige grosse Häuptlinge des Sirāju-ddaulah wurden getödtet“ (Nicol. p. 29, L. 7 v. u.).

7) Imperfectum.

خنگاتہ *ḡan-ing-ā-ṭa* „ich wurde gesehen“ etc.

8) Plusquamperfectum.

خنگاست *ḡan-ing-ā-suṭ* „ich war gesehen worden“ etc.

9) Perfectum.

خنگانت *ḡan-ing-ā-u-uṭ* „ich bin gesehen worden“ etc.

Z. B. ہندن مس کہ ایفک اسی شہر نا دروازغای „Es ereignete sich so, dass sie am Thor einer Stadt unter dem Verdacht Spione zu sein, ergriffen worden sind“ (Nicol. p. 22, L. 5).

Merkwürdigerweise gebraucht das Brähūi als flectirbares Particip Pass. des Praeteritums eine Form, die mit dem Part. Praes. act. (s. S. 73) zusammenfällt, wie خنوک *ḡan-ōk* (-kā, kō) „gesehen“ کرون *kar-ōk* „gemacht“, ein Umstand, der mich längere Zeit an der richtigen Erkenntniss dieser Bildung gehindert hat. Weder Leech, noch Bellew, noch Bux erwähnen etwas davon, aber die Beispiele stellen es ausser Zweifel, e. g. یات بہاگنک کی¹⁾ تخوک اری „das Holz ist um des Verkaufens willen hingelegt“, (Bux, p. 110,

1) Bux bietet کنکی, was nur ein Druckfehler sein kann.

L. 5 v. u.); *اَسْتِ زنجير است دريچغان اونا ليح تى تفوك* „eine Kette war von einem Fenster auf seinen Nacken gebunden, er war sizend“ (Nicol. p. 13, L. 2. 3); *اس تى تفوك اس* „war zu jener Zeit ein Strick auf seinen Nacken gebunden oder nicht?“ (Bux, p. 94, L. 4. 3 v. u.); *اَتَسِي كه كنا نوشته كروكا كاغدى سوا كنيان پين كَسَس* „weil das von mir geschrieben worden seiende Papier ausser mir kein anderer liest“ (Bux, p. 118, L. 9, 10); *اونا خنتى تفوك خنا او نامون پتبان پروك خنا* „sie sah seine Augen gebunden, sie sah sein Gesicht von der Binde aufgetrieben“ (Nicol. Abul-H'asan, p. 23, L. 6).

Da in den in den obigen Beispielen erwähnten Formen nichts von dem Passivaffix 'ing' zu bemerken ist, so zweifle ich nicht daran, dass die Bildung auf 'ōk', obschon passivisch gebraucht, doch in Wirklichkeit mit dem Particip Praes. activ. identisch ist. Das Brähūi folgt in dieser Hinsicht ganz der Spur der drāviḍischen Sprachen, die auf ähnliche Weise relative Participien des Activs mit passiver Bedeutung gebrauchen (cf. Caldwell, p. 357).

Ob ein Gerundium auf 'isa' vom Passiv gebildet wird, kann ich nicht bestimmen, da mir noch kein Beispiel davon vorgekommen ist; in diesem Falle müsste es etwa *خانگیسه* *ḡan-ing-esa* lauten. Auch eine negative Form des Passivs ist mir bis jetzt noch nicht aufgestossen, obgleich dieser Bildung an und für sich nichts im Wege stünde; wenn sie vorkommt, müsste sie nach der gewöhnlichen Weise *خانگیپر* *ḡan-ing-par* etc. gebildet sein.

Ich möchte hier noch auf eine Form hinweisen, die wie ein Gerundiv (dem Sinne nach) erscheint, die ich aber,

weil ich nur ein einziges Beispiel bis jezt davon gefunden habe, nicht näher zu bestimmen wage, nämlich **karōe** **کروہ** in dem Satz: **نی دهنون کاریم اس اری کہ کروہ اری یا نی** „hast du ein solches Geschäft, das zu thun ist, oder wünschest du etwa etwas?“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 5, L. 3).

§ 12.

Hilfszeitwörter.

I) Das Verbum substantivum „Sein.“

Obschon das Verbum substant. tief in den Conjugationsprocess eingreift, so lassen wir es doch erst hier folgen, damit die Flexion des Verbuns in ihrer Gesamtheit dargestellt werden konnte.

Es ist, wie in so manchen anderen Sprachen, defectiv, ohne Infinitiv und Imperativ, die durch eine andere Verbalwurzel ersetzt werden, wie wir sehen werden; auch die Zeiten sind auf das Praesens defin. und das Praeteritum beschränkt, die übrigen müssen anderweitig ergänzt werden. Der bequemeren Uebersicht willen lassen wir gleich der affirmativen Form auch die negative folgen.

1) Praesens definitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	ات <i>ut</i> ¹⁾ , ich bin.	ان <i>un</i> , wir sind.
II. „	اس <i>us</i> , du bist.	اری <i>ure</i> , ihr seid.
III. „	ای <i>ē</i> , er ist.	او (ار) <i>o</i> (ur) sie sind.

1) Das 'u' wird auch wie 'ö' gesprochen und Bux giebt es durchgängig so an; in 'ot', 'os', 'on', 'ore', 'or' ist darum das 'o' kurz.

Wenn dieses Tempus mit einem Nomen verbunden wird, so wird, wie im Persischen, das initiale *f* abgeworfen, falls das Nomen auf einen Consonanten endigt, lautet es aber auf einen Vocal oder auf 'ah' (*āb*) aus, so wird das *f* behalten. Ich finde übrigens oft das initiale Alif auch dann geschrieben, wenn das Nomen mit einem Consonanten schliesst, was übrigens nur eine nachlässige Schreibweise ist. Z. B.:

Sing.	Plur.
ای مارت̄ I mār-ut, ich bin ein Knabe.	نن مارت̄ nan mār-un, wir sind Knaben.
نی مارت̄ nī mā-rus, du bist ein Knabe.	نم مارت̄ num mār-ure, ihr seid Knaben.
او مارت̄ ō mār-e, er ist ein Knabe.	اوڤک مارت̄ ōfk mār-o, sie sind Knaben.

Dagegen: ای سپاهی ات̄ i sipāhī uṭ „ich bin ein Soldat“ etc.

Die Wurzel dieses Tempus scheint 'u' zu sein, aus dem sich allerdings die III. Person Sing. *ē* schwer erklären lässt.

Neben dieser findet sich im Praesens eine andere Wurzel, die sich aber dadurch von ات̄ uṭ etc. unterscheidet, dass sie nicht als Personalendung der Verba gebraucht noch an Nomina angehängt wird, sondern durchaus selbstständig auftritt. Es ist das die Wurzel 'are', die ihrerseits schon wieder durch Hilfe von ات̄ etc. conjugirt wird und wohl mit dem drāviḍischen 'ir' stammverwandt ist.

Praesens definitum.

Sing.	Plur.
ای اریٔ <i>i áre-t,</i> ich bin, existire!).	نن ارین <i>nan áre-n.</i> wir sind.
نی اریس <i>nī áre-s,</i> du bist.	نم اریری <i>num áre-re.</i> ihr seid.
او اری: اسی سی <i>ō áre, áse, se²),</i> er ist.	اونك اریر <i>ōfk áre-r.</i> sie sind.

Leech und ihm nach Bellew stellen auch eine Form 'asitut' auf, die der erstere 'Present tense' benennt und durch „I am alone“ übersetzt, der letztere dagegen „Aorist“ und durch „I may be“ wiedergiebt. Sie conjugiren es beide folgendermassen:

Sing.	Plur.
<i>i asitut.</i>	<i>nen asitun.</i>
<i>nī asitus.</i>	<i>num asiture.</i>
<i>ō asite.</i>	<i>ofk asitur (-or).</i>

Wir müssen dieses ganze Tempus für ein reines Phantasiegebild erklären, da sich davon auch keine Spur entdecken lässt. Bellew wenigstens hätte merken können, dass auf diese Weise und mit solchen Personalendungen absolut kein Aorist im Brähüi gebildet werden kann.

Die negative Form von اریٔ und أ wird durch die Wurzel اف *af* „es ist nicht“ hergestellt, an welche die

1) Dem Sinne nach wie das persische هستم, im Gegensatz zu ام (= أ).

2) In اسی ist 'r' in 's' übergegangen und سی ist eine weitere Verkürzung davon, das darum häufig an Nomina angehängt gefunden wird, obschon dies nicht geschehen sollte.

Endungen des Verbum substantivum ات (theilweise lautlich verkürzt) treten, nur dass in der III. Pers. Sing. entweder 'ak' antritt, wie im Praet., oder die blossе Wurzel steht. Dass 'af' mit dem negativen Affix 'pa' verwandt ist, steht ausser Zweifel.

Sing.	Plur.
أَت af-at ¹), ich bin nicht.	أَن af-an ²), wir sind nicht.
أَفِيس af-es, du bist nicht.	أَفِيرِي af-ere, ihr seid nicht.
أَفِاك af-ak } er ist nicht.	أَفِاس af-as, sie sind nicht.
أَف af	

Das Praeteritum zu ات wird mit der Wurzel اس 'as' gebildet, an welche die Endungen des Verbum subst. angefügt werden, mit Ausnahme der III. Pers. Sing., welche, wie im Praeteritum, entweder auf die Wurzel allein, oder auf 'ak' und 'as' auslautet.

Sing.	Plur.
أَسْتُ as-ut, ich war.	أَسُنْ as-un, wir waren.
أَسُّس as-us, du warst.	أَسْرِي as-ure, ihr waret
أَسَّك as-ak } er war.	أَسْرُ as-ur, sie waren.
³) أَسَّس as-as	
أَس as	

1) Hier 'at', 'as' (= ar) gesprochen um der Sequenz der Vocale willen, obgleich diese im Brähūi nicht streng durchgeführt wird.

2) Bux (p. 27) transcribirt 'afin', was unwahrscheinlich ist.

3) Die Form أَسَّس kommt auch immer als Personalendung der III. Pers. Sing. vor.

Die negative Form des Praeteritums wird auf zweifache Weise gebildet. Bux (p. 28) gibt als III. Pers. Sing. (i. e. als Particip) 'allau'¹⁾, i. e. 'alla-o', flectirt aber von dieser Form aus nicht regelmässig, wie man erwarten sollte, 'allav-aḥ', 'allav-as' etc., sondern folgendermassen (nach seiner eigenen Transcription):

Sing.	Plur.
ای الات i alla-oḥ.	نن الان nan alla-on.
نی الاس ni alla-os.	نم الارى nom alla-ore.
او الr o alla-o.	انك الاور ofk alla-or.

Wenn seine lateinische Transcription richtig ist, so ist seine hindūstāni Schreibweise falsch; es müsste dann heissen: الاوت (oder wahrscheinlicher آلوت, da 'a' kaum lang sein kann) etc. Es ist übrigens nicht unmöglich, dass man statt der gewöhnlichen Form 'allav-aḥ' etc. auch 'alla-oḥ' spricht.

Ich habe von diesem negativen Praeteritum bis jetzt leider nur die dritte Pers. Sing. gefunden, so dass ich mich über die Schreibweise der anderen Personen nicht aussprechen kann; z. B. كنى نا حال نا هيچ خبر الو „ich hatte keine Kenntniss von deinem Zustande“ (Bux, p. 120, L. 2); پيرى تى بيمار مس اينا بچنك نا اميد الو „er war im Alter krank geworden, es war keine Hoffnung, dass er gerettet würde“ (Nicol. p. 3, L. 2. 1 v. u.).

Das brāhūi 'alla' entspricht ganz dem tamil 'alla', das „es ist und war nicht“ bedeuten kann. Weil 'alla' die Bedeutung des Praeteritums schon ursprünglich in sich fassen kann, so wird es im Brāhūi auch wie im Particip des Praeteritums

1) Wenn man Leech trauen dürfte, würde dies nach ihm 'allav' gesprochen (s. p. 16, L. 4, wo er selbst nur 'alav' schreibt).

behandelt und darum mit den Endungen des Verb. subst. ات etc. versehen.

Ich habe aber bei Nicolson auch eine andere Form gefunden, in der 'alla' als ein Particip mit Praesensbedeutung gefasst ist, so dass an dasselbe das Praeteritum آست etc. angefügt wird. Diese, von der ich übrigens nur zwei Personen gefunden habe, müsste lauten:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	الوست alláv-asuṭ.	الوسن alláv-asun.
II. „	الوسس alláv-asas.	الوسرى allav-ásure.
III. „	الوسك alláv-asak.	الوسر alláv-asur.

Z. B. درو ای ابو الحسن آست الوست „gestern war ich Abu'l-H'asan, war ich nicht?“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 8, L. 4); هميفك بنگال نا ملك نا نامردا بندغاتيان الوسر¹⁾ „diese waren nicht von den feigen Leuten aus der Provinz Bengalen“ (Nicol. p. 29, L. 1. 2.).

II) Das Verbum مَنِك man-ing „werden“, „sein.“

Alle Tempora, die dem Verbum substant. mangeln, werden aus dem Verbum 'man-ing' ergänzt, das ursprünglich „werden“ bedeutet und in diesem Sinne noch oft vorkommt. Seine Wurzel ist 'mar', die im Praeteritum in 'mas' übergeht, und regelmässig conjugirt wird.

Infinitiv: مَنِك man-ing „werden“, „sein.“

Imperativ.

	Sing.	Plur.
II. Pers.	مر, مَر mar, már-ak.	مَبو má-bō. ²⁾

1) Nicolson hat in seinem Texte الويسر, das و aber muss ein Druckfehler sein, da eine solche Form sich nicht denken lässt.

2) Mit Elision von 'r', s. S. 58.

Prohibitiv.

	Sing.	Plur.
II. Pers.	مفه má-fa.	مفبو má-fa-bō.

A.

1) Praesens continuum (deest).

2) Praesens indefinitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مريو már-ev.	ميرين már-en.
II. „	مريس már-es.	ميريري már-ere.
III. „	مري már-e.	ميرير már-er.

Bellew führt 'mar-ev' als Futurum (Future present) auf, weil er als Aorist schon das oben erwähnte 'asitūt' hingestellt hatte; er ist auch hier wieder der falschen Angabe Leech's gefolgt.

In der negativen Aussage wird 'r' vor der Endung 'par' elidirt, und 'p' als zwischen zwei Vocalen stehend in 'f' verwandelt.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مفر má-fa-r.	مفن má-fa-n.
II. „	مفس má-fi-s.	مفري má-f-ire.
III. „	مف maf. ¹⁾	مفس má-fa-s.

3) Praesens definitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مريوة már-ev-a.	ميرينه már-en-a.
II. „	مريسة már-es-a.	ميريري már-ere.
III. „	مريك már-e-k.	ميريرة már-er-a.

1) 'Maf' = 'mar-p' = 'map' = 'maf'. Auch das finale 'p', dem ein Vocal vorangeht, scheint in 'f' überzugehen.

Negative Aussage:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مفرد má-fa-r-a.	مفرد má-fa-n-a.
II. „	مفرد má-f-is-a.	مفرد má-f-ire.
III. „	مفرد má-fa-k.	مفرد má-fa-s-a.

4) Futurum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مروت mar-ôṭ.	مرون mar-ôn.
II. „	مروس mar-ôs.	مروری mar-ô-re.
III. „	مروه mar-ô-e.	مرور mar-ô-r.

Negative Aussage:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مفروت ma-far-ôṭ.	مفرون ma-far-ôn.
II. „	مفروس ma-far-ôs.	مفروری ma-far-ô-re.
III. „	مفروه ma-far-ô-e.	مفرور ma-far-ô-r.

5) Futurum exactum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مروست mar-ô-suṭ.	مروسن mar-ô-sun.
II. „	مروستس mar-ô-sus.	مروسری mar-ô-sure.
III. „	مروستس mar-ô-sas.	مروسر mar-ô-sur.

Negative Aussage:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مفروست ma-far-ô-suṭ.	مفروسن ma-far-ô-sun.
II. „	مفروستس ma-far-ô-sus.	مفروسری ma-far-ô-sure.
III. „	مفروستس ma-far-ô-sas.	مفروسر ma-far-ô-sur.

B.

6) Praeteritum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مست <i>más-uṭ.</i>	مسن <i>más-un.</i>
II. „	مسس <i>más-us.</i>	مسرى <i>más-ure.</i>
III. „	مسك <i>más-ak.</i>	مسر <i>más-ur.</i>
	مسس <i>más-as.</i>	
	مس <i>mas.</i>	
		مسو <i>más-ō.</i>

Negative Aussage:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	متوت <i>má-t-av-aṭ.</i>	متون <i>má-t-av-an.</i>
II. „	متويس <i>má-t-av-es.</i>	متويرى <i>ma-t-áv-ere.</i>
III. „	متو <i>má-t-au.</i>	متور <i>má-t-av-ar.</i>

7) Imperfectum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	مسته <i>más-uṭ-a.</i>	مسنه <i>más-un-a.</i>
II. „	مسسه <i>más-us-a.</i>	مسرى <i>más-ure.</i>
III. „	مسكه <i>más-ak-a.</i>	مسره <i>más-ur-a.</i>

Negative Aussage:

	Sing.	Plur.
I. Pers.	متوته <i>ma-t-áv-aṭ-a.</i>	متونه <i>ma-t-áv-an-a.</i>
II. „	متوسه <i>ma-t-áv-as-a.</i>	متويرى <i>ma-t-áv-ere.</i>
III. „	متوکه <i>ma-t-áv-ak-a.</i>	متوره <i>ma-t-áv-ar-a.</i>

8) Plusquamperfectum.

	Sing.		Plur.
I. Pers.	مست ماس-اسۇ.		مسن ماس-اس-ون.
II. „	مسن ماس-اسۇس.		مسنرى ماس-اس-ۇرى.
III. „	مسن ماس-اساس. } مسن ماس-اس. }		مسن ماس-اس-ۇر.

Negative Aussage:

	Sing.		Plur.
I. Pers.	متوست ما-ت-اڧ-اسۇ.		متوسن ما-ت-اڧ-اسۇۇ.
II. „	متوسس ما-ت-اڧ-اسۇس.		متوسرى ما-ت-اڧ-اسۇرى.
III. „	متوسس ما-ت-اڧ-اساس.		متوسر ما-ت-اڧ-اسۇر.

9) Perfect.

	Sing.		Plur.
I. Pers.	مست ماس-ون-ۇ.		مسن ماس-ون-ون.
II. „	مسن ماس-ون-ۇس.		مسنرى ماس-ون-ۇرى.
III. „	مسنى ماس-ون-ە.		مسنو ماس-ون-ۆ.

Negative Aussage:

	Sing.		Plur.
I. Pers.	متنت ما-ت-ان-ۇ.		متنن ما-ت-ان-ون.
II. „	متنس ما-ت-ان-ۇس.		متنرى ما-ت-ان-ۇرى.
III. „	متنى ما-ت-ان-ە.		متنو ما-ت-ان-ۆ.

Das Particip des Praesens ist **مروك** mar-ök (-ök-ā, -ök-ō).
Das Gerundium müsste **مريسه** már-esa lauten, doch habe ich davon noch keines gefunden.

Mit **مننگ** werden im Brähüi viele Verba composita gebildet, gerade wie im Persischen mit **شدن**, z. B. **اوار مننگ** avār man-ing „zusammentreffen“, „sich versammeln“ (**جمع شدن**), **بش مننگ** baš maning „aufstehen“, **کم مننگ** gum maning „verloren gehen“ (**کم شدن**) etc.

§ 13.

Unregelmässige Zeitwörter.

Um ein brähüi Zeitwort conjugiren zu können, muss man ausser dem Infinitiv den Imperativ, Prohibitiv und das Particip Praeteriti kennen. Bei einigen aber genügt diess nicht, weil sie ihr Praesens indef. und definit. der affirmativen Aussage nicht von der Imperativform bilden, sondern die Wurzel entweder verändern oder eine andere substituiren. Dies sind also im eigentlichen Sinne unregelmässige Zeitwörter.

Von den am häufigsten vorkommenden unregelmässigen Zeitwörtern dieser Art sind:

I) **کننگ** kan-ing¹⁾, „thun.“

Imper. **کرن** kār-ak; Prohibitiv **کپه** ká-pa; Part. Praet. **کری** ká-rē.

Der Imperativ ist regelmässig: Sing. kār-ak, Plur. ká-bō. Ebenso der Prohibitiv: Sing. ká-pa, Plur. ká-pa-bō. Das Praes. indef. und defin. aber wird nicht von der Wurzel 'kar' aus gebildet, sondern von 'kē', wie:

Praesens indefinitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کیو kē-v, ich mag thun.	کین kē-n.
II. „	کیس kē-s.	کیری kē-re.
III. „	کی kē.	کیر kē-r.

1) Balūči **کنک** kan-ag (cf. Pers. **کن**, Imper. von **کردن**).

Praesens definitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کیرِه kē-va, ich thue.	کینه kē-na.
II. „	کيسِه kē-sa.	کيرِي kē-re.
III. „	کيک kē-k.	کيره kē-ra.

Das Futurum und Futurum exactum dagegen werden wieder regelmässig von der Wurzel 'kar' abgeleitet, wie کروت kar-ōṭ „ich werde thun“ etc und کروسِت kar-ō-suṭ „ich werde gethan haben“ etc.

Die Zeiten der Vergangenheit werden regelmässig vom Part. Praet. aus gebildet, wie: Praeteritum کريت kar-é-ṭ „ich that“ etc.; Imperf. کريتِه kar-é-ṭa, etc.; Plusquamperfect کريست kar-é-suṭ; Perfect کرينت kar-é-n-uṭ, etc.

Die negative Aussage wird regelmässig abgewandelt, Praes. indef. کپر ká-par, (III. Pers. Sing. ka-f) etc.; Praes. defin. کپره ká-para (III. Pers. Sing. ká-pak) etc.; Futurum کپروت ka-par-ōṭ etc.; Fut. exact. کپروست ka-par-ō-suṭ etc.; Praet. کتوت ká-t-av-aṭ etc.; Imperf. کتوتِه ka-t-áv-aṭ-a; Plusquamperf. کتوست ka-t-áv-asuṭ; Perf. کتنت ká-ta-n-uṭ.

Das Particip des Praesens ist کروک kar-ōk, das Gerundium کريسِه kár-esa.

II) هينک hin-ing, gehen.

Imper. هِن hin, Prohib. هِنپِه hínpa; Praet. هِنَا hin-ā.

Dieses Verb ist anscheinlich ganz regelmässig, es substituirt jedoch im Praesens und Futurum die Wurzel 'kā' (= k-ā, s. S. 40), wie:

Praesens indefinitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کار kā-v, ich mag gehen.	کان kā-n.
II. „	کاس kā-s.	کاری kā-re.
III. „	کای kā-e.	کار kā-r.

Praesens definitum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کاوه kā-v-a, ich gehe.	کانه kā-n-a.
II. „	کاسه kā-s-a.	کاری kā-re.
III. „	کائه kā-ek.	کاره kā-r-a.

Futurum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کوت k-ōt, ich werde gehen.	کون k-ōn.
II. „	کوس k-ōs.	کوری k-ōre.
III. „	کوه k-ōe.	کور k-ōr.

Futurum exactum.

	Sing.	Plur.
I. Pers.	کوست k-ō-sut, ich werde gegangen sein.	کوسن k-ō-sun.
II. „	کوسس k-ō-sus.	کوسری k-ō-sure.
III. „	کوسس k-ō-sas	کوسر k-ō-sur.

Die Zeiten der Vergangenheit werden regelmässig vom Part. Praet. **هنا** hinā gebildet. Part. Praes. **منوک** hinōk „gehend“; Gerundium wohl **هنیسه** hín-esa.

Es gibt wahrscheinlich noch einige andere Verba dieser Gattung, allein bis jetzt habe ich in den spärlichen Texten noch keine andere gefunden, ausser das Praes. indef. Plur.

دير *dē-r* und den Sing. Praes. defin. *ديك* *dē-k*, von *دَنِك*, Imper. *دَرَكَ*, „nehmen.“

§ 14.

Verzeichniss unregelmässiger Zeitwörter.

Diese Liste, die natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, enthält solche Zeitwörter, die entweder im Imperativ und Prohibitiv oder im Part. Praet eine Unregelmässigkeit zeigen. Wir wiederholen hier, was schon früher S. 64 bemerkt worden ist, dass das regelmässige Part. Praet. auf 'ā', oder wenn der Stamm mit 'f' schliesst, auf 'ē' auslautet, alle anderweitig gebildeten Participien des Praeteritums werden als unregelmässige betrachtet.

Bellew hat auch ein Verzeichniss von Verben im Infinitiv, Imperativ, Praesens und Praeteritum gegeben, was sehr anerkennenswerth ist, allein es muss doch davor gewarnt werden, da es grösstentheils falsch ist. Es würde mich viel zu weit führen, alle seine Missverständnisse aufzuzeigen, die aus der Vergleichung seiner Liste mit der nachfolgenden sich für jeden leicht ergeben. Er hat darin auch viele Composita mit *مَنِك* und *كِنِك* aufgenommen, die füglich hätten wegbleiben können; übrigens muss constatirt werden, dass es nicht seine Absicht war, unregelmässige Zeitwörter zusammenzustellen, sondern überhaupt eine Anzahl von Verben aufzuzeichnen. Ferner ist es ein Nachtheil, dass er den Imperativ im Plural anführt, da die Form des Singulars nicht immer mit der des Plurals gleichlautend ist, z. B. Sing. *كِر* *kar* „thun“, Plur. *كِبِر* *ká-bō*.

Infinitiv.	Imperativ.	Prohibitiv.	P.Präteriti.
باتننگ bātin-ing verlieren.	بائتی bāite	باتفه bātifa	باتس bātis.
بسنگ bis-ing kochen.	بس bis	بسیپه bisipa	بسا bisā.
بننگ bin-ing hören.	بن, بنک bin-ak, bin	بنیپه binīpa	بنک bing.
باننگ ban-ing kommen.	برک barak	بفه bafa	بس bas.
پاننگ pān-ing sagen.	پا pā	پاپه pāpa	پاری pāre.
پترنگ patar-ing hineingehen.	پترنگ pataring	پترنگپه pataringpa	پترنگا pataringā.
پندنگ pinḡ-ing bitten.	پند pinḡ	پندپه pinḡipa	پندا pinḡā.
پیننگ pin-ing gebrochen sein.	پن pin	پنیپه pinīpa	پنا pinā.
ترنگ tar-ing spinnen.	ترنگ taring	ترنگپه taringpa	ترنگا taringā.
تننگ tin-ing geben.	ایتی ēte	تفه tifa	تس tis.
تورنگ tūr-ing ergreifen.	تور tūr	تورپه tūrpa	توریر tūrēr.
تولنگ tūl-ing sizen.	تولتهه tūlṡh	تولیپه tūlipa	توس tūs.
توننگ tūn-ing zuvorkommen.	توننگ tūniug	توننگپه tūningpa, توپه tūpa	توننگا tūningā.

Infinitiv.	Imperativ.	Prohibitiv.	P. Praeteriti.
تهژنگ thar-ing schneiden.	تهژ thar	تهرپه tharipa	تهژی tharē.
1) ترهکنک sieden.	ترهک	ترهکیپه	ترهکا
چائک čā-ing wissen.	چا čā	چاپه čāpa	چائسه čā-esa.
چرنک čar-ing wandern.	چربک čaring	چرنکیپه čaringpa	چرنکا čaringā.
چهندنگ čhand-ing schütteln.	چهند čhand	چهندنپه čhandipa	چهندا čhandā.
خوائک χvā-ing grasen.	خوا χvā	خوایپه χvāpa	خوایا χvāyā.
خرنگ χar-ing sich bewegen.	خرنگ χaring	خرنگپه χaringpa	خرنگا χaringā.
خلنگ χal-ing schlagen.	خلته χalth	خلیپه χalpa	خلک χalk.
خلنگ χul-ing sich fürchten.	خلی χuli	خلیپه χulipa	خلیس χulis.
خنک χan-ing sehen.	خنک χanak	خنپه χanpa	خنا χanā.
خوانفک χvānif-ing unterrichten.	خوانف χvānif	خوانفپه χvānifpa	خوانفا χvānifā.
خواهنگ χvāh-ing wünschen.	خواه χvāh	خواهیپه χvāhipa	خواها χvāhā.
دسنگ das-ing säen.	دس das	دسیپه dasipa	دسا dasī.

1) Die Aussprache dieses Verbums ist mir nicht sicher.

Infinitiv.	Imperativ.	Prohibitiv.	P. Praeteriti.
د ننک dan-ing wegnehmen.	1) درک darak	د پە dapa	در، درې darē, dar
دوشاغنک dūšāy-ing sich einmischen. ²⁾	دوشاغ dūšāy	دوشاپە dūšāpa	دوشاغا dūšāyā
ر سنک ras-ing ankommen.	ر سنک rasing	ر سنکپە rasingpa	ر سنکا rasinga
س لنک sil-ing waschen.	س ل sil	س لپە silipa	س لا silā
س لنک sal-ing stehen.	س ل salī	س لپە salipa	س لیس salis.
شاغنک šāy-ing hineinwerfen.	شاغ šāy	شاپە šāpa	شاغا šāyā.
ک شنک kaš-ing ziehen.	ک ش kaš,	ک شپە kašpa, ک شپە kašipa	ک ش kašā.
	ک شه kašē		
ک ننک kan-ing thun.	ک رک karak	ک پە kapa	ک ری karē.
ک ننک kun-ing essen.	ک ن kun	ک نپە kunpa	ک نک، ک نی kune, kung.
ک هنک kah-ing sterben.	ک ه kah	ک هپە kahipa	ک هسک khask.
گ درنک gidr-ing vorübergehen.	گ درنک gidring	گ درنکپە gidringpa	گ درنکا gidringā.

1) Im Praes. unregelmässig 'dē' (wie 'dē-v', 'dē-r', 'dēv-a', 'dē-k' etc.).

2) Wörtlich: „Wasser hineingiessen.“

Infinitiv.	Imperativ.	Prohibitiv.	P. Praeteriti.
گفنگ gaf-ing weben.	گف gaf	گفپه gafpa	گفا gafa.
لوژنگ ¹⁾ lōr-ing für etwas büssen.	لوژ lōr	لوژپیه lōrīpa	لوژا lōrā.
مننگ man-ing werden, sein.	مر mar	مفه mafa	مس mas.
نرنگ nir-ing fliehen.	نر nir	نرپیه nirīpa	نرا nirā.
هترنگ hatar-ing هتنک hat-ing } bringen.	هت hat	هتپه hatpa	هیس his.
هرنگ hir-ing sehen.	هر hir	هرپیه hirīpa	هرا hirā.
هرانگ haring zerreißen.	هر har	هرپیه harīpa	هرا harā.
هړسنگ haṛs-ing sich wenden.	هړسنگ haṛsing	هړسنگپه haṛsingpa	هړسنگا haṛsingā.
هالنگ hal-ing nehmen.	هالته halṭh	هالپه halpa	هالك halk.
هوننگ hun-ing schauen.	هر hur	هنپه hunpa	هنا hunā.
هیننگ hin-ing zickeln.	هینک hīnak	هینپه hīnpa	هینس hīnas.

1) Sindhi लोड़ण.

§ 15.

Postpositionen.

Neben den schon bei der Declination erwähnten Postpositionen gibt es noch eine Anzahl anderer, die dem Nomen ebenfalls unmittelbar angehängt werden. Diejenigen Postpositionen dagegen, die ursprünglich Nomina sind, erfordern den Genetiv, oder wenn sie den Begriff der Trennung, Scheidung oder Distanz involviren, den Ablativ. Manche dieser letzteren sind wieder mit einer Postposition zusammengesetzt, mit der sie einen Gesamtbegriff bilden.

1) Postpositionen, welche unmittelbar an das Nomen antreten.

Deren sind verhältnissmässig wenige, wie:

بہاز دی اسکا iskā¹) „bis zu“ (usque ad), z. B. اسکا دی سلامت مریس
 bleiben!“ (Nicol. Abu'l-H'asan, p. 20, L. 2.)

دا ہیت شرئی کہ } „von, mit“, z. B. سینان
 سیان siyān }

نی شر و بندغ سینان زهر گنیس „diese Sache ist besser,
 dass du von einem guten Manne Gift assest“ (Nicol. p. 18,
 L. 6. 7); ای نی ہیت سیان خوش کریت; „ich habe dich
 auch mit einem Wort ergötzt“ (Nicol. p. 126, L. 1);

1) In der Stelle Nicol. Abu'l-H'asan p. 19, L. 2 v. u. خلیفی
 اسکا „bis zum Chalifen“ ist خلیفی sicherlich ein Druckfehler
 (statt خلیفہ), da keine Postposition mit dem Dat. und Accus. des
 Singulars construiert wird.

2) سینان ist mir jedoch etwas verdächtig als ein Druckfehler,
 da ich sonst nur سیان gefunden habe.

[1880. I. Phil.-phil. Cl. Bd. I. 6.]

هَرَفِيرِ اسی پیرو اری سیان هَرَفیر „sie fragten einen alten Mann“ (wörtlich: von einem alten Mann)“, (Nicol. p. 18, L. 8).

سِیَا سِیَا اِرَغ کُننک کی هِنانی z. B. „zu, hin“; z. B. „er ist zu einem Manne gegangen um Brod zu essen“ (Bux, p. 120, L. 1 v. u.).

غَا γā „an, auf, gegen hin“. Z. B. هَرَا وقت که نی „zu der Zeit als du den Todten auf dem Ufer sahst“ (Bux, p. 94, L. 4 v. u.).

غَان γān „von, auf, gegen hin“, bildet meist nur mit einem anderen Nomen eine Postposition, wie کیرغان kir-γān „unter“ etc.

کِی kī „von-wegen“, z. B. هَمو وقت که نماز خواننک „zu der Zeit, als er um das Gebet zu sprechen aufstand“ (Nicol. p. 14, L. 8).

2) Postpositionen, welche den Genetiv regieren.

Es sind das alles Nomina von adverbialer Bedeutung, mit und ohne Postposition, die wenigen aus dem Persischen geborgten ausgenommen.

باتغان bāt-γān }
باتغای bāt-γāe } „auf, an, über“.

Z. B. مَعاقِ نا تَلمی کنا تَقصیر نا باتغای کشی „ziehe die Feder der Vergebung über mein Vergehen“ (Nicol. p. 13, L. 6 v. u.);

بَرزَا burzā¹⁾, „auf, an“.

پارغان pār-γān, „von der Seite her“.

پارغای pār-γāe, „nach der Seite, hin — zu“.

1) بَرزَا ist das Balūcī بُرْزَا; das finale ā ist im Balūcī das Zeichen des Locativs, das sich auch vielfach im Brāhūi findet, besonders in Wörtern, die aus dem Balūcī geborgt sind.

Z. B. *اسی درویش همینا پارغان هِنَا* „ein Darvësh kam von seiner Seite her“ (Nicol. p. 19, L. 6); *اسی نوکرس* „sie schickten einen Diener zu einem Dorf um Salz zu holen“ (Nicol. p. 8, L. 3).

<i>پدا</i> padā ¹)	}	„nach, hinter, hinter dem Rücken“.
<i>پدان</i> padān		
<i>پدای</i> padāe		

Z. B. *کسس نا پدان غیبت کپیو* „hinter irgend Jemands Rücken machet keine Verleumdungen“ (Bux, p. 68, L. 8); *اسی کماشو بندغس که کاروان نا پدای بس پاری* „ein altersschwacher Mann, der nach der Karavane kam, sagte“ (Nicol. p. 17, L. 2).

پدرت padraṭ „nach“, „hinter“ (gleichbedeutend mit *رندت*); z. B. *بندغ نا پدرت بندغ مون تِسکه* „er sandte Mann hinter Mann“ (Bux, p. 108, L. 8 v. u.).

پر par „auf“, „an“ (Persisch) wird nur in einem gewissen Zusammenhang gebraucht, wo es unserer deutschen Conjunction „und“ gleichkommt (s. die Conjunctionen p. 122).

تهتی tahṭi „hinein“, „innerhalb“ (Balūči tahā), z. B. *همی وقت اسی سوارس دروازه نا تهتی بس* „zu eben jener Zeit kam ein Reiter zur Thüre herein“ (Nicol. p. 3, L. 1 v. u.).

خاطرت xāṭiraṭ (Pers.-Bräh.) „von wegen“; z. B. *ای دا ایلم نا خاطرت کرینت* „ich habe das um (meines Bruders willen gethan“ (Bux, p. 108, L. 9 v. u.).

1) *پدا* ist balūči Ursprungs.

خَرْكُ *ḫuruk* | „nahe“, „nahe bei“; „zu — hin.“
 خَرْكَايَ *ḫurukāe* |

Z. B. هَمِي وَتِ تِهْ كِهْ اَوِ دِسْتِرْخَوَانِ نَا خَرْكُ تَوْسِ تِينَا „als er bei Tische sass, ass er weniger Brod als sein Gebrauch war“ (Nicol. p. 14, L. 6. 7);
 اِسْكَ نِي تَوِ كِيْرَاسِ مَرْوِءِ هَمِيْفِكِ نَا خَرْكَايَ بَرُوْرُ „so lange bei dir etwas sein wird, so lange werden sie zu dir kommen“ (Nicol. Abu'l-H'asan p. 1, L. 3 v. u.).

رَنْدَتِ *randat* „nach“, „hinter her“ (Balūči رندا *randā*);
 z. B. سِرْكَارِ نَا لَشْكَرِ اِيْفْتَا رَنْدَتِ هِنَارِ „die Truppen der Regierung giengen ihnen nach“ (Nicol. Qalāt, p. 3, L. 5).

شَيْفِ *šēf* „unten“, „unter“, „herunter“, meist adverbialiter gebraucht oder mit مَنَنْكِ, wie شَيْفِ مَنَنْكِ „herunter kommen.“

كِيْرِغَا *kir-γā* | „unter.“
 كِيْرِغَانِ *kir-γān* |

Z. B. هَمِي بَنْدِغَاكِ دِيْرِ اَسْرِ كِهْ دِرْخْتِ نَا كِيْرِغَا „wer waren die Männer, die unter dem Baume gesessen waren?“ (Bux, p. 54, L. 1): تِينَا بَدِ خَصْلَتَاكِ تِينَا: „du verbirgst deine schlechten Eigenschaften unter der Achselhöhle“ (Nicol. p. 15, L. 2).

مَوْجِبِ *mūjib* (Pers.-Arab) „gemäss“, „entsprechend.“

Z. B. نَمَا شَرِيْعَتِ نَا مَوْجِبِ دَا مَقْدَمِهْ نَا فَيْصَلِهْ „wie kommt die Entscheidung dieser Sache nicht nach eurem Gesez?“ (Bux, p. 94, L. 6 v. u.).

مونا	mōnā	} „vor“, „im Angesicht“; „zu Jemand hin.“
مونغا	mōn-γā	
مونغان	mōn-γān	

Z. B. بندغ کور مَسْنی قاضی نا مونغا هئا „der Mensch wurde blind, er gieng vor den Qāzī“ (Nicol. p. 16, L. 8); بادشاه „vor dem Könige ass ich um einer gewissen Absicht willen nichts“ (Nicol. p. 14, L. 2 v. u.); نا پَد پُشت کله کیره و نا „hinter deinem Rücken tadeln sie (dich) und vor deinem Angesicht sind sie bereit das Leben (für dich) zu opfern“ (Nicol. p. 14, L. 2. 3).

نیام تی	niyām-ṭi	} „zwischen“; „in der Mitte“; „unter“
یام تی	yām-ṭi	

(میان = Pers. نیام)

Z. B. هندن بندغ و ضعیفه نا نیامتی انت فرقاری „zwischen einem solchen Manne und einem Weibe was ist da für ein Unterschied?“ (Nicol. p. 20, L. 4); او تینا „er war um seines Vergnügens willen unter die Leute gekommen“ (Nicol. Abu'l-H'asan p. 2, L. 5 v. u.).

3) Postpositionen, welche den Ablativ regieren.

بار	bār	} „wie“, „gleichwie.“ ¹⁾
بارای	bārāe	

1) کونو (Aussprache unbekannt) scheint auch „wie“ zu bedeuten, aber keinen Casus zu regieren. Ich habe es bis jetzt nur an einer Stelle gefunden نی کونو بهاراتی سانبها „viele wie dich hat es gepflegt“ (Nicol. p. 2, L. 5). سانبهنک ist das Sindhi सांभण.

Z. B. مون تی هیتان بار خُلکنی نا پدان خَرَمغان „vor dem Angesicht ist er wie eine Ziege sanft, hinter deinem Rücken hart wie ein Wolf“ (Nicol. p. 14, L. 3. 4);
 خچران بارای باریم نا کیرغان افت „ich bin nicht wie ein Maulthier unter der Last“ (Nicol. p. 15, L. 6).

بغیر bayair (Pers.-Arab.) „ohne“, „ausser.“

Z. B. „ohne“ بغیر خدا نا مرضیان ای اودی خَلتنت „ohne den Willen Gottes habe ich ihn nicht geschlagen“ (Bux, p. 134, L. 4 v. u.).

پدا padā „nach“ (bei Zeitbestimmungen).

Z. B. گهنگان پدا انصاف مروء „nach dem Tode wird Gerechtigkeit werden“ (Bux, p. 110, L. 3).

پیشن pēšin „aus“, „von“; „heraus.“

Z. B. ارغان پیشن برک „komme aus dem Hause heraus“ (Bux, p. 80, L. 7).

گُد	guḏ	} „nach.“
گُدَا	guḏā	
گُرَا	guṙā	

Z. B. منتاک سالان گُد ای هبو وقت دمشقان بست „nach einigen Jahren kam ich zu eben jener Zeit von Damascus“ (Nicol. p. 20, L. 2 v. u.);
 ده دیان گُرَا کنی „nach zehn Tagen werden wir in diesem Hause drei Jahre sein“ (Bux, p. 82, L. 2 v. u.).

مُسْت must „vor“, „ehe.“

Z. B. تینا حیاتی غنیمت چا همی دیان مُسْت که „betrachte dein Leben als eine
 خبر مری که فلانہ کهسک

Beute vor dem Tag, wo die Nachricht werden mag, der und der ist gestorben“ (Nicol. p. 3, L. 2. 3).

ويد vēd „ohne“, „ausser.“

Z. B. خلیفه پاری وید خداگان پین خدا ای
 „der Chalif sagte: ausser Gott gibt es keinen andern Gott“
 (Nicol. p. 20, L. 2. 3).

§ 16.

Adverbien.

Wenn auf die wenigen Beispiele, die mir bis jetzt aufgestossen sind, zu bauen wäre, so hätte das Brähūi die Fähigkeit, Adverbien von Adjectiven abzuleiten durch die Endung 'ikā'; allein dies ist doch noch zweifelhaft, weil dem allgemeinen Character der drāviḍischen Sprachen nicht entsprechend. Die Beispiele sind: نی دادی شریکا صاف
 „du hast das nicht recht rein gemacht“ (Bux, p. 74, L. 4 v. u.). ای امریکا کاؤ انتی کہ کنا نتتی تی زور ای
 „wie (auf welche Weise) soll ich gehen, da in meinen Füssen keine Kraft ist“ (Nicol. p. 17, L. 4).

Die meisten Postpositionen, die unter 2) und 3) im vorhergehenden Paragraphen aufgeführt worden sind, werden auch zugleich als Adverbien gebraucht, wie بڑزا burzā „oben“, نهتی tahti „drinnen“, خُرُک xuruk „nahe“ etc. Hieher können noch gezählt werden رَها rahā „nahe“, مُر mur „ferne.“

Ausserdem aber besitzt das Brähūi noch eine Anzahl eigentlicher Adverbien, die wir eintheilen können in

1) Adverbien des Orts, wie دانگی dānge, دازی dāre „hier“, هندازی handāre „eben hier“, همینگی hamēnge,

ایتری ēre „da“, همیتری hamēre „eben da.“ Das Affix ‘-nge’ entspricht dem Tamil ‘-ngu’, wie ingu „hier“ und ‘-re’ dem Tamil ‘-ṛdu’, Tuḷu ‘-ḍe’, wie ‘iḍe’ (cf. Caldwell, p. 326).¹⁾

Hierher gehören auch die fragenden Ortsadverbien, wie ارازی arā-re „wo?“, ارازیک arā-riḱ „wo?“, ارانگ arā-ng „wo?“, ارانگی arā-nge „wohin?“ (Bux, p. 52, L. 2 v. u.), اران ارā-kān „woher“ (Bux, p. 52, L. 4 v. u.).

2) Adverbien der Zeit, wie: اینو ēnō „heute“, پکا oder پهکا phagā „morgen“, پهللی phalmī „übermorgen“, چہوا čhivā „wann?“ چہوتان čhivatān „seit wie lange?“, ہرچہوا har-čhivā „wann immer“, داسا dāsā „jezt“, ہنداسا han-dāsā „eben jetzt“, درو darō „gestern“, دری ن dare nan „gestern Nacht“, کوملخدو kumulχudō oder ملخدو mulχudō „vor zwei Tagen“, لوجاری lōjāri „wiederum“, نیکان nanikān „bei Nacht“ (Nicol. p. 24, L. 7); die zusammengesetzten Ausdrücke, wie ارادت „wann?“, ہر وقت „zu jeder Zeit“ etc. gehören nicht hierher, so wenig als دوار duvār „wiederum.“

Die Pronomina, welche eine Qualität ausdrücken (s. p. 52) können auch adverbialiter gebraucht werden, wie ہموہن hamōhun „auf jene Weise“, دہن dahun „auf diese Weise; امر amar „auf welche Weise?“ انتی anta-e „warum?“ ist eigentlich der Dativ von انت anta = dem Persischen چرا.

1) Merkwürdig ist, dass auch das Balūči ein Adverbium des Orts auf ‘-ngō’ bildet, wie اینگو ingō „hier“, ہمانگو hamāngō „dort.“ Auch die Endung ‘dā’ wird ähnlich gebraucht, wie ادا idā „hier“, اودا odā „dort.“

Auch Substantiva werden als Adverbien gebraucht, besonders wenn sie wiederholt sind, wie **مدان مدان** madān madān „langsam“; ebenso Adjectiva, wie **زو** zū „schnell“ (Pers. **زود**).

§ 17.

Conjunctionen.

Merkwürdig ist, dass das Brähūi gar keine Conjunctionen ausgebildet hat, alle sind geborgt, wenn auch theilweise mit brähūi Stämmen zusammengesetzt.

ایسکا iskā kih „so lang als“ (oder auch bloss **اسکا** iskā, identisch mit der Postposition), z. B. **ایسکا که حرامزاده** „so lange als der schlechte Mensch sich im Zustande des Glücks befindet“ (Nicol. p. 10, L. 3).

اغ ay } „wenn.“
اگر agar }

Z. B. **اغ همینا دیوالی خناس حیران مَسَس** „wenn du die Wand desselben gesehen hättest, wärest du erstaunt gewesen“ (Nicol. Abu'l-H'as. p. 3, L. 2. 3).

انتی anta-e kih } „weil“, „darum dass.“
انتسی antas-e kih }

Z. B. **انتی که ای زو پیشن هنتوت** „weil ich schnell hinausgehen werde“ (Bux, p. 110, L. 10); **انتسی که کنی** „weil mir von deinem Zustande gar keine Kunde war“ (Bux, p. 120, L. 1. 2).

بی bi „auch“ (Sindhi **भी** oder **बि**); z. B. **همیڑی که**

1) **انتی که** ist das Pers. **چرا که** („warum? dass“ = „weil“); **انتسی که** wörtlich: „was ist es? dass“, Pers. **چيست که**.

کل اری همیڑی اوار پت بی اری „da wo eine Rose ist, da ist auch mit verbunden ein Dorn (Bux, p. 102, L. 8).

ارغ پروالتھ par (cf. p. 115), im Sinne von „und“, z. B. ہتہو „bringet Brod und Milch“ (wörtlich: „auf Brod Milch“).

تہ tah „dann“, „da“ (Sindhī تہ), besonders im Nachsaze von Bedingungsätzen, wie: اگر اودی حکم مسکا تہ „wenn ihm der Befehl (dazu) wäre, so würde er jedes Geschäft um seinetwillen recht thun“ (Bux, p. 134, L. 3. 4); او کنی خلتھی نشان ایتی تہ ای اودی خدای نشان ایتو „er möge mir den Schmerzen zeigen, dann will ich ihm Gott zeigen“ (Bux, p. 134, L. 7. 6 v. u.).

کہ kib (Pers.) „dass“, „als“, „da“, „weil“ etc., auch zur Anführung der directen Rede gebraucht, wie im Pers., z. B. ای خلیوہ کہ ای نی بہاز دقدار تسنت „ich fürchte, dass ich dir viel Mühe gemacht habe“ (Bux, p. 119, L. 2 v. u.); ہرقی کہ ارا نا خواجہ ارانک ہنانی „er fragte: wohin ist der Besitzer des Hauses gegangen?“ (Bux, p. 120, L. 2 v. u.).

نوا navā	} „damit nicht“ (aus dem Pers. نَبَوَا verdorben).
کہ نوا navā kih	

Z. B. خلیوہ کہ نوا دُزاک بریر „ich fürchte, die Diebe möchten kommen“ (Bux, p. 132, L. 6).

و o „und“ (balūci Aussprache = dem Neupersischen u) wird im Brāhūi verhältnissmässig selten gebraucht, da es die Sätze auch ohne Conjunction aneinander reiht.

یا „oder“; یا — یا (Pers.) „ob — oder“; auch bloss یا allein bei der zweiten Frage, wie: او ظالم سی یا انصاف „ist er ein Tyrann oder einer der Gerechtigkeit übt?“ (Bux, p. 126, L. 5 v. u.).

Da wohl nur wenigen die brähūi Texte von Nicolson zugänglich sein werden, so füge ich hier die folgenden zwei Stücke aus denselben als Leseübung bei. Die Orthographie habe ich, wo es nöthig war, nach der von mir in der vorstehenden Abhandlung befolgten Methode verbessert und für das leichtere Verständniss des Textes einige erläuternde Anmerkungen beigefügt.

I.

(Nicols. p. 2; cf. Gulistān, Cap. I, 2. Erzählung.)

خراسان نا بادشاهاتیان¹ است سلطان محمودی اونا
 کهنکان اس صد سال گد² تُغ تیی خنا. اینا دُرست جان
 ذره ذره مَس و مَش³ مَس دا اسکا هرتومکاک⁴ خن تینا
 اُرا تیی سُراره⁵ خناره. کل داناک اینا مطلب نِشان تینک
 کتوس⁶ کُزا اسی درویش اس سلام گری⁷ پاری⁸ او دا اسکا
 هِنک تیی بی انتی⁹ که اونا مُلک پین نا دوی⁹ تیی بی .
 بهاز پنیو¹⁰ بندغاتی کهد¹¹ کرینو ایفتا زندکانی نا هیچتر
 نشانی دغار¹² نا باتغای¹³ متو¹⁴ . او پیرنکا لاشة قبر نا
 نیام¹⁵ تیی تخانو اینا مش دوهن خورت¹⁶ مَس که اینا
 است هدی¹⁷ باتی متو. نوشیروان بادشاه نا پین دا اسکا
 اینا سخاوت نا سببان مشهور آری اغ که¹⁸ بهاز مدت
 کدِرِنکا که او راهی مَس هِنّا. آیی بَنَدَغ نیکی گَرک¹⁹ تینا حیاتی
 غنیمت چاهمی دیان مُست که خَبَر مَری که فُلانہ کَهَسک :

- 1) Nicols. بادشاهتیاں. 2) گڈ guḍ, hier Adverbium „nachher.“
 3) مَش, nach dem Persischen (خال) „Staub.“ Bellew gibt davon (S. 486) auch die Bedeutung „mountain.“ 4) S. Untersuch. p. 52.
 5) سُرِنڪ sur-ing „sich bewegen“ ist das Sindhi सुरणु; also wörtlich: „sie bewegten sich, sie schauten (umher)“ (Imperf.). 6) کتوس ka-t-av-as, Praet. neg. von کنڪ kan-ing „thun“; s. Untersuch. p. 82. 83.; kan-ing mit einem Infinitiv drückt unser „können“ aus, also: تينڪ کينڪ „geben können“ (wörtlich: „ein geben machen“). نشان
 تنڪ = dem Persischen نشان کردن „bezeichnen.“ 7) کري کارē, Part. Praet. von کنڪ kan-ing „er machte“; s. Untersuch. p. 111.
 8) پاري پارē, Part. Praet. von پانڪ پān-ing „er sagte.“ 9) Es scheint, dass neben دو (dū) auch دوی dūi „Hand“ im Gebrauch ist; oder man müsste annehmen, dass vor einem auf einen Consonanten anlautenden Affix ein euphonisches 'i' eingeschoben werde, wenn das Nomen mit einem langen Vocal schliesst, was ich aber bis jetzt nicht beobachtet habe. 10) پينيو piniv oder pinēv (von پن pin „Name“) muss „berühmt“ bedeuten (Pers. نامور). 11) كهڏ کhaḍ ist das Sindhi खड „eine Höhle, ein Loch“, daher كهڏ کنڪ „ein Loch machen“ = „begraben.“ 12) ڌڙار ḍayār „Grund“, „Boden“, „Erde.“ 13) باٽغايُ „auf der Oberfläche“, s. p. 114. 14) مَتو matau, s. Unters. p. 103.
 15) نِيام = Pers. میان. 16) خورت entspricht zwar wohl dem Sinne nach dem Persischen بخورد, doch ist mir seine Form noch unklar. 17) هڏي haḍi (eigentlich haḍi) ist das Sindhi हडी „Bein.“ 18) اغ کہ ay kih = Pers. اگرچه „obschon.“ 19) کَرڪ kārak, Imper. von گنڪ „thun“; s. Untersuch. p. 58. 20) چا čā, Imper. von چائڪ čā-ing „wissen“, „erkennen“; s. Untersuch. p. 110. 21) كهسڪ khask, Praet. von گهنڪ kah-ing, „gestorben“; s. Untersuch. p. 111.

II.

(Nicolson, p. 9; cf. Gulistan Cap. I, 22. Erzählung).

اسی ظالم نا بابت قصہ کرینو کہ درویش نا کاٹمائی
 خَل خَلک . درویشی تینا عِوضِ هَلِنک نا قُوتِ مَتَو او
 خلی تین تو تِخا همی وقت اسکا کہ بادشاہ ناخوش مَس
 همی بندغ قید تی تِخَنک نا حکم تِس^۱ . کُڑا همو درویش
 بَس^۲ اونا کاٹمی^۳ خَل تو خَلک . همی بندغ فریاد گری
 پاری نی دِپُرس دا خلی کنا کاٹمائی انتسی کہ خَلکُنس . او
 جواب تِس کہ ای فُلانہ اُت دا همی خلی کہ نی فُلانہ دی^۴
 کنا کاٹمائی خَلکُنس او پاری دا اسکا نی آرانک مَسُنس .
 درویش جواب تِس ای نا دَرَجغان خَلِیست^۵ ای کہ داسا
 نی قید تی خَنِیوه کنا اُسْت تی بَس کہ تینا عِوضِ هَلِیو^۶ .
 ایسکا کہ^۷ حرامزاده بندغ نیک بختی نا حالت تی آری
 دانا بندغاک چائَنک تی او کہ اودی تعظیم تِنَنک لائق
 آری . هروقتاء^۸ کہ نی تی جنک گِنَنک نا توفیق اف^۹
 خراب بندغاتی جنک کپه^{۱۰} . هرکس نا دو کہ چاندیان^{۱۱}
 جوڑ^{۱۲} مَس اغ او پین نا دُوہ تو کہ غولادان چوڑ مَس
 جنک گروہ^{۱۳} تینا دوی نقصان گروہ . صبر کرک ایسکا
 کہ قسمت اونا دوی بند کی^{۱۴} کُڑا نی تینا دوست نا
 خوشیان^{۱۵} اونا ملیئی^{۱۶} کشی^{۱۷} .

- 1) Part. Praet. (III. Pers. Sing.) von تَنِيكَ „geben“; s. Untersuch. p. 109. 2) Part. Praet. von بَنِيكَ „kommen“; s. Untersuch. p. 109. 3) كَأْتُمْ „Kopf.“ 4) دِي dē „Tag.“ 5) Plusquamperf. von خُلِنِكَ „sich fürchten“, Part. Praet. خُلِيَسِ xulēs; s. Untersuch. p. 110. 6) Praes. indef. von هَلِنِكَ „nehmen“; s. Untersuch. p. 112. 7) „So lange als.“ 8) Nicolson bietet وقتًا wobei das finale Hamzah abgefallen ist; وقتًا vaqt-ā wäre der balūci Locativ. 9) Ueber اف af s. Untersuch. p. 98. 10) Ueber كَيْپَ s. Untersuch. p. 76. 11) چاندي cāndī = Sindhi चांदी (ebenso Hindūstāni) „Silber.“ 12) جوز jōr = Sindhi जोड़ु „gemacht.“ 13) Das Futurum von كَنِيكَ; s. Untersuch. p. 106. 14) S. Untersuch. p. 105. 15) Der persische Text lautet: بكام دوستان „zum Vergnügen (deiner) Freunde“; der brāhūi Text würde bedeuten: „aus Vergnügen des Freundes.“ 16) مِلِي milī „das Gehirn.“ 17) Imperativ (neben كَش) von كَشِينِكَ (= Persisch کشیدن) „herausziehen“; s. Untersuch. p. 111.

Druckfehler:

S. 8, L. 5 v. u. lies: 'gebraucht' (statt 'gebracht'). S. 13, L. 5
هيچترā hēcetrā. S. 24, L. 1: Bellew.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 02760 5545

